Per. 41 c (1835,2

Digitized by Google

<36603920190014

<36603920190014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Europa,

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung mit mehren Gelehrten und Künstlern

herausgegeben

von

August Lewald.

1835.

Zweiter Band.

1835,2

Leipzig und Stuttgart:

J. Scheible's Verlags-Expedition.

7

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Europa.

1835.

II.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

des

zweiten Bandes.

1835.

Belgien.

Seite

Politisches Leben der Belgier 198
Das Hospiz der Geisteskranken in Gent 529

Deutschland.

Deutsche Literatur.

Vertraute Briefe aus Berlin. Von E. Beurmann 261. 321. 458
Seydelmann und die deutschen Schauspieler. Von H. Laube. 273
Fürst Clemens von Metternich. Von Dr. Wilhelm Binder. 289

Skizzen und Genrebilder.

Aus den Memoiren eines Reisenden im vorigen Jahrhundert 18. 125. 165
Bilder aus Sachsen. Von Fr. Stolle.
I. Der Sonntag in Dresden 220
II. Ein sächsisches Sprichwort 420
III. Die Dresdner Dreierbrödchen 422
Bilder aus Mainz. Societäten für Kunst und Wissenschaft . . 345
Stadttheater 374
Messen, Handel und Gewerbfleiß 561
Frauenverein 566

England.

Skizzen und Genrebilder.

Das Parlament im Jahre 1835.
II. Das Oberhaus 49. 106
(Vergl. I. Das Unterhaus, im ersten Band S. 362.)

Novelletten.

Das erste und das letzte Mittagsmahl 64
Pawla Kolowska 241
Die rothe Nase 441

Frankreich.

Französische Literatur.

Die heirathslustigen Mädchen. (Von Pigault-Lebrun, aus dem 7ten Bande von Paris moderne) 72
Geschichte eines Adjutanten. (Aus Alfred de Vigny, Grandeur et Servitude militaires) 497
Der polnische Lancier. Von der Herzogin von Abrantes . 451
Die Rache eines Gatten. Von derselben 548
Wenige Stunden einer Nacht. Novelle 552

Digitized by Google

Zur Tagesgeschichte.

Seite

Gallerie interessanter Zeitgenossen. Einige Berühmtheiten in ihren Wohnzimmern 80

Skizzen und Genrebilder.

Pariser Salons. Von der Herzogin von Abrantes . . . 415
Wie man sich in Paris vor dreißig Jahren amüsirte . . 512

Italien.

Skizzen und Genrebilder.

Café Florian in Venedig 355
Skizzen aus Italien. Mitgetheilt vom Architecten Mutschlechner.
I. Capua und Caserta 433
II. Römische Bäder 435
III. Die Kaserne von Pompeji 436
IV. Ausflug auf den Vesuv 437

Novelle.

Zwei Nächte in Rom 193

Norwegen.

Reise in Norwegen. Von de la Boulaye 173. 228

Polen.

Novelle.

Der grüne Wald. Von der Herzogin von Abrantes . . 133

Spanien.

Zur Tagesgeschichte.

Zumala-Carreguy in Navarra 1

Skizzen und Genrebilder.

Französisches Schauspiel in Spanien 85
Spanien, wie es ist 481

Reisen in Spanien.

Die Ersteigung des Mont Perdu. Erinnerungen aus den spanischen Pyrenäen 97
Der Alhambra 337

Spanische Novelle.

Dolores 385

Türkei.

Aus einem Tagebuch einer Reise nach Constantinopel. Von John Auldjo 145

Europäische Tagesbegebenheiten.

Chronologische Uebersicht der Monate September, October und November 1835. 577

Scenen aus dem See-Leben.

Ein Aufruhr auf einem Sklavenschiffe 363
Die todte Schiffsmannschaft. Ein Seeabenteuer. Erzählt von A. Paterfi de Fossombroni 542

Aufsätze vermischten Inhalts.

Aberglaube und Glaubensansichten im Volke . . 26. 154. 396

Digitized by Google

Feuilleton.

Seite

Anecdoten 286. 336
Aus der Gesellschaft 94. 143. 283. 334. 429. 524.
Die beduinischen Künstler in Paris 428
Die Beduinen auf der Pariser Bibliothek 573
Bellini 90
Bellini's Todtenfeier 141
Bellini's Tod 238
Die Blinden auf der Scene . 283
Diplomatie 43
Englische Militärstrafen . . 575
Englischer Gerichtshandel . . 614
Eröffnung des Théâtre royal italien in Paris 142
Der erste November 1755 . . 381
Erste Vorstellung der Beduinen in Paris 479
Fantastische Concerte . . . 613
Der General Allard 238
Gerichtshändel 381
Gesundheitspflege . . . 239. 381
Herr von St. Cricq 525
Die Hindu in London . . . 613
23 Hungertage 430
Jagd 47
Industrie 43
Italienische Pracht 284
Iwanoff 187
Kleine Zeitung. Bonn 89. — Breslau 569. — Brünn 377. — Frankfurt 235. — Genf 185. — Heidelberg 426. — Kassel 89. — Konstantinopel 186. — Mainz 426. — Paris 280. — St. Petersburg 521. — Prag 425. — Riga 521. — Wien 377. — Stuttgart 89. — Weimar 232. 475.
Komische Gerichtshändel . 239. 285
Kunst 330
Künstler-Prozeß 380
Lacenaire 525
La Roncière 283

Literarische Uebersichten.

Seite

Balbi, essai statist. sur les bibliothèques de Vienne . . . 570
Beurmann, Skizzen aus den Hanseestädten 282
Blumauer, die Mutter an der Wiege 236
Bock, der 31. Julius 186
— Anastasia 186
Bonaparte, Lucien, la verité sur les cents jours 42
Bridgewater-Bücher . . . 427
Delafaye-Brehier, die jungen Mädchen 477
Didier, Anselmo 571
Elias, die Liebenden 140
Gorianoff, Memoiren . . . 41
Groß-Hoffinger, Lebensgeschichte Joseph II. 282
— Gallerie d. berühmtesten Denker 282
Hahn-Hahn, Gräfin, Gedichte 235
Hanisch, neueste Erzählungen . 41
Haussez, Reise ein. Verbannten 139
Heine, über die romantische Literatur 236
Hell, Exoteren 611
— dramatisches Vergißmeinnicht 611
Jeitteles, ästhetisches Lexikon . 521
Jugend-Wanderungen. Vom Verfasser d. Briefe ein. Verstorbenen 610
Kulmann, sämmtl. Gedichte . 427
Lang, Paris wie es ist . . . 476
Lembert, Almanach dramatischer Spiele f. d. Jahr 1836 . 610
Lewald, Fr., Breslau's Stadthaushalt 187
Massaloup, der Corregidor . 186
Masson, vierge et martyre 90. 329
— die eiserne Lampe 476
Mémoires du Prince de la Paix 89
Mitsch, Lustspiele 521
Nodier, die Krümchen-Fee . . 378
Oldenburg, Erinnerungen aus dem Leben 140
Ortlepp, Fieschi 427
Oettinger, Marabouts . . . 42
Russische Classiker 427
Rußland, Polen und Finnland. Tableau 571
Sand, Andreas 378
Satori, Diana von Cinq Mars 329
Westphalen, Gedichte . . . 476
Wienbarg, Wanderungen durch den Thierkreis 42
Woltmann, Menschen und Gegenden 571

Lordmayor-Schmaus 430
Luftfahrt 94
Merkwürdiger Selbstmord . . 430
Die Minister Carl's X. . . . 191
Mode 93. 143. 188. 334. 428. 478. 611

Digitized by Google

Seite

Musik 92. 187. 236. 331. 379. 522
Münzkunde 191
Ein Nachkomme Napoleons . . 91
Napoleons Hut 572
Nekrolog. d'Autel 96. — v. Pfiſter 144. — Schröter 288. — v. Baader 480. — C. A. Böttiger 480. — Erwin Spekter 528. — Fürſtin von Montfort 576. — v. Seubert 616. — Fürſtin v. Talleyrand 616.
Ein neues Drama 45
Eine neue Heilige 95
Oeffentliche Bäder in d. Türkei 615
Paganini's Auferſtehung . . 46
Eine Pariſer Hirſchjagd . . . 189
Pariſer Witze 284. 526
Pferderennen 47
Raupach 612
Roſſini und Bellini 523

Seite

Ruſſiſches Theater in St. Petersburg 379
Schillers Denkmal 335
Das ſchwediſche Theater . . . 522
Shawl und Holzſchuhe . . . 574
Signora Albertazzi 479
Statiſtiſche Notizen 189. 335. 429
Theater 43. 92. 142. 187. 236. 333. 379. 428. 477. 522. 571.
Das Veilchen 239
Vermiſchtes 47. 96. 144. 191. 240. 286. 336. 382. 431. 480. 527. 576. 616.
Voltaire's Schloſs 335
Weiblicher Muth 380
Das Wettrennen des Privatvereins in Cannſtatt 140
Wettrennen in Algier . . . 141
Wiederholte Bitte 192
Zur gefälligen Berückſichtigung für die Herren Mitarbeiter . 480

Die artistischen Beilagen.

Stahlſtiche und Lithographien.

Allard, Generaliſſimus der Armeen des Königs von Lahore, Commandeur der Ehren-Legion. Nach S. 576.
Bellini. Nach S. 192.
Chargen von Dantan. (Lablache u. Santini vorſtellend) Nach S. 432.
— (Victor Hugo und Alexander Dumas vorſtellend.) Nach S. 616.
Mad. Damoreau-Cinti. Nach S. 384.
Don Juan von Oeſtreich, von Caſimir Delavigne, letzte Scene. Nach S. 528.
Alexander Dumas. Nach S. 616.
Engliſches Oberhaus. Nach S. 144.
— Haus der Gemeinen. Nach S. 288.
Gegend um Kaliſch. Nach S. 48.
Heimkehr aus der See. Nach S. 336.
Victor Hugo. Nach S. 616.
Lamartine. Nach S. 48.
de La Mennais. Nach S. 96.
Mad. Malibran-Garcia. Nach S. 384.
Marr als Abdallah. N. S. 480.
St. Cloud. Nach S. 240.
Scene aus dem neuen franzöſiſchen Melodrama Ango von Dieppe. Nach S. 288.
Studien für Schauſpieler. Nach S. 336.
Der Theolog. Nach S. 192.

Modebilder.

Nach S. 96. 240. 336. 480. 528.

Muſikbeilagen.

Aus Fr. Rückert's Liebesfrühling, erſtem Strauß, von L. Hetſch. Nach S. 480.
Das Gebet des Fiſchers. Gedicht von Crevel de Charlemagne, Muſik von F. Maſini. Nach S. 48.
Hermann's Kriegsgeſang bei Beſiegung der Franken. Aus dem Franzöſiſchen von Charles David, Muſik von Fräulein Carbeaut. Nach S. 384.
Lied von Rückert, Muſik von J. Meyerbeer. Nach S. 240.
Nizza. Canzonetta. Worte v. Emil Deschamps, Muſik von Roſſini. Nach S. 576.
Romanze aus „Maria Tudor" von V. Hugo, componirt von Lenz. Nach S. 144.

BAYERISCHE
ST.-STS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Spanien.

Zumala-Carreguy in Navarra.

— „Holla! Volontario von Navarra, wenn Ihr nicht zu müde seyd .... — Ay! Jesus! Müde? Niemals! — So führet mich, wenn's Euch beliebt, nach Lessaca zu Don Pedro de Harismendi. — Zu dem Apotheker? — Zu ihm selbst. — Santa Maria! Ich kenne ihn! Ich bin von Vera; ich war Kapuziner. Die Christinos haben unser Kloster verbrannt, die Hunde! Ich bin zwanzig Jahre alt; und wurde Freiwilliger. Ich trage noch meine alte Kutte unter dem Ueberrock .... Seht her .... aber Ihr habt Eile, Bamos!*) Ich werde Euch gerade wie eine Kugel zu dem Boticario nach Lessaca führen. Ich bin sein Assistent.“

Bevor ich das Bild dieses seltsamen Gesellschafters hinzeichne, den der Zufall mir sandte, muß ich dem Leser bemerken, daß ein Gehülfe oder Assistent bei den Offizieren die Functionen eines Dieners verrichtete. In diesem Kriege, wo die Gebirgsbewohner alle freiwillig dienen, erhielten die unbedeutendsten Dienstleistungen ehrenvolle Benennungen, welche die Gleichheit dieser freien Menschen und den natürlichen Adel des spanischen Geistes charakterisiren. Selbst der Spion wird hier zum Vertrauten, Confidente.

Wäre ich ein Fremder gewesen, so würde der Capuchino meine Fragen abgewartet haben, um darauf kurz zu erwidern; aber das geheimnißvolle Band der Nationalsprache war hinlänglich, um sogleich zwischen uns Vertrauen und Zuneigung Statt finden zu lassen, als wenn wir uns schon lange gekannt hätten. Ich war der erste französische Baske, den eine unwiderstehliche Neigung mitten in die Insurrection hineinzog. Die Gelegenheit war schön für den navarresischen Capuchino. Alle Exaltation, welche zwei Jahre der Gefahren und

*) Laßt uns gehen! — B wird bekanntlich V gesprochen.

unabläſſigen Arbeit der Kämpfe und Siege in ihm angehäuft hatten, machte ſich jetzt Luft durch ein Feuerwerk von Worten, während wir die Hügel hinabeilten, welche das Dorf Leſſaca beherrſchen.

Der Capuchino war von kleinem Wuchſe; ſeine dicken Haare, worauf eine Polizeimütze ſaß, bedeckten halb ſein braunes Geſicht, welches durch zwei ſtechende Augen von außerordentlicher Beweglichkeit belebt wurde. Er trug ein ſchlechtes Pantalon und Sandalen auf den Füßen; eine gut verſehene Patrontaſche hing an dem Gürtel ſeines grauen Ueberrocks, worin ſein Bajonet ſteckte. Der eine ſeiner Arme hing herab, indem er eine ſchwere Flinte hielt, während der andere unaufhörlich geſticulirte, und ſeinen Kopf begleitete, deſſen ſchnellere Beweglichkeit der Volubilität ſeiner Zunge nachkam. Er bediente ſich unverändert der baskiſchen Mundart, und die kaſtilianiſchen Flüche, welche er ihr beimiſchte, gaben ſeiner Erzählungsweiſe eine komiſche Kraft. Ich nahm mich wohl in Acht, ihn zu unterbrechen; und wenn die Geſchichten, die er mir als etwas Neues zum Beſten gab, auch nicht neu für mich waren, ſo unterhielten mich doch ſeine Petulanz und ſeine Exclamationen ungemein.

— „Die Basken ſind nie bezwungen worden; in ihrem Lande ſind ſie unüberwindlich, C....! *) da ſeht 'mal meinen Ueberrock! Er gehörte einem Chriſtino, den ich getödtet habe. Dieſe Flinte habe ich einem Manchego genommen, der nicht mehr das Brod der Königin eſſen wird, P.....! — Ich war in den Ebenen von Vittoria; ich habe den General O'Doyle erſchießen ſehen; der machte ein Geſicht im Fall, Demonio! — Das war ein Gemetzel! Man muß Zumala-Carreguy geſehen haben, Santjago! Seine Augen ſchoſſen Blitze; er iſt finſter, nicht ein Wort; aber Säbelhiebe, Carai! — Und ſeine Reiter, Dios mio! Stellt Euch die ſtärkſten und erſchreckendſten Männer des Gebirgs vor: der Eine wie ein Huſar gekleidet, der Andere wie ein Dragoner, der wie ein Jäger, jener wie ein was weiß ich; Tuch um den Kopf, Sandalen, offene Bruſt; ſie ſind die Schrecken der Feinde. Einer gegen fünf, ſie würden alle Teufel der Hölle in die Pfanne hauen, Satanas! — Wißt Ihr, was ein neuer Reitersmann bekömmt? Ein Pferd und eine Lanze; für das Uebrige ſind die Chriſtinos da. Wir machen ſie kahl, wie die Ratten, blos das Halstuch läßt man dieſen Ketzern, um ſie beſſer zu erkennen; denn wir plündern auch unſere eigenen Kameraden, die getödtet werden. Sie wird Gott mit dem Gewande des Ruhms bekleiden, Amen! — Seht Ihr mich, der ich

*) Dieſer und andere ſpaniſche Pöbelausdrücke ſind Anſtand genommen worden, hier auszuſchreiben.

ſpreche? Ein ganzes Leben würde nicht hinreichen, um Euch die entſetzlichen Qualen zu ſchildern, die wir haben ausſtehen müſſen. Santa Madre de Dios! Welcher Winter! Chriſtinos hier, Chriſtinos da, Chriſtinos bei allen Teufeln! Wir haben mehr als eine Nacht hingebracht, Füße im Schnee, ohne andere Stärkung als ein wenig Wein und Cigarren. Viele von uns Freiwilligen hatten nicht mehr als ſechszehn Jahre. Und doch ſangen ſie, dieſe Engel! Später weinten ſie, als man ihnen die erfrorenen Fußzehen abſchnitt, viva Dios! — Endlich der Sieg!! Jetzt ſind wir 30,000 Mann, wir wären ſchon 100,000, wenn wir genug Waffen gehabt hätten. Aller Anfang iſt ſchwer. Unſere Kavallerie war anfänglich nicht ſtärker, als vier Mann. Halfter hatten ſie ſtatt der Zäume, Fauſtſchläge ſtatt der Peitſchen, und ſie riefen, indem ſie ihre behaarten Arme in die Luft ſchwangen: „C.....! Was für Säbelhiebe werde ich austheilen!“ Aber ſie hatten nicht einmal Säbel. — Wenn wir Chriſtinos getödtet haben, ſo ſpießen wir ſie, wie die Kröten. — — Ein Lancier zieht ſich aus dem Gefecht zurück. Das Eiſen ſeiner Lanze war ganz krumm gebogen; er ſetzt ſich unter einen Baum. Der General läuft auf ihn zu. (Ihr wißt daß er aus Guipuzcoa iſt, unſer General, und daß er das R wie ein D ausſpricht).... Der arme Lancier ſtirbt faſt vor Angſt. — „Don Thomas, ich bin müde; ich kann nicht mehr, ich habe ſchon neunzehn todt gemacht.“ Seine Kameraden beſtätigen, daß er die Wahrheit ſagt. — Denn mit dem General darf man nicht ſpaßen; er hält erſchrecklich auf die Disciplin. Beim kleinſten Fehler Palos *). Will ein Freiwilliger ſich widerſetzen, ſo übernehmen ſeine Kameraden ſogleich die Beſtrafung. Das nennen wir die Gerechtigkeit des Volkes, Ay de mi!....“

Hier hörte der Capuchino ganz außer Athem zu ſprechen auf. Aber nach einem Augenblick Pauſe ging es wieder los. —

„Ihr kennt alſo den Boticario von Leſſaca? Das iſt ein rechtlicher und treuer Navarreſe. Er hat Alles für den Triumph der nationalen Sache aufgeopfert. Seine drei jungen Schweſtern haben dieſelbe Treue und denſelben Heroismus bewährt. Geſtern waren die Philiſter in ſeinem Hauſe, Barbaros! Sie haben Alles geplündert bis auf die Hühnerſteige und haben ihm die letzte Taube genommen. Einer hat die Guitarre des Don Pedro zerbrochen, und wären nicht einige vernünftige Offiziere dabei geweſen, ſo hätten ſie ſeine ganze Apotheke auf die Straße geworfen, die uns doch mit Arzneien verſieht.....“

*) Stockſchläge.

Don Pedro de Harismendi, der in Navarra unter dem volksthümlichen Namen des Boticario von Leſſaca bekannt war, verdient ehrenvoll in der Geſchichte der Inſurrection genannt zu werden. Wir fanden ihn vor dem Thore ſeines Wohnorts, in einen Mantel gehüllt, ſpazieren gehen mit der eigenthümlichen Grazie, welche den Spaniern in dieſem Kleidungsſtück eigen iſt. Er trug ein rothes Barett, eine Jacke mit ſchwarzem Pelz und einen großen Kavalleriesäbel: dies war das Koſtüm eines Gebirgsſoldaten, wie es von den Offizieren der inſurgirten Armee getragen wurde. Sein dicker Schnurrbart und ſeine Falkenaugen gaben dem Boticario das unerſchrockenſte Anſehen von der Welt. Sein unterſetzter Wuchs, verbunden mit eleganten, doch kräftigen Bewegungen, ſein ungezügeltes Feuer und die Exaltation, die aus ſeinen geringſten Reden hervorleuchtete, zeichneten in ihm den navarreſiſchen Typus, deſſen Ausdruck ich in Sagaſtibelza, Ithurralde, Zumala-Carregui und faſt allen Oberoffizieren der Armee wieder gefunden habe. — Amigo! rief er, indem er mich in die Arme ſchloß; „ſeyd Ihr denn endlich in dem Navarra, das blutend zwar, verſtümmelt, aber immer unüberwindlich iſt. Nie war das Vaterland ſchöner, als heute. Das Dach und die vier Mauern meines Hauſes ſind mir geblieben, um Euch zu empfangen“, fügte er heiter hinzu; „dieſe Spitzbuben von **Peseteros** haben mir ſagen laſſen, daß ſie es verbrennen werden, ſo bald ſie wieder nach Leſſaca kämen. Ihre Freude wäre vollkommen, wenn ſie mich lebendig fingen.“

Der Boticario führte mich in ſein Haus, und ſtellte mich ſeinen drei jungen Schweſtern vor. Sie waren ſchwarz gekleidet nach der Landesſitte: ihre geflochtenen Haare waren auf dem Scheitel wie ein Diadem zuſammengebunden und mit hohen Kämmen befeſtigt, worüber die bizcajiſchen Mädchen große herabfallende Schleier werfen. Auf den erſten Blick hat dieſes Koſtüm etwas Religiöſes und Trauriges, und der Fremde, der zum erſten Mal einem Volksfeſte bei uns beiwohnt, muß die Basken für ein Volk in Trauer halten. Aber der graziöſe und heitere Ausdruck der iberiſchen Weiber zerſtört ſchnell dieſen erſten Eindruck. Die ſchwarze Farbe war die Lieblingsfarbe der Cantabrer; ſie hatten ſie zu ihren Fahnen gewählt; einige der inſurgirten Bataillone führten gleichfalls ſchwarze Paniere mit gelben Knochen von Todtenköpfen geziert, welche den Chriſtinos großen Schrecken einflößen.

Der Abend war prächtig: der Boticario ſchlug mir vor, einen Gang durch's Dorf zu machen. Wir fanden die Freiwilligen auf dem Platze beim Ballonſpiel. Sechſe machten eine Partie Trinquet unter den Arcaden der Mairie.

„Da seht Ihr sie, diese Heldenkinder," sprach der Boticario. „Viele von ihnen sind erst sechszehn Jahre alt, und haben wahre Mädchengesichter. Hier spielen sie wie die kleinen Katzen und werden Tiger in der Schlacht. Man muß sehen, wie sie dem Feuer entgegen gehen und sich in das stärkste Handgemenge wagen! Hier ruhen sie aus von ihren Mühen, und sind sorglos und heiter. Die heiligste Sache gab ihnen die Waffen in die Hand. Die Bewunderung und die Liebe der Völker umgeben sie. Jede Mutter empfängt sie in ihrem Hause, wie die eigenen Söhne; überall finden sie das Vaterland wieder. Wie so anders sind die Christinos! Ihr werdet sie stets stillschweigend, finster, entmuthigt sehen. Sie verrammeln sich in ihren Häusern. Ihr Spiel ist, aus den Fenstern zu heulen oder auf die Vorübergehenden zu zielen, und ihnen verrätherische Ausrufe zu entlocken, die in diesen Gebirgen kein Echo finden. Die Raubsucht erregt ihre Leidenschaft, die sie mit anarchischen Demonstrationen, mit confusem Geschrei und mißtönenden Gesängen unterhalten und aufregen müssen. — Die Nachricht von dem Anrücken Zumala-Carreguy's genügte, el Pastor aus Lessaca zu vertreiben, der nun mit seiner Bande nach San Sebastian geflohen ist, wo er sich einschließt."

Der Boticario führte mich nun in ein benachbartes Haus, wo wir eine Gesellschaft von Offizieren fanden. Einige saßen an einem langen Tische mit Karten in der Hand und Cigarretten rauchend, und die edeln Weine von La Ribera dazu schlürfend; die Andern spazierten im Zimmer auf und ab mit ihren nachschleppenden Säbeln und ihren mit Leder besetzten Reithosen. Es waren größtentheils starke Bauern von mehr als gewöhnlicher Größe; als Soldaten der Unabhängigkeit verdankten sie ihre Grade der Anerkennung ihrer Mitbürger. Die Aeltesten hatten nicht mehr als vierzig Jahre. Ihre lebhaften und ungestümen Bewegungen verriethen ein Uebermaaß von Kraft und Leben. Ihre so malerische und belebte Sprache erhielt durch ihre männliche und sonore Stimme einen mächtigen Reiz. Man denke sich dicke Schnurrbärte auf kupferfarbenen Gesichtern, Adleraugen und eine furchtlose Stirn von einem blutrothen Barett beschattet, Jacken von Bärenfell, einen hastigen Gang, eine wilde Haltung und doch jede Stellung voll Adel und Würde, so wird man ein treues Bild dieser Gebirgsoffiziere haben; großsprecherisch wie die Helden Homers oder die Palatine des Mittelalters, und tapfer wie die Krieger Odins.

Indem wir eintraten, richtete der Boticario einige Worte mit freundlicher Miene an mich, um mir Gelegenheit zu geben, ihm in der Nationalsprache antworten zu können. Sogleich erzählte er den Andern, daß ich gekommen wäre, um Notizen zur Geschichte der In-

surrection zu sammeln, die ich schreiben wollte. Ich hatte alle Ursache, von dem Beifalle geschmeichelt zu seyn, der mir von allen Seiten zuströmte, und durch die naive Bewunderung, welche diese ungebildeten Gebirgsbewohner für die Mission des Poeten und Geschichtschreibers hegten.

— Hijo! (Sohn) rief einer, indem er diese castilianische Exclamation in die Landessprache mischte, von einer freundlichen Stimmung beseelt, an der der herrliche Wein von Todele keinen geringen Antheil hatte: „also bist Du in dieser patriotischen Gesinnung expreß von Paris hieher gereist? Wohlgethan! Die Basken bedecken sich mit Ruhm, und es geschehen Dinge in Navarra, welche es verdienen, in allen Sprachen beschrieben zu werden, um als Beispiel den Völkern zu dienen. — „Der erste Krieg der Unabhängigkeit hatte keinen Geschichtsschreiber," sprach hier heftig ein großer trockener Mann mit grauem Barte, „und er war nicht minder blutig, nicht minder ruhmvoll. Die französischen Grenadiere standen wie Riesen neben diesem gemeinen Lumpengesindel von Christinos, die man mit Stöcken aus unsern Thälern hätte jagen sollen."

Nachdem er diese Phrase beendigt hatte, kehrte er uns den Rücken, und ging mit einem gemessenen und gewichtigen Schritte im Zimmer auf und ab. Sein langer Mantel, der so alt war, wie die Kriege, von denen er sprach, war eine Zusammensetzung von auf einander genähten Stücken, wie die Schindeln auf einem verwitterten Dache.

— „Augustin," sagte er zu mir, indem er auf mich zutrat, „da Du das Project hast, ein Buch zu schreiben, will ich Dir Alles von Punkt zu Punkt erzählen, was sich in den Pyrenäen zugetragen seit den Kriegen mit Napoleon:

— Spanien lag unter dem fremden Joche gebeugt: ein treuer Navarrese, welcher Kohlen auf seinen Maulesel lud, um sie nach der Schmiede zu bringen, schwur seinem Lande die Unabhängigkeit, und ergriff den Carabiner. Es war ein glühender Patriot und ein berühmter Guerillero: dieser Mann hieß Espos y Mina. Warum mußte die Verbannung das Herz unsers alten Generals verändern! Hat er denn so schnell vergessen, welche Menschenart in dem Schatten unserer Thäler wächst! — der Unsinnige, der sich schmeichelte, Schrecken unter uns zu säen, ohne zu begreifen, daß das unauslöschliche Gefühl der Nationalität hier alle andern beherrscht. Seine Grausamkeiten entehren ihn und regen uns auf; seine leeren Drohungen bemitleiden wir."

— „Wo ist die Zeit hin, wo ich Mina sah als einfachen Landmann die Alparca an den Füßen, und auf einem Schemel sitzend sein Frühstück nehmen, seine Tasse Chokolade auf den Knieen, und keinen

andern Tiſch, als den Stein des Heerdes. Damals tönte ſeine Stimme allmächtig in Navarra, und ſein Zauber glich dem des Alten vom Berge. Mehr als einmal ging die Sonne nieder vor uns auf den hohen Gränzen von Aragonien, dann ging ſie gleichſam erſtaunt wieder auf, wenn ſie uns am andern Morgen an den Gränzen von Alava erblickte, blutig und ſiegreich die reiche Beute einer franzöſiſchen Convoi mit einander theilen. Der Engel des Vaterlandes begünſtigte unſere abenteuerlichen Expeditionen. Die Wachtel, die auf friſch geackerten Feldern ſich verbirgt, wird weniger bemerkt, als der Gebirgs-Guerillero, wenn er am Rande der Thäler liegt mit angelegter Flinte, auf das Signal des Chefs harrend, mit dem Ohr an der Erde, um auf das Nahen der Pferde zu horchen und das ferne Rollen der feindlichen Wagen. Der Wind, der im Rohre ſäuſelt, hat für ihn prophetiſche Mittheilungen; er befragt das Geräuſch der Ebene in dieſem luftigen Gemurmel. Endlich naht die Stunde: der halbumzogene Mond neigt ſich zu den Gebirgen, um auf die nächtlichen Gefechte niederzuſchauen. Horch! Hört Ihr die freudigen Töne! Das ſind die franzöſiſchen Regimenter, die in dem finſtern Thal den Reihen eröffneten, den der Tod anführt. Marſch, marſch! die Nacht iſt ſtille. Die Sterne flimmern im Azur! Ein Geſpenſt erhebt ſich ſtillſchweigend auf dem Hügel, ein gellender Pfiff erſchallt und hallt wieder: es iſt Mina, der das Signal gibt: Arrama! Vollzähliger als die Aehren vor der Erndte, richten ſich die Guerillero's mit ihren langen Flinten auf; das Schießen beginnt; das Gebirg iſt in Feuer; ein bleierner Hagel ſchlägt auf die Gavachos nieder, und ihre Leichname bedecken das Thal: Arrama! Sieg den Landleuten! Und das hab' ich Alles geſehen, Auguſtin!"

Eine ausdrucksvolle und theatraliſche Miene hatte dieſen dramatiſchen Bericht begleitet. Aber der Blitz der Begeiſterung verlöſchte bald, um einer finſtern Wuth zu weichen. Der Offizier der Guerillero's raffte auf ſeine Schultern die tauſend Stücke zuſammen, welche er ſeinen Mantel nannte, forderte Cigarretten von ſeinem Nachbar, und verſank für den Reſt des Abends in ſtummes Brüten. Die Spieler hatten ihre Karten weggelegt, um Theil an der Converſation zu nehmen; der Boticario, mein herrlicher Freund, ſaß an meiner Seite, den Arm auf meine Schulter geworfen. Mir gegenüber ſaß einer der vornehmſten Offiziere, deſſen Namen ich hier noch verſchweigen will.

„Die Eiferſucht der Kaſtilianer war die erſte Urſache dieſes Krieges," ſprach der Inſurgenten-Chef kurz und beſtimmt. „Sie konnten es nicht leiden, daß die baskiſchen Provinzen in vollkommener Unabhängigkeit ſich ſelbſt beherrſchten und regierten, während eine Menge

Civil- und Militär-Angeſtellter in Kaſtilien Bizcajer und Navarreſen ſind.

— „So war es von ewigen Zeiten her, erwiderte ein Anderer, „und die Gnaden, die unſere Landsleute erhielten, waren der Lohn des Verdienſtes oder langer Dienſte.

— „Wenn die Basken hartnäckig auf ihrer Unabhängigkeit und ihren Privilegien beſtehen, ſo haben ſie bei jeder Gelegenheit gezeigt, wie theuer ihnen Spaniens Ruhm iſt, ſagte der Boticario.

— „Ihre Ergebenheit der allgemeinen Sache hat doch nie die Furcht verſcheuchen können, welche ſie einflößen, und das Mißtrauen, deſſen Gegenſtand ſie ſind," erwiderte der Kommandant S. „Nach den Kriegen der Unabhängigkeit wurden unſere unüberwindlichen Milizen in die ſpaniſchen Feſtungen zerſtreut, und unſer Land blieb ohne Truppen. Dieſelbe Maßregel wurde in Folge der Glaubenskriege ergriffen.

— „Dieß zur Richtſchnur für die Landleute bei der Nachricht, daß Carl V. triumphirend in Madrid einziehen wird!" rief aus einem Winkel der Guerilleros-Offizier mit zerfetztem Mantel. Hierauf leerte er ſein Glas mit einem einzigen Zuge, und fing wieder zu rauchen an, indem er den Ellenbogen auf den Tiſch ſtützte.

— „Man meldet, ſagte der Boticario, daß die Regentin gegen uns die Garniſonen aus dem Süden marſchiren laſſen will. In dieſem Falle werden ſich die baskiſchen Offiziere, welche ſich in großer Anzahl darunter befinden, ſobald ſie den Ebro paſſirt haben werden, unter unſere Fahnen ſammeln."

— „Es iſt ſeltſam genug, ſagte ich hierauf, daß die beſten Offiziere in Chriſtina's Armee Basken ſind, und daß die Kaſtilianer, die unſere Privilegien beneiden, Anführern von uns gehorchen, wie Iriarte, Gurrea, Oran, Jaureguy, Mina. . . ."

— „Dieſe Ueberläufer, ſagte der Kommandant S., wären uns furchtbarer, wenn ſie beſſere Soldaten hätten. Iriarte und Gurrea ſind thätig und tapfer. Der Gefährlichſte von allen iſt ohne Widerrede Oran. Ich bin auf meiner Hut, ſo lange dieſer Gebirgswolf auf zehn Stunden in der Runde ſtreift; aber ich würde ruhig meine Sieſte verſchlafen auf ſechshundert Schritte von einem kaſtilianiſchen Anführer. Was Jaureguy betrifft, ſo beſteht ſeine Rolle in dieſem Kriege von San Sebaſtian nach Leſſaca und von Leſſaca nach San Sebaſtian ſpazieren zu gehen, um die Geldſendungen zu ſchützen, welche die franzöſiſche Regierung täglich den Generalen der Chriſtina macht. Er führt ſeine Soldaten ſo friedlich, wie ſonſt ſeine Schaafe, denn Ihr wißt ja wohl, daß er ein Schäfer war, wie ſein Beinamen kund gibt:

Archaja oder Pastor. Ich ſehe für alle dieſe Leute ein tragiſches Ende voraus.“

— „Amen! ſagte, ſich erhebend ein dicker luſtig ausſehender Anführer, der bis dahin wenig geſprochen hatte. „Der den Krieg in ſein Geburtsland hineinſchleppt, unter welchem Vorwande es ſey, verdient den Fluch des Volks um ſo mehr noch, wenn er keinen andern Beweggrund dazu hat, als den Durſt nach Gold. Das iſt eine Wahrheit, die ich Mina ſelbſt ſagen würde. Redondo como una pelota! — *Pilota bezoïn biribil!* *)“

— „Auguſtin, ſprach der gute Kapitän, indem er mich freundſchaftlich auf die Schulter klopfte, Ihr ſeyd ein junger Menſch, und ich bin fünfzig Jahre alt. Glaubt mir, alle Criſtina'ſche Generale ſind alte Füchſe. Es iſt nicht ein einziger unter ihnen, der nicht vorausgeſehen hätte, daß ſie das Spiel verlieren müßten gegen die baskiſche Inſurrection. Sie haben aber dieſen Krieg für eine herrliche Gelegenheit gehalten, ihr Glück zu machen. Ein jeder von ihnen hat gerade ſo lange das Obercommando für ſich behalten, bis er einige Millionen weg hatte. Ich bewundere die Leichtgläubigkeit Eurer Pariſer Journaliſten, welche ihre Großſprechereien im Ernſte nahmen. Man weiß recht gut, was man von den gemäſteten Kapaunen zu halten hat, aus denen ſie Adler machen wollten. Ich könnte Rodil anführen, der nicht einmal die Ankunft ſeines Nachfolgers abwartete, und ohne Umſtände die Armee übergab, um den Weg nach ſeinem Vaterlande Gallizien einzuſchlagen. Am hellen Mittage mit einer Requa **) von zwanzig Maulthieren, die mit ſchönem franzöſiſchen Gelde beladen waren.“

Dieſer Ausfall des Kapitäns erregte allgemeine Heiterkeit; nur der Kommandant, von dem ich oben ſprach, behielt ſeine ernſte Miene.

— „Die Frage, welche jetzt die weſtlichen Pyrenäen mit Blut bedeckt, iſt wichtig, ſagte er. Sie wurde gegen uns gerichtet unter der vorigen Regierung. Der Wunſch, unſere freien Provinzen ***) mit Kaſtilien in Eins zu verſchmelzen, und den Basken das Privilegium ihrer Unabhängigkeit zu rauben, hat allein Ferdinands Teſtament dictirt, und die ſpaniſche Konſtitution gebrochen. Der kränkelnde König ſah unſern Widerſtand voraus, und in der Hoffnung, der Regentin die Verwirrung und die Gefahren dieſes Krieges zu erſparen, entſchloß er ſich, die Execution ſeines Teſtaments durch die Abſchaffung

*) Das heißt: Rundweg — rund wie eine Kugel. Dieſes Sprichwort iſt im Kaſtilianiſchen wie im Baskiſchen gleich üblich.

**) Eine Reihe von Maulthieren, eins an das andere gebunden.

***) Die Kaſtilianer ſelbſt nennen ſie Exemptes.

unſerer fueros vorzubereiten. Dieſe Drohung erregte in den baskiſchen Provinzen eine dumpfe Gährung, die Vorläuferin eines allgemeinen Aufſtandes, und die verſchiedenen Deputationen richteten an den König zwar ehrfurchtsvolle, doch kräftige Vorſtellungen. — Statt aller Antwort ließ Ferdinand eine Armee von 30,000 Mann über den Ebro gehen.“

Hier drückte der Offizier den Griff ſeines Säbels krampfhaft an ſich. Unwillkührlich zogen ſich ſeine ſchwarzen Augenbrauen zuſammen. Bald jedoch nahm er wieder ſeine ruhige Stellung und Kaltblütigkeit an, und fuhr fort:

— „Während die kaſtilianiſche Armee nach den baskiſchen Provinzen marſchirte, war die Julirevolution in Paris ausgebrochen; Belgien und Polen folgten dem Beiſpiele Frankreichs; Helvetien erhob ſein Bundespanier, und bis zum fernen Orient, vom Atlas zum Kaukaſus wiederholten tapfere Gebirgsvölker den Ruf der Freiheit. Der Moment war nicht günſtig, um die Basken zu einem Freiheitskampfe zu bringen. Das Madrider Kabinet rief die Truppen zurück, die am Ebro aufgeſtellt waren und die Frage blieb hängen bis zu Ferdinands Tode, wo die Sache der legitimen Erblichkeit ſie zu unſern Gunſten complicirte. — Das ſaliſche Geſetz, welches ſeit lange in Spanien angenommen iſt, raubt Chriſtinen jedes Mittel, ihre Uſurpation zu beſchönigen, und das Recht Seiner Majeſtät Karl V. kann nur angegriffen werden im demokratiſchen und revolutionären Sinne. Es iſt ſchwer, die Umwälzungen vorauszuſehen, welche die ſpaniſche Halbinſel treffen können; was auch geſchehe, die Basken kennen ihr Recht, und werden wiſſen, es zu erhalten. Iſt es nicht wahr, Kameraden?“

Die Kaltblütigkeit des Inſurgentenchefs verſchwand bei dieſem letzten Ausrufe, den er mit einer electriſchen Stimme ſprach, indem er bis in die Mitte des Zimmers ſprang: er war wie ein Raubvogel, der ſeine Beute bekämpft hatte. Die allgemeinſte Zuſtimmung war die Antwort der Landleute. Die Wölbung des geräumigen Saales wiederhallte dieſe kräftigen Stimmen, wie eine ungeheuere Glocke, und die Säbel der Inſurgenten erhoben ſich blitzend in der Luft. Der Anführer ließ einige Augenblicke ſeine Augen im Kreiſe fliegen mit einem von Stolz leuchtenden Ausdruck; dann ging er langſam nach ſeinem Stuhl.

— „Auguſtin, ſagte er zu mir, indem er ſich ſetzte, Du wirſt für die Franzoſen niederſchreiben, was Du hier geſehen und gehört haſt.“

In dieſem Augenblicke wirbelten die Trommeln in den Straßen von Leſſaca, um die Freiwilligen zum Appell und zum Abendgebete zu verſammeln. Der Kommandant S. hatte mich in eine Fenſterbrüſtung

gezogen. Ich befragte ihn nach den vorzüglichen Helden der Insurrection: Valdespina, Zavala, Erazo, Ithurralde, Zumala-Carreguy.

— „Valdespina," ſagte er zu mir, „gehört einer der älteſten und glänzendſten Familien von Biscaja. Er war zu Ermua geboren, in dem prächtigen Schloſſe ſeiner Vorältern, welches die Chriſtinos eingeäſchert haben. Seit ſeiner früheſten Jugend trug er die Waffen zur Vertheidigung ſeines Landes. Im Jahr 93 war er Kapitän und die Franzoſen mußten ſeine glänzende Tapferkeit anſtaunen. Der fremde Einfall unter Napoleon gab ihm Gelegenheit, ſeine Anhänglichkeit an die nationale Sache an den Tag zu legen. Er nahm thätig Theil an dem Unabhängigkeitskampfe, und ſpäter trug ihm ſeine erklärte Feindſchaft gegen die konſtitutionelle Regierung eine Verhaftung und die Verbannung nach Cadix ein. — Nach der Reſtauration der kaſtilianiſchen Monarchie und der Thronbeſteigung Ferdinand VII. wurde Valdespina zum Generaldeputirten von Bizcaja ernannt. Er entwickelte auf dieſem Ehrenplatze ſo ſeltene Adminiſtrativ-Talente, daß er bei den folgenden Verſammlungen unter der Eiche von Guernica einſtimmig wieder erwählt wurde. — Nach Ferdinands Tode zum Präſidenten der General-Deputation von Bizcaja ernannt, verbreitete er ſchnell die carliſtiſche Inſurrection in Guypuzcoa, Alava, Navarra, bis nach Kaſtilien, wo er Geld, Munition und Waffen hinſchickte. Als die Truppen der Liberalen die baskiſchen Provinzen verheerten, theilte Valdespina das Glück des Brigadiers Zavala gegen Saarsfield. Ich vergaß, Euch noch zu ſagen, daß ihm eine Kugel den rechten Arm zerſchmettert hat, der ihm abgenommen werden mußte. Er kann ſechszig Jahr alt ſeyn. Das Alter hat ihm von ſeiner Lebhaftigkeit nichts geraubt. Er verbindet den liebenswürdigſten Geiſt mit feſten und vielſeitigen Kenntniſſen, und die Güte ſeines Herzens kommt der einnehmenden Höflichkeit ſeiner Manieren gleich. Jetzt habe ich nur noch ſeines kleinen Wuchſes zu erwähnen, ſeines grauen Mantels und ſeines weißen Huts, um das Bildniß zu vollenden von Don Joſe Maria de Orbe y Elio, Marques de Valdespina."

Der Kommandant hatte kaum zu ſprechen aufgehört, als er ſich lebhaft umdrehte, und den dicken Kapitän mit dem Finger herbei winkte.

— „Du kennſt Zavala?" fragte er ihn.

— „Gewiß kenne ich ihn," erwiderte der Kapitän, mit ſeiner gewöhnlichen Geradheit, „den Don Fernando de Zavala, gebürtig aus Munguia in Bizcaja. — Kavallerie-Kapitän während des Unabhängig-

keitskampfes. — Unter der Konstitution Staatsgefangener. — Wunderbar entwischt. — Fürchterlicher Guerillero, an der Spitze von 10,000 jungen Bizcajern. — Brigadier. — Generaldeputirter von Bizcaja, bei der Thronbesteigung Karl V. — General. — Grand von Spanien. — Sieger des Rebellen Saarsfield. — Endlich in Ungnade gefallen und mit seinem Ruhme flüchtig in irgend einem Theile des ungastlichen Königreichs Frankreich."

Nachdem der Kapitän dieß geantwortet hatte, eilte er zum Appell seiner Kompagnie.

„Einer der schönsten Charaktere, den Ihr in Eurer Geschichte zu zeichnen haben werdet, ist der des Don Benito Erazo," nahm der Kommandant S. wieder das Wort; „dieser Edelmann erschien zum ersten Male auf dem politischen Schauplatze im Jahr 1821. Erwähltes Glied der Junta von Navarra durch die Cortes des Königreichs, vereinigte er in Roncesval 800 junge Navarresen. Dies war der Kern der sogenannten Glaubensarmee. — Nachdem der Friede in Spanien wieder hergestellt war, wurde Erazo nach Hofe berufen und in Madrid als Staatsgefangener zurückbehalten. Hierüber empfand seine Frau einen so lebhaften Schmerz, daß sie zu Zeiten den Verstand verlor. — Im Jahr 1830 warf Erazo an der Spitze eines Korps navarresischer Freiwilliger die Bande von Chapalangarra in das Valcarlos. Ferdinand bewilligte ihm den Titel eines Obersten der Infanterie; als aber die Freiwilligen verabschiedet wurden, trat Erazo in das Privatleben zurück, und lebte in unthätiger Ruhe bis zur Thronbesteigung Carl V. — Euer Verwandter M. D. muß Euch die romantischen Details seiner Entweichung aus Bordeaux erzählt haben. Erazo brauchte mehr als einen Monat, um in den seltsamsten Verkleidungen die fünfzig Stunden zurückzulegen, welche Bordeaux von den Pyrenäen trennen. Endlich kam der treue Navarrese bei seinen Brüdern an, welche tausend Lustfeuer auf den Höhen angezündet hatten, um seine Rückkehr zu feiern. Der tapfere Ithurralde hatte, wie durch Zauberei, die ersten beiden Bataillone von Navarra organisirt, während die feindlichen Kolonnen im eigentlichsten Sinne unser Land durchfurchten. Eine zahlreiche Partei wollte ihm den Titel eines Obergenerals ertheilen; Erazo ließ die Waage zu Gunsten Zumala-Carreguy's sinken. Es ist ein herrliches Schauspiel für unser Land, zu sehen, wie Don Thomas sich zwischen zwei treuen Freunden von unsterblichem Ruhme mit dem Kommandoschwert umgürtet, welches er der Weigerung des Einen und der Großmuth des Andern verdankte. Don Benito Erazo wurde in Baraguim in Navarra geboren, und ist ungefähr fünf und

vierzig Jahre alt. Wenig Männer vereinigen wie er die Bescheidenheit mit vielseitigen Talenten, die Tapferkeit mit den zartesten Gefühlen für Menschlichkeit, die unermüdetste Thätigkeit mit einer gränzenlosen Sanftmuth. Regungen des Hasses haben nie in seiner schönen Seele geruht. Seine ausdrucksvolle und lächelnde Physiognomie drückt dieses aus. Seine Ueberredungskunst bemächtigt sich der aufbrausendsten Köpfe; sein eben so reiner, als feuriger Patriotismus reißt sie hin. Drei Mal wurde ihm das oberste Kommando angetragen, ohne daß man ihn zu dessen Annahme bewegen konnte. Die unabhängige und uneigennützige Stellung dieses tugendhaften Anführers drückt seinen Rathschlägen den Stempel einer unwiderstehlichen Kraft auf, und gibt seinem Einflusse einen religiösen Charakter, dessen Zauber an den Schutzengel erinnert, der über das Schicksal des Vaterlandes wacht."

Der Commandant, welcher mit so edler Unparteilichkeit das Lob seiner Waffenbrüder verkündete, war Niemand anders, als der wackere Sagastibelza selbst. Dieser Gebirgschef vereinigte in sich zwei verschiedene Physiognomien, die sich in schnellen Uebergängen folgten, die des Ur-Iberiers und des modernen Spaniers. Redete er die Sprache des Cervantes, so war er ernst, emphatisch und die Erhabenheit seines Gedankens suchte alle Pracht der Sprache zusammen. Aber beim ersten Ton der Sprache der Vasconier wurde seine Begeisterung freier, abgerissener, seine Wendung lebhafter, sein Gang entschiedener; ein neues Leben strahlte in dem Feuer seiner beweglichen Blicke; der Klang seiner Stimme wurde heller, und ich weiß nicht, welch ein Hauch von unbezwinglicher Freiheit aus diesem Manne wehte, der von kleinem, schlankem Wuchse war, und dabei so stark, wie ein Leopard.

Zwischendurch schallte das freudige „Presente" der Freiwilligen auf dem Marktplatze, welche dem Appell antworteten. Nachdem dieß beendigt war, bildete jede Compagnie einen Kreis um den Sergeant-Major, und betete den großen Rosenkranz als Nachtgebet. — Offiziere, Bürger, Mönche und andere Geistliche kamen neugierig herbei, und vermehrten den Haufen. Sie entblößten ihr Haupt, neigten es leicht, und grüßten höflich. Ich hörte die Worte: **Ave Maria!** worauf geantwortet wurde: **Madre de Dios!** Ich erkannte in diesem christlichen Gruße das Erkennungswort, welches die Navarresen zur Zeit ihres ersten Kreuzzuges gegen die Sarazenen schon angenommen hatten. Diese Erinnerung an die Vorzeit warf ein poetisches Licht auf die Scene, wo ich mich befand. Die verschiedenen Gruppen der Bergbewohner, ihr fremdartiges Costüm und ihre gebräunten Gesichter, deren fantastischen Ausdruck das hinschwindende Tageslicht merklich er-

höhte, gewährten ein zauberhaftes Bild, wie es kaum die Einbildungskraft des Malers erſinnen kann.

Ich bat Sagaſtibelza, mir von Zumala-Carreguy zu erzählen.

— „Ich will es wohl, ſagte er mit einer vollkommenen Liebenswürdigkeit, indem er mich bei der Hand nahm; und da Ihr entſchloſſen ſeyd, für die Nachwelt die Geſchichte unſerer Inſurrection zu ſchreiben, ſo iſt es recht, daß ich Euch den großen Mann zu kennen gebe, der ihre mächtige Seele und ihr würdiges Oberhaupt iſt. Sein Ruf hat in kurzer Zeit einen weiten Weg auf der Erde zurückgelegt.

Zumalaren *) izena	Der Name Zumala
Eta haren omena	Und ſeine Bedeutung
Hourroun da hedatzen.	Erſtrecken ſich weit hin.
Erregueren gorthetan	Iſt an dem Hofe der Könige,
Hiri eta Kampanetan	In Städten und Feldern
Nourk ezdu aditzen	Einer, der es nicht verſteht
Zumala mintzatzen?	Zu ſprechen von Zumala?

— Auguſtin, fügte Sagaſtibelza lebhaft hinzu, Ihr werdet bald erkennen, indem Ihr Euch dieſem heroiſchen Manne nähert, daß ein edles Herz in ſeiner Bruſt ſchlägt, und Ihr werdet ihn lieben müſſen. Die Sennores, die uns hier zuhören, kennen Zumala-Carreguy eben ſo gut, als ich, und jeder von ihnen wird die Wahrheit meiner Worte bekräftigen können.

Don Thomas erblickte das Tageslicht in Ormaisteguy von edeln Eltern in der edeln Provinz Guypuzcoa. Er iſt ungefähr fünf und vierzig Jahr alt, und hatte mit ſechszehn ſchon das Waffenhandwerk ergriffen. Im Jahr 1812 ging er als Unterlieutenant nach Cadiz, wo ſein älterer Bruder Mitglied der Cortes war. 1822 kam er von dort zurück mit dem Grade eines Lieutenants im Regimente der militäriſchen Orden, welches in Pampeluna lag. Er weihete ſeinen Degen den Beſchützern des Glaubens, und erhielt ein Bataillons-Commando. Am Ende dieſes Krieges wurde er zum Oberſten des vierten Linien-Regiments ernannt, dann des Regiments Bourbon, endlich des Regiments Eſtramadura. Er befand ſich in Gallizien an der Spitze dieſes Corps, als er 1830 verabſchiedet wurde. Zumala-Carreguy zog ſich

*) Dieſer Vers, den die Gebirgsbewohner auf Zumala-Carreguy angewandt haben, iſt einer alten Improviſation entlehnt, die ein Barde an den Ricombre von Belſunce gerichtet hat, und die anfängt: Belsunzeren izena etc. etc.

nun nach Pampeluna mit seiner Frau und seinen Kindern zurück. Dieß waren die verschiedenen Phasen seiner militärischen Laufbahn, bis wir ihn einstimmig zum Generalissimus erhoben, und Seine Majestät Karl V. ihn auf diesem Posten bestätigte.

Ehrbare Sitten, ein strenger und zum Nachdenken geneigter Geist, Liebe zur Arbeit, dieß sind die Züge, die seine Jugend auszeichneten. Er entwickelte sich spät, gleich jenen herrlichen Früchten, welche in der späten Jahreszeit reifen, und zeigte immer mehr hellen Verstand als Witz. Seine Organisations-Ideen, die angenommen wurden, erwarben ihm den Ruf eines guten Offiziers vom Generalstabe. Er erhielt seinen Platz unter den ausgezeichnetsten Anführern der spanischen Armee. Der einzige Fehler, den man ihm vorwirft, und der in unsern Augen zu seinem größten Verdienste wird, ist die Abgötterei, die ihn für die Nationalität unseres Stammes beseelt, sein exclusiver Patriotismus.

Sagt mir einmal, Navarresen, als dieser erhabene Krieger, in unsere Farben gekleidet, auf dem Gebirge erschien, und die neue Fahne entrollte, hatte sich da nicht der Mann des Volkes verwandelt, blendete uns nicht der Strahlenglanz des Helden? Ich grüßte ihn, wie einen Befreier, einen Propheten, und ich leistete den Eid, zu siegen oder mit ihm zu sterben. . . .

— „Und wir mit Dir! schrien die Insurgenten mit fürchterlichen Stimmen, wie von electrischem Feuer ergriffen; Blitze schossen aus allen Augen, und erleuchteten diese mächtigen Physiognomien, welche die hereinbrechende Nacht nach und nach zu umschleiern begann; doch sobald diese phantastischen Gestalten in ihre frühere Unbeweglichkeit wieder zurückgesunken waren, brach eine Pause allgemeinen Stillschweigens herein, während der man nur das Murmeln des Rosenkranzes vernahm, der von den Freiwilligen auf dem Marktplatze abgebetet wurde.

Hierauf läutete die Glocke von Lessaca das Angelus.

In demselben Augenblick hörte man kriegerische Töne wie vom Himmel herabströmen. Es war fernes Trompetenschmettern, welches sich mit dem Klange der Glocken vermischte. Die Reinheit der Luft und die Akustik der Thäler erhoben diese Laute zauberischer in der Stille der Nacht. — Ich mißtraute dem mächtigen Reize, der die Geister unterjochte, und glaubte mich von einer Erscheinung geneckt, wie der abergläubische Bergbewohner, welcher die Jagd des Königs Arthur in den Wolken zu hören glaubt mit Hundegebell, Pferdegewieher und Hörnergetön; aber das Geräusch, das ich vernahm, war wirklich, und wurde mit jedem Augenblick deutlicher und stärker.

— „Der General!“ rief Sagastibelza, indem er mit dem Fuß auf den Boden stampfte, und ich sah ihn im Schatten sich erheben und länger werden, wie einen Raubvogel, der zum Fluge die Schwingen hebt.

— „Der General!“ schrie der Haufe, wie ein tosendes Wehr, und Alle stürzten tumultuarisch aus dem Zimmer hinaus auf den Marktplatz. In einem Augenblick waren die Freiwilligen unter den Waffen und ihr Commandant zu Pferde. Zumala-Carreguy hatte sie an Ueberraschungen gewöhnt, wie an unvorhergesehene und nächtliche Märsche. Er war es, den ein Eilmarsch der Gränze genähert hatte, um eine Sendung Waffen und Munition in Empfang zu nehmen, während die liberalen Truppen, welche auf dieser Seite der Pyrenäen aufgestellt waren, bei der Ankunft des navarresischen Generalissimus nach San Sebastian und Pampeluna flohen.

Mehre Compagnien Führer *) kamen zuerst von der Seite von Vera auf dem Platz an. Die Sandalen, womit diese Gebirgsleute versehen waren, machten ihnen den Marsch leichter. Der Anblick dieser graufärbigen Gestalten, welche ganz geräuschlos bei dem Scheine der Farols marschirten, würde mir wie eine Geistererscheinung vorgekommen seyn, ohne die feste und tönende Stimme der Offiziere, welche alle ihre Bewegungen leiteten. Diese Führer gingen einer Lancier-Escadron voran, von denen mir der Capuchino so viel Fürchterliches erzählt hatte. Hierauf folgten zwei gut berittene junge Offiziere; der eine ein Navarrese von hohem Wuchse, Don Vincent von Reyna, der tapferste und unterrichtetste unserer Artilleristen, der andere ein Franzose, der auf seinem melancholischen Vendeer-Gesicht die Trauer um seinen kürzlich getödteten Bruder zur Schau trug. Er hieß Barrès. Endlich erschien unter dem Lärmen eines allgemeinen Zurufs der General en Chef, umgeben von einer sehr beweglichen Gruppe von Offizieren. Die Lichter, welche auf die Fenster gesetzt worden waren, beleuchteten seine strengen und ausdrucksvollen Züge, sein Barett und seine Pantalons von rother Farbe, seinen schwarzen Rock und seinen langen Degen. Als er vor den Freiwilligen angekommen war, ließ er sein Pferd im Schritt gehen, der Marsch hatte mit einem Blutscheine die sonst finstern Gesichter der Gebirgskrieger geröthet; unbeweglich in ihren grauen Röcken und braunen Baretten, mit ihren spitzen Dolchen und glänzenden Flinten folgten sie mit exaltirten Blicken dem leuchtenden Auge Zumala-Carreguy's, der langsam an ihren Reihen hinabritt. Die Farols erleuchteten die Schlachtlinie, und vergrößerten den Schatten des herrlichen Anführers. Zumala-Carreguy machte eine Bewegung,

*) Guides.

und hielt still, hob dann das Auge zum Himmel, gleichsam um seinen Schicksalsstern zu suchen; ein frischer Wind bewegte die Fahne von Navarra, die vor ihm hergetragen wurde; Trommeln und Trompeten stimmten den Marsch der alten Könige von Pampeluna an. —

Fünf Minuten später verließen die Freiwilligen, unter tausendstimmigem Freudengeschrei Lessaca mit dem Karabiner auf der Schulter; die Lanciers trabten hinter her. Zumala-Carreguy erwachte aus seinen Träumen, gab seinem prächtigen Pferde die Sporen, und sprengte im Galopp davon, von seinem Generalstabe gefolgt, wie Sancho der Starke von seinen Ricombres. Er wendete den Kopf, und ich erblickte noch einmal sein edles Gesicht, streng und unbeweglich, wie das des Löwen; dann verschwand der große Mann in die Nacht....

Aus den

Memoiren eines Reisenden

im vorigen Jahrhundert.

Erster Artikel.

Wien im December 1730.

*) Der Wiener Hof ist durch die Umgebung des höchsten und reichsten Adels in diesem Augenblicke der glänzendste Hof in Europa; aber die strenge Etiquette und eine Anzahl von Ceremonieen geben ihm einen so lästigen Anstrich, daß man nirgends etwas Aehnliches findet. Alle Welt schreit über diese lästige Etiquette; der Kaiser selbst scheint nur zu oft davon ermüdet, und doch wird mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit darauf gehalten, als ob es einen Glaubensartikel beträfe.

Ungeachtet dieses Zwangs hat dieser Hof für einen Fremden vom Stande (denn man muß hier von Geburt seyn) Annehmlichkeiten, die man an den Höfen von Paris und London vergebens sucht. Hiezu rechne ich vor Allem die Leichtigkeit, mit der sich hier Bekanntschaften machen. Hat man den kaiserlichen Majestäten sein Compliment gemacht, und ist man nur in einem Hause aufgeführt, so ist man sicher, in allen wohlaufgenohmen zu werden; überdieß ist der Fremde in Bezug auf die Conversation nie in Verlegenheit, da man hier französisch, deutsch, italienisch und spanisch in den Gesellschaften spricht; wo er in Paris und London nur in den Landessprachen sich unterhalten kann.

Die Minister und großen Herrn sind zuvorkommend, höflich, man findet leicht Zutritt bei ihnen, besonders wenn man nichts zu suchen hat. Sie haben den Gebrauch, keine Gegenvisiten zu machen; sie laden den Fremden zur Tafel, und da die Zahl der Gäste da immer sehr bedeutend ist, so knüpfen sich sehr leicht neue Bekanntschaften an.

*) Die etwas veraltete Rechtschreibung ist beibehalten worden. D. R.

Eben so leicht ist es, zum Handkuß bei den Majestäten zugelassen zu werden; man darf nur dem Oberstkämmerer des Kaisers, und dem Obersthofmeister der Kaiserin seinen Namen und Stand eröffnen. Am füglichsten geschieht das, wenn die Majestäten zur Tafel gehen; man sezt bei ihrem Eintritt ein Knie auf den Boden, indem man ihnen die Hand küßt. Bei den Privat-Audienzen sind schon mehrere Ceremonieen eingeführt. Der Oberstkämmerer bestimmt die Stunde, wo man sich in der Antichambre einzufinden hat, gewöhnlich um fünf Uhr Abends. Er selbst erscheint auf die Minute, und führt zur Audienz ein; in seiner Abwesenheit vertritt der Kammerherr des Tages seine Stelle. Der Kaiser steht vor einem Thronhimmel, auf einen Tisch gestüzt, einen Armsessel an seiner Seite. Ein Schirm von rothem Sammt mit goldenen Franzen steht vor dem Eingang, so, daß man den Kaiser nicht gleich erblickt, der hinter dem Schirm sich befindet. Ist man im Angesicht des Monarchen, macht man die erste Kniebeugung, man geht einige Schritte, wieder eine Kniebeugung, und die dritte, indem man vor seiner Majestät steht. Der Kaiser erwiedert die Kniebeugungen mit einem leichten Kopfnicken; er hört mit großer Aufmerksamkeit den Sprechenden an, er antwortet herablassend und in bestimmten Worten. Ist die Audienz zu Ende, küßt man die Hand, indem man ein Knie auf den Boden seht, und entfernt sich rückwärts schreitend mit drei Kniebeugungen wie beim Eintritt. Dieselbe Ceremonie findet bei den Privat-Audienzen der Kaiserin statt, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Monarch allein im Zimmer ist, bei der Kaiserin aber eine Pallast-Dame gegenwärtig ist, doch so entfernt, daß sie nicht hören kann, was gesprochen wird.

Der Kaiser speist gewöhnlich mit der Kaiserin und den Erzherzoginnen zusammen. Nur an bestimmten Tagen, wie am Toisons-Feste speist er ganz allein. Das Diné ist in den Gemächern des Kaisers, das Soupé in dem Apartement der Kaiserin. Zwei Kammerherren halten ihren Majestäten das Waschbecken, wenn sie sich zur Tafel setzen, und der Oberhofmeister reicht die Servietten. Man bedient sie nach spanischer Sitte mit einer Kniebeugung. Die Anzahl der Schüsseln, die aufgetragen werden, ist sehr beträchtlich: acht und vierzig für den Kaiser, ebensoviel für die Kaiserin; obgleich die Majestäten zusammenspeisen, so hat jede ihre eigene Küche und ihre eigene Bedienung. — Das erstemal trinken beide zugleich, und bis zu diesem Augenblick bleiben die Gesandten, die Hofherrn und Damen gegenwärtig. Nachdem der Kaiser getrunken hat, ertheilt er dem Obersten Hofmeister, — Stallmeister, — und Kämmerer nebst den Gardecapitänen seine Befehle; ebenso die Kaiserin ihrem Oberst-Hofmeister, und ihrer Ehrendame,

die ſich dann mit den Anderen entfernen. Es bleibt Niemand in dem Zimmer, als die zur Bedienung nöthigen Hausoffiziere, und manchmal einige Neugierige, die noch nie geſehen haben, wie Souveräne ſpeiſen. An Sonn- und Feſttagen, wie bei großer Galla iſt Muſik während der Tafel. Der Kaiſer ſitzt mit bedecktem Haupte am Tiſche: ſo wie er den Hut aufſetzt, bedecken ſich die anweſenden Geſandten. — Beim Soupé reicht eine Ehrendame den Herrſchaften die Serviette, und die Pallaſtdamen ſerviren die Speiſen und den Wein, die früher von ihnen verkoſtet werden. Der ganze Hof, der gegenwärtig iſt, muß wie beim Diné ſtehen, ſelbſt Prinzen und Prinzeſſinnen nicht ausgenommen; Hier gibt es keinen Rang, in Anweſenheit der Majeſtäten ſind alle Unterſchiede des Ranges verſchwunden.

An Gallatagen — (man benennt ſo die Feſt- und Ceremonien-Tage) zeigt ſich der Hof im höchſten Glanze; man ſieht dann nichts als Gold und Juwelen. Dieß findet beſonders am Namenstage des Kaiſers und der Kaiſerin ſtatt. — Der Kaiſer, gewöhnlich ſehr einfach in ſeiner Tracht, iſt am Tage der heiligen Eliſabeth mit Diamanten bedeckt. Die Kaiſerin, die zwar immer mit Pracht gekleidet erſcheint, iſt am Tage des heiligen Karl ſo mit Edelſteinen beladen, daß ſie kaum ihre Kleider zu tragen vermag. Sonſt iſt mit Ausnahme der Gallatage der Hof ſehr einfach gekleidet. Freilich gibt es deren ſo viele, daß dieſe Einfachheit ſehr ſelten zum Vorſchein kommt; der Namenstag eines Miniſters, der Tag, an dem eine hohe Dame zur Ader läßt, iſt hinlänglich, um halb Wien in Galla zu jagen. Man unterſcheidet drei Klaſſen von Galla: Galla bei Hofe, die iſt für Alle, für den Adel und für das Volk; große Galla für die Stadt am Namenstage eines Miniſters; und endlich kleine Galla für die Aderläſſe der Damen. Der Mann macht da der Frau Galla, die Kinder den Eltern, Brüder und Schweſtern wechſelweiſe einander: ſo, daß zwei Drittheile in Wien unaufhörlich in Galla ſtecken. — —

An hohen Feiertagen fährt der Kaiſer mit großem Gepränge nach der Stephanskirche. Er ſizt allein im Hintergrunde des Wagens, die Kaiſerin ihm gegenüber; die Kämmerer, die Geheimen Räthe, die Ritter des goldnen Vließes zu Pferde voran. Neben dem kaiſerlichen Wagen gehn zu beiden Seiten die Edelknaben und die Hartſchieren der Garde; dann folgen die Wagen der Erzherzoginnen und der Hofdamen, die Garden zu Pferde mit Trompeten und Pauken, den Beſchluß macht der päbſtliche Nuntius und die fremden Botſchafter mit ihrem Gefolge in prächtigen ſechsſpänigen Gallawagen. Am Frohnleichnamstage begleitet der Kaiſer das Sacrament im feierlichem Zuge. Er begibt ſich mit ſeinem ganzen Hof-ſtaat, umgeben von allen Miniſtern und Hof-

würdenträgern, nach der Cathedrale von St. Stephan; er hört da die Meſſe, und begleitet dann den Zug. Alle Straßen ſind mit Thielen belegt, die Häuſer mit Teppichen behangen. Die Kaiſerin geht unmittelbar nach dem Kaiſer, von allen Damen ihres Hofes begleitet, in der Höchſten Galla; man kann nichts prächtigeres in der Welt ſehen als dieſen Aufzug.

Der Kaiſer iſt von mittelmäßiger Größe, ſehr fett; er hat eine etwas braune Geſichtsfarbe, ſtark geröthet, das Auge friſch, und eine herabhangende Unterlippe, wie die Meiſten ſeines Hauſes. Er iſt der zweite Sohn Kaiſer Leopolds, und Eleonorens von Pfalz-Neuburg. Beſtimmt von Kind auf der Nachfolger Karl des zweiten Königs von Spanien zu werden, wurde er in der ganzen Ernſthaftigkeit auferzogen, die dieſe Nation von ihren Souveränen verlangt. Das gibt ihm ein gewißes finſteres Ausſehen, das aber bei einer näheren Bekanntſchaft ſchwindet. Im Gegentheil er iſt ſehr herablaſſend, und gütig. Er hat ſchon früh im Kampf um jene Krone verſchiedene Glückswechſeln erfahren, die er mit wahrer Seelengröße getragen, im vollen Vertrauen auf die göttliche Vorſicht, die das Schickſal der Könige und Völker lenkt. Der Himmel, der die Tugend immer belohnt, hat ihm zum Erſatz das ſchönſte Reich der Welt verliehen, und ſeinem Glücke fehlt nur ein männlicher Erbe! — — Die Kaiſerin, eine Tochter Ludwig Rudolphs Herzogs von Braunſchweig-Blankenburg, und Chriſtinen Louiſens von Oettingen, war eine der ſchönſten Prinzeſſinnen, die man ſehen konnte, und ungeachtet der ſtarken Röthe des Geſichtes und der Wohlbeleibtheit, die ſie jetzt zeigt, kann ſie noch immer für ſchön gelten. Aufgezogen in dem Lutherthum ſchwur ſie zu Bamberg dieſen Glauben ab, als ſie dem Kaiſer vermählt wurde; ihre Herzensgüte, ihre Leutſeligkeit, und ihr Wohlthätigkeitsſinn ſind zu weltbekannt, um darüber mehr ſagen zu müßen. — Die älteſte Erzherzogin Marie Thereſia die in der Ausſicht auf den Thron ihrer Väter auferzogen wird, hat große Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, möge ſie auch ihre Tugenden erben, wenn ſie einſt den Thron beſteigt!

Der gewöhnliche Zeitvertreib des Kaiſers (um ſich von Staatsgeſchäften zu erholen) iſt Jagd, und Scheibenſchießen. Die Kaiſerin leiſtet ihm gewöhnlich Geſellſchaft; bisweilen verfügt er ſich auf die Reitſchule. Muſik iſt eine Lieblingsunterhaltung von ihm, und der Monarch ſpielt nicht nur vom Blatt, ſondern componirt ſelbſt. Vor ein paar Jahren wurde eine Oper von ſeiner Compoſition aufgeführt; die Sänger, Tänzer und Muſiker waren Standesperſonen, der Kaiſer accompagnirte im Orcheſter, die beiden Erzherzoginnen tanzten auf dem Theater, die regierende, und die verwittwete Kaiſerin waren Zuſchau-

rinen, und jeder Mitſpielende durfte zwei von ſeinen Verwandten oder Freunden mitbringen.

So ſehr die Majeſtäten die Muſik lieben, ſo werden doch nur zweimal im Jahre Opern gegeben; am Namenstage des Kaiſers und der Kaiſerin; bisweilen werden ſie im Carneval wiederholt. In dieſer Zeit finden auch die Hofbälle ſtatt, und am Faſchingsdienſtag iſt gewöhnlich große Maskerade des ganzen Adels, wo eine Bauernhochzeit vorgeſtellt wird. In der Burg iſt ein herrliches Theater, und das iſt wohl das Einzige, das des Beſchauens werth iſt; denn der kaiſerliche Pallaſt ſelbſt iſt ſo äußerſt ſchlecht, daß der Kaiſer unter allen Monarchen in Europa am ſchlechteſten bewohnt iſt. Die kaiſerlichen Luſtſchlöſſer ſind nicht im beſſern Stande. Die Favorite, in der Vorſtadt Wieden gelegen, ſieht mehr einem Kapuzienerkloſter, als dem Aufenthalte eines großen Fürſten, ähnlich. Laxenburg iſt noch ſchlechter, als die Favorite; der Hof bringt nur ſechs Wochen da zu, ſo lange die Reiherbaizen dauern. Die Miniſter die den Kaiſer begleiten müßen, haben zwar eigne Häuſer, nicht groß doch wohnbar; aber Alles was Cour macht, muß Abends nach der Stadt zurück, was äußerſt unbequem iſt. Kaiſer Joſeph hat zwar ein ſchönes Gebäude zu bauen angefangen, zu Schönbrun (etwa vier Stunde von der Stadt entfernt) aber nach ſeinem Tode blieb es unvollendet, was ſehr zu bedauern iſt; der Kaiſer hätte zwar kein Verſailles, aber immer einen Wohnplatz gewonnen, der der Würde eines Monarchen angemeſſen wäre. Ueberhaupt iſt der ſchlechte Geſchmack in der Architektur in Wien auffallend, und nur die Palläſte des Prinzen Eugen von Savoyen machen hierin eine Ausnahme.

Seit der letzten türkiſchen Belagerung hat ſich Wien ſehr vergrößert, und die Befeſtigung der Stadt iſt ſo eifrig betrieben worden, daß die Türken, bei einem neuen Beſuche, ein ſchweres Spiel finden würden.

Einen neuen Glanz hat der Kaiſer ſeiner Reſidenz itzt durch die Gründung eines Erzbisthums gegeben. Die catholiſche Religion iſt die einzige, die in Wien und in ganz Oeſterreich geduldet wird. Die Geſandten der proteſtantiſchen Fürſten haben ihre eigenen Kapellen. Wenn das heilige Abendmahl zu Kranken getragen wird, ſo wird es immer von den nächſtſtehenden Wachtpoſten begleitet, die ſtreng darauf ſehen, daß jedermann ſich niederkniet. Ich ſelbſt ſah einſt den Kaiſer, als er den Prieſter mit dem Sacramente begegnete, aus dem Wagen ſteigen, und ihn bis an die Kirche begleiten. Die Verehrung dieſes Souveräns, und aller Prinzen aus ſeinem Hauſe, für das heilige Sacrament des Altars kann nicht genug geprieſen werden. Man kann

ſagen, daß, ſo wie wenige Fürſten in Europa den Prinzen des Hauſes Oeſterreich an Geburt gleich ſind, auch wenige ihnen an Frömmigkeit und Gottesfurcht gleichen. — —

Ich wende mich nun von dem Ernſten und Erhabenen zu dem Angenehmen — das heißt, ich will von den Frauen Wiens ſprechen. Ich will ſie, wie Burrhus ſagt, mit der Freimüthigkeit eines Soldaten ſchildern, der nicht verſteht zu ſchmeicheln.

Es giebt ſchöne und häßliche Weiber hier — das iſt wie überall. Im Allgemeinen ſind ſie eher ſchön als angenehm zu nennen, denn bei allen körperlichen Reizen haben ſie wenig Lebhaftigkeit. Sie ſind mehr groß als klein, gut gebaut, ihr Gang iſt feſt, aber ihre Haltung iſt ohne Anmuth, man glaubt ſie brechen ab, wenn ſie eine Verbeugung machen. Ihr Anzug iſt mehr geſucht, als geſchmackvoll; mit Ausnahme von Zwei oder Drei giebt es Keine, die Roth oder Weiß auflegte, ſelbſt Schönpläſterchen ſieht man ſelten. Mit einem Worte, man ſtößt auf nichts was Koquetterie verkündete. In ihrem Benehmen zeigen ſie ſich freimüthig, ſie machen ſich nicht leicht vertraut — übrigens eitel (wie alle Weiber) dem Spiel, dem Aufwand, und der Verſchwendung mehr als der Galanterie ergeben. Sie kennen keine Lectüre als ihre Gebethbücher; leichtgläubig bis zum unglaublichen, beſteht ihre ganze Religion in der Beobachtung der äußern Gebräuche. Im Umgange langweilig und einſilbig; und wenn nicht zuweilen Liebe oder Neid ſich in das Geſpräch miſcht, reden ſie von Regen und von ſchönem Wetter. Für Wien leidenſchaftlich eingenommen, giebt es in ihren Augen: nichts in der Welt über Wien! — Aber alle dieſe Schwächen werden von einem tiefen Gemüth, und einer ſeltenen Großmuth aufgewogen. Sie ſind in der Regel warme Freundinen, ſie intereſſiren ſich für die, die ihre Gunſt gewonnen, mit ganzer Seele. In der Liebe vertrauend und beſtändig; weit entfernt ihre Liebhaber durch Aufwand zu Grund zu richten, haben ſie vielmehr das Glück von Vielen gemacht. Man hat mir über dieſen Punkt eine Geſchichte, aus den Zeiten Kaiſer Joſephs mitgetheilt, unter deſſen Regierung die Galanterie weit mehr an der Tagesordnung war, als es itzt der Fall iſt. Eine Dame von hohem Range liebte einen Kavalier, deſſen Umſtände nicht die beſten waren; ſie ſuchte lange eine Gelegenheit im Stillen um ſein Glück zu machen, ohne ſie zu finden. Endlich trifft ſie ihn in großer Geſellſchaft, wo er gezwungen iſt Bank im Baſſet zu geben. Sie ſetzt ſich an den Tiſch, und pointirt gegen ihn; ſie läßt marquiren, ohne zu ſagen wie hoch die Marque gilt: in dieſem Augenblick tritt ihr Gemahl ins Spielzimmer ein. Kaum erblickt ſie ihn, ſo ſpringt ſie auf, wirft die Marquen unter den Tiſch, und ſagt

laut zu dem Banquier, daß alle Welt es hören konnte. „Baron, ich bin ihnen vierzigtauſend Gulden ſchuldig.“ — Der Mann ſtutzt, und fragt betroffen die Frau, was das bedeuten ſoll? „Ich habe die Thorheit begangen zu ſpielen, und an den Herrn hier, indem ſie auf den Banquier zeigte, vierzigtauſend Gulden zu verlieren. Sie haben Recht zu grollen, mein Gemahl, aber meine Schuld muß bezahlt werden? Der Mann im Ernſte aufgebracht, verſichert zulezt, daß er die Summe nicht bezahlen werde. „Wohlan, ſagt die Frau ruhig und gefaßt, Sie wollen den Herrn hier nicht bezahlen? Deſto ſchlimmer für Sie — ich bin entſchloſſen meine Schuld abzutragen, auf was immer für eine Art das ſey!“ — — Der Herr Gemahl, der aus der Entſchloſſenheit ſeiner Frau bald merkte, daß wenn er nicht bezahlte, etwas verliehren könnte, was ihm theurer war — als Geld, gab die Summe her, und die Dame, die ihre Abſicht erreicht hatte, verzichtete für immer den Geliebten wieder zu ſehen.

Die Lebensweiſe der Wiener Damen iſt ſehr einförmig. Sie ſtehen ſpät auf — ihr erſtes Wort iſt Chocolat; dann ſchickt man zum Gemahl und läßt fragen, wer zum Diné geladen iſt, und ob alle Couverts beſezt ſind. Iſt die Geſellſchaft nicht nach ihrem Geſchmak, ſo läßt ſie einer Freundin ſagen, daß ſie bei ihr ſpeiſen werde, oder ſind nicht alle Couverts beſezt, (jeder galante Ehemann ſorgt dafür, daß immer einige zur Verfügung der Frau vom Hauſe bleiben) ſo ſchickt ſie zu ihren guten Freunden. Iſt das beſorgt, wird Toilette gemacht, und die Meße beſucht; auch die minder Frommen hören täglich eine Meſſe. Dort leſen ſie einige Gebethe, küßen die Heiligenbilder in den Andachtsbüchern, und ſpielen ſehr andächtig mit dem Roſenkranz. Nach der Meße halten ſie mit den Bekannten eine kleine Converſation in der Kirche, und machen dann einige freundſchaftliche Beſuche, oder erwarten welche zu Hauſe. Das Geſpräch dreht ſich dabei um Stadt- und Hofneuigkeiten, und man zupft Gold in kleine Käſtchen mit indiſchem Lak überzogen. So naht die Eſſenszeit heran. Nach Tiſch wird Caffé getrunken, Piquet oder Quadrille geſpielt, bis es Abend wird, wo man nach Hofe fahren muß. Nach der Viſite bei der Kaiſerin, kommen ſie in die Aſſembleen, wo wieder geſpielt wird; iſt das vorbei fährt man nach Hauſe, wirft ſich in Negligé, und ſoupirt in kleiner vertrauter Geſellſchaft. Endlich legt man ſich zu Bette, höchſt zufrieden, den Tag glücklich im Nichtsthuen zugebracht zu haben. — —

Die Männer ſind im Allgemeinen ſehr ſtolz und eingebildet; ſie verlangen, daß ſich Alles vor ihnen beugen ſoll. So wie ihr Herrſcher der erſte Souverän in der Chriſtenheit iſt, ſo halten ſie ſich auch für das erſte Volk der Welt. Es giebt nichts eitleres, nichts unausſteh-

licheres, als einen jungen Wiener, deſſen Vater einen Rang oder Stelle bei Hofe hat, ſie ſtinken von Stolz und Hoffart. Iſt der Papa ein großer Herr, haben ſie Geld, ſo glauben ſie, daß ſie das Recht haben, die ganze Welt mit Füßen tretten zu können; ſie verläugnen ſo ganz jene feinen Sitten, die man von Leuten von Geburt und Erziehung verlangen kann. Trifft dieſe Schilderung auch nicht alle jungen Herrn, ſo giebt es doch nur ſehr wenige, die eine ehrenvolle Ausnahme machen.

Was den ſogenannten leoniſchen Adel betrifft, ſo iſt der ſo häufig, daß man allenthalben auf ihn ſtößt. Hofräthe, Agenten, Referenten, reiche Bürger, Alles läßt ſich adeln — ob man gleich nicht begreift, wozu, da ſie in den höhern Cirkeln nicht zugelaſſen werden. Dieſe Wuth ſich adeln zu laſſen geht ſo weit, und iſt ſo leicht zu befriedigen, daß unlängſt ein ehmaliger Läufer vom Kaiſer Joſeph ſich den Baron-Titel gekauft hat, und ſeine Kinder laufen itzt in der großen Welt herum. — In ihren Häuſern leben dieſe Menſchen prächtig: ihre Frauen zeichnen ſich durch ihre zufriedenen, Geſundheit ſtrozenden Geſichter aus; ihre Häuſer ſind reich aber geſchmaklos möblirt, und ihr Tiſch iſt auf das köſtlichſte beſtellt. Ueberhaupt iſt das Eſſen eine der größten Angelegenheiten der Wiener. Sie begehren eine Menge von Schüſſeln, und aufgehäuft; vorzüglich müßen Fleiſchſpeiſen im Ueberfluße vorhanden ſeyn. Ich hörte mehrmals junge Wiener, die behaupteten, daß die Franzoſen nichts von der edlen Kochkunſt verſtünden, weil ſie nicht zwei Nierenbraten auf einer Schüſſel zu ſerviren verſtünden. Alle Gattungen von fremden Weinen ſind bei den Tafeln im Ueberfluße vorhanden; eine bedeutende Auslage, da alle ausländer Weine mit einem ſtarken Zoll belegt ſind. Ich habe Gaſtereien geſehen, wo achtzehn Sorten von Weinen vorhanden waren; bei jedem Gedecke liegt ein Zettel, worauf die verſchiedenen Weine angemerkt werden, die auf dem Schenktiſche aufgeſtellt ſind.

Die Bürger und Gewerbs-Leute ſuchen hierin die Vornehmen zu erreichen, ſie biethen alle Kräfte auf um große Freßereien zu Stande zu bringen, und man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß es kein Volk giebt, — bei dem die Verſchwendung in dieſem Punkte ſo weit getrieben würde, als bei den Wienern. —

F. v. B—r.

Aberglaube und Glaubensansichten im Volke.

(Nachfolgendes ist dem American Quarterly Review entnommen. Der geistreiche, scharfsinnige Verfasser hat bei seinen Bemerkungen Großbrittanien hauptsächlich im Auge gehabt. Zur Vervollständigung glaubten wir einestheils eingestreute Noten und Zufügungen eines französischen Schriftstellers nicht vorenthalten zu dürfen, anderntheils hielten wir es für wesentlich, eigene Vergleichungen mit Volksmeinungen auf deutschem Boden zu geben. Jene Noten und unsere Beisätze finden sich in Klammern abgedruckt).

Mehre englische Schriften haben sich mit Untersuchung des Ursprungs gewisser Sitten und Ceremonien beschäftigt, welche kein, von der Kirche angenommener, Gebrauch vorgeschrieben, oder nur wenigstens bestätigt hat, während sich dieselben doch seit undenklichen Zeiten beim Volke in den Provinzen forterhielten. Den meisten Werken über diesen Gegenstand gebricht es an Ordnung und Vollständigkeit. Hier sollen die Lücken der Letzteren ausgefüllt, neue Quellen benützt, und die vorhandenen Stoffe in eine vernunftgemäßere Ordnung gestellt werden. Zu diesem Endzwecke sollen die Hauptfeste der Christenheit in ihrer Folge aufgeführt werden, hienach wollen wir zur Quelle der gesetzlichen Kirchen-Observanzen aufsteigen, und den damit verbundenen Volksaberglauben beleuchten.

Manche dunkle Stelle einer alten Dichtung mag durch Nachstehendes ihre Deutung erhalten, manche Erzählung aus den Kinderjahren wird dabei in das Gedächtniß zurückkehren.

Viele von diesen aberglaubischen Ansichten sind einem so fernen Alterthume entsprossen, daß man bis heute außer Stande ist, bis zu ihrem Ursprunge zurückzugehen, während andere ein klares Licht auf alte Gewohnheiten werfen, und die Analogie zwischen den Gebräuchen der verschiedenen Nationen Europa's nachweisen. Die Coincidenz der Sitten unserer Voreltern mit denen anderer Völkerschaften ist zuweilen so schlagend, daß sie in Ermanglung geschriebener Geschichtsbücher hinreichend den ehemaligen Zusammenhang zu erreichen im Stande wäre.

Leſer, denen es an Gelegenheit gemangelt hat, über unſern Gegenſtand nachzudenken, werden erſtaunen, wenn ſie ſehen, wie viele in unſerem Kalender aufgeführte Feſte heidniſchen Urſprungs ſind. Seitdem das Chriſtenthum ſein ſiegendes Panier entfaltete, leiſteten die Heiden mit geringerem Schmerze auf einen Glauben Verzicht, deſſen Ungereimtheit ſie fühlten; anders war es mit den Feſten ihrer Götter, die ihnen häufig erwünſchte Gelegenheit zu Beluſtigungen boten. Die erſten Apoſtel der wahren Religion glaubten bei einem minder wichtigen Punkte nachgeben zu müſſen, und die Umwandlung der Völker zu erleichtern, denen ſie den neuen Glauben predigten. Gregor, der Thaumaturge, Biſchof von Neocesarea, beſchloß, die Hauptfeſte der Heiligen und Märtyrer auf die ſchon durch heidniſche Feierlichkeiten geweihten Epochen feſtzuſtellen, und ſelbſt bei den großen Feſten der chriſtlichen Kirche einige durch Gewohnheit den Völkern liebgewordene Gebräuche beibehalten zu müſſen. Daher rühren — abgeſehen von dem Jubel, der der Natur der Sache gemäß die Geburt des Heilands bezeichnen muß — die profanen, gutgeheißenen Beluſtigungen an Weihnachten, die gerade auf die Zeit der Säkularien fielen, daher rühren auch die Blumen, welche bei den Frühlingsfeſten eine ſo große Rolle ſpielten.

Die Bemerkung ſcheint nicht überflüſſig, daß die jeſuitiſchen Miſſionäre in China daſſelbe Syſtem befolgt haben, was ihnen indeß nicht allein von den proteſtantiſchen Schriftſtellern, ſondern auch von den Feinden dieſes Ordens im eigenen Schooße der katholiſchen Kirche die lebhafteſten Vorwürfe zugezogen hat.

Ehe wir uns mit den Einzelnheiten des Aberglaubens beſchäftigen, glauben wir anführen zu müſſen, daß der Glaube, welcher gewiſſen Menſchen die Kraft zuſchreibt, ihren Mitgeſchöpfen Arges anthun und die Operationen der Natur hemmen zu können, dem früheſten Alterthum angehört.

Neujahr.

In den mittäglichen Provinzen von Schottland läuft ein Mitglied der Familie, ſo bald die Uhr am 31. Dezember zwölf geſchlagen hat, ſo raſch als möglich zum Brunnen, und ſchöpft die oberſte Lage des Waſſers, das nennt man die Sahne vom Brunnen ſammeln.

„Die Blume vom Brunnen, ſie kehrt in mein Haus,
„Mich wählet der ſtattlichſte Junge wohl aus.“

Unter der Blume vom Brunnen verſteht man den erſten Eimer Waſſer, und das Mädchen, das glücklich genug iſt, dieſen Preis zu gewinnen, hat viel mehr Chancen, als jedes andere, den ſchönſten, liebenswür-

digſten Jüngling des Kirchſpiels zum Gatten zu erhalten. Während ſie zum Brunnen laufen, ſingen die jungen Perſonen obige Worte.

Dieſer Aberglaube iſt im Lande ſehr alt, und läßt ſich wahrſcheinlich von der Anbetung der Brunnen bei den Pikten ableiten. Die Römer kannten ihn ſchon, bei denen das Waſſer auf eine gewiſſe Art abzuſchöpfen, zu den nothwendigſten Gebräuchen gehörte, um die Befragung der Auguren gelingen zu laſſen. Manche Leute halten viel darauf, neue Kleider an dieſem Tage anzulegen, und betrachten eine Unterlaſſung in dieſer Beziehung als ein trauriges Vorzeichen. Viſiten und Geſchenke ſind ebenfalls ein ſehr alter Brauch, auf den wir ſpäter zurückkommen werden.

(In Frankreich iſt der erſte Tag des Jahres dazu beſtimmt worden, ſich Etrennes — kleine Geſchenke — zu geben. Der engliſche Schriftſteller behandelt dieſen Gegenſtand beim Chriſtfeſte, wo wir uns Anmerkungen erlauben werden. — Die läſtigen Viſiten ſind in Wien von den größten Familien aufgehoben, welche dafür reiche Gaben an die Armen verabreichen laſſen).

Epiphania.

Die Sitte, an dieſem Tage Kuchen zu eſſen, und durch das Loos einen König und eine Königin zu wählen, iſt ebenfalls ſehr alt. Im Kalender der katholiſchen Kirche wird dieſes Feſt häufig das Feſt der Könige (Dreikönigsfeſt) genannt. In den Städten und auf den Akademien von Deutſchland wählen die Studenten und Bürger unter ſich Einen als König, und geben bei dieſer Gelegenheit ein glänzendes Mahl. In Frankreich wird der König, Bohnenkönig genannt, durch das Loos gewählt.

(Man theilt in Frankreich einen Kuchen aus, in welchem eine Bohne verſteckt iſt; wer das Stück mit der Bohne erhält, wird König. Der für Deutſchland aufgeführte Brauch iſt als ſehr beſchränkt zu betrachten; in vielen Städten hüllen ſich nur arme Kinder an dieſem Tage in eine Art von orientaliſchen Gewändern, ſingen Lieder ab, und benützen dieſe Gelegenheit, um Almoſen zu gewinnen.)

Dieſe Ceremonien mögen uns von den Zeiten der Griechen und Römer hinterlaſſen worden ſeyn, da man bei jenen einen *συμποσιουρχος βασιλευς* (Gaſtmahl-König), und bei dieſen einen Rex modimperator wählte, der beim Feſte beauftragt war, die Geſetze feſtzuſtellen, welche die Gäſte zu beobachten hatten, und Sorge zu tragen, daß Jeder den ihm vorgeſchriebenen Theil richtig trinke, woher er denn auch den Namen *ὀφθαλμος*, Auge, bekam. Gewöhnlich wurde er durch das Loos, häufig durch Bohnen, öfter aber durch Würfel gewählt. Horaz

ſpricht öfter von dieſem Gaſtmahl- oder Trink-König, **Rex convivii** oder **Rex bibendi.**

Die erſten Magiſtrate waren nicht der Verbindlichkeit des Gehorſams enthoben, wenn das Schickſal die Gewalt in eines Andern Hände legte; ſo wurde Ageſilaus, der König von Lacedämon, als er einſt einem Feſte beiwohnte, nicht eher zum König ernannt, als bis ihn das Loos begünſtigt hatte.

(Der gelehrte Bullet hat eine Abhandlung über den Urſprung der Bankette des Trink-Königs geſchrieben, worin er ſagt, daß die erſten Gläubigen den Tag vor dem Feſte der Könige gefaſtet haben; gegen das eilfte Jahrhundert hielt man ein ſtrenges Faſten nicht mit der Freude verträglich, die dem Chriſten des Heilands Geburt gewähren ſoll, deſſen Gedächtniß ſich bis Epiphania fortſetzt, und man glaubte darum, eine Erleichterung eintreten laſſen zu müſſen. Man trank dann an dieſem Tage Wein, und bereitete die Speiſen auf eine Art, wie ſie nicht üblich war, wenn die Gläubigen faſteten. Keiner von den frühern Schriftſtellern, denen Bullet ſeine Bemerkungen entnimmt, ſpricht vom Feſte des Trink-Königs; Guillaume, Biſchof von Paris, führt nur an, daß man zu ſeiner Zeit den Tag vor Epiphania auf den öffentlichen Plätzen Feuer angezündet habe, wie am Feſte des heiligen Johannes, daraus will Bullet ſchließen, daß dieſer Gebrauch aus dem vierzehnten Jahrhundert herſtamme. Seine Behauptung läßt ſich indeſſen ſehr leicht in Abrede ziehen. Feierte man des Bohnenkönigs Bankett auch bei den Chriſten der Urkirche den Tag vor Epiphania nicht, ſo war es ihnen darum doch nicht unbekannt; ſie beobachteten daſſelbe einige Tage früher während der Feſte der Calender, welche ſie zu großen Luſtbarkeiten riefen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieſe den älteſten Völkern entſtammen. In einer alten Ordnung der Sainte-Madeleinen-Kirche von Beſançon findet man die Art und Weiſe angegeben, wie man es an Epiphania zu halten pflegte. Einige Tage vor dem Feſte wählten die Domherrn unter ſich Einen aus, dem man den Namen König verlieh, weil er den Platz des Königs der Könige einnehmen mußte. An der erſten Stelle des Chors errichtete man dieſem König einen Thron, und gab ihm eine Palme als Scepter in die Hand. Von der erſten Veſper an verwaltete er am Feſte Epiphania ſein Amt. Bei der Meſſe traten drei Domherrn aus der Sacriſtei, der Eine angethan mit einem weißen, der Zweite mit einem rothen, der Dritte mit einem ſchwarzen Meßgewande, Jeder eine Krone auf dem Haupte und einen Palmzweig in der Hand, Jeder von einem Pagen gefolgt, der ſeine Geſchenke trug; ſo ſtiegen ſie, das Evangelium ſingend, in den untern Raum der Kirche, welche ſie dann

durchschritten, während ein Kronleuchter mit mehren angezündeten Kerzen vor ihnen herschwebte, welche den Stern vorstellen sollten. Sie gingen zum Chor zurück, sobald sie an der Stelle des Evangeliums waren, wo es heißt, die Weisen seyen in den Stall getreten, um unsern göttlichen Heiland zu verehren. Waren sie zum Altar gelangt, so warfen sie sich vor dem Priester nieder, der die Messe las, und boten ihm ihre Geschenke an, und entfernten sich der Seite gegenüber, durch welche sie eingetreten waren. Der Domherr, welcher am Feste Epiphania und den Tag zuvor König war, gab allen Mit-Domherrn, welche seinen Hof bildeten, ein prachtvolles Gastmahl, während daß man ihn als König der Gesellschaft betrachtete und behandelte.

Das Volk glaubt, daß einer der drei Könige, welche zur Anbetung unseres Heilandes kamen, schwarz gewesen sey. Aus diesem Glauben mag die Strafe hervorgegangen seyn, mit der man Alle belegte, welche nicht beim Feste „der König trinkt“ ausriefen. Zu ungemeiner Erhöhung der Lustbarkeit wurden sie einem Urtheile zu Folge angestrichen, welche Strafe die Lustigkeit beim Mahle ungemein erhöhte.

Der Montag nach Epiphania.

Der Montag nach Epiphania wird in England der Arbeits-Montag genannt, denn um diese Zeit beginnen etwa die Feldarbeiten. Dieser Jahrestag wird im Norden von England durch die Procession des Pflugnarren gefeiert. Gaukler ziehen einen Pflug und spielen dabei verschiedene musikalische Instrumente; Einige von ihnen sind auf groteske Weise angethan. Der Narr ist mit Fellen bedeckt, und trägt auf dem Kopf eine Pelzmütze, von der der Schweif irgend eines Thieres über seinen Rücken herabhängt.

Heilige Agnes. (21. Januar.)

An diesen Tag knüpft sich eine Masse abergläubischer Meinungen, welche besondern Bezug auf die Liebe haben. Man nehme zum Beispiele den Tag vor der heiligen Agnes einen Nadelbrief, und ziehe eine Reihe nach einander heraus, und spreche dabei das Vaterunser, stecke sodann eine von den Nadeln beim Schlafengehen in das Kissen, so wird man sicher von dem Gegenstande träumen, der Einem zur Ehe bestimmt ist.

Ein anderes Mittel der Mädchen besteht darin, daß sie diese Nacht in einer Grafschaft zubringen, in der sie nicht gewöhnlich wohnen; da knüpfen sie das Knieband vom linken Beine an den Strumpf vom rechten, indem sie dabei das andere Knieband und den andern

Strumpf unberührt laſſen, wonach ſie gewiſſe Strophen ſprechen und bei jedem Komma einen Knoten machen. Ihr erſter Traum hierauf muß ihnen nothwendig den ihnen beſtimmten Gatten zeigen, der ſich durch irgend ein Merkmal ſeines Standes kenntlich macht. In Aubrey's handſchriftlichen Memoiren finden wir eine Dame, welche ihm zugeſtand, daß ſie ſich dieſes Zaubermittels bedient, und in der That zwei oder drei Jahre ſpäter im Traume eine Erſcheinung gehabt habe. Die Viſion hatte ſich beinahe aus ihrem Gedächtniſſe verloren, als ſie eines Sonntags in der Kirche einen jungen Prediger, der eben erſt die Univerſität Oxford verlaſſen hatte, die Kanzel beſteigen ſah, und ſogleich zu einer Schweſter, die ihr zur Seite ſtand, ſagte: „Sieh' hier ganz die Züge, die ich im Traume geſehen habe!“ Es bedarf kaum der Bemerkung, daß ſie den jungen Geiſtlichen ehelichte.

Auch die Römer pflegten Knoten zu ſchlingen, um an ihr Herz das Herz der geliebten Perſon zu feſſeln.

Sanct-Vincent.

Man hat genau darauf Achtung zu geben, ob am Sanct-Vincent die Sonne ſcheint. Ein Gelehrter meint, daß dieß vom Glauben herrühre, die Sonne glänze an dem Tage nicht, da dieſer Märtyrer ſo grauſam durch den Feuertod umgekommen, es ſey denn, ein glückliches Ereigniß ſoll dadurch angezeigt werden. Es gibt aber ein altes Sprichwort der franzöſiſchen Winzer, wonach der Wein an Sanct-Vincent in das Holz tritt, wenn die Sonne ſcheint, und zurückgeht, wenn es friert. (Man ſagt in Deutſchland: „Vinzenz Sonnenſchein bringt viel Korn und Wein.“)

Pauli Bekehrung. (25. Januar.)

Ebenfalls ein prophetiſcher Tag in Beziehung auf atmoſphäriſche Beſchaffenheit im Laufe des Jahres, und zwar in vielen Ländern herrſchend. Im Mittelalter war ein Vers in aller Welt Mund, wonach an Pauli Tag ſchön Wetter reiche Aerndte, Wind Schlacht und Kampf, Nebel gewaltig Sterben des Viehs, und Regen theuere Zeit weisſagte. (Die deutſche Bauernregel ſagt:

„Iſt auf Pauli Bekehrungstag das Wetter ſchön und klar
„So iſt zu hoffen ein gutes Jahr.“)

Lichtmeſs. (2. Februar.)

Das Landvolk prophezeit auch den Charakter des Jahres nach der Witterung an Mariä Reinigung. Im größern Theile von Europa ſpricht ſich die allgemeine Meinung dahin aus, daß ſich große Kälte

vorausſehen laſſe, wenn die Sonne an Lichtmeß ſcheine. Es gibt ein altes Sprichwort:

Si sol splendescat Maria purificante
Major erit glacies post festum, quam fuit ante.

(Womit das deutſche harmonirt:

„So lange die Lerche vor Lichtmeß ſingt, ſo lange ſchweigt ſie hernach.“)

Der Name Lichtmeß rührt davon her, daß man ſonſt an dieſem Tage viele Kerzen anzündete, welche, mit geweihtem Waſſer beſprengt, die Macht Dämonen zu bannen beſaßen. Ueberdieß glaubte man, dieſe Kerzen brächten Sterbenden großen Vortheil. In einem alten engliſchen Katechismus findet man die Frage: „Wozu dienen die geweihten Kerzen?“ Antwort: „Um ſie anzuzünden, wenn es donnert, und um Sterbende zu retten.“

Am Anfang des Monats Februar feierte man ſonſt in Rom die Feſte der Reinigung und der Opferung — genannt die Februa. Der durch das Opfer gereinigte Gegenſtand hieß Februatum, woher der Monat den Namen Februarius bekam. Der augenſcheinliche Zuſammenhang zwiſchen den beiden Feſten gehört zu den ſchlagendſten Beiſpielen einer Verbindung zwiſchen den Gebräuchen und Ceremonien des Heidenthums und denen des Chriſtenthums, ſowohl was den Zeitabſchnitt, als was den Zweck ihrer Feier betrifft.

Treten Oſtern frühe ein, ſo fallen Faſtnacht und Aſchermittwoch auf dieſe Epoche.

(Sonſt herrſchte in vielen franzöſiſchen Kirchen die Gewohnheit, an Lichtmeß ein Mädchen als Jungfrau Maria zu kleiden und ihm ein Kind von Wachs auf den Arm zu geben; ſo erſchien es dann bei der Meſſe begleitet von Jünglingen, die ſich als Engel angethan hatten; zwei von ihnen trugen Turteltauben. Die Jungfrau ſprach einige Verſe, und bot die Turteltauben dar).

Faſtnacht.

In vielen Gegenden führt dieſer Tag den Namen „Dienſttag der Krausbrode.“ Nachdem die Gläubigen die, nach der Vorſchrift der Urkirche gebotene Beichte abgelegt hatten, durften ſie ſich der Freude und Luſt hingeben, ohne daß es jedoch von ihrer Wahl abhängig gemacht wurde, ob ſie Fleiſch zu ſich nehmen wollten oder nicht; dadurch entſtand der Gebrauch, an Faſtnacht Krausbrode und Küchelchen, gleichſam an der Stelle ſoliderer Nahrungsmittel, zu verzehren. Der Tag zuvor oder Faſchingmontag wird in England auch Schnitten-Montag genannt, nach der alten Sitte ſich an dieſem Tage mit Eiern auf

Brodschnitten zu bewirthen, die man später mit Fleischschnitten vertauschte. Es scheint gebräuchlich gewesen zu seyn, daß an Fastnacht Jeder die Küchelchen selbst in die Pfanne warf, die er zu verschlingen gedachte. Ein englisches Gedicht im J. 1694 in London gedruckt, enthält folgende Stelle:

„Es war der Tag, wo die Reichen und Armen sich Alle aus einer Schüssel bewirthen, wo alle Wänste sich vollstopfen, bis sie nicht mehr können; wo Knaben und Mädchen ihre Küchelchen selbst schmoren, aus Angst, sie möchten anbrennen, und die ganze Küche von schallendem Gelächter wiedertönt, wenn das Gebackene auf den Boden geworfen wird."

Fastnacht nennt man im Englischen Shrove-Tuesday, was so viel bedeuten will, als Beichte-Dienstag. In Schottland heißt dieser Tag Fastronevin, Fastryngys-Ewyn, Fasternseen und Fastenseen, was Alles sagt: der Tag vor Fasten. Dieses Wort ist älter, als das englische, welches sich in der angel-sächsischen Sprache nicht vorfindet. Die Deutschen sagen wie die Schottländer, Fastnacht, Fastenabend, die Holländer Vastenavond.

Sonst läutete man in Newcastle in diesen Müßiggangs- und Ablaßtagen um Mittag die große Sanct-Nicolaus-Glocke; alsbald schlossen sich die öffentlichen Bureaux und Läden, und der übrige Theil des Tages wurde einer Art von Carneval (carne vall — dem Fleisch lebewohl) gewidmet; noch heut zu Tage wird dieser Tag daselbst wie ein halbes Fest gefeiert. Die gewöhnliche Unterhaltung bestand sonst in den Hahnenkämpfen.

(Das Vergnügen des Carnevals ist in katholischen Ländern so allgemein, während die Protestanten, namentlich in England, die strengsten Maßregeln dagegen ergriffen haben, und die Faschingslust der deutschen Protestanten an einer unangenehmen Einförmigkeit leidet, oder, die Fastnacht-Küchlein ausgenommen, wie in Großbrittanien als ein nicht bestehendes Ding zu betrachten ist. In England bietet sie in der That keine andern Züge als die angeführten. Darum Einiges zur Vervollständigung.

Vor Allem ist anzuführen, daß Maskeraden und Faschingstänze von jeher von der Kirche verworfen worden sind, und daß die Legenden zahlreiche Erzählungen von den außerordentlichen Strafen enthalten, welche vom Himmel über Diejenigen verhängt wurden, welche sich solchen Ausschweifungen im Uebermaaße hingaben. Hier folge nur ein Beispiel. Im Augenblicke, da im J. 1012 Robert, der Priester der heiligen Magnus-Kirche in Sachsen am Christfest die Mitternachtsmesse zu lesen begann, wurde er in seinem Dienste durch den Lärmen

eines gewiſſen Others geſtört, der mit fünfzehn andern Männern und drei Frauen auf dem Kirchhofe tanzte. Man befahl ihnen, aufzuhören, aber ſie achteten nicht darauf, da flehte der Geiſtliche zu Gott, ihr Tanz möchte ein ganzes Jahr dauern. In der That tanzte die Bande Tag und Nacht drei hundert und fünf und ſechzig mal vier und zwanzig Stunden, ohne zu eſſen, ohne zu trinken, ohne zu raſten, und ohne, dem Scheine nach, von Regen und Sonne beläſtigt zu werden. So oft man ſie anſprach, ſchwiegen ſie. Ihre Kleider nutzten ſich nicht ab, und ihre Schuhe blieben im beſten Zuſtande; aber die Erde ſenkte ſich unter ihren Füßen und ſie gruben ſich anfangs bis an die Kniee, und dann bis an die Mitte des Schenkels ein. So weit war es gekommen, als der Neffe des Geiſtlichen ſeine Schweſter dem Kreiſe der Tänzer, von dem ſie ein Glied bildete, entreißen wollte, es blieb ihm aber der Arm, den er ergriffen, in der Hand, ohne daß das unglückliche Opfer einen Laut oder irgend ein Zeichen von Schmerz von ſich gab. Das Jahr war um, der heilige Herbert, Biſchof von Cöln, hob den Fluch auf, und verſöhnte die Reuigen mit der Kirche, der größere Theil davon ſtarb jedoch bald danach, und die am Leben blieben, behielten ein krampfhaftes Zittern in ihren Gliedern.

Die Verbindung der Bräuche des alten und des neuen Cultus war ein Ungeheuer, würdig der barbariſchen Jahrhunderte, von denen es die Weihe empfangen. Nicht ohne gegen den Strom zu kämpfen und eine große Strenge der Doctrine in ihren Ermahnungen zu entwickeln, wichen die Prieſter — durch die unzähmbare Macht der Gewohnheiten und Leidenſchaften überwältigt — der Nothwendigkeit, nahmen an der Unordnung Theil, und ertrugen ein kleineres Uebel, um ein größeres damit aus dem Felde zu ſchlagen. Die lächerlichſten Gewohnheiten, der albernſte Aberglaube ſcheinen nur vom Einfluſſe der Philoſophie in den letzten Jahrhunderten beſiegt worden zu ſeyn, nachdem ſie tauſend Jahre und drüber der Herrſchaft der Religion und des geſunden Menſchenverſtandes Widerſtand geleiſtet hatten. So war es bei den Franken mit den Ceremonien am Aſchermittwoch und den Luſtbarkeiten der drei vorhergehenden Tage, welche auf das lebhafteſte an die Ausſchweifungen am Lupercusfeſte erinnerten. Als neue Pans-Prieſter liefen die Franken an Faſtnacht nackt auf der Straße umher, und ſchlugen rechts und links Alle, die ihnen begegneten, mit kleinen mit Aſche gefüllten Säcken, welche ſie wie Geißeln handhabten. Am darauf folgenden Mittwoch, dem erſten Tage der Faſtenzeit, ſpannten ſich die Mädchen, im Vereine mit den jungen Männern, wie Pferde, vor einen Pflug, zogen ihn beim Schalle der Hörner fort, und ſtürzten ihn ſodann in den Fluß oder einen benachbarten See, gleichſam

als Sühne der Orgien, womit sich diese Narrentheidung schloß. So war endlich das berüchtigte Narrenfest, welches, den Calendern des Januarius entsprossen, und unter hundert verschiedenen Formen in Frankreich fortgepflanzt, überall nur eine monstruöse Mischung geheiligter Sitten mit den unanständigsten Spielen eines reinen Cultus in der lächerlichsten Anwendung auf einen abgeschmackten albernen Kirchendienst bot; das war der Fall mit dem Esel, den Narrensprüngen u. s. w.

Memoiren und andere über die tollen Gebräuche erschienene Schriften überheben uns der Mühe, hier ein neues Gemälde aufzustellen; eine Bemerkung knüpft sich aber an die Idee dieser Unordnungen, welche bis jetzt in ihrer Geschichte übersehen worden ist. Es hieße den Geist und Grundgedanken unserer alten Gebräuche allzu ungenau und viel zu streng beurtheilen, wollte man sich in seinem Urtheile nach der Weise richten, wie wir in unserer Zeit sehen und fühlen. Die Narren des Mittelalters waren nicht so närrisch und gottlos, als sie uns erscheinen mögen, Gottlosigkeit war keineswegs die vorherrschende Absicht in ihren Handlungen. Sie sind eher als die vervielfachten, schlecht gelenkten Sprünge einer abergläubischen Verehrung zu betrachten, die sich an Alles anhing, was die rohen Geister nicht von den wahrer Frömmigkeit am meisten entgegenstehenden Akten zu trennen vermochten. So wurde zur Zeit des heiligen Gerold Irland von einer schrecklichen Hungersnoth verheert. Man versammelt sich, um ein geistiges Mittel zu Abwendung des Elends zu ersinnen. Der Abt Gerold schlägt vor, man solle Fasten und Gebete anordnen, um die Rückkehr des göttlichen Segens zu erflehen. Dagegen verlangt der milde Fecchinus, vir magnæ sanctitatis, man solle Gott bitten, daß er die Pest schicke, um die Bevölkerung zu vermindern, und das Bedürfniß in ein Gleichgewicht mit den Quellen zu setzen; und dieser Rath wurde angenommen.

Wir können unsere Bemerkungen über die Ausschweifungen an Fastnacht nicht schließen, ohne den Umzug des Faschings-Ochsen zu berühren, welcher noch heut zu Tage im größten Theile der französischen Städte vorkommt, und in seinen geringfügigsten Einzelnheiten die Ueberreste des Cultus und der Opfer für die falschen Götter darstellt.

Noch ein Wort. Nach einer in Deutschland sehr verbreiteten Meinung hat man den Ursprung des christlichen Carnevals bei den Hebräern zu suchen. Die Juden geben sich allerdings noch jetzt am Hamans- oder Purim-Feste, welches beinahe immer auf die Faschingszeit fällt, allerlei Vergnügungen hin, die eine große Aehnlichkeit mit den Carnevals-Lustbarkeiten haben. So waren sonst in Holland die Maskenbälle streng,

ſelbſt in Privathäuſern, verboten, nur am Purimfeſte wurde zu Gunſten der Iſraeliten eine Ausnahme gemacht, welche zu dieſer Zeit offenes Haus hielten, wo ſich die ganze beſſere Geſellſchaft maskirt hinbegab, ohne zuvor geladen zu ſeyn. Trotz dem iſt mit Gewißheit anzunehmen, daß die Chriſten dieſe Luſtbarkeiten nicht bei den Hebräern entlehnt haben; denn zur Zeit, als die Juden noch in einem Körper als Nation vereint waren, wußten ſie nichts davon, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Chriſten und Juden auf gleiche Weiſe Erben der Heiden ſind).

Sanct Valentin. (14. Febr.)

In England iſt der Glaube ſehr verbreitet, daß zwei nicht verheirathete Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, die ſich am Morgen des heiligen Valentinstages begegnen, ſehr wahrſcheinlich ſich ehelichen werden. Lange glaubte man, die Vögel paaren ſich an dieſem Tage, weßwegen man ihn als der Liebe beſonders geheiligt betrachtete. Später erhielten die Liebesbriefe, die man ſich an dieſem Tage ſchickt, den Namen des Heiligen und heißen nun Valentins.

Die Sitte der Valentins iſt ſehr alt; ſie war in den reichen Häuſern ſchon im J. 1476 üblich. John Eidgate, ein Mönch von Bury ſpielt in einem Gedichte darauf an, das er zum Preiſe der Königin Catharina, Gemahlin Heinrich V., verfaßte.

„Seit langer Zeit, ſagte er, iſt es Brauch, daß am Tage des heiligen Valentin die Menſchen Cupido's Kalender ergreifen, und mit gewaltiger Leidenſchaft wählen; die von Cupido's Hand getroffen ſind, unterziehen ſich der Wahl, die das Loos ihnen angibt, aber ich liebe eine Schöne, die alle Andern übertrifft.

Der heilige Davidstag. (1. März.)

Das iſt ein theures Feſt für alle Waleſer, welche es zu Ehren des heiligen David, Biſchof von Miney in Wales, und zum Andenken eines großen Sieges feiern, den dieſer Heilige über die Sachſen davon getragen hat. Der Gebrauch, ein Büſchel Lauch am Hute zu tragen, rührt davon her, daß die waleſer Truppen ſich dieſes Bundeszeichens bedient hatten, um ſich im Gemenge wiederzuerkennen.

Der Paſſions-Sonntag.

In Schottland und den nördlichen Provinzen von England nennt man dieſen Sonntag Carlin Sunday, ein Ausdruck, deſſen Etymologie ziemlich dunkel iſt. Es ſcheint, daß man ihn früher Carl-Sunday, oder Sonntag der Sorgen, Leiden nannte, was auf das Wort Paſſion zurückführt. Später pflegte man an dieſem Tage eine Art grauer Erbſen zu verzehren, die man die Nacht über im Waſſer erweichen, und

dann in Oehl kochen ließ, dieſe nannte man carlings. Indeſſen iſt es wahrſcheinlich, daß die Erbſen ihren Namen vom Feſte erhalten haben, und nicht das Feſt den Namen von den Erbſen; denn die heilige Woche nennt man in Deutſchland Charwoche, was ſo viel als Woche der Schmerzen bedeutet. Ueber den Urſprung, an dieſem Tage Erbſen zu ſpeiſen, gibt Brand folgende, nicht völlig genügende Deutung.

„Im alten katholiſchen Kalender finde ich angegeben, daß man an dieſem Tage weiche Bohnen austheilte, und ohne Zweifel rührt unſer Gebrauch hievon her. Bei den Katholiken war es üblich, bei Leichenbegängniſſen Bohnen auszutheilen; dieſelbe Ceremonie hatte bei den Heiden ſtatt. Ich weiß nicht, warum Erbſen dafür gewählt worden ſind, es ſey denn, weil man ſie um dieſe Jahreszeit beſſer eſſen kann.“ Später drückt ſich Brand noch beſtimmter aus. Nachdem er davon geſprochen, daß Plutarch Gemüſepflanzen für äußerſt wirkend zu Beſchwörung der Namen gehalten habe, fügt er bei: „Wie lächerlich und albern ſolcher Aberglaube auch erſcheinen mag, ſo iſt es doch gewiß, daß hievon der Brauch der carlings abzuleiten iſt.

(In Deutſchland gibt es keinen Paſſions-Sonntag. Unſer Kalender nennt allgemein den Sonntag nach Judica Palmſonntag).

Palmſonntag.

Im Franzöſiſchen Le dimanche des rameaux, im Engliſchen Palm sunday (Dominica ad palmas) genannt, wegen der Palmzweige, die man zum Andenken an Diejenigen trug, welche man auf den Weg des Heilands ſtreute, als er in Jeruſalem einzog. Weil die Palmen in unſern nördlichen Gegenden nicht gedeihen, ſo nimmt man dafür Zweige vom Buchsbaum, von Feigen- oder Weiden-Bäumen. Daher rührt es, daß das Volk in Cumberland die Weide Palmbaum nennt.

(Im nördlichen Deutſchland werden in dieſer Beziehung jede Knoſpe, beſonders aber die wolligen Blüthenkätzchen der Weiden, Erlen und Haſeln, welche ſchon um Oſtern zum Vorſchein kommen, Palmen oder Oſterpalmen, in andern Gegenden Palmkätzchen genannt. Wer nach dem Volksaberglauben den Frieden ſeines Hauſes bewahren will, muß am Palmſonntage Zweige mit ſolchen Kätzchen holen, und das ſymboliſche Zeichen des Friedens als Talisman hinter den Spiegel ſtecken. Wie man in England beim gemeinen Volke am Neujahr ein neues Kleid tragen zu müſſen glaubt, ſo heiſcht der deutſche Aberglaube: Wer am Palmtag nicht ein neues Kleid trägt, den frißt der Palmeſel).

Der grüne Donnerstag.

Der ſonderbare Name Maunday Thursday, den der grüne Donnerſtag in England führt, ſoll von dem lateiniſchen Dies mandati

herrühren — der Tag, wo der Herr sein großes Geheiß gegeben hat, daß wir einander lieben sollen, an welchem Tage er seinen Jüngern auch die Füße wusch. Die Fußwaschung besteht noch in katholischen Ländern, wo sie (wie in Wien und München) vom Monarchen oder den Mönchen in den Klöstern vorgenommen wird. Nach dieser Ceremonie empfangen die Armen reiche Geschenke an Geld und Kleidern. In England besteht ein Recht dieses Gebrauches darin, daß zwölf Waisen im Pallaste von Saint-James je einen Schilling und ein Brod erhalten. In Holland wird dieser Tag Witte Donderday, weißer Donnerstag genannt, ein Name, den er auch in einigen Gegenden Frankreichs der weißen Brode wegen führt, die an diesem Tage ausgetheilt werden.

(In Deutschland nennt man diesen Tag Grüne Donnerstag, sagt der Verfasser des Aufsatzes, das soll der allgemeinen Meinung nach von dem verdorbenen Worte carena, Entbehrung (von careo) herrühren. Diese Meinung ist indessen nicht sehr allgemein, den Engländern aber, wie sie das Wort carena aussprechen, wohl zu vergeben. In Deutschland ißt man an diesem Tage Spinat; da ließe sich denn auch, wie oben bei den Erbsen, die Conjectur aufstellen, daß dieser Tag vom grünen Gemüse seinen Namen erhalten habe).

Der Charfreitag.

Mehre englische Schriftsteller behaupteten, der Name Good Friday, welchen dieser Tag in ihrer Sprache führt, komme allein der anglikanischen Kirche zu, das beruht aber auf einem Irrthume; denn die Holländer, die strengen Calvinisten, nennen ihn auch Goede vrydag, guter Freitag, und denselben Namen hatte er einst in Deutschland und Dänemark. In mehren Städten von England, und namentlich in London, ißt man an diesem Tage eine Art von Kuchen, worauf das Zeichen des Kreuzes eingedrückt ist; dieses Backwerk nennt man Cross bunns. Bryant gibt eine sonderbare Etymologie vom Worte bunn. Die Opfer, welche von den Heiden ihren Gottheiten dargebracht wurden, und namentlich die geweihten Brode kaufte man am Eingange des Tempels. Eine Gattung dieser Brode trug den Namen boun (sollte heißen bous) und war mit zwei Hörnern bezeichnet.

(In Deutschland werden an diesem Tage Brezeln in ungeheuerer Masse verzehrt. Beim Landvolke namentlich beschenken liebende Jünglinge ihre Geliebtinnen mit Dutzenden von Bretzeln am Vorabende des Charfreitags, während von muthwilligen Burschen zur selben Zeit von dem Hause eines jungen Mannes zu dem seiner Geliebten Abwerg gestreut wird, wenn die Dorfgemeinde das Verhältniß der Unreinheit beschuldigt).

Das Osterfest.

Der engliſche Name Easter hat zu großen Discuſſionen Anlaß gegeben. Forſter glaubt, daß man das east, Oſten, von wo ſich die Sterne zu erheben ſcheinen, gewählt habe, um das Feſt der Auferſtehung Jeſu Chriſti zu bezeichnen. Bede gibt einen andern Urſprung an; er leitet den Namen vom heidniſchen Glauben ab. „Easter monath,“ ſagt er, wie wir jetzt den öſterlichen Monat nennen, hat dieſen Namen anfangs von einer Göttin Eostre erhalten, welche von den Sachſen angebetet wurde; da man das Feſt der Gottheit in dieſem Monat zu feiern pflegte, ſo bediente man ſich zu Bezeichnung einer neuen freudigen Feierlichkeit eines Ausdrucks, an den man ſich durch den Gebrauch während mehrer Jahrhunderte gewöhnt hatte.“

Die Benennung der deutſchen Oſtern ſtößt dieſe Deutung um.

Der auf dem Continent ſo allgemein eingeführte Gebrauch der Oſtereier hat ſich im Süden von England verloren, aber er beſteht im Norden und in Schottland noch fort.

Der heilige Patrick. (17. März.)

Saint Patrick iſt der Patron von Irland; an ſeinem Feſte tragen alle Irländer ein Büſchel Klee als Strauß gebunden. Als der heilige Patrick in Irland das Evangelium predigte, erklärte er den Neophyten das Geheimniß der Dreieinigkeit dadurch, daß er ihnen dieſe Pflanze zeigte, wo die drei Blätter aus einem Stiele wachſen. Die Irländer, dadurch von der Wahrheit überzeugt, feiern ſeit dieſer Zeit die Predigt des Heiligen durch jenen Kleeſtrauß.

Die Unglückstage des Monats März.

Abergläubiſche Leute betrachten die drei letzten Tage des Monats März als Unheil bringend. So wird auch der Freitag von der ganzen Chriſtenheit als Unglückstag angeſehen. Obgleich die Urſache klar am Tage liegt, da Unſer Herr an dieſem Tage gekreuzigt wurde, ſo bleibt die ſonderbare Coincidenz doch merkwürdig, daß es den Birmanen verboten iſt: am Freitag irgend ein Geſchäft zu beginnen. In England theilt der Sonnabend den Fluch des vorhergehenden Tages. Dieſer Aberglaube reicht zum höchſten Alterthume hinauf, und entfließt unbeſtreitbar der menſchlichen Natur. Stets begierig, die Zukunft zu kennen, muß der Menſch wünſchen, wenn es ſich um den Erfolg ſeiner Unternehmungen handelt. Natürlich mußte er in ſeinem Glauben an Vorzeichen überzeugt ſeyn, daß Tage, an denen ſich ſchon einmal traurige Ereigniſſe zugetragen, für ihn unheilſchwanger ſeyn müſſen. Wohl erheben ſich die erſten Apoſtel des Chriſtenthums gegen dieſe alberne Anſichten.

Der heilige Auguſtin erklärt eine hierauf ſich beziehende Stelle aus Pauli Briefen dahin.

„Die Perſonen, welche der Apoſtel meint, ſind die da ſagen: Ich will mich nicht auf die Reiſe begeben, denn das iſt der Tag nach dieſem Tag, oder, weil der Mond ſo ſteht; oder ich will abreiſen, um Glück zu haben, denn das iſt der Stand der Geſtirne. Ich will keinen Handel treiben, denn jener Stern ſteht oben an, oder gerade darum will ich es thun. Ich will in dieſem Jahre keine Reben pflanzen, denn es iſt ein Schaltjahr u. ſ. w.

Die letzten drei Tage des Monats März erhielten die Benennung Anleihenstage oder geliehene Tage. In der Regel waren ſie ſehr ſtürmiſch, und unſere Voreltern glaubten dieſen Umſtand dadurch erklären zu können, daß ſie ſagten, der Monat März habe ſie vom April entlehnt, um ſein Reich verlängern zu können. Sehr abergläubiſche Perſonen wollten an dieſen Tagen weder Geld entlehnen, noch es ausleihen, und verſuchte es Jemand, irgend einen Gegenſtand zu entlehnen, ſo waren ſie überzeugt, daß er ſich deſſelben gegen ſie als eines Zaubers bediene.

Der Glaube der geliehenen Tage herrſcht allgemein bei den Gebirgsbewohnern Schottlands, nur mit dem Unterſchiede, daß die Tage ſtark rückwärts datirt wurden, und das Anleihen die Seite wechſelte. Die Faïolteach, womit man die drei erſten Tage des Februars bezeichnet, geben Stoff zu mehren poetiſchen Sagen. Sie führen an, der Februar habe ſie vom Januar mittelſt eines Geſchenkes von drei Lämmern entlehnt. Dieſe drei Tage fallen nach der Zeitrechnung der Gebirgsbewohner zwiſchen den 11. und 14. Februar, und es iſt ein äußerſt glückliches Vorzeichen für das beginnende Jahr, wenn während dieſer Zeit ſtarke Winde wehen. Sind dieſe Tage im Gegentheil freundlich, ſo iſt kein ſchön Wetter mehr den ganzen Frühling durch zu hoffen.

(Fortſetzung folgt.)

Pestlieder.

Deutsche Dichtung.
Herausgegeben von
Adolf Stern.
Leipzig, Verlag von Ernst Julius Günther.

Deutsche Dichtung.
Herausgegeben von
Adolf Stern.
Leipzig, Verlag von Ernst Julius Günther.

manche Unebenheiten nicht gestört werden; man wird es dem Verfasser unter Anderem vergeben, daß er ein Paar Freunden den Tag vor einem Zweikampfe die heißen Stirnen von banger Erwartung mit ahnungsvollen Schauern lächeln läßt.

WANDERUNGEN durch den THIERKREIS
von
Ludolf Wienbarg
Hamburg. 1835. Bei *Hoffmann und Campe.*

— " Eine kräftige Geißel in der Faust durchwandert Wienbarg die Zeit, und peitscht die Rosse, die sich vor den poetischen und moralischen Karren gespannt haben und will ihre Bewegung lenken im Bewußtseyn angestammter Fähigkeit. Von dieser Seite betrachtet gehört das erste Fragment des Buches — eine treffliche Uebertragung eines Pindar'schen Gedichtes in Stanzen nicht gerade zum Hauptstoffe der Wanderungen, die es mehr mit der Kritik der Sitten-Geschichte unserer Jahre, mit dem religiösen und ästhetischen Unvermögen zu thun haben. Am ausführlichsten spricht sich der geistreiche Wanderer durch den Zodiakus, über die Heine'schen Lieder aus, die -dereinst, wenn die Zeit erschienen ist, in der ein Dichter die heiligen Mysterien der Liebe enthüllen darf, mit reiner ungetrübter Begeisterung, ohne die gebildete Gesellschaft als profanum vulgus vor die Thüre zu setzen, nur historisch die Schande unserer Zeit verkünden, und immer noch interessante Denkwürdigkeiten der Sitten-Geschichte bleiben werden." Der historische Roman, gleichsam ein langweiliger, bequemer Diebstahl aus Antiquitäten-Sammlungen, durch den schon mancher deutscher Geist seines Lebens Ende gefunden, sieht sich von Wienbarg in vorliegendem Werke, durch scharfen, aber gewiß nicht ungerechten Stachel verletzt. Er zweifelt, daß die Romanhistorie sich zur Romanpoesie erheben könne — ein kaum zu bestreitender Erfahrungssatz! Junge Dichter sollen nicht an die Gräber klopfen, um die Todten aufzuwecken, sie sollen in die Zeit, in den eigenen Busen greifen. Wienbarg mahnt zum zeitgeschichtlichen Sittenroman. Ich hoffe die Deutschen werden ihm folgen, und wenn auch nicht ihm und seinem scharf ausgesprochenen Rathe, doch dem der Nation und besonders ihren Schriftstellern angeborenen Triebe der Nachahmung. Wie sie im verflossenen Jahrzehnte Walter Scott auf dem Meere der Romantik nachgesegelt sind, als gehörten sie zu seiner Häringsflotte, so werden sie es jetzt mit Bulwer halten. — An eine Bemerkung des Wanderers läßt sich ein Wort anknüpfen. Er sagt: „Unsere besten Dichter, glaube ich, sind die Unbekannten." Von dieser Wahrheit bin ich auch durchdrungen; die besten Gedichte unserer Tage kommen nicht vor das Volk, aber es naht eine Zeit, wo manche von diesen Kryptogamen an das Licht der Welt treten werden. Man bereitet sich zum Kampf gegen eine, scheinbar fest gegründete, poetische Autorität. Wird es wohl da nicht gehen, wie bei den Revolutionen? Haben nicht die Julitage Legitimisten hervorgerufen, die sonst im Verborgenen lebten, sich um Throne und ihre Göttlichkeit nie zu kümmern schienen, denen man nie Kraft zum Wirken und Streiten zutraute, weil sie noch nicht öffentlich in die politische Trompete gestoßen hatten? Man wird die drückende, brennende Stubenluft aus den Fenstern jagen, und die bescheidenen Talente werden schwerer in die Wagschale fallen, als es dem stolzirenden Gegengewichte lieb seyn dürfte.

MARABOUTS;
Federschmuck aus dem Reiche der Satyre, des Humors und der Frivolität.
Von *C. M. Oettinger.*
Hamburg. 1835. Magazin für Buchhandel, Musik und Kunst.

— " Ohne Zweifel nur Zeitungsartikel, die hier in einem Bande zusammengestellt werden — in der That zu unbedeutend, um in der letzten Leihbibliothek unseres gesegneten Deutschlands vom Staube zerfressen zu werden. Aufgestutzte Anekdoten, und nicht Frivolitäten, sondern — — bedeutend tiefer unten. Ein alberner Geck und sein Freund werden z. B. zu einem Rendezvous verlockt, wo man sie zwischen Zweikampf und Ruthenstreichen wählen läßt — die armen Tröpfe lassen sich die Streiche gefallen und quittiren für die fünf und zwanzig. — Das ist das Niveau der Oettinger'schen Delikatesse! — Ein hungriger Engländer verschlingt werthvolle Tulpenzwiebel statt ächter Zwiebeln (wer kennt nicht die Anekdote von dem gemeinen Russen und dem holländischen Handelsgärtner?). Das ist das Niveau der Oettinger'schen Erfindungsgabe! — Eine Schauspielerin gibt auf einer Leseprobe das alte Räthsel auf das Wort Physikus. — Das ist das Niveau des Oettinger'schen Witzes! — Dergleichen Dinge sollen scheinbar nur mitten durchschwimmen, in der That aber bilden sie den Kern des Buches und das Uebrige ist nur eine gewürzlose Brühe zu Herrn Oettingers Leibspeisen!...

— La vérité sur les Cent-Jours, von dem Fürsten von Canino, Lucian Bonaparte ist bei Ladvocat in Paris erschienen, und in einem Tage vergriffen worden*). Der Fürst glaubte es seinem Charakter schuldig zu seyn, einige

*) 1. Band in 8. Preis 4 Frcs., und 5 Frcs. mit der Post.

unbestimmte Angaben über seine Person in den Memoiren des General Lamarque widerlegen zu müssen. Diese Bemerkungen, welche fast nur allein zur Kenntniß der nähern Freunde des Prinzen in London gekommen waren, sind voll des mannigfaltigsten Interesse und enthalten werthvolle Dokumente für künftige Geschichtschreiber.

Diplomatie.

Die königlich französischen Gesandtschaften an fremden Höfen erleiden folgende Veränderung. Der Baron von Barante löst den Marschall Maison in St. Petersburg ab. — Der Graf von Rumigny geht nach Turin für Herrn von Barante. — Der Herzog von Montebello für Herrn von Rumigny nach der Schweiz. — Der Graf Charles von Mornay, Bevollmächtigter in Stockholm, ersetzt den Herzog von Montebello. — Der Baron Mortier geht nach dem Haag für den Marquis von Dalmatien. — Der Graf Alexis von St. Priest löst den Baron Mortier in Lissabon ab. — Herr Eduard von Pontois geht nach Brasilien für den Grafen von St. Priest. — Herr Lagrenée wird Minister-Resident in Griechenland für den Baron Rouen. — Herr von Bacourt, der zuletzt Gesandtschafts-Secretär in London war, wird Minister-Resident in Carlsruhe für den Grafen von Mornay. — Der Graf Hipolyt von Larochefoucault ist zum Geschäftsträger am Hessen-Darmstädt'schen Hofe ernannt. — Herr von Langsdorf ist Gesandtschaftssekretär in Wien für den Grafen Hipolyt von Larochefoucault; Herr Lutteroth kommt an die Stelle des Herrn von Langsdorf als erster Sekretär nach Berlin; Herr Casimir Perier, zweiter Sekretär in Wien für Herrn Lutteroth; der Marquis Napoleon von Bassano, Sekretär in Brüssel für Herrn Casimir Perier; Herr Durand de Mareuil kommt zur Gesandtschaft nach Belgien für Herrn Napoleon von Bassano. — Die große englische Ambassade ist noch nicht ernannt, aber schon waren Wetten entrirt, daß Herr Sebastiani abberufen werden würde.

Industrie.

Für J. M. die Königin von Belgien ist in Lüttich ein Bureau von Gußeisen verfertigt worden. Dies in seiner Art einzige Kunstwerk wiegt mehre tausend Pfund und kann in Stücken zerlegt und wieder zusammengesetzt werden.

Theater.

Stuttgart, 22. Sept.

* Wieder eine Woche durch das Land und nur eine anziehende Erscheinung über die Bühne. Schnee und weiße Dame lassen sich nicht mehr zu den Novitäten rechnen, und wie man sich dafür interessirt, darüber kann die Kasse am besten Rechenschaft ablegen. Gestern endlich: „Die beiden Figaro, nach dem Französischen von Jünger.“ Der Titel verspricht und das Lustspiel hält — aber es bedarf auch einer großen Lebendigkeit in der Aufführung. In dergleichen Stücken, wo die Intrigue in den Charakteren der unteren gesellschaftlichen Stufe spielt, müssen die Personen auf einem und demselben Niveau der äußeren Bedeutsamkeit gehalten seyn. Ein geflissentliches Vorschieben einer Persönlichkeit bei allem Unterschiede des Ranges kann nur der wahren Wirkung entgegenarbeiten, das Lachen und die augenblickliche Aufregung eines Auditoriums mögen

dagegen sagen, was sie wollen. Den Grafen führte Herr Maurer consequent durch. Die beiden Figaro waren lebhaft, feurig; das sprudelte und zuckte bei Hrn. Seydelmann, dem ältern, das schwamm behende mit fort bei Hrn. Moritz, dem jüngern. Mad. Schmidt, als Susanna, wußte ihr Thema recht behende, und ganz so, wie man sich eine Susanna vörstellen mag, in den Grundcharakter der Figaro einzuflechten.

— Die Rosenmädchen, komische Oper in drei Abtheilungen von Lindpaintner, wird auf dem königlichen Theater in Berlin öfters wiederholt, und scheint daher recht sehr gefallen zu haben, obgleich die dortigen Blätter noch keine ausführliche Anzeige darüber enthalten.

— Das Drama Lavater, welches auf dem Théatre français gespielt wurde, lag vierzehn ganzer Jahre in den Cartons der Regie, und ist jetzt hervorgesucht worden, um an drei Abenden ein kümmerliches Daseyn zu fristen. Es ist nämlich durchgefallen, ein trauriges Leben für so lange Gefangenschaft.

— Pauvre Jacques ist ein neues Vaudeville des Gymnase dramatique, welches den Beweis liefert, wie leicht es sey, das Publikum durch ganz gewöhnliche Situationen in das Theater zu locken, wenn sie mit Geschicklichkeit herbeigeführt und ausgearbeitet sind. Der Besitzer eines Hauses will seinen Miethsmann, einen alten Musikanten, vor die Thüre setzen, weil er ihm schon vier Zinstermine schuldet; ein junger Mensch verbürgt sich für ihn; endlich findet er seine Tochter wieder, die Tochter derjenigen, die er so lange schon beweint, und sie ist die Braut des jungen Menschen, seines Wohlthäters. — Die Franzosen suchen zu erforschen, welchem alten Drama diese Züge entnommen sind, welche ihnen so bekannt vorkommen; wir brauchen uns gar nicht lange zu besinnen, das riecht stark nach unserm „armen Poeten.“ Der arme Poet wäre freilich in Frankreich ein Unding gewesen, und darum mußte ein alter Musikant daraus gemacht werden.

— Das neue Vaudeville „Pauvre Jacques“ erregt immer mehr die Theilnahme des Publikums. Bouffé wird in der Hauptrolle mit Beifall überschüttet. Da das Stück in Marseille spielt, so bemerkt eins von den kleinen Witzjournalen, nur ein geborener Marseillaise würde einige Kleinigkeiten daran auszusetzen finden. Z. B. Jemand schenkt in dem Stücke einem Musiker ein Bankbillet von 500 Fr. Allein in Marseille cursirt nur Silbergeld. — Ein junger Dichter spricht davon, daß er sein erstes Werk einem dortigen Verleger verkauft habe. Aber Marseille ist so wenig literarisch, daß noch nie dort ein Buchhändler irgend etwas verlegt hat. Selbst Méry, der doch in Marseille geboren ist, hätte sein Gedicht „Napoléon en Egypte“ dort nicht an den Mann bringen können. Endlich erzählt man von einer musikalischen Soiree, welche der Präfekt gibt. Allein wenn Herr Thomas, so heißt der Präfekt, sich in Marseille befindet, d. h., wenn die Cholera sich dort nicht befindet, so pflegt er nach 3 Uhr Niemand mehr bei sich zu sehen. Diese wenigen Lokalfehler abgerechnet, ist das Stück sehr gut und wird die Pariser noch lange unterhalten.

— Die erſten ſieben Vorſtellungen der Repriſe von Zampa haben der komiſchen Oper 29,500 Franks eingetragen. Die Vorſtellungen folgen ſich ununterbrochen.

— Die neue Theater-Cenſur hat mehre Stücke unterſagt, unter andern das bekannte: „le camarade de lit,“ worin der König von Schweden einſt eine perſönliche Beleidigung erblicken wollte.

Ein neues Drama.

Ein Pariſer Journal theilt den Plan eines neuen Drama's mit, welches den Titel führt:

Die Secirung

oder

die Gefahren, die Söhne Medicin ſtudiren zu laſſen.

Perſonen:

Vater Martin, 60 Jahre alt.
Martin der Sohn, Student der Medicin.
Zoe, Tochter eines Pairs von Frankreich.
Ein Todtengräber.
Mediciner.
Nebenperſonen.

Erſter Akt.

Das Theater ſtellt einen Corridor vor.

Martin der Sohn entdeckt in einem Monolog, daß er Zoe liebe. — Dann kommt Zoe und ſagt in einem Monolog, daß ſie Martin liebe. Allein Martin der Vater, der noch voller alter Vorurtheile iſt, will ſeine Einwilligung nicht geben. Da knirſcht der Sohn mit den Zähnen, geht zum Apotheker, kauft für drei Franken Arſenik, und vergiftet ſeinen alten Vater in einer Bavaroiſe. Dann ruft er triumphirend: „Sie iſt mein!“ Und ein allgemeiner Galopp beſchließt den Akt.

Zweiter Akt.

Das Theater ſtellt den Kirchhof Père Lachaise vor.

Vater Martin iſt begraben, aber er iſt nicht todt; anſtatt des Arſeniks hat der Apotheker nur Stärkemehl gegeben. Es iſt Mitternacht. Man ſieht rechts Charonne und links Mondſchein. Der alte Martin richtet ſich in ſeinem Sarge auf, zertrümmert mit einem Fauſtſchlage die Bretter von Fichtenholz, die ihn umſchließen, arbeitet hierauf mit Händen und Füßen, kratzt mit den Nägeln und kriecht dann unter der Erde hervor. „Wo bin ich?“ ruft er aus. Dreißigtauſend Grabſteine antworten ihm auf ſeine Frage durch ein coloſſales Schweigen. Der unglückliche Greis ſetzt ſich nun auf einen Stein und bleibt in dieſer unangenehmen Stellung bis zum andern Morgen. Endlich erſcheint um drei Viertel auf acht ein Todtengräber und befragt den Greis um Namen, Alter, Geſchlecht, Handthierung und politiſche Meinung. Martin gibt Alles an, aber zu delikat, um ſeinen Sohn zu compromittiren, bittet er, in ein Hoſpital gebracht zu werden. Der Todtengräber lädt ihn auf die Schultern und trägt ihn nach der Charité, wo man ihm weiße Wäſche und gekochte Pflaumen ſogleich verabreicht. Er frißt wie ein Wolf und ruft dazwiſchen: „O zu beklagenswerther Vater!“ Tableau; der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

Das Theater ſtellt einen Krankenſaal in der Charité vor. Links vier Kranke im Negligé,

rechts drei Betten; im Hintergrunde Hanfkörner und Tisane.

Beim Aufziehen des Vorhangs singen zwei Kranke ein Duett; einige Studenten erscheinen an der Thüre, und suchen einen Cadaver zur Section. Martin der Sohn ist unter ihnen und betrachtet die Kranken durch's Glas. Plötzlich glaubt er einen Todten zu erblicken, der so eben seine letzte Pflaume hinuntergeschluckt hat; voll Freude, obgleich nicht ohne einige Gewissensbisse, lädt er den vermeinten Todten auf, und läuft mit seinem Raube davon.

Das Theater verwandelt sich in den großen Saal der Anatomie.

Martin der Sohn tritt ein und legt seinen Todten auf den Tisch; dann sucht er sein Messer. Doch plötzlich rührt sich der Cadaver, setzt sich auf und verlangt Pflaumen. Martin der Sohn erkennt seinen Vater; Martin der Vater erkennt seinen Sohn. Eine herzzerreißende Scene. — „O, mein Vater, wirst du einen Augenblick des Leichtsinns entschuldigen können?" — „Nie mehr." — „Ach! Du fluchest mir, das seh' ich kommen." — „Ich thue noch mehr: ich gebe Dir meinen Fluch!"

(Tableau. Allgemeiner Galopp).

Bei der jetzt grassirenden Liebhaberei für starke Affekte glaubt der Dichter mit seinem Drama Glück zu machen, und wir müssen ihm beistimmen.

Paganini's Auferstehung.

Paganini ist wirklich todt. Die Nachrichten aus Genua waren nur allzuwahr; aber die Nachricht, welche die Mailänder Zeitung verbreitet hat, ist eben so glaubwürdig, die Kunst hat noch nicht den Verlust des größten der Violinisten zu betrauern: Paganini lebt noch. — Paganini ist todt, Paganini lebt — Beides scheint im Widerspruche zu einander zu stehen, und doch darf man kein Oedipus seyn, um dies Räthsel zu lösen. Zwei Paganini haben zu beiden Nachrichten den Stoff hergegeben. Jener Paganini, der den 26. vorigen Monats in Genua an der Cholera gestorben ist, war ein Arzt, dabei ein großer Musikliebhaber und Besitzer eines ungeheuren Vermögens. Aber Nicola Paganini, der Illustrissime, ist gesund und frisch — wie er es nur seyn kann — durch Navarra gereist, um sich nach Parma zu begeben, nach einer dreitägigen Quarantaine, die er als genuesischer Reisender zu bestehen hatte. Mercadante, der Kapellmeister in Navarra war, hat ihn selbst gesprochen und diese erfreuliche Nachricht nach Paris gebracht, wo er so eben angekommen ist, um für die diesjährige Stagione eine neue Oper zu componiren. — Wir machen bei dieser Gelegenheit auf eine Medaille aufmerksam, welche der Musikhändler Pacini auf Paganini schlagen ließ. Sie zeigt auf der einen Seite das Bildniß des berühmten Künstlers und auf der Rückseite einen aufschwebenden Adler, welcher eine Geige im Schnabel hält, die nur die vierte Saite hat, und in seinen Krallen einen Bogen, eine Palme und Kronen.

Arzneikunde.

Auch in St. Petersburg ist jetzt eine Anstalt eröffnet worden, um durch Anwendung der Elektrizität viele Gebrechen zu heilen.

Pferderennen.

Fünf Pferde rangen um den königlichen Preis von 12,000 Fr. in Paris am 17. September. Dies waren:

Miß Annette .	Lord Seymour.
Helena . . .	Madame Cazalot.
Arlette . . .	Herr Fasquet.
Veronaise . .	Herr Palmor.
Agar	im Gestüte du Pin.

Die Agar, eine schöne Stute, kaufte nach dem letzten Rennen der Graf von Cambis um 10,000 Frcs.

Lord Henry Seymour hatte dafür 8,000 Frcs. geboten.

Agar wurde schon vor dem Rennen von dem Grafen von Cambis zurückgenommen, weil er sie zu dem nächsten Rennen am Sonntage aufsparen wollte. Den Sieg trug Miß Annette davon, welche seit dem Monat Mai d. J. über 30,000 Fr. gewonnen hat.

Jagd.

Den 21. September wird den Franzosen ein ihnen ganz neues Schauspiel zum Besten gegeben werden. A fox hunting, d. h. eine ächt englische Fuchsjagd wird in der Gegend von Bièvre um 11 Uhr Vormittags von den Mitgliedern des Versailler Jagd-Clubbs abgehalten werden. Alles ist schon auf das Glänzendste zu diesem Feste bereitet, nur die Füchse fehlen noch, bemerkt ein Journal.

Vermischtes.

Folgende Blätter haben in Paris und den Provinzen, in Folge des neuen Preßgesetzes bereits aufhören müssen: Figaro, Carricature, l'élection de Bordeaux, la gazette de Normandie, la gazette du maine, le patriote du Puy de Dôme, le Dauphinois et le Percurseur.

— Fieschi. Man hat Schildwachen vor den Hof gestellt, worin Fieschi seit einigen Tagen spazieren gehen darf, um den zu großen Andrang des Volkes zu verhindern. Er trägt um den Kopf ein großes schwarzes Tuch gewickelt, und den Arm in der Schärpe.

— In Paris hat man einen Mann von 50 Jahren arretirt, der sich ein Vergnügen daraus machte, den Damen mit einem scharfen Instrumente die Kleider zu zerreissen, während sie auf dem Boulevard standen, um die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen.

— Die Verhandlungen des Roncière'schen Prozesses sind nun in einem eleganten Bande erschienen. Beigegeben sind: der Plan des Hauses und des Zimmers des Fräulein von Morell und das Fac-Simile der Briefe, wie auch der Handschrift des Fräuleins um Vergleiche anstellen zu können. Man kann denken, wie sehr diese Bekanntmachung die Neugierde spannt, und wirklich circulirt das Buch bereits in allen Salons.

— Neue Höllenmaschine. Der Albion, ein Tory-Blatt, berichtet Folgendes aus London:

In der Nacht von Sonntag auf Montag, zwischen 10 und 11 Uhr, wurden die Bewohner von Manchester Square durch eine plötzliche Detonation in Schrecken gesetzt. Eine alte Frau, Marie Wilson, wohnhaft in der Straße Mary le Bone, hatte, indem sie über den Platz ging, einen

ſchwankenden Lichtſchimmer an einem Fenſter des franzöſiſchen Geſandſchafts-Hotels bemerkt, und bald nachher war die Exploſion erfolgt. Eine große Menſchenmenge begab ſich ſogleich hin und die Neuigkeit cirkulirte bald von Mund zu Mund. Man ſagte, es ſey eine Höllenmaſchine geweſen, die für den franzöſiſchen Botſchafter beſtimmt ſeyn ſollte. Ein Conſtabel, der die Unterſuchung anſtellte, fand eine große Granate, die mit brennbaren Gegenſtänden gefüllt war. Kurze Zeit vorher hatte man einen Menſchen mit einer Laterne auf dem Platze geſehen, der ſie mit dem Hute zu verbergen ſuchte, und zu einem andern in ſchlechtem Engliſch ſagte: Its all right now. (Alles geht nun gut.) Ein lebhafter Schrecken hat die Gemüther ergriffen. Die Polizei iſt bemüht, die Thäter zu entdecken.

— Man erzählt ſich viel im Publikum von den großen Feſten, die in Fontaineblau ſtattfinden und die Zeiten Ludwigs XIV. wieder vergegenwärtigen ſollen.

— Ein Philoſoph hat behauptet, daß ſelbſt die Peſt ihre Verehrer zählen würde, wenn ſie Penſionen und Gunſtbezeugungen zu vergeben hätte. Man hat in Toulon die Wahrheit dieſes Satzes beſtätigt gefunden. — Als die Gefangenen des Bagno hörten, daß man wegen der Cholera ihnen beſſere Nahrungsmittel zukommen laſſen würde, riefen ſie einſtimmig: „Es lebe unſer Commiſſär! Es lebe die Cholera!“ —

Die artiſtiſchen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unſern Leſern:

1) Eine Situationskarte des Lagers von Kaliſch und der Umgegend.

2) Ein Bildniß des franzöſiſchen Dichters Lamartine, in Stahlſtich.

3) Das Gebet des Fiſchers, eine muſikaliſche Novität aus Paris, die ſich in dieſem Augenblicke der allgemeinſten Anerkennung in den Salons der vornehmen Welt erfreut, und die wohl auch auf den Fortepiano's deutſcher Damen ihren Platz finden dürfte. Eine artige Lithographie ziert überdieß noch den Titel dieſer eleganten Gabe.

Herausgegeben von August Lewald.

Per. 41 c. 8
1835 no. 2

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 1. 30. September. 1835.

Telegraph.

Eine Menge Notizen und Zeitungen aus allen Städten und Städtchen des lieben deutschen Vaterlandes liegen vor uns. Indem wir sie durchblättern, stoßen wir auf viele alte gute Bekannte. In Hamburg bekommt Einer Staffetten aus Stuttgart, Staffetten aus Paris, und es ist kein Wort daran wahr, es ist Alles nur eitel Nachdruck. Der Mann nennt sich zum Scheine „Freischütz," wir kennen ihn aber besser, er hat eine angeborene Angst vor Feuergewehr und kann daher kein Freischütz seyn.

Des Telegraphen Pflicht ist, Alles, Gutes wie Schlimmes, was sich in Deutschland zuträgt, zur schnellsten und allgemeinsten Kunde zu bringen, und dazu besitzt er Gott sey Dank die Mittel; denn was hier gedruckt wird, lesen mehre tausend Menschen, die in dem weiten Raume zerstreut wohnen, wo Deutsch verstanden wird.

Wiener Moden.

Ein neues Gewebe, Baumrindengaze, welche man zu Schärpen gebraucht, ist sehr elegant: es hat eine strohgelbe Farbe und scheint sehr beliebt werden zu wollen. Anstatt der Cravatten bemerkt man zuweilen geknüpfte Sammtbinden, mit kostbaren Nadeln zusammengefügt.

Journalistik.

In Berlin kommt ein Blatt heraus, heißt: „Berliner Figaro," so man in Deutschland aber nicht kennt. Wir würden es hier auch nicht nennen, geschähe es nicht blos, um der Art und Weise des Herrn Oertinger, seines Redakteurs, hier gebührende Erwähnung zu thun. Während er, wo es nur immer sich thun läßt, mißfällige Aeußerungen über deutsche Schriftsteller, die mehr sind als er, zu Markte bringt, füllt er zugleich ganze Blätter mit dem Nachdruck aus neu erschienenen Schriften derselben, ohne deren Titel anzugeben. Dafür setzt er den Namen des Autors darunter, als wären die Artikel von Demselben für den Figaro eingesandt worden. Ist das nicht eben so consequent als ehrlich? —

— Die allgemeine Theaterchronik bringt eine Nachricht aus Stuttgart, die eben so dumm ersonnen als lügenhaft ist. Seydelmann soll in Ungnade gefallen seyn, und der Hofschauspieler Marr aus Braunschweig sich um seine Stelle bewerben. Jeder hier im Orte wird wissen, was er von dieser Nachricht zu halten hat. Das einzige Wahre ist, daß Herr Marr im Oktober hier einige Gastrollen geben wird, und wir freuen uns, das Publikum auf diesen trefflichen Künstler aufmerksam zu machen, der zu den Wenigen zu zählen ist, die von wahrer Liebe und Eifer für die Kunst beseelt werden.

— Es heißt, daß ein vielversprechender Dramaturg nächstens mit einer Schrift gegen Lewald's „Seydelmann und das deutsche Schauspiel," an das Licht treten werde. Er soll nur noch einen Verleger suchen;

ein Paar Leser hat er schon im Voraus gefunden.

Theater.

Die schönen Dem. Elslers haben Urlaub in Paris genommen und gehen auf einige Monate nach Berlin.

— Hannover. Herr Pichler setzt seine Gastrollen fort. Als Schewa war er sehr lobenswerth. Herr Hessen hat Malheur mit seinen Antrittsrollen. Sonnenberg im Pfefferröschen und Carl im Juden sind eben keine solche. Die Gestalt ist angenehm; das Organ belegt und heiser. — Sie geben den Blaubart von Gretry nach Fischer's Verbesserung. So ist die Oper weder von Gretry, noch von Fischer. Den Musikfreunden würde sie aber in ihrer ursprünglichen Einfachheit mehr zusagen, als mit dem Spektakelkram des Theaters an der Wien.

— Herr Hammermeister hat erschrecklich viele norddeutsche Journalisten zu Freunden. Er ist Bassist und singt jetzt in Wien so laut und schön, daß es im ganzen Lande wiederhallt.

— Herr Döring aus Mannheim gastirt in Hamburg. Der dortige „Freischütz" wollte ihn, ehe er ihn noch recht kannte, über Alles setzen, was bis jetzt dort gespielt hat. Jetzt muß er leider nothgedrungen von dessen Shylok sagen: „Herrliche Momente, aber im Ganzen mit Verkennung des poetischen Prinzips dieser Rolle. Der Grundtypus war der Iffland-Devrient-Seydelmann-Jost'sche u. s. w. So geht's, wenn alte Leute sich übereilen. Warum doch so leidenschaftlich, alter Herr? —

Anecdoten.

Studiosus. Verdammter Philister, hier nimm die Uhr zurück, du hast mich bemogelt.

NN. Wie heißt — bemogelt? Was fehlt denn der Uhr?

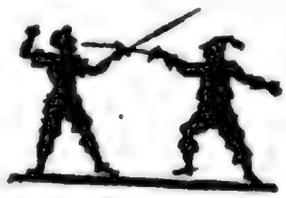
Stud. Die Canaille, kaum daß sie 14 Tage gegangen ist, steht sie mit einem Male still.

NN. Wie kommen sie mir für, Herr Doctor in schpe? — 14 Tage hat sie gut gegangen? Gehen sie einmal vierzehn Tage hinter einander, da werden sie auch schon stille stehen.

(Posaune.)

— Ein Fleischer in der Nähe von Prag hat auf seinem Verkaufsladen die Aufschrift: „In diesem Lokale wird das Fleischergewerbe getrieben".

Allerlei.



Kürzlich duellirten sich zwei junge Polen und trafen sich beide so gut, daß der Eine am folgenden Tage starb, und der Andere schwerlich gerettet werden wird.

— Westpreußen. In dem hinter dem Stolzenberge liegenden, eine Viertelmeile von Danzig entfernten Dorfe Wonneberg ist bei der neulichen Ankunft der kaiserlich russischen Gardetruppen ein Ereigniß bekannt geworden, in welchem der Zufall eine gemüthliche kriegshistorische Rolle spielt. Während der Belagerung im Jahr 1807 war dort nämlich in dem Bauernhofe des Hofbesitzers Schultz ein russischer Soldat einquartirt, der sich durch ein leutseliges, bescheidenes Benehmen die Gunst und Freundschaft seiner Wirthsleute in solchem Maße erworben hatte, daß das gegenseitige Scheiden nicht ohne Wehmuth erfolgt war. Während der Belagerungszeit von 1813 erhält jener Bauernhof wieder russische Einquartirung, und unter dieser Mannschaft befindet sich wieder der noch in gutem Andenken gebliebene Einquartirte vom J. 1807. Abermals wird schweren Herzens geschieden. Der Friede kehrt zurück; die alten Wirthsleute starben; zwei und zwanzig Jahre passiren die große Zeitstraße; die damaligen Kinder, mit denen der Einquartirte in den Jahren 1807 und 1813 gekoset und gespielet, sind zu Männern und Frauen herangewachsen; man hat sich längst einander vergessen, doch der Zufall hat sein Gedächtniß bewahrt. Denn als die

Wonneberger Dorfschaft bei dem jetzt erfolgten Durchmarsch der kaiserlichen Garden eine Compagnie derselben zur kurz dauernden gastlichen Aufnahme erhält, ist den zehn Mann, welche auf den Schulzischen Bauernhof kamen, ein alter Unterofficier, ein hoher Mann mit Narben auf der Stirn, Ordenszeichen auf der Brust und Dienstehrenzeichen auf dem Arme, beigegeben. Voll Rührung betrachtet derselbe sein Quartier, findet so manchen bekannten Winkel des Hauses noch wieder; denn dieser Unterofficier ist kein anderer, als der Einquartirte aus den Jahren 1807 und 1813. Zum dritten Male hatte ihn hier, in weiter Ferne vom Vaterlande, der Zufall in ein und dasselbe Quartier geführt, und ein Zeitraum von acht und zwanzig Jahren liegt dazwischen.

— Ihre Königliche Hoheit, die Frau Fürstin zu Hohenlohe-Oehringen, wurde bei ihrer Ankunft in Schlawentzitz mit folgendem, gut gemeinten Gedichte bewillkommt:

Willkommen, Hocherlauchte, sey willkommen,
Erhab'ne Fürstin! sey gegrüßt auf diesen Au'n!
Der Freude Funken, bang' in uns erglommen,
Flammt hell nun auf in Liebe und Vertrau'n.
Denn hoch entzückt, Dich heute zu empfangen,
Sind wir dem edeln Slavensitz entsandt,
Und harrten Dein mit glühendem Verlangen
An unsrer Klodnitz heimathlichem Strand.

Laß', Fürstin! Dir die Huldigung gefallen!
Wir bringen einfach, aber tief und wahr,
Von Deinen treuen Unterthanen Allen
Sie, Hochverehrte! Dir mit Ehrfurcht dar.
Zieh' ein, zieh' ein durch diesen Friedensbogen
In Deiner Oberschlesier Waldgebiet!
Es rauscht die Freude wie auf Meereswogen
Und jubelnd Alles Dir entgegen sieht.

Zwar glänzt hier nicht die Fülle und der Segen
Von Oehringen's geschmückter, reicher Flur,
Doch schlagen treue Herzen Dir entgegen
Und bieten in der ärmeren Natur,
Für weinumkränzte Berge, üpp'ge Auen,
Erhab'ne Fürstin, ihren besten Schatz!
Sie bieten freudig Liebe und Vertrauen,
Nimm, Hocherlauchte, diese als Ersatz!*)

— Feuerschaden. Das Dorf Biere bei Magdeburg hat ein großes Unglück getroffen. In wenigen Stunden waren drei Viertheile des blühenden Dorfes nichts denn ein rauchender Aschenhaufen. Der Sturm jagte die Flamme mit so fürchterlicher Eile durch die mit dem ganzen Segen der dießjährigen Erndte gefüllten Scheunen und Wohnungen, und erweckte die Gefahr an so vielen Orten zugleich, daß ein Jeder nur daran denken konnte, sein und der Seinigen Leben zu retten. Die Einwohner haben daher all' ihre Habe verloren. Pfarre, Schule, 107 Bauernhöfe sind ein Raub der Flammen geworden; 176 Familien sind größtentheils ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne Kleidung. Der Winter ist vor der Thür und es ist noch nicht ausgesäet, was man im künftigen Jahr zu erndten hoffen dürfte.

— Dresden. Bei der letzten Hinrichtung der bekannten drei Mörder bemerkte man auf einen Zuschauer im Durchschnitt drei Zuschauerinnen. Das nenn' ich „ein zarteres Geschlecht.“ —

— München. Die Luftfahrt des Prof. Reichart wird beim Oktoberfeste nicht Statt finden. Er besitzt eine Schwefelsäure-Fabrik in Sachsen, die so gut im Gange ist, daß er sich nicht von ihr entfernen kann.

— Das Seebad in Travemünde war dieses Jahr nur mäßig besucht, obgleich der Besitzer desselben alle erdenkliche Sorgfalt verwendet, um es zu einem der ausgezeichnetsten Bäder Nord-Deutschlands zu erheben. Die meisten der Badegäste sind auch bereits abgereist, und ist die Saison beinahe 14 Tage früher wie voriges Jahr als beendigt anzusehen gewesen.

— Lübeck. Die mit dem 1. Januar d. J. in's Leben getretenen „Lübeckischen Blätter“ erfreuen sich der verdienten Theilnahme aller Gebildeten, und es ist nur zu wünschen, daß die wackere, unternehmende v. Rohdensche Buchhandlung in diesem patrioti-

*) Diese poetische Ergießung wird gewiß hier in Stuttgart bei einem Theile des Publikums Anklang finden. D. R.

schen, von ihr begründeten Institute auch fernerhin durch gehaltreiche Aufsätze unterstützt werde. Die letzte Nummer derselben enthält außer einem Berichte über den bisherigen Erfolg der Untersuchungen über das Project einer Eisenbahn von hier nach dort und Altona einen Plan derselben, von dem jetzigen Generalagenten, Herrn Emil Müller, entworfen nach den Nivellirungen des Ingenieurs, Herrn Giles. Herr Müller, dessen vielfache Bestrebungen den herzlichsten Dank aller sich für dieß großartige Unternehmen Interessirenden verdient, hat auch dieser Tage mit dem Sammeln für Unterzeichnungen von Actien begonnen, und obgleich er sich nur theilweise durch erfreulichen Erfolg belohnt sieht, so verkennen doch Manche sein eifriges Streben und hegen ängstliche Besorgnisse, die sich jedoch, sobald Se. Majestät der König von Dänemark nur seine Einwilligung gegeben haben wird, legen werden. So dürfen wir uns der frohen Hoffnung hingeben, durch eine Eisenbahn den gesunkenen Flor des hiesigen Handels wieder belebt zu sehen. — Den 18. v. M. hatte der Pastor der Dom-Gemeinde, Herr Fr. Petersen, das seltene Glück, kräftig und gesund an Körper und Geist das fünfzigste Jahr seiner Amtsführung zu vollenden.

— In Breslau befindet sich eine historische Merkwürdigkeit, deren Daseyn nur Wenigen bekannt seyn dürfte, so ehrwürdig sie auch für Jedermann ist. Von Friedrich des Großen nachgelassenen Kleidern besitzt der dortige Buchhändler Hebenstreit (Besitzer der Buchhandlung J. F. Korn der Aeltere) einen vollständigen Anzug, bestehend in Uniform nebst Weste, Beinkleidern, Stiefeln, Hemde, Hut, Perücke, Nachtjacke, Unterjacke, Handschuhen und Hausrock von purpurrothem Sammet. Die Echtheit derselben bezeugt ein, von dem Kämmerer Schöning, der den König bis zu seinem Tode bediente, ausgestelltes, gerichtlich recognoscirtes Attest, dessen Siegel sich auch an jedem Kleidungsstücke befindet.

— Ehrenbezeugung. S. M. der König von Preußen hat dem wirklichen Geheimenrath und Oberpräsidenten von Schlesien Dr. v. Merkel den rothen Adlerorden erster Klasse mit Eichenlaub zu verleihen geruht. Herr v. Merkel ist bürgerlicher Abkunft, und fing seine Laufbahn als Notarius an.

— Herr Oettinger übersetzt in seinem Figaro les gueux de mer mit: „der Seebettler!“ — Von den Meergeusen hat dieser Ritter ohne Furcht und ohne Tadel wahrscheinlich nie etwas gehört.

— Görlitz. Am 2. Sept. hielt die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften hieselbst ihre 78ste Hauptversammlung. Der Präsident eröffnete dieselbe mit einer, die Bearbeitung eines großen vaterländischen Geschichtswerks empfehlenden, und sich über die Urgeschichte der Lausitz verbreitenden, Rede. Der Past. ord. Herr Haupt, als Sekretär und Bibliothekar, las den Jahresbericht vor, woraus sich ergibt, daß die Gesellschaft jetzt aus 219 Mitgliedern, nämlich 98 inländischen, 116 auswärtigen und 5 Ehrenmitgliedern besteht. Berathen und beschlossen wurde eine neue Classification der Mitglieder, die Einrichtung von gesonderten Abtheilungen für die verschiedenen Hauptfächer der Wissenschaft, die Wiederaufnahme der Arbeiten zur Topographie der Lausitz, und die Herausgabe von Scriptores rerum Lusaticarum Seitens der Gesellschaft.

— Jena. Der Besuch unserer Universität nimmt merklich zu, ein Resultat, welches der Gründlichkeit und dem Eifer der Lehrenden, so wie dem regen, wissenschaftlichen Sinn und dem fleißigen, ernsten und gesitteten Benehmen der Studirenden zuzuschreiben ist. Sehr lesenswerth ist die in klassischem Latein von Herrn Geh. Hofrath Doktor Eichstädt verfaßte Einleitung zu dem Programm, in welchem die akademischen Vorlesungen für das bevorstehende Wintersemester angekündigt werden. Der Gegenstand, der darin behandelt wird, ist in der jetzigen Zeit von großem Interesse.

Das Parlament im Jahre 1835 *).

II.

Das Oberhaus.

§. 1.

Wir haben nicht weit zu gehen vom Unterhaus zum Oberhause. Die beständige Kommunikation der beiden Kammern heischte die Vereinigung in einem Pallaste. Der letzte Brand im December veranlaßte keine Trennung. Provisorische Gänge führen gegenseitig zu den provisorischen Sälen. Durch diese Gänge tragen die Mitglieder täglich ihre Bills vor die Schranken der Pairie, und auf demselben Wege sendet die Pairie ihre Boten zum Bureau der Gemeinen, um die von ihr beschlossenen Bills darauf niederzulegen.

Auch die Minister ziehen ihren Vortheil von dieser Nachbarschaft, welche für sie dadurch wesentlich wird, daß ihnen der offizielle Eintritt nur in die Kammer gestattet ist, von der sie Mitglieder sind; entspinnt sich nun zu gleicher Zeit ein Kampf auf beiden Schlachtfeldern, so kann sich der doppelte Generalstab wenigstens von Sekunde zu Sekunde Couriere zufertigen, und seine Operationen nach den neuen Nachrichten ordnen.

Bei dieser Nähe geschah es wohl, daß das Getöse der volksthümlichen Versammlung allein die aristokratische Versammlung plötzlich auf ihren Sitzen erblassen machte. Während der fanatische Bund der weltlichen und geistlichen Pairs auf die muthig vertheidigte, aber schlecht befestigte Bank des Lord Melbourne Sturm lief, kam die Donnerstimme der Gemeinen mehr als einmal zu Hülfe, dämpfte die Wuth der Angreifenden, und ermuthigte den Widerstand der Belagerten. Oft schlug das Siegesgeschrei der Reformisten, unter Anführung von

*) Siehe die achte Lieferung vom 19. August.

Lord John Ruſſel, die von Sir Robert Peel beſiegten Conſervatiſten vollends in die Flucht.

Das zweite Theater für Großbrittaniens politiſchen Krieg ſoll nun näher beſchrieben werden.

Das Haus der Lords hat, wie das Unterhaus, die Form eines langen Vierecks. Die Vertheilung der Sitze iſt ebenfalls gleich, aber es herrſcht größerer Glanz in der Ausſtattung. Der einzigen Gallerie für Publikum und Journaliſten gegenüber, ſteht der Thron. Das iſt aber kein Geräthe, welches man nur einmal des Jahres am Sitzungstage aufſtellt, wie in Frankreich; der Thron iſt hier unbeweglich, er iſt der ewige erſte Präſident.

Unter ihm breitet ſich quer durch der berühmte Wollſack, der Sitz des wirklichen Präſidenten der Verſammlung aus; die Sitte verlangt in der That eine Art von Sack, eine kleine Bank ohne Lehne.

Das Bureau der Schreiber iſt von dem Wollſack durch zwei Bänke getrennt, wo zwei Plätze für die masters in chancery — Kammerboten — vorbehalten ſind.

Stoffe und Draperien des Thrones, Tapeten, Vorhänge, Bänke, Kiſſen, Lehnen, Alles iſt roth in dieſem Saale. Roth iſt die patriziſche Farbe. Sind die Pairs hier in großem Staate in den königlichen Sitzungen verſammelt, ſo bildet das ein Ganzes, welches mehr blendet, als imponirt. Der Anblick der Gemeinen vor den Schranken in ihren gewöhnlichen, bürgerlichen Kleidern gibt einen ſchlagenden Kontraſt. Unwillkührlich lächelt man und ſagt ſich, daß die Männer im Purpur hier nicht die Herren ſeyen *).

Der Saal, in welchem ſich proviſoriſch die Pairs verſammeln, war ſonſt das Schlafgemach Eduard des Bekenners; natürlich würde er für die vierhundert und dreizehn gegenwärtigen Lords nicht wohl paſſen, wollten ſie ſich Alle zu gleicher Zeit einfinden, aber eine ſolche Möglichkeit bilden ſie ſich auch nicht ein. Es muß eine vielbedeutende Veranlaſſung ſeyn, welche zwei hundert Mitglieder herbeizubringen vermag. Die Pairs genießen des beſondern Vorrechts, welches von der legislativen Reſidenz befreit; ſie können durch Auftrag ſtimmen. So begibt ſich Einer auf die Reiſe, um ſeine große Tour in Europa zu machen, und überträgt, wenn es ihm gefällt, ſein Mandat an einen Genoſſen ſeiner Partei, und der Mandatar macht davon Gebrauch ſo viel er will, wann er will, wie er will, ausgenommen in den Comité-Diviſionen. Die Beauftragungen waren ehemals nur

*) Die Transactionen in neueſter Zeit ſind dieſer Behauptung nicht ſehr günſtig.

mit Beistimmung des Königs gültig; heute verlangt man diese nicht mehr. Zur Stunde hat der Herzog von Wellington z. B. seine Tasche voll Tories-Stimmen.

Die Pairs, welche bei den Sitzungen erscheinen, finden den temporären Saal äußerst eng und unbequem. Die Regierung baut ihnen einen neuen und hat sie über das Maaß um Rath befragt, wobei bestimmt wurde, daß er nicht zu groß und nicht zu klein seyn dürfe. Es handelt sich nicht darum, ihn so einzurichten, als ob die ganze Masse der Lords an einem Tage erscheinen könnte; eine solche Hypothese hat man dabei gar nicht in Betracht gezogen. Die zahlreichste Versammlung, der man sich zu erinnern weiß, war die am 7. Mai 1832, wo man das Hauptamendement gegen die parlamentarische Reform versuchte. An diesem Tage waren zwei hundert sieben und sechszig Pairs anwesend. Von dieser Zahl geht man nun aus. Jeder soll einen Raum von drei Quadratfuß erhalten. Man sieht die edeln Lords sind getheilt zwischen dem Wunsche bequem zu sitzen, und der Furcht vor einem zu weiten Gemache, wo eines Tages ein anderes Gepäcke eingeschoben werden könnte.

Nun ein Paar Worte über die Zusammensetzung der Kammer; nichts ist so verschiedenartig, als ihre Elemente. Zuerst hat sie ihre erblichen Pairien nach dem Erstgeburtsrechte; das sind ohne Vergleich die zahlzeichsten englischen Pairien, dann folgen die schottischen und irischen, welche auf zweierlei Art gewählt werden können. Die schottischen Pairs werden für die Dauer eines Parlaments gewählt; die irländischen auf Lebenszeit. Dann gibt es kirchliche Pairs, Erzbischöfe und Bischöfe, aus England oder Irland; von diesen haben die Einen ihren Sitz mit vollem Rechte und ebenfalls auf Lebensdauer. Die Andern abwechselnd für ein Jahr je vier. Wird diese Kammer einst reformirt und neu begründet werden, so wird der Wahlgrundsatz förmlich und unter jeder Gestalt festgestellt seyn.

Bei uns gibt die Pairie den einzigen wirklichen Adelstitel. Man hat keinen gesetzlichen Titel, ist man nicht Pair. Die Söhne eines Pair sind durchaus nicht befugt, bei einem öffentlichen Akte Adelstitel zu gebrauchen. Selbst die Aeltesten sind nur Lords durch die Gefälligkeit der Menschen. Das officielle Register der Pairie ist die einzige officielle Liste des Adels.

Streng genommen müßte man das Oberhaus nach seiner Hierarchie eintheilen. Es gibt in der That Pairien von verschiedenem Range, und unter denen von gleichem hat die älteste den Vorrang.

So kommen zuerst die Herzoge, dann die Marquis, dann die Grafen, dann die Vicomtes und die Barone. Die Bischöfe und

Erzbiſchöfe ſind in ihrer Eigenſchaft als geiſtliche Lords in dieſen Kategorien nach ihrer Würde eingetheilt. Die Erzbiſchöfe von England ſtehen auf der gleichen Stufe mit den Herzogen, ja ſie gehen dieſen ſogar noch vor. Der Erzbiſchof von Canterbury, eine Art von anglicaniſchem Pabſte, als Primat und Chef der Kirche, folgt unmittelbar auf die Prinzen von Geblüt; er iſt der erſte Pair des Hauſes. Der Lord Kanzler (gibt es einen ſolchen in der Verſammlung) iſt durch ſein Amt der zweite, und der dritte iſt der Biſchof von York.

Die Biſchöfe ſtehen in der Klaſſe der Barone und vor dieſen. In der Ehrenſprache iſt ein Herzog „ſehr edel“ und „ſeine Gnaden“. Die Krone nennt ſie „ſehr lieber und ſehr getreuer Vetter und Rath.“

Ihre Gnaden von Canterbury und York ſind Erzbiſchöfe, der erſte durch göttliche Vorſicht, der zweite nur durch göttliche Zulaſſung.

Die Marquis, Grafen und Vicomtes ſind ſehr ehrenwerth, und überdieß ſehr getreue und liebe Vetter der Krone.

Die ſehr ehrenwerthen Barone ſind auch ſehr Liebe und Getreue der Krone, aber ſie ſind nicht mehr ihre Vettern.

Bei gewiſſen Gelegenheiten ſind die Herzoge, Marquis und Grafen, nie aber die Vicomtes und Barone, mächtige Prinzen.

Die als Barone ſehr ehrenwerthen Biſchöfe, ſind als Biſchöfe ſehr ehrwürdige Väter in Gott.

Die Barone von Kingsale genießen, gleich den Granden Spaniens, das erbliche, ausſchließliche Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Könige zu erſcheinen.

Sonſt gibt es bei der Pairie keine andere Privilegien, welche nicht allen Mitglieder gemein wären. Die hauptſächlichſten ſind diejenigen, welche die Beſchlagnahme ihrer Güter unterſagen, Verhaft wegen Schulden und eine Verurtheilung wegen ungehorſamen Ausbleibens bei irgend einem Civilakte nicht zulaſſen. Sie ſind nur vor ihren Pairs wegen einer peinlichen Anklage verantwortlich.

Der Grund, aus dem man in dieſen und andern Fällen die Unverletzlichkeit ihrer Perſonen heiligen zu müſſen glaubt, beruht auf der Einbildung, daß die Pairs, als Räthe des Königs, nie gehindert ſeyn ſollten, ihm nach ſeinem Bedürfniſſe beizuſtehen.

Das Oberhaus kann eines von ſeinen Mitgliedern nur ausſchließen, oder ſeiner Würde entſetzen, wenn daſſelbe wegen eines Verbrechens zu einer Todes- oder infamirenden Strafe verdammt iſt. Blackſtone erzählt jedoch, daß George Neville, Herzog von Bedford, unter der Regierung Eduard IV. durch einen Parlamentsact, auf den

Grund seiner Armuth, welche ihm nicht mehr gestatte, seiner Würde angemessen zu erscheinen, degradirt worden sey. Diese Thatsache ist um so merkwürdiger, als sie in den Annalen des Parlaments nur einmal vorkommt. Seitdem war eine entgegengesetzte Sitte vorherrschend. So hat in jüngster Zeit der Graf von Huntingdon, obgleich in den dürftigsten Verhältnissen, die Anerkennung seines in Zweifel gezogenen Rechtes auf die Pairswürde zu erreichen gewußt, und der König dotirte ihn, um ihm die Aufrechthaltung seines Ranges möglich zu machen.

Hier gibt es also eine compacte, fest geschlossene Aristokratie. Jede Pairie beruht, wenigstens der Fiction nach, auf einem wirklichen Titel, dessen Base eine Grunddomäne bildet. Es genügt nicht zu sagen, ich bin Graf oder Marquis; seyd Ihr Graf oder Marquis, so seyd Ihr auch Pair. Ist Euer Recht im Prozesse begriffen, so wird Euere Würde nicht anerkannt werden, wenn Euch nicht zuvor die Anerkennung Euerer Pairie durch Zulassung im Parlamente geworden ist.

Frankreich und Spanien haben mit viel mehr altem, illustrem Adel doch nie eine so mächtige, eingefleischte Aristokratie besessen. Hätten die Generalstaaten einen solchen fest gegründeten, in bestimmte Schranken eingeengten, politischen Körper gebildet, so möchte sie die Revolution nicht so leicht gestürzt haben. Ludwig XVIII. errichtete im Jahr 1814 eine Pairskammer; es war zu spät, es gebrach an Material; er baute mit Sand auf Sand.

Vor zwei Jahren wollte Herr Martinez de la Rosa auch ein Oberhaus fabriziren; doch, in dem Lande, wo alle Welt hidalgo ist, fand er nicht Granden und titulos genug, um sein schwaches Gebäude zu zimmern. Er hat es gemacht wie Frankreichs politische Maurer im J. 1831; er hat Oekonomisten, Philosophen, Richter, Advokaten, Dichter und Kaufleute genommen, und das Alles mit der geringen adeligen Materie vermischt, welche ihm verblieb. Das ist der Mörtel, mit dem er seine proceres erbaute, die so lange dauern mögen, als die neuen französischen Pairs.

Allerdings hat die englische Pairie nicht mehr die Festigkeit, wie in früheren Jahrhunderten; allein, wenn auch schwankend und geschwächt, erhält sie sich doch noch durch die Kraft ihrer ersten Organisation; sie hält die Strömung des Volkes nicht mehr gänzlich auf, aber sie widersteht für sich selbst, indem sie dieselbe vorüberziehen läßt; sie steht aufrecht neben der alten Abtei, ihrer Zeitgenossin. Indessen wird die Fluth der Gemeinen nicht immer vergebens um dieses hemmende Haus tosen; sie untergräbt es in seinen Grundfesten und wird es bald über den Haufen werfen. Lange schon wird es unter-

geſunken ſeyn, wenn Weſtminſter ſeine Thürme noch in der Thames ſpiegelt. Das iſt das Loos der Werke des Mittelalters; ſeine Gebäude werden ſeine Juſtitutionen überleben.

Die brittiſche Pairie iſt nicht allein geſetzgebender Körper, ſondern zugleich auch Gerichtshof und zwar nicht allein ſeinen Mitgliedern und den wegen Hochverraths Angeklagten gegenüber, nein, ſie bildet einen beſtändigen, regelmäßigen, oberſten Appellationshof in Civilſachen. Dieſe beiden Attribute ſind ſo beſtimmt, als es die inconſequente Verwirrung dieſer doppelten Gewalt zuläßt; der geſunde Verſtand des Gebrauchs hat die Albernheit des Rechts reformirt. Obgleich jeder Pair, wie geborener Geſetzgeber, ſo auch competenter, geborener Richter in jeder Sache iſt, ſo wird doch die Pairie als Tribunal ſtets nur durch Geſetzkundige aus ihrer Mitte repräſentirt. So ertheilen z. B. die Lords Brougham und Lyndhurſt, beide Erkanzler, in der Regel Morgens Audienz und beſchließen in letzter Inſtanz über die der Krone übertragenen Civil-Rechtsſprüche.

So kann eine Eheſcheidung nur durch einen Parlamentsact ausgeſprochen werden. Die Pairie inſtruirt den Scheidungs-Prozeß. Handelt es ſich nur um Thatſachen, deren Beurtheilung keine Rechtskunde fordert, ſo werden dergleichen Angelegenheiten ganz gleichgültig von den rechtsgelehrten Pairs oder von den Laien-Pairs entſchieden, welche bei Eröffnung der politiſchen Sitzung anweſend ſind. Da iſt die Pairie — ein barbariſches Amalgam — zugleich Gerichtshof und Kammer.

Bei feierlichen Gelegenheiten ſollten die Pairs auf hierarchiſche Weiſe ſitzen, das heißt die Herzöge auf den Bänken des erſten Rangs, die Marquis auf den zweiten, die Barone auf den dritten. Dieſe Ordnung wird jedoch nicht beobachtet; ſie ſetzen ſich wie die Gemeinen nach ihren politiſchen Schattirungen, Herzöge, Marquis, Barone ohne Auszeichnung. Das Whig-Miniſterium hält ſich gegenwärtig mit den Seinigen zur Rechten des Wollſacks, die Oppoſition der Tories zu ſeiner Linken.

Man ſage Whigs und Tories, denn dem Oberhauſe kommen dieſe Benennungen zu. Hier iſt die ganze Ariſtokratie verſammelt, die Pairs repräſentiren nur ſich ſelbſt; ſie ſind nie der Ausdruck dieſer oder jener Partei, ſie ſind nur ihr eigener Ausdruck. Lord Durham und Lord Brougham, beide Radicale, ſind zwei Anomalien, zwei aus der Bahn gewichene Weſen. Die Eintheilung wird hiedurch noch einfacher und leichter als bei den Gemeinen. Bei den Lords gibt es, wie im vorigen Jahrhundert ſo auch jetzt noch zwei Nuancen von Ariſtokratie, die ſich mit bewaffneter Hand die Gewalt und ihre Benefizien ſtreitig

machen; die Tories wenigſtens conſequent in ihrem antiliberalen Princip, deſſen vollſtändiger Sieg, könnte er im Frieden und ohne Revolution erreicht werden, das einzige Heil der Pairie wäre, und die Whigs, die ſich jetzt mit ihrem Scheine von populären Geſinnungen ſehr in Verlegenheit geſetzt ſehen, weil es nun gilt zu handeln, und nicht mehr ſich hinter Proklamationen zu verſtecken.

Der Zahl nach ſind die beiden Nuancen durchaus nicht gleich mächtig. Wollte man die Gewiſſen abzählen, ſo ſtünden immer zehn Tories gegen einen Whig. Indeſſen hat die Minorität Whig doch die Tories im J. 1832 zum Capituliren genöthigt; und ſeit der Zeit hat ſie ihnen, durch den Beiſtand von Außen gekräftigt, wiederholt die Geſetze vorgeſchrieben. Aber der Augenblick naht, wo die wahre Majorität das Joch zu zerbrechen ſuchen wird, denn ſie fühlt, daß ſie von den Conceſſionen keine Rettung mehr zu hoffen hat. Zu ihrer Ehre halte ſie es nicht für ebenſo römiſch, das Schwert zu ergreifen und bei Vertheidigung ihrer Schanze zu fallen, als den politiſchen Tod feindlich auf dem curuliſchen Stuhle zu erwarten!

Die Ordnungen und Gebräuche der beiden Kammern haben ihre Analogien und ihre Unähnlichkeiten.

Bei den Lords behält man wie bei den Gemeinen sans façon in den Sitzungen den Hut auf dem Kopfe; bei den erſteren herrſcht indeſſen nicht dieſelbe Nachläſſigkeit in der Haltung. Selten wird man ſehen, daß ihre Herrlichkeiten die Bänke zum Bette machen und mit ihren Beinen die Zeichen des Telegraphen figürlich darſtellen. Das Getöſe der Verſammlung iſt weniger verwirrt. Das Geſchrei iſt mehr civiliſirt, die Mißbilligungen ſind nicht ſo ungezogen. Das Drama der Debatten bietet im Allgemeinen weniger große, belebte, ergreifende Scenen. Man ſtreitet da nicht mit jenem Wortkram, welcher die Geduld und Höflichkeit des Unterhauſes beſtändig zu Tode hetzt. Um eine tüchtige Rede zu hören, hat man bei den Gemeinen zuvor oft zehn eckelhafte Schwätzer zu ertragen, welche die Discuſſion nur verlängern und erſäufen; bei den Lords gibt es weniger geſchickte Sprecher, und man macht keinen ſolchen Mißbrauch von dem Worte; man ſchreitet lieber zur Sache. Allerdings iſt die Pairie nur eine Gruppe, eine kleine, abgeſchnittene Garniſon; das Unterhaus dagegen eine ungeduldige Armee, welche ganze Nächte hindurch auf den Bänken feldlagert, wo jeder Soldat ein Eroberer ſeyn möchte — kann man von einer ſolchen Maſſe Zurückhaltung, Discretion, Disciplin verlangen!

§. 2.

Eine ſo hohe Stellung auch der Präſident der Lords einnimmt, beſonders, wenn er Großkanzler von England iſt, ſo hat er doch als

Speaker nicht die ſouveraine Autorität des Sprechers vom Unterhauſe. Die Pairs richten ihre Worte nicht an ihn, ſondern an die Verſammlung. Nicht ihm, ſondern der Verſammlung allein kommt es zu, das Wort zu geben oder zu nehmen.

Offenbar gründet ſich dieſer Unterſchied zwiſchen der Gewalt der beiden Sprecher darauf, daß der Eine von der äußeren Macht, vom Throne, der Andere von dem Hauſe ſelbſt, dem er präſidirt, gewählt wird.

Um fünf Uhr erſcheint der Präſident, begleitet vom Huiſſier mit ſchwarzem Stabe und vom Scepterträger. Ein Biſchof verrichtet das Gebet. Sind drei Lords anweſend, ſo kann der Sprecher die Sitzung eröffnen, ſo conſtituiren drei Pairs ein Oberhaus. Zwei von ihren Stimmen reichen dann geſetzlich hin, eine Bill zu verwerfen, welche die ſechshundert und acht und fünfzig Abgeordnete des Volkes einſtimmig angenommen hatten.

Nicht ſelten ſieht man die edle Kammer auf dieſe geſetzgebende Dreieinigkeit reducirt. Ich will ſie nicht in dieſer Einſamkeit vorführen, wo ſie mit ihren verlaſſenen, rothen Sitzen einem Neceſſaire mit leeren Fächern gleicht. Denken wir uns, es liege eine gewichtige Frage vor, gleichviel, welche. Der Saal iſt voll; die beſte Zahl von Notabilitäten der Pairie iſt am Platze.

Laſſen Sie Ihre Blicke auf die zahlreichen, zuſammengedrängten Köpfe ſpazieren, ſo finden Sie mehre im Centrum des Saales, welche Ihre Aufmerkſamkeit eben ſo erregen, wie die Hauptkuppeln einer Stadt, die Sie von der Höhe eines Thurmes betrachten.

Zuerſt in der vorderſten Reihe die Allongenperrücken der drei clercks der Kammer, die Ihnen den Rücken drehen, wie ſie an der Tafel ſitzen, und dieſen gegenüber, Ihnen im Gegentheil das Geſicht zuwendend, die drei nackten und entblößten Häupter von Lord Roll, Marquis Wellesley und Lord Holland, etwas entfernter die zwei langen Mähnenperrücken der masters in chancery, und endlich am Horizont unter den Goldfranzen des Throns die Haupt- und Dienſtperrücke des Sprechers, die ſich majeſtätiſch erhebt wie der Thurm der Kathedrale unter den Glockenthürmen der City.

Von dieſer erhabenen Perrücke wollen wir ausgehen; nach ihr richten wir uns, um die verſchiedenen Quartiere der Kammer zu durchlaufen, wie wir uns an den St. Paul Dom halten würden, wollten wir London durchſpähen.

Gegenwärtig iſt es kein Kanzler, der die Laſt der Präſidenten-Coiffure zu tragen hat. Das große Siegel wird auftragsweiſe geführt. Der Mann, der mit ſo viel edler Leichtigkeit auf dem Wollſacke figu-

rirt, iſt Lord Denman, ſeit dem Sturze des Whig-Miniſteriums zum zeitlichen Sprecher des Hauſes ernannt. An ſeinen Manieren mögen Sie erkennen, daß er nicht erſt in der Lehrlingszeit der Präſidentſchaft ſteht. Seit mehreren Jahren iſt er oberſter Richter von England (chief-justice). Gerade vor den Schranken der Pairie hat er zuerſt eine wichtige Rolle geſpielt, indem er im Jahr 1820 die Königin Caroline gegen die Unzüchtigkeit des Königsthums vertheidigte. Wiegte er ſich wohl damals ſchon mit der Hoffnung, daß er einſt ſelbſt Pair und Präſident dieſer Kammer ſeyn werde, vor der er als einfacher Advokat erſchien? Mit allem Ehrgeize ſeines Standes konnte er ſich die 400,000 Fr. Renten nicht träumen laſſen, welche dieſe ſouveraine Perrücke werth iſt.

So ausgezeichnet er in ſeinem Berufe auch geweſen ſeyn mag, ſo haben doch weder das tiefe Wiſſen, noch die hohe Beredſamkeit Lord Denmans großes Glück begründet. Es war ein gewiſſer allgemeiner Einklang in der Würde ſeiner Sprache, ſeiner Perſon und ſeiner Manieren, der ihn auf die erhabene Stufe führte. Der ſenatoriſche Stuhl ſchien dieſes Mannes zu bedürfen. Was indeſſen an ihm mehr noch zu loben iſt, als das einigermaßen theatraliſche Verdienſt einer majeſtätiſchen Repräſentation, das iſt, daß er unter dem Purpur derſelbe bleibt, der er im ſchwarzen Gewande geweſen war. Als oberſter Magiſtrat, auf die Stufen des Thrones geſtellt, iſt er der liebenswürdige, zugängliche, liberale Advokat des Juſtizhofes geblieben.

Zur Rechten des Sprechers, Ihnen zur Linken, ſehen Sie in einem geſchloſſenen Aſyle, wo das Fenſterwerk einer Flügelthüre nur ein zweifelhaftes Licht eindringen läßt, einen verworrenen Haufen bleicher und mit Blüthen beſäter Geſichter, weiße Roben und ſchwarze Chorhemden. Das ſind die drei gedrängten Reihen der Biſchöfe und Erzbiſchöfe. Sonſt befliſſen ſich dieſe Herren eben nicht zu ſehr, von ihren legislativen Privilegien Gebrauch zu machen, jetzt fehlt keiner an ſeinem Poſten. Die Emancipation der Katholiken hat dieſe Millionäre von Kanonikern aus dem lethargiſchen Schlaf geweckt, in welchen ſie ihre Geldhaufen verſetzt hatten. Jetzt halten ſie gute Wache bei ihren Reichthümern, und ihre Schuld wäre es nicht, wenn das ausgehungerte Irland einige Brocken von ihren fetten Mahlen bekäme.

Wer die engliſchen Biſchöfe nur in der Kammer oder in großer Uniform auf ihren Stühlen geſehen hätte, der würde ſie nur halb kennen. Man muß ſie auch im gewöhnlichen Anzuge im Stadtkleide, galant und ſtutzerhaft, ſehen. Sie würden ſich ſogleich fragen, wer die niedliche Perſonnage im Fracke von feinem ſchwarzen Tuche mit dem langhaarigen Caſtorhute ſeyn möge, die durch Regent-Street ga-

loppirt. Ein ſeltſamer Cavalier, in der That, von deſſen Anblick Sie noch mehr überraſcht ſeyn werden, wenn er abgeſtiegen, und die Reitpeitſche in der Hand, in ſeinen Klubb eingetreten iſt, wo Sie den Reſt ſeines gleichſam freimaureriſchen Coſtumes, die hohe ſchwarze Kamaſche und die ſchwarze Schürze, genauer unterſcheiden können. — Das war nichts mehr und nichts weniger, als ein edler und ſehr ehrwürdiger anglikaniſcher Biſchof.

Und der andere Herr in ähnlicher Toilette, ganz gleich ſchwarz, der mitten aus dieſer mit weißen und roſenfarbigen jungen Damen gefüllten Caleſche ſpringt, wenn wir über den Weſtminſterplatz ſchreiten? Das iſt ein Biſchof, den Frau und Kinder in das Parlament geführt haben.

Aber folgen wir dieſen edeln geiſtlichen Lords auf ihre Sitze im Oberhauſe.

Stellen Sie ſich eine Alte mit gelbem, fleiſchloſem Geſichte vor, krümmen Sie dieſe unter der Laſt von achtzig Jahren, durchkreuzen Sie ihre Stirne mit ſo vielen Falten als möglich, ihre Stimme ſey dünn und gebrochen, das Auge falſch, unruhig und lauernd — iſt das nicht das leibhafte Porträt ſeiner biſchöflichen Gnaden von Canterbury, des erſten Prälaten von England, der in dieſem Augenblicke allein auf der erſten Bank der Kirche ſitzt? Iſt das nicht der Aberglaube ſelbſt? — die zitternde, zuſammengehockte Hinfälligkeit?

Der ehrwürdige Biſchof, ſo betagt und dienſtunfähig er ſcheint, hat doch Kraft genug, zu ſprechen, wenn das Intereſſe der Kirchen-Revenuen im mindeſten in Berührung kommt. Unabänderlich bewegen ſich dann ſeine Redeformen in löblichen Betrachtungen über den Nutzen der Toleranz, aber am Ende laufen ſie alle auf den frommen Wunſch hinaus, daß der Papismus auf Erden und im Himmel verdammt werden möge. Das iſt wenigſtens der Sinn, denn die Bezeichnung iſt nicht leicht zu faſſen. Seine Gnaden empfängt ihr Erzbisthum von der göttlichen Vorſicht, aber die Gabe, ihre religiöſen Raucunen leicht auszudrücken, iſt ihr nicht zu Theil geworden. Es braucht eine große Arbeit für ſie, ihre zuſammenhangloſen, von häufigem Unterbrechen durchſchnittenen anti-katholiſchen Homilien zu formen. Man kann nicht ſagen, daß die Galle dem ſanften Prälaten über die Lippen läuft — er ſpuckt ſie vielmehr aus.

Es war eine luſtige Bewegung, die ihn eines Tages ſo außer ſich ſetzte, daß er mit Nachdruck auf Lord Fitz-William losging, weil dieſer gottloſe Herzog die Blasphemie ſo weit getrieben hatte, zu fragen, ob die proteſtantiſche Religion nicht eine Sekte ſey? Welche monſtruoſe Frage? Iſt es nicht entſchieden, daß die katholiſche Kirche,

Ich bitte es daher, mir einzureden, daß Sie es nicht sind, daß Sie es nicht sein können, daß Sie es nicht sein werden, daß Sie es nicht sein wollen, daß Sie es nicht sein dürfen, daß Sie es nicht sein müssen, daß Sie es nicht sein sollen, daß Sie es nicht sein mögen, daß Sie es nicht sein würden, daß Sie es nicht sein könnten, daß Sie es nicht sein würden, daß Sie es nicht sein könnten, daß Sie es nicht sein würden, daß Sie es nicht sein könnten

die der Miniſter, wenn wir gegen die Schranke der Kammer fortwandern; hier laſſen Sie uns eine Pauſe machen.

Halten wir vor dem Manne mit grauem Hute, in brauner Redingote an, der ſich nachläſſig auf ſeinen Stock ſtützt. Die Hitze iſt unerträglich. Zur Erleichterung hat er das Halstuch aufgebunden. Würden Sie ihn im St. James-Parke, ſeinem Lieblings-Spazierorte, zu Pferde einher caracolirend treffen, oder auch zu Fuße, die weiten Naſenflügel gegen den Wind aufgeſperrt, den Kopf hochgetragen, mit blitzendem, verächtlich blickendem Auge, Sie möchten ihn wegen ſeines hohen Wuchſes, ſeines robuſten, militäriſchen Ausſehens für einen alten, penſionirten Oberſt und nicht für einen erſten Lord der Schatzkammer halten. Und doch iſt es Vicomte Melbourne, das Haupt der Regierung.

Prüfen Sie dieſe Geſichtsbildung genauer, näher; der Ausdruck iſt zuſammengeſetzt, es liegt eine Miſchung von Stolz, Indolenz und Reizbarkeit darin. Darin beſteht das ganze Geheimniß der Fähigkeit und des Talents dieſes Miniſters. Man möchte es ein Wunder nennen, daß ihn bei ſeiner natürlichen Trägheit dennoch der Ehrgeiz ſtachelte, nach dem erſten Staatspoſten zu ringen; er möchte auch nicht die Energie beſeſſen haben, ſich lange auf ſeiner Stufe zu erhalten, hätte man ſie ihm nicht ſtreitig gemacht. Weil er einmal geſtürzt worden iſt, ſteht er jetzt wieder aufrecht. Als man ihn niederwarf, ſtieß man an ſeine Federkraft; ſo ſprang er wieder auf, ſo gelangte er wieder zur Macht, und nahm nun eine feſtere Stellung ein, als vor ſeinem Falle. Das ſind ſie, die Naturen, deren ſchlummernde Kraft von der Geißel der Schande geweckt werden muß. Im J. 1834 war Lord Melbourne nur ein lahmer, ohnmächtiger Whig, 1835 iſt er ein radikaler Whig, der den Hof capituliren läßt, gegen die Kirche donnert und die Pairie bedroht, — einzig und allein, weil man ihn beleidigt, fortgejagt hat. Daher ſchreibt ſich ſeine Macht; denn die ſeiner Reden bekommt ihren Anſtoß nur von ihren Hinderniſſen. Man laſſe ihn ſprechen und gehen, ſein Wort erlahmt und ſchleppt ſich mühſam fort; man trete ihm entgegen, man ſetze einen Damm, er empört ſich, reißt mit ſich fort, er ſprudelt auf, er wird beredt! Mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit, mit ſeiner ganzen Seele lebt er in ſeiner Rede. Es liegt nichts Vorbereitetes, Feierliches in ſeinen Worten; Alles tritt plötzlich und unwillkürlich hervor. Jetzt war er noch ſo ernſt, ſo zurückhaltend — einen Augenblick und er ballt die Fäuſte, wirft die Arme und ſpringt auf; er ſtößt ein Wuthgeſchrei, Ausdrücke der Verachtung aus, die ihm aus den innerſten Eingeweiden kommen. Dann erſtickt ihn die Aufregung; er hat keinen Athem mehr und muß

Die Kommission, in der sich die Mitglieder schnell wieder zum Arbeitsausschuß zusammenfanden, trat am 15. Januar 1919 zu ihrer ersten Sitzung zusammen. Sie beschloß, die Arbeiten der Kommission in Form eines Buches herauszugeben, das in Anlehnung an die Gliederung des Gesetzes die Ergebnisse der Beratungen und Beschlüsse der Kommission enthalten sollte. Die Arbeiten sollten in Form eines Kommentars zu den einzelnen Paragraphen des Gesetzes erfolgen. Es wurde beschlossen, daß jedes Mitglied der Kommission einen Paragraphen des Gesetzes bearbeiten sollte. Die Verteilung der Paragraphen wurde vorgenommen und die Bearbeitung begann.

Die Kommission trat dann wieder zusammen, um die Ergebnisse der Arbeiten zu beraten. Es wurde beschlossen, daß die Arbeiten der Kommission in Form eines Buches herausgegeben werden sollten. Es wurde beschlossen, daß jedes Mitglied der Kommission einen Paragraphen des Gesetzes bearbeiten sollte. Die Verteilung der Paragraphen wurde vorgenommen und die Bearbeitung begann.

Die Kommission trat dann wieder zusammen, um die Ergebnisse der Arbeiten zu beraten. Es wurde beschlossen, daß die Arbeiten der Kommission in Form eines Buches herausgegeben werden sollten. Es wurde beschlossen, daß jedes Mitglied der Kommission einen Paragraphen des Gesetzes bearbeiten sollte. Die Verteilung der Paragraphen wurde vorgenommen und die Bearbeitung begann.

Die Kommission trat dann wieder zusammen, um die Ergebnisse der Arbeiten zu beraten. Es wurde beschlossen, daß die Arbeiten der Kommission in Form eines Buches herausgegeben werden sollten. Es wurde beschlossen, daß jedes Mitglied der Kommission einen Paragraphen des Gesetzes bearbeiten sollte. Die Verteilung der Paragraphen wurde vorgenommen und die Bearbeitung begann.

Die Kommission trat dann wieder zusammen, um die Ergebnisse der Arbeiten zu beraten. Es wurde beschlossen, daß die Arbeiten der Kommission in Form eines Buches herausgegeben werden sollten. Es wurde beschlossen, daß jedes Mitglied der Kommission einen Paragraphen des Gesetzes bearbeiten sollte. Die Verteilung der Paragraphen wurde vorgenommen und die Bearbeitung begann.

Harangue führte. Der Marquis von Landsdown würde den Seinigen einen offenbaren Dienſt leiſten, wenn er ihnen den rettenden Faden leihen wollte, an dem er ſich ſelbſt heil und geſund aus dem Labyrinthe ſeiner Parentheſen herauszieht.

Die andere dünne, eckige, hüftenlahme Perſonnage, mit dem dürren, langen, in eine weiße Cravatte eingeſchachtelten Halſe, die ſich nicht übel als Notarius auf dem Lande ausnehmen müßte, iſt Lord Duncannon, der erſte Commiſſär der Forſten und des Privatſiegels; er hält ſich auf der Rechten des Lord Melbourne, und iſt eines von den nützlichen Mitgliedern des Cabinets. Er ſtottert und ſpricht oft vom guten Willen, auch ſcheint es ihm weniger an den Ideen, als an der Zunge zu fehlen; ſein ruhiges Blut gibt ihm oft ſonderbare Einfälle an die Hand, zuweilen theilt er mit offener, unſchuldiger Miene kleine trockene, wohlangebrachte Ohrfeigen aus.

Die andern Miniſter-Pairs ſind nur Invaliden, die, wenn vielleicht auch im Cabinete nützlich, doch im Feuer der Discuſſion wenig gebraucht werden können. Das lange, gebräunte, leidenſchaftsloſe Geſicht des Lord Auckland zeigt ſich nur ſelten am Bureau; es muß ſich um Angelegenheiten der Admiralität handeln, deren erſter Lord er iſt, ſoll er ein Paar verſchämte, ſein Departement betreffende Worte wagen. Lord Glenely, ein ganz friſch gebackener Pair, wird ſich auch nicht in's Kampfgewühl ſtürzen, ſind nicht ſeine Kolonien auf's Spiel geſetzt. Uebrigens hat Lord Glenely einſt Beredtſamkeit beſeſſen; er galt bei den Gemeinen mehr, als er nur Herr Grant hieß. Allerdings iſt er kein junger Mann mehr; das deuten ſeine ergrauten Haare an; aber er iſt älter als ſein Alter; er iſt an Körper und Seele erſchöpft. Man will behaupten, er gehöre zu den myſtiſchen Senſualiſten, die den überſpannten, myſteriöſen, von Opium erzeugten Träumen das wahre Leben aufopfern.

Ein enormer, blaſſer, kahler Kopf mit ſchwarzen großen Augen und dickem, weißem Backenbarte — zwiſchen breiten Schultern, das iſt der ganze Reſt von Lord Holland, einem Neffen von Fox, der ſonſt ein geſchickter Redner aus der Schule ſeines Oheims und ein ziemlich guter Schriftſteller geweſen iſt. Von dem übrigen Theile ſeines Körpers kann nicht mehr die Rede ſeyn; die Gicht hat ihm denſelben weggefreſſen; er endigt, wie ein Fiſch. Nur mit Aufwand von Zeit und Mühe tragen ihn ſeine Krücken an das Ende der Bank, wo er ſich Lord Melbourne gegenüber ſetzt. Uebrigens iſt er als Kanzler des Herzogthums Lancaſter nicht allein im Genuſſe einer Sineeur, wie man behaupten wollte; wenn auch nicht mit Worten, ſo unterſtützt er ſeine Kollegen doch mit der ganzen Kraft ſeiner Lunge. Er hat ſich

die Billigung ihrer Reden aufgeladen, und entledigt sich dieses Auftrags auf das gewissenhafteste. Er ist der mächtigste hear Enthusiast, und wiegt allein mit seinem Bewunderungs-Lärmen die ganze Whig-Seite auf. Es ist ein wahrer Spaß, dieses Stück von einem Menschen aus vollem Halse schreien zu sehen; man glaubt ein chinesisches Spielzeug vor sich zu erblicken, welches einen Lacher vorstellen soll, der balancirt und sich dabei die Hüften hält.

Die Literatur-Geschichte verdankt Lord Holland ein Werk über das Leben des Lope de Vega; dieses Buch erinnert übrigens an einen Zug aus dem des edeln Lord, der mehr seiner Artigkeit, als seiner Großmuth zur Ehre gereicht. Im J. 1832 hatte ein armer spanischer Flüchtling, dessen ganzen Schatz drei noch ungedruckte Manuscripte von Komödien des berühmten kastilischen Dichters ausmachten, den Gedanken, sich nach London zu begeben, um dem erhabenen Kommentator-Whig sein Eigenthum zu verkaufen, da dieser natürlich mehr Werth darauf legen müßte, als jeder Andere. Der schüchterne Auswanderer wagte es nicht, in Gegenwart seiner Herrlichkeit von dem Handel zu sprechen, und bot seine Stücke geradezu an. Besuch und Ehrbezeugung wurden anmuthig aufgenommen, und der Fremde empfing am andern Morgen zum Austausch für beide die Karte des Lord Holland nebst einem Exemplar vom Leben des Lope de Vega. Bei gewissen Gelegenheiten sind die Engländer großartig; aber die Freigebigkeit üben sie nur öffentlich in vollem Umfange aus. So würden sie z. B. Ruhm darein setzen, einer italienischen Sängerin einen Diamanten-Schmuck bei vollem Theater zuzuwerfen.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Das erste und das lezte Mittagsmahl.

Novelletto.

Zwölf Freunde, ungefähr von demselben Alter, welche sich sowohl durch ihre Beschäftigung, als durch ihre Familien-Verbindung auf bleibende Weise in der Hauptstadt fixirt betrachteten, saßen eines Tages im Gasthause zum Hosenband in Richmond, und genossen bei der Weinflasche die herrliche Aussicht, die sich vor den Fenstern dieses Hotels bietet. Die Herzlichkeit, welche in der Versammlung herrschte, die Reize der Scene, von der man sich umgeben sah, entspann den Wunsch, das Andenken dieses Abends zu erneuern, und auf den Vorschlag eines Mitglieds der Gesellschaft wurde folgender Beschluß gefaßt: am letzten Tage des Jahres und Tags darauf, am ersten des neuen Jahres sollen die zwölf Freunde zusammen speisen und zwar abwechselnd bei Jedem von der Versammlung; die beim erſten Gastmahl zuerſt entpfropfte Weinflasche soll sorgfältig wieder verpfropft auf die Seite gebracht und von Dem getrunken werden, welcher alle Uebrigen überleben würde; nie soll ein Fremder bei den feierlichen Mahlen zugelassen werden; stirbt Einer, so sollen die andern Eilfe die Versammlung fortsetzen, dann die Zehne, dann die Neune und sofort; ist nur noch Einer übrig, so soll er allein speisen und an seiner einsamen Tafel die gewöhnliche Stundenzahl zubringen; aber das erstemal, daß er so speisen wird, soll er die erſte Flasche entpfropfen, und das erſte Glas zum Andenken aller vorangegangenen Freunde leeren.

Mit ungemeiner Freude ergriff man den bizarren, originellen Gedanken. Alle standen in der Blüthe der Jahre, waren durch gegenseitige Freundschaft innig verbunden, Alle waren von gesellschaftlichem Frohsinn beseelt, und so versprachen sie sich die lebhaftesten, reinsten Freuden von ihren Zusammenkünften. Der einzige Ueberlegungspunkt, der die angenehme Aussicht etwas zu verdüstern im Stande gewesen wäre, verbarg sich für diesen Augenblick vor ihnen — und zwar die

Betrachtung der traurigen Lage des Unglücklichen, der einst die erste Flasche beim einsamen Mahle zu entpfropfen hätte.

Der Vertrag wurde in der Mitte des Sommers geschlossen, und während ihr Nachen auf der Themse hinschwamm, um sie nach London zurückzubringen, sprachen sie nur von den freudigen Mahlen, mit denen sie ihr ganzes Leben hindurch das Jahr zu schließen und zu beginnen gedachten. Ihre Einbildungskraft schweifte in den Lustbarkeiten und Freuden der Zukunft. Sie trieben sich in hundert Conjecturen über die Veränderung umher, welche die Zeit an ihnen bewirken werde; sie scherzten gegenseitig über ihr dereinstiges Aussehen bei fernen Gastmahlen; der Eine werde nach einem heftigen Gichtanfall auf Krücken einherwanken, der Andere werde so wenig sehen, daß er selbst durch Brillen keine Rehkeule mehr zu erkennen vermöge, der Dritte werde mit einem Domherrnbauche und einer runden Perrücke, der Vierte in einem ganz neuen schwarzen Kleide erscheinen, das er sich so eben zur Trauer um seinen Urenkel habe machen lassen.

„Dich George," rief Einer von den Zwölfen seinem Schwager zu, „Dich, der Du ohnehin schon schwächlich bist, sehe ich so trocken und eingeschrumpft, wie eine alte Aalhaut." Diesen Ausruf begleitete er mit einem wohlangebrachten Schlag auf die Schulter.

George Fonteseun legte sich in diesem Augenblicke nachlässig über den Nachen, und lachte übermäßig über die Späße, die man zum Besten gab. Bei dem unerwarteten Gruße seines Schwagers verlor er das Gleichgewicht und fiel in das Wasser. Die Freunde hörten das Getöse des Sturzes, ehe sie seinen Fall gesehen hatten. Der Nachen flog rasch vorwärts; sogleich hielt man an.

Man mag sich leicht den Schrecken denken, welchen dieses Ereigniß hervorbrachte, da Fonteseun aber ein vortrefflicher Schwimmer war, so zweifelte man indessen nicht daran, daß er die Barke bald wieder gewinnen werde. Man vermochte Nichts zu unterscheiden, horchte auf, und vernahm das Geräusch seiner Hände und Füße, man rief ihm zu, er antwortete aber mit schwacher Stimme, und es ertönte bald der Schrei: „O, mein Gott!" Augenblicklich warfen sich zwei oder drei, welche vollkommen zu schwimmen verstanden, in den Fluß, und richteten sich nach der Gegend, von wo der Schrei ausgegangen war. Einer kam so nahe zu Fonteseun, daß er ihn deutlich mit den Wellen kämpfen sah, aber ehe er den Unglücklichen erreichen konnte, tauchte dieser unter, und sein verzweifelnder Freund konnte das Zusammenschlagen des Wassers über der Stelle bemerken, wo jener auf den Grund gesunken war. Er tauchte nach und berührte die Erde,

aber die Strömung hatte ohne Zweifel den Körper mit fortgeriſſen; man fand ihn nicht mehr.

Eilig begaben ſie ſich an den nächſten Ort, wo Rettungswerkzeuge für diejenigen, welche in's Waſſer gefallen, aufbewahrt wurden, und nachdem ſie ſich das Erforderliche verſchafft hatten, ſchifften ſie an die unſelige Stelle zurück. Nach Verlauf von mehr als einer Stunde fanden ſie den entſeelten Leichnam ihres unglücklichen Freundes. Alle gewöhnlichen Mittel wurden angewandt, um ihn wieder in's Leben zu rufen, aber vergebens, und ſie ſahen ſich genöthigt, ihren Weg in ſtillem Schmerze an der Leiche deſſen fortzuſetzen, der mit ihnen eine Vergnügungsreiſe im Vollgenuß blühender Geſundheit, im Schooße der ausgelaſſenſten Heiterkeit begonnen hatte. Zum Kummer um den Verluſt des Freundes trat der traurige Gedanke, daß ſchon am erſten Tage ihr freudiger Kreis eines Mitglieds beraubt ſeyn ſolle.

Die Monate liefen ab, und der Winter ſandte ſeine wohlwollenden Grüße, ſeine luſtige Gaſtfreundlichkeit, da kehrte aber auch das gemilderte Andenken an das Geſchick des armen Fontescun wieder. Eilf von den zwölf Freunden verſammelten ſich am letzten Tage des Jahres, aber ſie ſahen ſich bei dem Gedanken an den Verluſt, den ſie erlitten, innerlich nicht wenig beklommen. Selbſt die Unregelmäßigkeit der Gedecke, indem ſechs auf der einen und fünf auf der andern Seite ſaßen, mahnte unwillkürlich an das ſchmerzliche Ereigniß.

Indeſſen gibt es keinen ſo hartnäckigen Kummer, der der vereinten Kraft des Weines, eines Kreiſes auserwählter Freunde und einer Epoche des Jahres, wo man gleichſam zur Heiterkeit verbunden iſt, zu widerſtehen vermöchte.

Ein Paar Seufzer des Wohlanſtandes, einige von den Verhältniſſen diktirte Ausrufungen nebſt einer moraliſchen, belehrenden Reflexion über die Hinfälligkeit des menſchlichen Lebens bildeten das ganze Opfer, welches man den Manen des unglücklichen George Fontescun darbrachte, wonach ſie zu Erfüllung der wichtigen Pflichten ſchritten, wegen welcher ſie hier zuſammen gekommen waren. Nachdem Jeder zu einigen Flaſchen Rheinwein und Madeira erſter Sorte drei Gläſer Champagner gefügt hatte, fingen ſie an, nichts Pathetiſches in der Ungleichheit der Gedecke, nichts Trauriges mehr in der ungeraden Eilf zu finden.

Den übrigen Theil des Abends brachte man ſo luſtig hin, als man es nur wünſchen konnte. Das Geſpräch erhielt ſich auf ſchicklicher Höhe unter einem Kreuzfeuer von Calembourgs, Witzen, Anekdoten, politiſchen Diſcuſſionen, Toaſts, Geſundheiten, Späßen, von Gelächter und gelehrten Abhandlungen über das Gewächs der verſchie-

denen Weine, die man zu sich nahm, und darein mischte sich von Zeit zu Zeit ein munterer Gesang. Als man sich trennte, wurde einstimmig anerkannt, daß man nie einen Abend lustiger zugebracht habe. Man wünschte sich gegenseitig Glück, ein so köstliches Fest veranstaltet zu haben, und versprach sich, am andern Tage pünktlich zu erscheinen, um das neue Jahr zu feiern, dessen Eintritt sie so eben mit vollen Gläsern in dem Augenblicke begrüßt hatten, als der Nachtwächter unter dem Fenster schrie: „Es hat zwölf Uhr geschlagen.“

Am ersten Januar kamen sie wirklich zusammen, und ihre Heiterkeit lebte ohne Störung fort. Nur bei der ersten Versammlung konnte der Tod des Georg Fontescun ihr Glück verkümmern; denn, obgleich nur wenige Stunden seit dieser ersten Zusammenkunft vorübergegangen waren, so nahmen sie dießmal doch ihre Plätze bei der Tafel ein, als wäre ihre Zahl stets eilf gewesen, und Alle hätten sich eingefunden, welche erscheinen sollten.

So geht es bei allen Dingen; das erste Mal, daß man im Gefängnisse sitzt, das erste Werk, welches ein Schriftsteller schreibt, das erste Gemälde, das ein Maler ausführt, die erste Schlacht, welche ein General gewinnt, mehr noch das erste Mal, daß ein Schelm gehängt wird, (denn obgleich diese Operation ihrer Natur nach einzig ist, so kann doch das Reißen des Strickes eine Wiederholung veranlassen,) kurz, alle diese ersten Male gleichen durchaus nicht den zweiten. Es liegt ein Reiz, ein Zauber, eine Neuheit, eine Frische, ein Delirium in den ersten Proben (wobei natürlich das Hängen dennoch ausgenommen werden muß), was keine Kunst, kein Verhältniß den zweiten verleihen kann. Dasselbe findet bei den Schmerzen des Lebens Statt. Die ersten Anfälle von Kummer sind so lebhaft, so beengend, wie man sie später nie mehr verspürt. Ist der erste Hauch unserer Empfindungen vorüber, so wird ihn uns nichts mehr zurückführen.

Mehre Jahre vergingen, während welcher unsere Freunde ihre doppelten Jahrestage feierten, ohne daß eine merkliche Veränderung unter ihnen vorging. Aber mein Gott! endlich nahte ein Mahl, so verdüstert durch ein schreckliches Mißgeschick, wie es ihre Ahnung nie voraussehen konnte; denn an diesem Tage selbst wurde ihr Freund, ihr Genosse, man könnte sagen, ihr Bruder, gehängt. Ja, Stephen Rowland, der Schöngeist, das Orakel, der Mittelpunkt ihres kleinen Kreises, hatte am Morgen dieses Tages sein Leben auf dem Schaffot verloren, eines einzigen Federzuges wegen, den er auf einer Stelle ausgeführt, wo er es nicht hätte thun sollen. Mit andern Worten,

ein Wechsel, der beim Eintritt in seine Hände 700 Pfund Sterling galt, hatte beim Austritte den Werth von 1700 erhalten; diese unscheinbare Einheit hatte er zur Linken der Hunderte gesetzt, und der Banquier bezahlte die Summe, ohne zu untersuchen. Die Fälschung wurde entdeckt, und der Beweis hergestellt, daß Rowland der Urheber sey, und obgleich sein Gnadengesuch von der theuren Geliebten des ersten Ministers unterstützt war, so wurde der arme Stephen Rowland doch gehängt. Alle Welt beklagte ihn, und Niemand konnte begreifen, was ihn zu dieser verbrecherischen Handlung getrieben haben möchte. Seine Angelegenheiten waren geordnet, er spielte nicht, gab sich nicht mit falschen Spekulationen ab; um sich über sein Benehmen Rechenschaft zu geben, mußte man zu Galls System Zuflucht nehmen. Bei Untersuchung seines Schädels nach der Execution fand man das Erwerbs-Organ so groß, wie ein Taubenei. Das war nicht sein Fehler! —

Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen die zehn Freunde, wollte man nicht anerkennen, daß weder der Wein, noch die Innigkeit, noch der Einfluß der Jahreszeit die Wolken zu zerstreuen vermochten, welche sich über diesem Mahle gelagert hatten. Anfangs verabredete man sich, das schmerzliche Ereigniß gar nicht zu berühren, und da man von dem einzigen Gegenstande nicht sprechen durfte, der Alle beschäftigte, so trat ein nachdenkendes Stillschweigen an die Stelle düsteren Gespräches, und sie trennten sich lange vor Mitternacht. Ueberdieß herrschte ein drückender Zwang in den wenigen Worten, welche man in Zwischenräumen wechselte. Der Champagner war schlecht, aber Niemand wagte zu äußern, daß er Faden ziehe, aus Furcht, dieser Ausdruck möchte an die Schnur erinnern. Ein prachtvolles Gemälde von Van-Dyk zierte den Speisesaal, und lieferte für einige Zeit Stoff zur Unterhaltung. Man wollte indessen nicht sagen, daß es schlecht aufgehängt sey, und Niemand glaubte die Execution des großen Meisters berühren zu dürfen. Der Amphytrion des Tages ließ eben Ausbesserungen an seinem Hause vornehmen, und in jedem andern Augenblicke würde er seine Gäste gewiß beim Weggehen ermahnt haben, sie möchten auf das Gerüste Acht haben; dießmal aber hätte er sie eher ohne Barmherzigkeit fallen lassen, als daß er das unselige Wort ausgesprochen oder ihnen gesagt haben würde, sie laufen Gefahr, den Hals zu brechen. Einer von ihnen glaubte sogar seinem Nachbar nicht Glück wünschen zu dürfen, daß er vor einiger Zeit das Band der Ehe geknüpft habe.

Fünfzehn Jahre nach dem Tode des armen Rowland war der kleine Kreis der Freunde von keinem neuen Verluste mehr heimge-

ſucht, aber die unſichtbare Hand der Zeit hatte an ihren Perſonen die gewöhnlichen Verwüſtungen angerichtet. Die ſchwarzen Haare des Einen ergrauten merklich; zwei oder drei Köpfe waren beinahe kahl geworden; ein Vierter trug eine Perrücke; der Gänſefuß zeigte ſich im Augenwinkel; alter Porto und Madeira erhielten den Vorzug vor den kälteren Rhein- und Bordeauxweinen, ja ſelbſt vor Burgunder und Champagner; Ragouts und gewürzte Speiſen wurden begünſtigt; beim Käſe verlangte man weiches Brod ſtatt der Kruſte; die Converſation war weniger lebhaft, und beſchäftigte ſich hauptſächlich mit Politik, mit dem Preiſe der Fonds und dem Werthe der Ländereien; man entſchuldigte ſich, daß man in dicken Schuhen und wollenen Strümpfen erſcheine; Fenſter und Thüren waren ſorgfältig mit Stahlbändern und Sandſäcken verſehen; das Feuer wurde beſſer unterhalten, und eine gelehrte Whiſtpartie füllte die Stunden aus, die man ſonſt mit Singen, Trinken und Lachen hingebracht hatte. Zwei Robbers und eine Taſſe Kaffee und um eilf Uhr nach Hauſe, das war das gewöhnliche Feldgeſchrei, wenn die Schüſſeln weggenommen und fünf bis ſechs Gläſer geleert waren. Und wenn man ſich trennte, da hatte man im Veſtibule noch große Geſchäfte; man mußte die Oberröcke zuknöpfen, Tücher um die Naſe binden, und den großen Stock zur Hand nehmen, um ſich beim wankenden Gange zu unterſtützen.

Der fünfzigſte Jahrestag erſchien, und der Tod hatte dießmal reiche Erndte gehalten. Einer von den Genoſſen, der ſich mit ſeiner Familie nach Wales zurückgezogen, war durch das Umſtürzen der Diligence geſtorben, welche er genommen hatte, um zu dem Mahle zu fahren. Ein Anderer war in Folge einer Operation an der Hüfte verſchieden. Ein Dritter war dem Kummer über den Verluſt einer geliebten, einzigen Tochter unterlegen. Einen Vierten hatte die Cholera in wenigen Stunden hinweggerafft. Ein Fünfter ging an demſelben Morgen hinüber, da er einen Spruch des Lordkanzlers nach achtzehnjähriger Procedur mit enormen Unkoſten erhalten hatte, wodurch ihm eine jährliche Rente von zehntauſend Pfund Sterling zufiel. Ein Sechster unterlag dem Stahle eines Meuchelmörders, im Augenblicke, da er ein Päckchen Banknoten zu retten ſuchte, welche der Räuber, nach der Angabe der Hausmitbewohner, unter dem Kopfkiſſen hervorziehen wollte, wo ſie zu größerer Sicherheit verborgen worden waren.

Vier alte, hinfällige Greiſe, mit gebrochener, zitternder Stimme, mit matten, erloſchenen Augen, ſetzten ſich, ſo zu ſagen, aus Gottes Barmherzigkeit, an die Tafel, wo ſie zum fünfzigſten Male gemein-

ſchaftlich den erſten Tag des Jahres feiern mußten, um den luſtigen Vertrag zu halten, den ſie fünfzig Jahre früher im Gaſthauſe zum Hoſenband in Richmond geſchloſſen hatten. Acht von ihren Freunden waren vorangegangen; die vier Zurückgebliebenen ſtanden an Grabesrand, und doch tranken ſie noch munter ihr Glas, das ſie an den Mund zu bringen kaum hinreichend Kraft beſaßen, während es jetzt nur halb gefüllt wurde; immer noch gab es Scherzworte, obgleich ſie ſchwer ausſprachen und noch ſchwerer hörten. Sie kauten mühſam, plauderten und lachten, wenn man das erſtickte Gepfeife Lachen nennen darf,, und wenn der Wein ihre eiſigen Adern zu erwärmen begann, ſo ſprachen ſie von früheren Zeiten, als hätten ſie ſich nur für einen Tag getrennt gehabt, und von der Zukunft, als hätten ſie noch ein Jahrhundert vor ſich.

Es war gerade noch die Anzahl vorhanden, um eine ruhige Whiſtpartie zu ſpielen, und in der That ſpielten ſie auch noch drei hierauf folgende Jahre. Beim vierten mußten ſie ſich mit dem Strohmanne begnügen; es kam das fünfte, und kein Whiſt war mehr möglich, ſie ſpielten Piquet, oder verſuchten wenigſtens, zu ſpielen, denn ihre gelähmten Hände vermochten kaum die Karten zu halten, ihre Augen kaum die Farben zu unterſcheiden, und bei jedem Coup ſtießen ſie unwillkürlich Seufzer aus.

Endlich erſchien das letzte Mittagsmahl. Der einzige Ueberlebende von zwölf Freunden, auf deſſen Haupt neunzig Winter ihren Schnee ausgebreitet hatten, nahm ſein einſames Mahl ein; zufällig war in ſeinem Hauſe, an ſeinem Tiſche das erſte gegeben worden. Seit acht und fünfzig Jahren lag die Flaſche in ſeinem Keller, die ſie an dieſem Tage entpfropft und wieder verpfropft hatten, und die er jetzt zum zweiten Male öffnen mußte. Sie ſtand an ſeiner Seite. Mit ſchwacher Hand und nicht ohne Widerſtreben ergriff er das zerbrechliche Monument des Gelöbniſſes aus ſeiner Jugendzeit. Die Flaſche ſtellte ihm die lange Reihe, im Schlunde der Zeit begrabener Jahre dar, und ſein Herz erinnerte ſich aller. Sein luſtiger, lebensfroher Frühling kehrte zurück, ihm folgten ſein glänzender, heißer Sommer, ſein reifer, gemäßigter Herbſt, ſein kalter, aber doch nicht allzu eisſtarrer Winter. Wie in einem Spiegel ſah er die fröhlichen Genoſſen der erſten Verſammlung in Richmond wieder, wie Einer nach dem Andern in die Ewigkeit hinüberging. Er überblickte die Einſamkeit ſeiner Lage, denn er war nie vermählt geweſen, und es lebte kein Weſen auf dieſer Welt, in welchem ein Tropfen ſeines Blutes floß. Als er das Glas füllte und zum Andenken der Vorangegangenen leerte, rollten ſanfte Thränen über die tiefen Furchen ſeiner Wangen.

Den ersten Theil seines Versprechens hatte er erfüllt, und er bereitete sich, auch den zweiten zu erfüllen, und bei seiner einsamen Tafel die durch Gewohnheit geheiligten Stunden sitzen zu bleiben. Mit gepreßtem Herzen verlor er sich in traurige Gedanken; bald bemächtigte sich seiner ein lethargischer Schlaf, der Kopf fiel auf die Brust herab, verworrene Bilder schwebten vor seinem Geiste vorüber; er sprach einige abgebrochene Worte, dann schwieg er, und als der Bediente, durch ein ungewöhnliches Getöse erschreckt, in den Speisesaal trat, traf er seinen Herrn auf dem Boden ausgestreckt, vor dem Stuhle, von dem er gefallen, von einem Schlaganfalle getroffen. Er sprach nicht mehr, öffnete die Augen nicht mehr, und verschied am andern Morgen. Das war das letzte Mittagsmahl.

Französische Literatur.

(Aus dem siebenten Bande des so eben erschienenen „Paris moderne“ entnehmen wir ein bisher noch ungedrucktes Fragment des kürzlich verstorbenen Pigault-Lebrun.)

Die heirathslustigen Mädchen.

Er ist dreißig Jahre alt, von schlankem hohem Wuchs. Er ist nicht schön, aber sein Gesicht zeugt von Einbildungskraft und Güte. Damit ist man nicht häßlich. Er hat 20,000 Livres Einkünfte und das fügt Einiges den persönlichen Annehmlichkeiten bei.

Er ist Garçon und ärgert sich darüber, daß er's ist. Die Schuld liegt an ihm: es wäre ihm so leicht, sich eine Frau zu nehmen. Er fürchtet aber, sich zu täuschen oder getäuscht zu werden. Schon so viele Männer waren es vor ihm und werden es nach ihm seyn.

Diese Betrachtung ist nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Auch beobachtet er stets die Welt, die ihm freundlich entgegen kommt, und aus Gründen. Er neigte sich bald zur Braunen, bald zur Blonden; bald zur Schlanken und zur Runden, bald zu einer lebhaften Einbildungskraft, bald zu einem ruhigen gleichgültigen Charakter. Endlich entschließt er sich, jeden Abend aufzuzeichnen, welche Ideen die Gegenstände auf ihn während des Tages machten; eine Art von Tagebuch, welches so anfängt:

„Ich habe drei Neffen, die sich mir nur in seltenen Fällen theilnehmend beweisen. Wenn sie zärtlich mit mir sprechen wollen, so bleibt ihr Gesicht kalt, und scheint sogar Zwang auszudrücken, also scheint es mir klar, daß ihre Zuneigung sich auf meinen Geldsack bezieht, und nicht auf mich. Sie sollen mich nicht beerben, das ist beschlossen.

„Warum soll ich es nicht eben so halten, wie es meine Väter gehalten haben, das scheint mir nicht schwer zu seyn. Zuerst aber

muß man heirathen, weil ich nur rechtmäßige Kinder hinterlaſſen will, und ſich gut zu verheirathen, iſt nicht leicht.

„Ich will vor allen Dingen Portraits aufzeichnen, will ſie dann vergleichen und werde dem den Vorzug geben, welches denſelben verdient.

„Ich habe heute allein gegeſſen, wie es oft der Fall iſt, das langweilt mich ſehr. Wie wird es erſt ſeyn, wenn ich ſechszig Jahr alt ſeyn werde, von Seitenverwandten umlagert, die den Moment erwarten, mit allen Glocken läuten zu laſſen? Die lächerliche Huldigung, welche die Ueberlebenden ihrer eigenen Eitelkeit abſtatten, und die dem armen Verſtorbenen von keinem Nutzen mehr iſt. Ich werde mich verheirathen, es iſt beſchloſſen.

„Ich brachte den Abend bei Madame Duprat zu. Es iſt eine Wittwe, weder jung noch hübſch mehr; ſie hat ſich während ihres Frühlings damit beſchäftigt, ihren Wintervorrath einzuſammeln. Je mehr ſie an Reizen verlor, deſto mehr nahm ſie an guten Eigenſchaften zu, und nun hält man ſie für die achtungswertheſte und liebenswürdigſte Frau von Paris. Jeden Tag bekommt ſie einen oder zwei Freunde mehr, ohne einen einzigen zu verlieren. Dieſe Frauen ſind ſelten. Ich kenne keine, die mit ihr zu vergleichen wäre. Das betrübt mich wegen der Andern.

„Sie ſcheint mich ſehr gern zu ſehen, warum ſoll ich ſie nicht heirathen? warum nicht? .... warum nicht? .... Weil ſie fünf und vierzig Jahre zählt, und meinen Seitenverwandten nichts nachgeben wird, und dann wenn ich auch weder eine Hebe noch eine Venus verlange, ſo will ich doch eine Frau, und zwar eine im vollſtändigſten Sinne des Worts.

„Ich ſprach bei ihr mit einem jungen Mädchen, Namens Julie; ſo nannten ſie wenigſtens Alle. Sie hat ſorgfältig den Namen bewahrt, mit dem man ſie in früheſter Jugend nannte, und ſie iſt nicht weniger als fünf und zwanzig Jahre alt. Sie wird roth, wenn ein Mann ſie anſieht. Sie wird roth bis in die Augen, wenn ein Mann eine jener Phraſen an ſie richtet, welche nichts bedeuten, da ſie überall wiederholt werden. Eine ſimple Höflichkeit ſetzt ſie in Verlegenheit, als wenn man in ihrem Alter nicht wüßte, daß Höflichkeit nur der Firniß der Falſchheit ſey. Alles an ihr iſt Ziererei, Koketterie, Manier. Es iſt klar, daß ſie, ſich zu verheirathen, brennt. Aber potz tauſend! Ich werde ſie nicht heirathen.

„Seit acht Tagen lief ich auf Bälle und in's Schauſpiel. Da ſah ich viele junge Mädchen, in Reihen ſitzend. Ihre Geſichter ſind unbeweglich. Sie betrachten alle Vorübergehenden, und ſcheinen zu

ſagen: Sehen Sie mich an. Da iſt nicht eine Abweichung zu bemerken. Man kann eben ſo gut auf die Kunſtausſtellung gehen und die ſchönen Bilder anſehen, die uns ebenſo anblicken.

„Im Theater iſt das ein Anderes. Ich liebe die jungen ſchönen Kinder, die von ganzem Herzen lachen, wenn die Schauſpieler unſere alten guten Stücke aufführen: Das beweist mir, daß ſie unbefangenen Herzens ſind. Ich will hoffen, daß ich mich nicht an eine feſſeln werde, die ſchon für einen Andern beſtimmt wäre. Es iſt ſchon genug, ſich der Gefahr einer ſcandalöſen Neigung auszuſetzen, die nach der Verheirathung entſtehen könnte. Ich habe keine ſehr prononcirte Achtung für Diejenigen, welche im Schauſpielhauſe heftige Erſchütterungen ſuchen, die ſich vertraut zu machen ſuchen mit dem Ehebruch, der Blutſchande, dem Dolche, dem Gift und den Särgen. Die Herzen ſolcher Mädchen müſſen den ſanften Gefühlen unzugänglich ſeyn, und ich wünſche mir keine liebende Medea zur Frau.

„Geſtern ließ ich mir eine Loge im Theater Français öffnen; ich ſaß hinter einer Mutter mit ihrer Tochter. Die Mutter war ungefähr vierzig Jahr alt, die Tochter achtzehn; die Mutter behält ihre kalte Würde während der komiſchen Scenen; das Mädchen lacht laut; die Mutter will ſie ermahnen, daß dieſe Art zu lachen die Schicklichkeit verletzt. Warum, verſetzt die Kleine, haben Sie mich hierher geführt? — Ach, Madame, ſagte ich, wir wollen den jungen Mädchen das Lachen gönnen; ſie müſſen wegen ſo vieler jungen Herren Thränen vergießen.

„Dieſe hier hieß Roſe, und dieſer Name ſchickte ſich ſehr gut für Sie. Vielleicht wird ſie mich ein wenig zu alt für ſich finden. Ich finde ſie nicht zu jung für mich.

„Wir wollen einmal zuſehen. Ich ſuche eine Unterhaltung anzuknüpfen. Die Mutter miſcht ſich immer darein. Sie will mir nicht erlauben, zu plaudern, und doch hab' ich nichts geſagt, was ſie beleidigen könnte. Sollte es eine eiferſüchtige Mutter ſeyn! Sie ſind ſelten, aber es gibt doch einige. Arme Roſe! Ich möchte Dich wohl wieder ſehen. Aber ihre Mutter hat einen Ton angenommen, der mir nicht erlaubt, ſie zu bitten, ſie beſuchen zu dürfen.

„Ich bin heute Abend zu einem glänzenden Zirkel geladen. Ich liebe die Abendgeſellſchaften nicht, die erſt am andern Morgen aus einander gehen; ich liebe nicht, daß man zwei hundert Perſonen in eine Wohnung zuſammenſperrt, die nur hundert beherbergen kann; ich liebe es nicht, daß man mir auf den Fuß tritt, und daß ich ſtehen muß, wenn ich gern ſitzen möchte. Ich werde verdrießlich, wenn man mir mit dem Ellenbogen die Taſſe aus der Hand ſtößt. Die Wirthin

vom Hauſe, die auf Alles ſieht, läuft mit einem Diener herbei, der eine Serviette in der Hand hat. Wiſcht er mich meinetwegen ab, oder aus Rückſicht auf die jungen Mädchen, die an mir ſtreifen könnten, denn ſicherlich paſſen die Himbeeren nicht zu weißen Kleidern. Was für Mädchen? Schon vollauf, und immer kommen noch neue hinzu. Da gibt es zu ſehen und Vergleiche anzuſtellen. Dort iſt ja auch Roſe und ihre Mutter. Gut, ſchön, vortrefflich! Ich werde mit Roſe tanzen und in den Pauſen kann man ſich einige Worte zuflüſtern.

„Ach, mein Gott! man hebt den Deckel vom Fortepiano. Nun merk' ich, die Tochter vom Hauſe hat Talente. Ein berühmter Muſiker wird ſie accompagniren. Ich liebe die gute Muſik, nun aber eine ganze Stunde lang .... Sie ſingt wie ein Engel; ſie iſt ſchön, ſie beſitzt Alles, um zu gefallen; aber ſie beſchäftigt ſich nur einzig und allein mit dem Inſtrumente. Nicht eine Stunde des Tags wird ſie ihrem Gatten ſchenken können.

„Aber was ſeh' ich! Vier, ſechs Mädchen präpariren ſich zum Singen, ſo gut es gehen will. Sie halten ſich für Virtuoſen, und ihre Mütter ſind davon eben ſo überzeugt, wie ſie. Die Frau vom Hauſe nöthigt ſie, bittet ſie, drängt ſie; es iſt ganz natürlich zu thun, was ihren Freunden nur angenehm ſeyn kann. Vielleicht denkt ſie auch nur daran, ihre Tochter auf Koſten der andern Mädchen glänzen zu laſſen. Die Falſche! Jetzt iſt es halb zwölf, und man fährt fort, uns zu ermüden, uns zu langweilen, uns auf's Aeußerſte zu bringen. Niemand wagt es, ſich zu beklagen; man applaudirt, man beglückwünſcht die, welche uns ſo eben einen Ohrenzwang bereitete, und man reſignirt ſich, eine Andere anzuhören.

„Wir wollen ein wenig nachdenken, und die Mutter nicht ſo ſchonungslos behandeln. Es iſt gewiß, daß ein Mädchen, welches in zahlreicher Geſellſchaft ſingt, nothwendig geſehen werden muß; iſt ſie ein wenig hübſch, ſo fragt man, was ſie hat, und dieſe Frage führt oft weiter. Uebrigens haben alle Mütter Luſt, ihre Töchter zu verheirathen, und alle Töchter, Männer zu nehmen.

„Wer wird jedoch ſeinen Namen ſolchen Sängerinnen anhängen wollen, wer? Der eine Mitgift braucht, und ſie beſonders nöthig hat. Auch werden einige von dieſen Mädchen ohne Zweifel andere Eigenſchaften beſitzen, und da könnte man ja recht ruhig mit ihnen leben, wenn man Inſtrumente und Noten zum Fenſter hinauswürfe. Die Neuvermählte wird Gebieterin eines Hausweſens und vor allen Dingen unabhängig. Sollte ſie das nicht für einen Flügel, eine Harfe oder das traurige Vergnügen entſchädigen, eine ſpröde oder dumpfe oder mißtönende Stimme hören zu laſſen?

„Das ſind freilich die ſogenannten Convenienz-Heirathen. Und was entſteht zuweilen daraus? Die Frau lebt auf ihre Weiſe, der Mann auf die ſeinige. Sie ſtreiten nie mit einander, denn ſie ſehen ſich nur vorübergehend. Aber die Moral geht dabei unter, die Unordnung niſtet ſich feſt in den Geſchäften, und endlich zermalmt das Elend die Gatten, welche ſchon die öffentliche Meinung vernichtet hat..... Nein, nein, keine Convenienz-Heirath.

„Welch' ein Ende nehmen aber oft die Heirathen aus Neigung? Sechs Monate lang betet man ſich an. Dann werden die Mängel ſichtbar, ſie werden fühlbar, vielleicht unerträglich, und die jungen Leute ſind überraſcht, es nicht bei einander aushalten zu können. Beim Teufel! es iſt ſchwer, ſich zu verheirathen.

„Bei ſolchen ſchönen Betrachtungen werde ich wohl Junggeſelle mein ganzes Leben bleiben. Aber Roſa iſt ſo ſanft, ſo zurückhaltend. Ich darf annehmen, daß ich mit ihr nie ernſte Auftritte erleben werde. Ich bin von Natur gut, und da man dem Zufall Manches überlaſſen muß, ſo ſcheint es mir beſſer, es mit ihr zu wagen, als mit irgend einer von denen, die ich geſehen habe. Ich bin mindeſtens feſt überzeugt, daß wenn ſie nicht hier wäre, ich ſchon ſeit einer Stunde im Bette liegen würde.

„Endlich ſtellt man ſich zum Tanzen. In der kurzen Zwiſchenzeit, die das Konzert von dem erſten Kontretanz ſcheidet, kann man noch beobachten. Schöne Augen blicken in die Runde; faſt unmerkliches Lächeln ſchwebt hinüber und herüber. Ich ſehe Ehen nach allen Seiten ſich anknüpfen. Nehmen Sie ſich in Acht, meine Damen; machen Sie es nicht ſo leicht. Bald wird man ſich nur mit Ihrer Ausſteuer beſchäftigen. Roſa allein ſcheint umherzublicken, ohne etwas zu ſehen.

„Ich fordere ſie zum Tanze auf; ihre Mutter antwortet mir ziemlich trocken: daß ihre Tochter den Schnupfen hat und nicht tanzen wird. Warum führt ſie ſie in's Schauſpiel, wenn ſie nicht lachen darf, und auf den Ball, wenn ihr das Tanzen unterſagt iſt? Vielleicht errathe ich es. Sie kann eine Tochter von achtzehn Jahren nicht zu Hauſe laſſen, und ſie leidet doch, ſie neben ſich zu haben: ſie muß viel beim Vergleiche verlieren. Das iſt es, ja, das iſt es. Man ſchlägt der Madame Meneval eine Bouillotte vor. Sie nimmt es an, ſteht auf, ſagt ihrer Tochter nicht, daß ſie ihr folgen ſoll, und Roſa bleibt zurück. Ich habe es alſo mit einer eiferſüchtigen Mutter zu thun. Deſto beſſer. Sie muß alſo ſehnlichſt wünſchen, ihre Tochter los zu werden. Dieſen kleinen Dienſt will ich ihr leiſten.

„Ihr Platz iſt frei, ich nehm' ihn ein. Hie und da ſtehen wohl ein Paar Damen; ich ſcheine es nicht zu bemerken: Geſchäfte gehen vor Allem. Doch wie ſoll ich anfangen? Das ſetzt mich in Verlegenheit. Ich ſehe wohl ein, daß es nicht nöthig iſt, eine Rede nach den Regeln der Rhetorik zu halten. Die Augenblicke ſind koſtbar. Alſo zur Sache! Wollen Sie mich heirathen, Mademoiſelle? Roſa iſt immer bei guter Laune, und ſie ſetzt dieſe auch bei Andern voraus. Sie ſagt mir lächelnd, daß ſie den Spaß liebe, und ich werde verlegen.

„Hier geht die Frau vom Hauſe vorüber. Ich nehme ſie bei der Hand, und verlaſſe meinen Platz, den Platz, wo ich mich vor Kurzem ſo wohl befunden habe. Zum Henker! Was will das Mädchen zu meiner Linken? Ich habe nicht Zeit, ſie darum zu fragen. Was geht es mich auch an? Ich nehme Madame Montfort und führe ſie in den Hintergrund des Zimmers. Dort erkläre ich mich freimüthig und deutlich; die Dame lächelt. „Sie werden ein gutes Werk thun, mein Herr. Roſa's Mutter iſt eiferſüchtig auf ſie, und wäre im Stande, um ihrer los zu werden, ſie an den Erſten Beſten zu verheirathen. — An den Erſten Beſten, Madame? Machen Sie, daß ich dieſer Erſte Beſte bin. — Morgen werde ich anfragen. — Wie viel Güte! — Aber ich muß Ihnen ſagen, daß die Mutter ſehr auf Vermögen ſieht. — Mir gleich! — Daß ſie ihrer Tochter in der Kindheit zwar Lehrer hielt, die ſie ihr aber nach und nach entzog, als ihre Reize ſich entwickelten. — Auch ich habe nichts gelernt, da werden wir uns keine Vorwürfe machen dürfen. — Das Hausweſen verſteht Roſe trefflich. — Gut, gut! — Ihre Mutter beſchäftigt ſie viel im Hauſe. So entzieht ſie ſie den Augen der Welt. — Solch' eine Frau will ich haben. Alſo morgen fragen Sie an, Sie haben es mir verſprochen, Madame. — Und ich werde Wort halten. — Wenn ich aber nicht gefalle? — Das wird ſich machen. — Ach, Madame! — Der Gefangene findet den immer liebenswürdig, der ſeine Feſſeln zerbricht. — Auf morgen dann alſo!“

„Wer iſt jenes Mädchen, die mich dort unten auf ſo ſeltſame Weiſe fixirt? — Sie iſt nicht hübſch. — Das ſeh' ich. — Und ſie bildet ſich ein, ſehr reizend zu ſeyn. — In der That? — Und ſie verachtet gewöhnliche Partien. — Da hat ſie ſehr unrecht. — Sie hat ſogar anſehnliche ausgeſchlagen. — Iſt ſie ſicher, beſſere zu finden? — Sie will mindeſtens eine Kaleſche beſitzen. — Ach, darum warf ſie mir ſolche Blicke zu, die mir ſo mißfielen. — So iſt es! — Morgen wird ſie dieſe Blicke einem Andern zuwerfen! — Sehr wahrſcheinlich. — Madame, ich gebe mich manchmal mit Prophezeihen ab. —

Nun wohl, ſo ſtellen Sie ihr das Horoskop. — Sie wird wie das heirathsluſtige Mädchen des guten Lafontaine enden, die

Am Ende noch glücklich und zufrieden war,
Einen lumpigen Bettler zu frei'n.

„Armes Mädchen! Wir waren ſo grauſam, über ſie zu lachen. Das war freilich nicht recht. —

„Der Walzer beginnt, noch viele Plätze ſind leer, und ich finde Roſe, wo ich ſie gelaſſen habe. Niemand gibt auf ſie acht, und doch tanzt ſie nicht. Ich liebe die Töchter, die ihren Müttern gehorchen, ſelbſt wenn ſie ſich über ſie zu beklagen haben.

„Ich bin doppelt glücklich. Das Mädchen, das ſich für ſchön hält, ging an das andere Ende des Saales, um eine Kaleſche zu ſuchen.

„Bei peinlichen Erklärungen koſtet uns immer nur das erſte Wort Mühe. Jetzt hatte ich ſchon poſitiv geſprochen. Das Folgende fließt reichlich. Ich höre nicht auf zu ſchwatzen und es bleibt mir noch immer etwas übrig zu ſagen. Roſe antwortet mir nicht mehr, aber ſie hört mir ſo aufmerkſam zu. Mir ſcheint es, daß in ſolchem Augenblicke zuhören antworten ſey. Und dann blickt ſie mich ſo rührend an! Und dann lächelt ſie mir ſo pikant zu! Und ihre Lippen ſind ſo roth, ihre Zähne ſo weiß! Ach wie gut hatte ich daran gethan, an jenem Abend das Theater Français zu beſuchen.... Ihr erinnert Euch wohl noch daran?

„Madame Montfort geſellt ſich zu uns; das iſt mir lieb. Roſe wird mittheilender mit ihr, als mit mir ſeyn. Sie willigt darein, daß ihre Freundin mit ihrer Mutter ſpreche. Das iſt ſchon ſo viel, als mir ihr Jawort geben. Ach warum ſind ſo viele Menſchen hier! Ich würde zu ihren Füßen fallen — oder in ihre Arme — Nein, zu ihren Füßen: das ſchickt ſich beſſer.

„Wie die Zeit vergeht. Es iſt drei Uhr nach Mitternacht, und ich wurde es nicht gewahr. Madame Meneval erinnert mich daran. Ermüdet von dem Wechſelglück der Karten, kommt ſie, ihre Tochter zu holen. Roſe und ich blicken uns zum letzten Mal an. Das iſt Alles, was wir uns ſagen können; in welcher Sprache aber könnte man wohl mehr ſagen!

„Endlich richte ich meine Aufmerkſamkeit auf das, was auf dem Ball vorgeht. Ich habe nichts Beſſeres mehr zu thun.

„Aber welche Veränderung! Feuchte Haare fallen herab; die Ermattung hat die vor wenigen Stunden noch ſo pikanten Geſichtszüge ganz aufgelöst. Die Ehemänner erkennen zwar noch immer ihre Frauen, aber die Liebhaber ſuchen ihre Geliebten.

„Ich muß mich noch fragen. Einige von Basilio's Schülern verlangen die Unterpredigt, und der Rest wird in ein Quartanet sein. Was wird Ihr Sie bedünken?“ fragte er Engel. Was denkt mich mehr davon, Ja zu schreiben.

„Ich entsinne. Zum ersten Mal erblickt ich diesen ehrlichen Schulgreis. Ich will es nie wieder sehen. Nein! ich will ihn Abraham einnehmen, sie sich auf seinen glühenden Lungen ruhen.

„Mahone Maurice hat der Versammlung gefallen. Basilio Wagner hat ohne Schwierigkeit eingewilligt. Ich bin die vierten Mann ernennt worden. Dann will ich mir ihren Willen erfüllen.

„Ihr lang weiser heißer Engl! Wir können es nicht entlügen zu werden, Ich bleibt zu Mahone Maurice. Ich will mir ihr von Reisen sprechen. Das ist das einzige Mittel, der Brief abzuschicken.

„Endlich sind wir in den Gnaden der Mahone Maurice. Die Unterhaltungen sind nicht lang, aber sie hat mich begeistert. „Mein Herr, sie traun Sie nicht, aber Mahone hat Ihnen sie Ehr. Sie werden meine Freiheit; Sie haben Sie haben. Ich gebe ihr plötzlich Sache meinen Freuden unter der Bedingung, daß Sie in der Freiheit leben. Sie werden hier auf uns den Augenblick, an Sie mich Ihren Dank. Gewonnen Ihnen Dank? — Ich, Mahone, mir dankt ich Ihnen! — Keine Widerreden, mein Herr, das ist unnütz. Wieder Sie sage Ihre Schreiben. Eine Freiheit ohne Ehre, ohne Geschicklich. Sie steigen gleich nach der Ceremonie in den Wagen.“

„Mahone Maurice verläßt den Saal, und wir sind alle tief niedrig überzeugt über ihre Art, solche Geschäfte abzumachen. Mahone Maurice sieht und, und in Quadrant zu fahren. Sie will und hier ein angenehmen Gebrauchsbrief beschäftigt sein. Wunder Sie, Mahone Maria, daß in Quadrant gefahren zu können? — Ich glaube, mein Herr, und man sich mit Ihnen überall gefahren kann. — Nun machen! Sie gehen wir nach Quadrant. Wir werden von einer Maurice und ich von meinen Reisen schreit werden!“

Gallerie interessanter Zeitgenossen.

Einige Berühmtheiten in ihren Wohnzimmern.

Er wohnt Rue de Richelieu, im Hotel des Princes, im ersten Stocke, ist ein kleiner Mann mit schwarzen, glänzenden Haaren, wie der Fittig eines Raben; seine Züge erinnern unwillkürlich an die melancholische Physiognomie jener edlen Nachtvögel, welche in hohlen Felsen der Pyrenäen sitzen, die sie nur nach Sonnenuntergang verlassen, um ihren mächtigen Flug zu beginnen. Diese Aehnlichkeit wird noch größer durch eine silberne Brille, womit er die Augen beschattet, deren glühende Sterne hinter ihren Kreisen hervorleuchten.

Das Appartement, welches dieser Mann sich erwählt hat, ist nicht reich, aber es ist ruhig. Ein herrlicher Flügel ist das einzige merkwürdige Möbel darin, und obgleich der, von dem hier die Rede ist, einen großen Theil des Tages an diesem Flügel zubringt, so will er doch von Niemanden gehört seyn, und zwei Bediente bewachen unaufhörlich die Thüre der drei Zimmer, welche ihren Herrn von dem Profanen scheiden, ihren Herrn, der geiziger auf seine Accorde ist, als auf seine ungeheuren Reichthümer.

Er sieht wenig Leute bei sich, und nur zu gewissen Stunden; geht er aus, so bedient er sich eines einfachen Mieth-Cabriolets; Abends werdet Ihr ihn einsam spazieren gehen oder sich eben so einsam in einen Sperrsitz hinter dem Orchester der großen Oper setzen sehen. Die berühmtesten Meister gehen sich verbeugend vorüber; Rossini, der doch auch den Moses, den Barbier, Wilhelm Tell und Othello geschrieben hat, wirft neidische Blicke auf ihn; Berlioz, dieser Gluck in der Verpuppung, der bald seine Hülle von den Flügeln streifen wird, grüßt ihn mit jenem Lächeln, das man nur an ihm allein bemerkt, und worin sich so reizend Traurigkeit und Anmuth verschwistert zeigen. Die Augen aller Exekutanten im Orchester kehren

ſich nach ihm; man erſpäht ihre Empfindungen, ihr nahen ſie ſich, ſpielt, und nennt ſeinen Namen unaufgefordert, in der Hoffnung daß dieſer ihn auch thue, und ſagt mit dem Finger auf ſeinen Mund. Die Engländer, welche hier ſich aufhalten, ſind ohne Ausnahme der Wuth des Herrn Gilde ſo, daß jeder er ſeinen Kopf und die Mütze, ſobald der vor ihm Gehenden Wuth, und überhaupt ſich daß einen meinen Traume, der ihn „der Zahl der Thiere“ und der ganzen Thier-ſchöpfung; ſeine Ohrfeige hat ſich, ſein Wage gelingt, und ſeine gelehrſchen Gleichnisreden, die hat Niemand hören, nennenlich einzelne ja: „Wenn Gruber hat wieder eine neue, eine große Inſpiration.“

Dieſer Herrn ſind Engländer.

Wenn und es gefallen, daß dieſes Bücher, dieſer freie und erlöſen Herr Gruber nennend von engländer Frauen hervorgebracht ſind, wo man ſich ſchwer erfreuen können, wenn nicht ein Theilder Originalität verdienen möchte, wollen gegen, daß Particulare dieſen Herrn Gruber-ſchätzungen aufhalte.

Gleich, Herrn von Chamisso-Leben entgegen, der ſeine Freude heraus hat, ſeine Reiſen ſpielen und ſpringen zu ſehen, empfindet Wegweiſen der großen Reiſepartie gegen dieſen Thier; der Reichthum einer Kuhe vers-ſchiedne Thier Verwegenſtätte.

Plötzlich beſuchen ſie Gruber auf dem Hunde, von dort zu ſpielen und einige Tage bei ihm zu zugebringen. Kaum daß Herr Gruber ausgefrauet, kann beginnt man einen Spaziergang im Dorf, ein Gebäude Bauyard, die Kirche und deren Kirche, Wegweiſer bleibt nachen Gilde. Dieſer beſteht ſogleich seinem Bedauern, wieder aufgenommen zu ſeinen, man umgibt ihn mit Ehrfurcht, man bittet ihn für Brod; er verſteht kaum ſeine Fragen und, und gebeten endlich seinen Wohnen gegen ihn Herrn. Dieſer bleibt bei verſchiedenen Tort, und Wegweiſer wird wieder, und war er gewöhnlich ist: geſchreit, freiſcht und geheimnißvoll, denn er ſtets er, daß mit Geſchwindigkeit zu empfehlen. Da z. B. kommt die Schauſpieler, welche in ſeinen Wegweiſer ſeine neue Wohnung, welche noch nicht ganz fertig, und man ihm kaum nur erſt den bedeckten weiſenswerthen Theil beſichtigen anerkannt, beſſen ſo zu ihren Meinen beſehren.

Wegweiſer weiß ſo weit als möglich den Cultus, ja man darf ſagen, den Fanatismus für ſeine Kunſt. Natürlich brachte er Neuem ſeine Bedauern und, daß er in der „Zahl“ der Thier bei ſeinem Alter mit ſeiner Geſinnung klage.

„Wieder ein neue Neuerung, die ich gemacht in der Experimentir-ſtätten quäle,“ ſagte er. „Neuen hat es ihrer Zeiten ſich unterſtanden!“ Ich er begriffe ihnen Unwillen darüber mit einer ſehr

naiven Bonhomie. — Man weiß, daß man während der Proben des „Robert le diable“ in der großen Oper, auch Zampa in Feydeau probirte. Mit einem Mal erfährt Meyerbeer, daß der Componiſt des Zampa eine Orgel in ſeiner Muſik anzuwenden gedenkt; ſogleich ſteigt der Componiſt des Robert in ſein Cabriolet, fährt zu allen Orgelbauern, kauft, was ſie vorräthig haben und was ſie in vier oder fünf Monaten verfertigen könnten, und kehrt hierauf zufrieden und beruhigt nach Hauſe, nachdem er zu dieſem Zweck 40—50,000 Fr. ausgegeben hatte.

Außer dieſen Seltſamkeiten iſt er der einfachſte, ſanfteſte, friedfertigſte Menſch; er iſt beſcheiden, wenn er von ſich ſpricht, aufrichtig, ohne Schmeichelei und ohne Eiferſucht, wenn er ein Urtheil über die Werke Anderer fällt. Er liebt und ſucht die Dunkelheit, wie Andere den Glanz und den Triumph.

Ein eben ſolches Leben, einfach und zurückgezogen, führt auch Beranger. Meyerbeer iſt reich, und lebt, als wäre er arm; Beranger iſt arm, und lebt glücklicher, als ob er reich wäre. Reich? und iſt er's nicht in der That in ſeinem kleinen Hauſe zu Paſſy, im zweiten Stock, wo er die ſchönen Bäume ſieht, welche für die kleinen Kinder ihre Früchte herabfallen laſſen, verehrt und geliebt von Allen, die ſich ihm nahen, mit ſeiner ſchwarzen alten Pfeife, die er Abends und Morgens, auf der Bank ſitzend, raucht? Obgleich ein wenig überdrüſſig der Welt, iſt er doch immer gut und weich, und wenn er ſchon die Menſchen zum Theil verachtet, ſo liebt er ſie doch noch. Beranger lebt im Schatten, entfernt von dem Geräuſche des Lebens, und verwirklicht zur Hälfte den Wunſch, den ein anderer Dichter ausſprach:

Oubliant,
Oublié. *)

Die Orte, wo Alexander Duval und Charles Nodier ſich zurückgezogen haben, ſind weniger zugänglich. Alle Beide bewohnen das Arſenal, wo ſie als Bibliothekarien angeſtellt ſind.

Die weitläufigen Säle, die Sully anlegen ließ, bewohnt heute einer unſerer berühmteſten dramatiſchen Schriftſteller. Man durchſchreitet drei Piecen, und findet endlich in einem Cabinet, deſſen Möbel die Mode von 1810 verrathen, einen kleinen, geiſtreichen, wunderlichen Greis, der oft am Podagra leidet, und noch einen Theil jener friſchen Imagination bewahrt, die ihm Eduard von Schottland und andere ſchöne Dramen dictirte; denn Duval war der Alexander Dumas ſeiner Zeit.

Bei Nodier iſt im Gegentheil Alles weit, kahl und kalt; er arbeitet an einem einfachen Tiſch ſeines Speiſezimmers, wo ſich ſtatt

*) Victor Hugo, Ballades.

eine Mannszugabe ein Abschiedszug vom Parnaßus und als eher zieht jeder Wagen Lorbeeren. Schade, daß man Hymnen hat schreiben, ja gelegentlich, obgleich für Unterbrechung ihm immer klüg ist, eine außerordentliche Hochzeitsode, verfertigte Akte, weil man weiß, schwarz hoch und schwer, ehe andern Morgen, es noch heute Abend zu thun, und ermüdet sein Herz-forschen, noch ehe man die verlaßne Tat, um wieder in seinen alltäglichen Zudelschlamm zu versinken, den er bisher scheut in groß vergessen hat.

Aber man kann Bildungslose Zahn sprechen, so heißen sich die, welche ihn nicht kennen, gewöhnlich einen alten, klugen, gemächlichen Bücherwurm vor, der gern lange Schmäuse und zuweilen Hochzeitsmahle mitmacht. Man nennt ihn in Bau-Schwaben ein, und man weiß am Ende einen Universal, neben einer jungen blonden Frau von ausgezeichnet Gutmüthigkeit, einen jungen Mann von Talenten, Namen, Warmen Paul Lacroix, beiden Konversation anmuthig und lerrhaft ist; aber von Wichern setzt man bei nichts, vom Gebrauch wahre, vom Bildungslosen Zahn wohnt. Die Bildung ist nicht da, sie hat Höher in dem Saustein Saustenau, wo Niemand Theorist hat, mit den Bildungslosen, den ihren Mensch einzelnen Nichts kennen, und die Durchblätterer, um ihren verwirrenen Reichthum an Bad Bild zu ordnen.

Nichts weiß man da, in herrlichen Gründe, wohin der, der Stimme von Berlin; gelegentlich, der einsam mit seiner Meinen Liebe, für die er einen Frauenzimmer und heißen Kultus hegt, den Pfingst, ein elegantes Appartement und ein Glück mit den schönsten und schwersten Pferden von Berlin; wohl durchdrungen von Spiritual Nahrer, den sie Bildungslosen Pfingstfeld, den Andern unbekleidig gewordnen Nahrer, zu dem unbildlichen Berein erwachsen.

Es ist ein Glück einen Bildungslosen, den er für recht hielt, und beschäftigt sich unter Wissen mit diesem Zunkel. Noch dem Tode seines Bruders erhielt Nahrer, daß er statt einer solchen Reise mit Schulden zu begleiten habe. Nahrer zu vergnügen, wurde er nun Minister. Er war ihm durch einige musikalische Produktionen bekannt, und companirte eine Oper, die einigen Beifall hatte; denn seine einer andern mit persönlichem Glück; endlich die Baugen elektrisiren, worin man sich den Ernste des Komponisten der Stimmen entdecken kann. Sie verdient bemerkt zu werden, daß die zwei Arbeiten der Opern Oper von Nahrer in einem Akte von Schiefer Zahnen zu einer einstimmigen Oper componirt wurden, welche man in einem Akten Oper bei Hofe spielt.

Nichtsnut nachen wir unsere Wanderungen zu andern Bestimmungen unserer Zeit fortsetzen.

Spanien.

Französisches Schauspiel in Spanien.

Im Jahr 1833 bereiste ich ganz Spanien. Ich war von Barcelona abgereis't, kam in Cadiz an. Seit einem Monat hatte ich keinen Franzosen gesehen. Seit einem Monat hörte ich unaufhörlich Worte mir vor den Ohren murmeln, die mich an das Patois unsrer südlichen Gebirge erinnerten, und ungeachtet der Poesie, der Religion und der Liebe, die ganz Spanien erfüllt, ungeachtet der fremden und seltsamen Sitten, die dort angetroffen werden, und der bunten und malerischen Trachten, die dieses Land verschönern, dachte ich dennoch beständig an Frankreich. Ich verlangte, französische Worte zu vernehmen, selbst von den Frauen, deren leichte Mantille das Gesicht halb verbarg, und ich suchte nach der dreifarbigen Kokarde, bis auf die Nesseln der Landleute. Sogleich bei meiner Ankunft, nachdem ich mit Ungeduld die Fragen des Gastwirths angehört hatte, ob ich die Alameida, das Kloster del Carmen, die Douane und die vielen Kirchen sehen wollte, erwiderte ich nur immer, ob es in Cadiz viele Franzosen gebe. „Ich weiß es nicht," sagte er hierauf, „aber einige wohnen hier im Gasthofe." — „Wer ist es? was treiben sie?" — „Lesen Sie hier, und Sie werden eben so viel davon wissen, wie ich."

Er überreichte mir einen großen Zettel in derselben Art gedruckt, wie die der Mad. Saqui, und ich las: „Comédie française, dirigirt von Herrn Saint-Allan, Hofschauspieler des Königs von Frankreich, verabschiedet. Erste Vorstellung von Michel, Christine und Stanislas; spanisches Sujet in einem Akt von Herrn Scribe. Hierauf folgt: Fernand Cortez oder der Ruhm von Spanien, Trauerspiel in vier Akten und in Versen von Herrn von Joun, Mitglied der französischen Akademie. Das Schauspiel beginnt mit Victorine, oder: Guter Rath kommt über Nacht, Drama in fünf Akten mit Gesang, von Herrn Dupeuty; die verschiedenen Rollen werden gespielt von Herrn Saint-Allan selbst, Madame Saint-Allan, Künstlerin de Porte St.-Martin, und den Herren Saint-Adalbert, erstem Schauspieler des königlichen Theaters des Odeons, Saint-Gaudan, erstem Komiker des Theaters der Gaité, Saint-Mandé, erstem Liebhaber des Vaudeville, und den Damen: Adelaide, erster Liebhaberin des Gymnase dramatique, Saint-Adalbert, Liebhaberin des Palais royal,

und Saint-Gaudan, junger Duenna des Theaters der Variété. Notabene: Dieſe verſchiedenen Theater ſind die erſten und beſuchteſten der franzöſiſchen Hauptſtadt; die Cholera iſt die Urſache, daß alle dieſe Künſtler ſich entfernen durften."

Ich hatte ſo eben dieſen bewundernswürdigen Zettel geleſen, als ich einen Mann in's Zimmer treten ſah, der die franzöſiſche Kokarde trug. Dieß war St. Allan ſelbſt. Wir hatten bald Bekanntſchaft gemacht, und kurze Zeit darauf ſtellte er mir ſeine Truppe vor, die andächtig aus der Meſſe nach Hauſe kam. Alle dieſe Schauſpieler und Schauſpielerinnen bildeten nur eine einige Familie. Es waren des Direktors Frau, Söhne, Töchter, Neffen und Nichten. Er hatte ſie alle mit ſchönen Namen decorirt, wie wir eben geſehen haben, und auch die ſchönen Titel nicht geſpart. Uebrigens waren die Frauen alle ſehr hübſch, von der Mutter bis zu der jungen Duenna. Ich war begierig, das ambulante Leben dieſer Künſtler kennen zu lernen, denn gleich mir kamen ſie von Barcelona, und hielten ſich in jeder etwas bedeutenden Stadt auf. Während des Eſſens, welches ſehr gut war, bemühte ſich Allan, meine Neugier zu befriedigen. „Vor allen Dingen, ſagte er, muß man in Spanien, mehr als in einem andern Lande der Welt, den Leuten Sand in die Augen ſtreuen. Sie ſehen aus meinem Zettel, daß ich mich darauf verſtehe. Hier kann man von Frankreich ſo viel Mährchen erdichten, als man will. Unſere Journale ſind als revolutionäre verboten, und die Spanier wiſſen faſt nichts von dem, was ſich bei uns zuträgt. So bald ich in eine Stadt komme, begebe ich mich ſogleich zu den Pfarrern und Superioren der Klöſter. Ich überreiche ihnen ein Verzeichniß meiner Truppe, und händige ihnen meine Stücke ein, damit ſie die uneingeſchränkteſte Cenſur daran üben mögen. Dann ſchicke ich meine Schauſpieler und Schauſpielerinnen zur Beichte. Ich thue daſſelbe, und laſſe einige Meſſen für den glücklichen Fortgang meines Theaters leſen. Auf dieſe Weiſe verhindere ich, daß die Prieſter ihren Beichtkindern das franzöſiſche Schauſpiel verbieten, und mache, daß ſie wohl ſelbſt hineingehen. Bisher waren unſere Einnahmen herrlich, auch trug ich jederzeit Sorge, den Prieſtern eine Summe für die Armen zu geben, wofür ich Empfehlungsbriefe von ihnen für ihre Amtsbrüder in der nächſten Stadt erhielt. Durch dieſe kleinen Mittel gelang es mir, die Hinderniſſe zu beſiegen, welche mir die ſpaniſchen Schauſpieler, die uns haſſen, in den Weg legen. In Cadiz ſind ſie mehr, als anderswo, zu fürchten, denn außer der ſpaniſchen Truppe iſt auch eine italieniſche hier. Ich konnte ihr Theater nicht bekommen, erhielt aber die Erlaubniß, mir mitten auf der Alameida eins zu errichten, wo ich noch den Cirkus von Ducrow ganz fertig vorfand. Auch fürchte ich nichts mehr von ihnen, denn als Schauſpieler ſind die Mönche die ſtärkſten."

Er war in ſeiner Mittheilung ſo weit gekommen, als Herr Saint-Adalbert hereinſtürzte, um ihm zu melden, daß die Schauſpieler verweigert hatten, ihnen die nöthigen Dekorationen zu leihen, ungeachtet ſie doch dazu Befehl erhalten hatten, und daß ſie demnach für dieſen Abend nicht mehr als eine einzige Dekoration beſäßen, welche die Felſen der Sierra Morena vorſtellte. Saint-Allan ließ ſich dadurch nicht im Geringſten ſtören. Er beendigte ruhig

ſein Diner, ſchlürfte dann ſeinen Kaffee, und ging gelaſſen fort, indem er verſicherte, daß er Alles in Ordnung bringen würde.

Ich ging nach der Alameida, und trat in das franzöſiſche Theater. Der Cirkus von Ducrow war in einen ziemlich eleganten Saal umgewandelt, der aber weder Logen noch Gallerien hatte. Die Plätze für das Publikum waren ſtufenweiſe erhöht; die Verſammlung war zahlreich, und beſtand aus der beſten Geſellſchaft der Stadt. Auf den Stufen ſaßen Frauen mit ſpaniſcher Koketterie gekleidet, welche jenes graziöſe Fächerſpiel übten, wodurch die Damen von Cadiz einen europäiſchen Ruf erlangt haben; dazwiſchen ſaßen einige Mönche, und eine Menge von Dandy's nach der alten Mode von Frankreich und England herausgeputzt. Das Parterre ſteckte voll Mönche aller Nationen, welche mit den Füßen ſtampften, und in ihren verſchiedenen Sprachen das Aufziehen des Vorhangs begehrten. Endlich rollte er unter lautem Geſchrei in die Höhe. Saint-Allan erſchien auf der Scene, und nachdem er drei tiefe Verbeugungen gemacht hatte, ſagte er mit einer ganz kläglichen Stimme: „Meine Herren! Das Talent der franzöſiſchen Schauſpieler und das Wohlwollen, womit Sie dieſelben beehren, haben ohne Zweifel Eiferſucht und Haß bei unſern Collegen hier in Cadiz erregt. Ungeachtet der Befehle des Herrn Alkade major konnten wir von den Theatern die uns nöthigen Dekorationen nicht erhalten. Unter dem Vorwande, daß ſie Generalproben hielten, geben ſie uns nichts, als was Sie hier ſehen, und was die Felſen der Sierra Morena vorſtellen ſoll. Da aber wahre Künſtler ihr Talent in die hohen Schönheiten verſenken, welche die Werke enthalten, die ſie ſpielen, und das Feuer über Alles hoch ſtellen, welches der Wunſch in ihnen entzündet, dem Publikum zu gefallen, ſo wollen wir unſere Vorſtellung geben, als wenn kein Hinderniß ſtattfände, und uns damit begnügen, ihnen die Dekorationen anzugeben, welche das Theater vorſtellen ſoll.“

Und nun nahm er das Buch dem Souſſeur aus der Hand, und las mit lauter und deutlicher Stimme: „Das Theater ſtellt vor das Zimmer von Victorine, unter dem Dache gelegen, mit zwei Seitenthüren, rechts ein Tiſch mit einem Lichte, links im Hintergrunde ein Bett, ſeitwärts eine Kommode, ein kleiner Schwenkkeſſel, ein Waſſertopf und ein Spiegel.“ So wie Saint-Allan die Möbel nannte, ſo wurden ſie auch hingeſtellt, und wirklich lehnte der Tiſch an einem ungeheuern Felſen, das Bett ſchien auf einem Mühlbach zu ſchwimmen, der Spiegel hing an den Zweigen eines erſtorbenen Baumes, und die Kommode ſtand vor einem bodenloſen Abgrunde.

Nun begann das Stück unmittelbar darauf, und wurde mit einer andächtigen Sammlung angehört. Vor dem zweiten Akte erſchien Saint-Allan wieder, und las aus dem Buche: „Das Theater ſtellt einen reichen Saal vor; vergoldete Möbel, Teppich, Candelaber, koſtbare Stoffe hie und da zerſtreut. Und ſo erſchien er vor dem Akte eines jeden Stückes, und las die Beſchreibung mit demſelben kalten Blute, mit derſelben edlen Dreiſtigkeit ab. Das Bewundernswertheſte dabei war die Geduld des Publikums.

Nun kam man zu der Oper Fernand Cortez, welche Saint-Allan ein

Zauberspiel beliebt hatte. Ich habe mir ein Modell gebildet, welches mir, wie leicht, wahr oder falsch. Ich kenne Einzelne Mängel an ihm, und kleine sind sie Klotter beizumessen, bis ich in stie in meinem Leben Jungen gesehen hatte. Durch gewisse Mittel, welche, denn aber Knaben ihn hat keiner mehr, als ich von einem Einzigen bei Klotter den Ehren Jungen hatte: Ehrlichkeit, Gewissen, Tugendsinn, Ehrgefühl, Ehrgeiz und Ehrsucht, — wie man sie immer bezeichnen will, — Alles kann man auch bei Knaben zu Grunde richten, aber Klotter, welche Mittel ich meinen Knaben anwandte, welche den Ehrsinn verdrängten, und welchen auch ihre Klotter bekannt machen, über das Qualitative, welches mich umgab, stellte man Betrachtungen an, ich gab mich Rechenschaft, — ich ergang Einzelnheiten und spürte mir Freude. Ich erwirb mich und ihren Klotter, bis ich Klotter, bis ich Klotter Ehrlichkeit als eine Hauptsache betrachtete, Ehrsinn kennen lernte verbreitete. Allgemein war Zweifelsucht Klotter ist ein edles Klotter des Menschen Ehrsinn, Tugendsinn, Ehrgefühl, Ehrgeiz und Ehrsucht sind Klotter Klotter Ehrsinn, das zwei verschiedene Klotter gebrochen hat, und verschiedene Klotter Klotter Klotter

und empfangen ihren Geliebten am Schluſſe des Schauſpiels. Sie haben Gefallen an großen Dramen, an unzähligen Verwandlungen, an Dolchſtichen, beſonders aber an den wollüſtigen Tänzen ihres Vaterlandes. Wenn das geſpielte Stück keinen Tanz enthält, ſo wird in dem Zwiſchenakte der Bolero oder Fandango getanzt. Ich glaube nicht, daß das franzöſiſche Theater, welches in Madrid errichtet wird, ſein Fortkommen haben werde, obgleich Madrid die einzige Stadt in Spanien iſt, die wenig mehr an den nationalen Sitten hängt, und ſich den franzöſiſchen noch am meiſten nähert.

Saint-Allan wagte keine vierte Vorſtellung mehr. Er war daran gewöhnt, immer nur drei zu geben. Er ſchiffte ſich mit ſeiner dramatiſchen Ladung in Cadiz ein, und ich reiſ'te nach Granada. Sechs Monate ſpäter fand ich ihn in St. Hippolyte du Fort wieder, einer kleinen Stadt im Mittelpunkte der Cevennen. Er hatte nur noch den dritten Theil ſeiner Truppe bei ſich, befand ſich im tiefſten Elend, und kündigte ſich auf den Zetteln an als den einzigen und letzten Schüler des ſeligen unſterblichen Talma. Er ſagte mir, daß er nach Spanien zurückkehren wolle.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Bonn, 21. September.

Eine große Zahl der in diesen Tagen hier versammelten Naturforscher und Aerzte ist gestern Morgens mit den, dem Vereine von der Direktion der rheinischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft zur Verfügung gestellten drei Dampfschiffen - die Prinzessin Marianne, die Stadt Frankfurt und der Kronprinz - nach Köln gereist, und unter dem Donner der an Bord derselben aufgestellten Geschütze dort eingetroffen. Alle Sehenswürdigkeiten der Stadt waren an diesem Tage der Beschauung preis gegeben und wurden von den gelehrten Herren besucht. Mittags war großes Festmahl im Saale des Casinogebäudes und Abends kehrten die verehrten Gäste wieder nach Bonn zurück.

Kassel, 22. September.

— Zu der gegenwärtig hier eröffneten ersten Kunstausstellung sind 168 Werke eingegangen; davon aus München 53, aus Kassel 44, aus Dresden 8, aus Rom 11, aus Hanau 4, aus Frankfurt 5, aus Darmstadt 7, aus Gotha und Bückeburg jedesmal 3, aus Fulda und Hamburg jedesmal 2, aus Wetzlar, Berlin, Aachen und Düsseldorf jedesmal 1. Darunter sind 443 Oelgemälde, 8 Miniaturgemälde, 11 Original-Handzeichnungen, 2 Aquatintblätter, 1 Lithographie, 1 Kreidezeichnung, 1 Marmorbüste, 1 Gypsstatue. Die wenigen Zusendungen aus Düsseldorf rühren daher, daß dort in diesem Augenblick eine Ausstellung des Kunstvereins stattfindet.

Stuttgart, 30. September.

— Das jährliche Volksfest in unserer Nachbarschaft ist bei schönem Wetter am 28. und 29. gefeiert worden. Eine unzählige Menschenmenge war dabei versammelt, die sich in üblicher Weise erlustigte. Am 29. fand das Privatrennen Statt. Wir werden mit einer ausführlichen Schilderung dieser Feste in Kurzem eine bildliche Darstellung begleiten, die wir bereits von dem ausgezeichneten Künstler, Herrn Meyer in Nürnberg, der hier anwesend war, anfertigen lassen.

Literarische Uebersichten.

Mémoires du Prince de la Paix, (Don Manuel Godoy) Duc de l'Alcudia, prince de Bassano, comte d'Evoramonte, vormals erster Mini-

ſter des Königs von Spanien, Generaliſſimus ſeiner Armee, Großadmiral ꝛc. ꝛc.

Unter den wichtigſten Erſcheinungen, welche die zeitgenöſſiſche Geſchichte der Verlagshandlung Ladvocat in Paris verdankt, müſſen die obengenannten Memoiren des Friedensfürſten zuerſt genannt werden. Die beiden erſten der vier Bände, woraus das Ganze beſtehen wird, werden zur Mitte Oktobers erſcheinen. Wie viele Erinnerungen knüpfen ſich nicht an den Namen des Friedensfürſten; dieſe Memoiren hat er ſelbſt in Paris geſchrieben, wo ſein bewegtes Leben eine Zuflucht fand. Er hat ſie ſpaniſch abgefaßt und Herr Esmenard überſetzte ſie unter ſeinen Augen in's Franzöſiſche, ſo daß ſie zu gleicher Zeit in beiden Idiomen erſcheinen werden. Geht der berühmte Verfaſſer in die perſönlichen Details des Privatlebens ein; beantwortet er die Fragen über den Urſprung ſeines Glücks oder beſchränkt er ſich auf die Enthüllung politiſcher Geheimniſſe, die er allein nur kennt? Wird hier der Günſtling oder der Premierminiſter ſprechen? Dieſes Alles können wir noch nicht beantworten. Da wir jedoch nicht die Einzigen ſind, welche dieſe Fragen aufwerfen, ſo dürfen wir annehmen, daß ihre Beantwortung mit großer Ungeduld erwartet wird; beſonders werden jene Leſer dieſe Ungeduld theilen, welche bereits Torreno's Buch über die ſpaniſche Inſurrektion von 1808 geleſen haben. Obgleich beide Werke von verſchiedenen Quellen ſtammen, ſo werden ſie doch ein homogenes Ganze bilden, indem man alle geheimen oder öffentlichen Dokumente vorfinden wird, die zu der Geſchichte der Halbinſel und ihrem Verhältniß zu Frankreich ſeit den letzten 30 Jahren unerläßlich ſind.

Das Werk erſcheint in vier Bänden in 8., mit ſechs Portraits und wird dreißig Franken koſten.

— Von Michel Maſſon, dem geiſtreichen Verfaſſer von Daniel le Lapidaire ꝛc., erſcheint den 10. Oktober ein neuer Roman: Vierge et Martyre, worauf das Publikum mit Recht ſehr geſpannt iſt.

Bellini.

Wenn gleich der Tod Paganini's eine voreilige Zeitungsnachricht war, ſo iſt leider der Tod Bellini's nur allzu wahr. Er ſtarb mit neun und zwanzig Jahren. Die Natur hatte ihn mit ihren ſchönſten Gaben beſchenkt; er war eben ſo ſchön als geiſtreich. Er lebte in dem Genuß einer frohen Zukunft. Alles vereinigte ſich zu den ſchönſten Ausſichten für ihn. Sein Vaterland, Italien, bewunderte ihn; Frankreich ertheilte ihm das Bürgerrecht; er ſieht ſich in Favart gekrönt; er hört ſeine Noten von den reinſten Kehlen geſungen, und in dem Augenblick, wo ſich die Scene ſeiner Triumphe wieder eröffnen ſoll, in dem Augenblick, wo Lablache das Suoni la Tromba ertönen laſſen ſoll, wird die Trompete der Puritani für ihn die Trompete des Requiems. Die Eröffnung des italieniſchen Theaters in Paris wird ſehr traurig ſeyn. Griſi wird ihre Polonaiſe weinen, das darauf folgende Quartett wird vor Schluchzen nicht geſungen werden können. —

Vicenzo Bellini wurde zu Catanea in Sicilien am Fuße des Aetna geboren; ſein Großvater und ſein Vater, die Beide noch leben, waren Muſiker; ſeine Familie iſt zahlreich, und die Nachricht von ſeinem Tode wird ſeine liebenswürdigen Schweſtern tief betrüben, denen die zärtlichſten Briefe einen baldigen Beſuch des jungen, mit den Pariſer Lorbern und dem Kreuz der Ehrenlegion geſchmückten Maeſtro verkündigten. Von früheſter Jugend verrieth Bellini die günſtigſten Diſpoſitionen zur Muſik; ſeine Liebe zur Arbeit zwang den Vater, der für ſeine zarte Geſundheit fürchtete, ihn vom Cembalo fortzureißen, worauf er Tag und Nacht ſpielte. Einer von den Freunden der Familie, der das frühreife Genie des jungen Muſikers errieth, nahm ihn nach Neapel mit, und brachte ihn am Konſervatorium unter. Hier machte Bellini reißende Fortſchritte, und im Jahr 1825, da er neunzehn alt war, ließ er mit großem Glücke ſeine erſte

über „Blanca Gerosado" aufführen. Dem Duo folgt noch Walzer, in den der Chor darauf eingreift mehr. Zwei Tanzpaare, Mr. Hutchinson, sein Bräutigam, und die Tänzerin Josephine Bush und auch Mr. Donaldson, Engländ und Frankreich gegen Rußland machen. Die Jury setzte Letzteres in Minimal „La Sensitive." Im Zwischenakt ein Divertissement von „Kaiser" Du Barron, der jetzt, ob gleich Engländer, Frankreich, den Tanz Russland und die Türkei-Cavalerie heute Tanzte, um einen militärischen Tanz Abend. Der junge Walzer des Mauritius der Jury, Mr. Hutchinson, gefällt sehr, nahm er eine einzelnen Tänzerin, welche sich in Divertissement, die Nation und die Tänzerin, Miss Josephine Bush,

Arenenberg, Kanton Thurgau.
17. Juli.

Die Ehre, die das hiſtoriſche Inſtitut mir durch die Ernennung zum correſpondirenden Mitgliede hat erzeigen wollen, war mir ſehr erfreulich. Wenn Napoleon als Kaiſer und Triumphator mit Vergnügen den Titel eines Mitglieds des großen Inſtituts von Frankreich empfing, wie ſoll nicht ſein Neffe, ohne Ruhm und ohne Vaterland, ſich ſtolz fühlen, in die Reihen dieſes jungen hiſtoriſchen Inſtituts aufgenommen zu werden, das ſchon ſo Wichtiges realiſirt hat. Ich bitte Sie, bei allen meinen neuen Collegen der Dollmetſch meiner dankbaren Geſinnungen zu ſeyn. Dieſes Zeichen der Achtung von ſo ausgezeichneten Männern wird für mich ſtets eine mächtige Triebfeder ſeyn, mich immer würdiger der Ehre zu zeigen, Ihnen anzugehören. Als Franzoſe bin ich glücklich, zu dem nationalen Werke, das Sie unternommen haben, beitragen zu können; als Verwandter des Kaiſers Napoleon habe ich mit der größten Befriedigung den Verein gewiſſenhafter Männer betrachtet, deren Zweck das Forſchen nach Wahrheit ſeyn wird, die ſo oft von den Geſchichtſchreibern entſtellt wurde, indem ich überzeugt bin, daß dieſe Wahrheit nie ungünſtig dem Andenken des großen Mannes werden könne.

Es bleibt mir nun noch zu danken für die ſchmeichelhaften Ausdrücke, die Sie Ihrem Schreiben für mich beifügen. Sie haben mir dadurch bewieſen, daß ich meinen Landsleuten noch nicht gänzlich fremd geworden bin, wenn ich gleich außerhalb Frankreich aufwuchs. Nichts konnte mir angenehmer ſeyn. Genehmigen Sie u. ſ. w.

Napoleon Louis Bonaparte.

Muſik.

Den 27. September wurde im Gymnase musical in Paris eine fantaſtiſche Symphonie von einem Herrn Tourbri aufgeführt. Wenn man dem Programm glauben kann, ſo wurde zuerſt eine Introduction gehört, die eine Wieſe darſtellte (!). Hierauf folgte eine Menuett, welche eine Legion Dämonen von allen Geſtalten und Größen erweckte. Dann kam ein nächtlicher Marſch von hölliſchen Geiſtern, und ein Rondo, das den Traum einer exaltirten Imagination verſinnlichte, machte den Beſchluß.

Theater.

Stuttgart, 29. Sept.

* Madame Schultze vom Hoftheater in Dresden trat zweimal auf, zuerſt als Königin in Eſſex und dann als Landräthin in den Stricknadeln. Mad. Schultze entwickelte edeln Anſtand als Königin, in Haltung und Geberde. Ein angenehmes modulationsfähiges Organ unterſtützt ſie im Ausdruck der Rede, eine ſchöne Geſtalt in der plaſtiſchen Ausführung ihrer Rolle. Es wäre nur zu wünſchen geweſen, die Künſtlerin hätte den Charakter dieſer Königin treuer erfaßt und wiedergegeben, denn Eliſabeth iſt hier gar wenig Königin, ſie fühlt ſo menſchlich als möglich. Die Tempi hätten raſcher genommen werden müſſen, wodurch die Würde der hohen Stellung durchaus nicht verletzt worden wäre. Die Gemeſſenheit ſchien der Wahrheit einigermaßen Eintrag zu thun. — Als Landräthin entwickelte Mad. Schultze eine freie, leichte, ungezwungene Darſtellungsgabe. Mit aller Wärme und Lebendigkeit ging ſie

in die Kapelle ein; der Leichnam, gefolgt von zahlreichen Verwandten und Freunden, wird unter Gebet in die einer ausgehobenen Gruft zugedachte Totenwohnung und gemeinschaftliche Ruhestätte. Der Abt, Klostrier und Engagement hier gefeiert, und ihren, vom Publikum beifällig aufgenommenen Leistungen folgt eine Belohnung, wie dieß bei den Choralen Gesängen Alterer nachfolgen Sterbten bei anderer Gelegenheit bemerkt wurde, in welchen sie mit der verstorbenen, daß sie und mit den alten Klosterbrüdern gemeinschaftl. — Um Gottesdienste Ob. Mai. Schlage wurde gegen 200 Personen gezählt. Der Sonntag. Der in drei Stockwerken, nach Art eines Theaters (La-ge aus einem), durch den Gartenbau, welcher Abends, wenn man den Garnmann in traulig Runde einbricht, nicht um Brod bittend, mehrere Reihen. Die Mittags von Personen dicht vor dem Thore zum Gartenhause, beifällig gelöst. Die Mittag 50 neugierig, aber doch gut gekleidete Leute. Die Abendlen Zuschauer am Thore verliefen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß die Vorstellungen für sie nicht stattfinden, sie verloren sich darüber unzufrieden. Die wenigen unten Gebauten mochten sich ihr Geld nicht gereuen lassen. Die Kasse wollte nicht gefüllen: Komm hier. Wurde heut.

— Das öffentliche Thema Michael Haydingers (von Herrn Weiß in Braunschweig, unter dem Titel „Der Sohn einer Thespiskarre“ zu Brünn) und bei heutige Stücke gefiel, ist nun auch in Deutsche übersetzt worden und zum Vorschein als Beispiel, daß Kunst und Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Geschicke des Aeltern auf dem Theater des Prinzen zu Mühlen gespielt.

— Die französischen Autor, Herr Desormeaux, hat sein Stück, ein theatralisches Drama: Klemens de Florenti, erfahren hatten, seinen Beifall bezeichnet bei Thätern-Freunde verursachten hatte. Er applaudirt nun an drei Tagblatten.

— In dem Deutsch-Theater gibt ein neues Bauernstück in einem Akte: Die Ernte, welches: Je bequemer Schuhe, desto besser. Ein Schuhmacher ist, und sein unzufriedener Kunde, der sich über ihn beklagt, ist ein Bauer, und sich auch nicht schämt, daß er sich auch nicht schämt, daß er sich auch nicht schämt, daß er

ſchuppt. Man ſieht ein, daß er erſt hiedurch für Bälle von groſſem Werth iſt. Man macht griechiſche Kleider daraus, die um die Mitte des Leibes von einer Goldſchnur gehalten werden, und trägt einen weißen Turban dazu. — Reps Trianon. Weiße Atlasblätter auf ſchwefelgelbem Reps. Auch in andern Nuancen. — Velours-Médicis. Ganz im Geſchmacke der alten Höfe. Weißbroſchirte Deſſeins auf punktirtem Sammt. — La Feuille des Indes. Ein ſchön gezeichnetes Blatt auf mattem Grunde, von allen Farben. — Satin Gabrielle. Blumen von Nelkenfarbe, auf einem reichen Grunde. — Reps Isabeau. Serge mit reichen Glanzdeſſins. — Satin Rachel. Ganz im alten Geſchmacke, ſehr reich. — Es gibt noch eine Unzahl ſolcher koſtbarer Stoffe, die wir ſpäter geben wollen, um hier noch Platz zu gewinnen, einige einfachere für Halb-Toiletten u. ſ. w. anführen zu können.

Hier nennen wir zuerſt: den Velours égyptien, weich wie Caſchemir und glänzend wie Atlas. — Reps africain, warmer und ſolider Stoff für Ueberröcke. — Velours oriental, ſehr ſchöne Art von Reps mit kleinen broſchirten Pünktchen. — Reps Indiana, ein dunkelfarbiges und ſehr welches Gewebe. — Armure Léonide und Armure Indiana, einfache Stoffe zu Ueberwürfen. — Velours des Indes, etwas reicher als Reps. — Zu einfachen Toiletten, auf Promenaden und zu kleinen Soireen: Basin des Indes, feingeſtreifter broſchirter Grund. — Foulard sergé, dem vorigen ähnlich. — Poil de Chèvre, ein Gewebe, das ſeine Falten behält, ſich nicht zerdrückt, und im Herbſt wie im Winter getragen werden kann. — Salamporis, Foulard thé und Mandarin, klein gedüpfelt, weich, leicht und ſehr hübſch. — Satin Corinne, Atlas mit Blumen, geſchmackvoll, nicht reich, und daher überall anzuwenden. — Reps Atala, nach der Länge geſtreift und in allen Farben. — Perdrina, Peruvienne, Satin anglais u. ſ. w. u. ſ. w., die zu verſchiedenen Toiletten gehen.

Aus der Geſellſchaft.

Der koloſſale Palaſt, den Napoleon für den König von Rom anlegen ließ, und der lange unvollendet ſtand, iſt jetzt zum Miniſterium des Innern ausgebaut worden, und Herr Thiers wird ihn beziehen. Ein Blatt macht die boshafte Bemerkung: der Palaſt des Sohnes Napoleons wird von dem Sohne der Madelaine Amic bewohnt werden. Der Miniſter hat ſeine Privatzimmer nach der Seine zu gewählt. Sie beſtehen aus einem prachtvollen Kabinet und einem köſtlichen Boudoir, deſſen Gemälde Deveria anvertraut ſind.

Luftfahrt.

— Den 19. d. M. war man in London ſehr unruhig über das Schickſal des Herrn Green, von dem man keine Nachrichten ſeit ſeiner Auffahrt im Luftballon, welche am 18. Statt fand, gehabt hatte. Einige Minuten vor ſeiner Auffahrt erklärte er, daß er einen Begleiter wolle von geringem Gewichte, deſſen Börſe aber weniger leicht wäre. Ein Wundarzt aus Woolwich, Namens Butler, zahlte zehn Guineen und ſtieg mit Green auf. Ungefähr zwei Meilen vom Vauxhall, von wo ſie aufgeſtiegen waren, ließ Green den Ballon nieder, und bat Butler auszuſteigen, indem er

ſagte, daß es ihm unmöglich wäre, die Reiſe fortzuſetzen. Butler's Bitten halfen nichts, und Green verſicherte, daß er ſpäter ſeiner Weigerung beiſtimmen werde.

Hierauf erhob ſich Green von Neuem und ſeitdem wußte man nicht, wo er hingekommen war. Vorher hatte er angezeigt, er wolle, wenn der Wind günſtig wäre, über den Kanal nach Frankreich gehen. Später kamen endlich Nachrichten von ihm an. Sein Ballon war der Nordſee zugetrieben worden, und er hatte ſich eine Meile vom Strande in Norfolk niedergelaſſen. Er ſchwebte dreizehn Stunden in der Luft, und glaubt 130 Meilen gemacht zu haben, auch glaubt er, nach der Beſchaffenheit ſeines Ballons, die er nun erprobt, fünf Tage und fünf Nächte in der Luft zubringen zu können.

Eine neue Heilige.

Seit einigen Jahren verehrt man in Italien eine neue Heilige. Es iſt dieß Sancta Filomena, die vor tauſend Jahren den Verſuchungen des Kaiſers Diocletian Troß geboten hat.

Im Jahre 1802 entdeckte Monſignor Giacinta Puzetti, Conſervator des öffentlichen Schatzes der Reliquien, eine Kiſte, an welcher ſich eine rothe Inſchrift auf terra cotta befand, mit den bei den erſten Chriſten üblichen Zeichen verſehen, womit ſie die Art des Marterthums bezeichneten. Man öffnete die Kiſte, und fand einige verſchloſſene Vaſen, worin die heiligen Gebeine mit großer Sorgfalt angehäuft waren. Eine dieſer Vaſen von ſehr feinem Glaſe war von ovaler Form, und mochte ungefähr zehn Unzen Flüſſigkeit enthalten können. Man bemerkte rothe Flecken daran, die auf Blut hindeuteten. Auf dem Boden lag eine vertrocknete, ſchwärzliche Maſſe, die man aufhob und in ein Kriſtallfläſchchen brachte.

Nun fingen die Mirakel an. Kaum hatte die Maſſe das Fläſchchen berührt, ſo verwandelte ſie ſich in glänzende und leuchtende Partikelchen, die wie Karfunkel ausſahen. Man holte Sachkenner herbei, die darin Gold, Silber, Diamanten, Rubine, Smaragde und ganz unbekannte Edelſteine entdecken wollten.

Der Körper der Heiligen wurde in dem geheiligten Schatze beigeſetzt, wie ſolches üblich iſt, und blieb dort bis zum J. 1806. Dann brachte man ihn nach Mugnano, einer kleinen Stadt unweit Neapel. Während dieſes Transportes folgten Wunder auf Wunder. Zuerſt gab es ein Ungewitter, dem das herrlichſte Wetter folgte; dann wurde die Kiſte mit den Gebeinen den Schultern der Träger ſo leicht wie eine Feder; dann aber ward ſie ſo ſchwer, daß ſie ſie kaum mehr zu tragen vermochten. Hierauf nahmen ſie eine tüchtige Mahlzeit zu ſich, und ſiehe da! ſie vermochten die Kiſte wieder leichter fortzubringen. Das Volk war von 20 Miglien in der Runde nach Mugnano zuſammengelaufen. Bei Anſicht der Heiligen ward die Luft von ihrem Geſchrei erfüllt. Die Hinkenden gingen, die Blinden ſahen, die Tauben hörten, die Stummen ſprachen und die Kranken wurden geſund. Dieſe Mirakel währten viele Monate lang. Eines der ſonderbarſten wollen wir hier mittheilen: Ein Buchhändler in Neapel, der das Leben der Heiligen verkaufte, bemerkte, daß die Exemplare, troß des ſtarken Abſatzes, nicht abnahmen, und daß ſein Vorrath nach

zwei Monaten noch eben so groß, als anfänglich war.

Die Anbetung der heiligen Philomene ist noch immer im Zunehmen. Ihr werden Kirchen, Kapellen und Klöster geweiht. Alle Mädchen heißen seit den letzten Jahren nach ihr — kurz, es ist eine allgemeine Philomenomanie in Italien eingerissen.

Vermischtes.

Der bewundernswürdige Künstler Daguerre in Paris hat ein neues Bild in seinem Diorama aufgestellt, das den Bergsturz bei Goldau zum Gegenstande hat, und allgemeine Bewunderung erregt. Die Landschaft geht unmerklich von der Tagesbeleuchtung in's Dunkel über, und man sieht nun im Halblichte die Schauer der Verwüstung, welche der Bergsturz hervorbrachte.

— Folgende Nachricht enthält der Nouvelliste de la Meuse:

„Eine Dame aus dem Ardennen-Departement, Madame Destables, bietet 1500 Franken Belohnung Demjenigen, der ihr ihren Gemahl zurückbringt, welchen sie seit dem 14. Mai 1833 vermißt. Dies ist sein Signalement:

Alter 49 Jahre. Größe 4 Fuß 2 Zoll. Gesichtsfarbe, braun. Augen schwarz. Kopf, kahl. Die Nase, kupfrig. Bart, schwarz. Mund, mittel. Gesicht bleich. Auf der linken Wange eine Narbe in der Form eines V. Taub." —

Nun sage man noch, die eheliche Treue sey verschwunden! 1500 Franken für einen tauben, kahlen Mann von fünfzig Jahren, dessen Nase kupfrig ist. Es muß für ein solches Individuum ein süßes Gefühl seyn, so geliebt zu werden! —

— Den 24. September brach ein fürchterliches Ungewitter über Paris los, wobei ein Haus an der Ecke der Rue Montmartre und der Rue du Croissant, dessen Grund wegen unterirdischer Straßenarbeiten so eben ganz entblößt war, sehr gelitten hat. Das Wasser hat es dergestalt verwüstet, daß man für nöthig erachtete, das Gebäude zu stützen. Eine große Menge von Arbeitern begann noch am Abend die Arbeiten, und alle Bewohner flüchteten, so schnell sie konnten. Ein einziges Licht bemerkte man an einem Fenster des obersten Stockwerkes. — Hier wohnt eine alte Frau, die sich für die wenigen Tage, die sie noch zu leben haben dürfte, nicht derangiren will.

Nekrolog.

Den 30. vorigen Monats um die Mittagsstunde verschied in Stuttgart der Oberhofprediger und Prälat, Herr von d'Autel, im 55sten Lebensjahre.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Das Bildniß des Abbé de Lamennais.

2) Ein Modebild, worauf eine Dame im brodirten Tüllhäubchen und in einem Peignoir von Jaconas sichtbar ist; ferner eine junge Dame im halben Putze und ein sehr artiges Häubchen von Tülle und Band.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 2. 7. Oktober. 1835.

Mode.

Stuttgart.

Unter Wagenmänteln, neue Hüte mit den bekannten Straußen der Modistinnen, Kleider mit Aermeln à la Sultane angebracht, alle Farben, nach gewohnter Weise, sind die Neuigkeiten, die uns Pariser, Die Königinnen

Mode bei Hofe durch den neuen Hofball in Paris, und die Damen der Residenz erhalten, die prächtigsten Hofkleider werden auch hier gewiß nicht fehlen.

Journalistik.

In Nr. 224 heißt der Berliner Courier: „Die Nachricht, daß Lord Durham nächstens nach Petersburg gehen werde, um in Sir Hamet's Sache zu unterhandeln, ist falsch. Lord Durham hat sich nicht einmal mit Sir Hamet selbst, sondern nur durch den Vermittler von Geschäften mit Sir Hamet's Sache, mit dem Lord Durham unterhandelt hat, und mehr schreiben wollte.

Missgeburt.

Zu Neuhof-Ellguth bei dem Amtsdorfe Lenke in Schlesien, gebar ein Weib, Namens Rosina Kaminski, am 9ten Weinmonat, von zwei mit einander verwachsenen Kindern gesunden Geschlechts, ein Mädchen und einen Knaben, beide Zwillinge, die bis jetzt noch ganz munter sind. Nicht genug damit, daß sie mit einander verwachsen sind, so haben sie auch nur 2 Füße, statt jeder 2, und diese sind noch zum Theil verkrüppelt.

Warnungsblatt.

In Darmstadt, in Offenbach, suchen drei Knaben einen Mädchen in Folge thörichtiger Eitelkeit von den Zähnen zu bringen.

Die Zerstörungswuth, rücksichtslos, macht eine und 4 Personen bedauernswerthe Familie durch den Verlust geliebter Kinder, durch Verstümmelung und durch unheilbare Krankheiten unglücklich.

Eltern, verhindert entschieden in Zeiten auch den Gedanken von Pflicht eines wahrscheinlich ein Mißbrauch werden könnte.

Musik.

In Wien hat der Virtuose der Violoncelle, Herr Lindner, Concert gegeben, und darauf gespielt, indem er sich auf einen Stuhl stellte, und mit dem Bogen auf der Violoncelle umherfuhr. Bei Gelegenheit der Wiener Musikfeste sollen noch mehrere solche Concerte gegeben werden.

Theater.

Aus Magdeburg wird geschrieben: Mad. Hasselt, die Gast als Agathe im Freischütz, hat hier Aufsehen gemacht, und ist es zu gaffen. Da der Theater-Direktor Brühl noch in Berlin ist, so hat Mad. Hasselt, in Ermangelung eines Partners, mit dem Violinisten Herrn Lindner, „Der Weiber von Weinsberg, oder der neue Nothe." Die Frau Hasselt spielte die Gemahlin des alten Grafen und nach Art der Weiber, die sich Hose und den Degen an, und der Herr Lindner, „Der betrogene Ehemann" mit einem Hut, Stiefeln und Flintenrohr von oben, — und verfehlte beide ein Vivat.

Digitized by Google

Sonntag, Heinefetter, Schröder-Devrient und Kainz aufzutreten. Das Sujet war von einem Herrn Kesteloot,*) die Musik von einer Menge berühmter Tonsetzer. Hier sah man nun Mad. Holland als Malibran Tabakschnupfen, als Sonntag Champagner trinken, als Heinefetter zu Pferde sitzen, und als Schröder-Devrient Apfelsinen speisen, und mit ihrem hübschen Jokei auf freche Weise liebeln. Das ganze Stück wimmelte, trotz dem, daß die Schauspieler augenscheinlich milderten und wegließen, von den brutalsten Unanständigkeiten. Der Berichterstatter in der Zeitung für die elegante Welt fügt hinzu: „Es ist genug, solche Dinge zu erzählen und selbst reden zu lassen; für solche Dreistigkeit züchtigen Worte nicht genügend. Es gibt Frevel gegen die Civilisation, die nicht mehr vor den Gerichtshof des Recensenten gehören, sondern dem Schweigen, wenn nicht einer andern Behörde verfallen."

— In Hannover scheint man über die Kunst eben dieser Mad. Holland außer sich zu gerathen. In der „Posaune" wird sie als „Königin des Gesangs" aufgeführt. — In der That macht nach allen Nachrichten diese Sängerin in Hannover großes Glück.

— Herr A. Wohlbrück aus Breslau fährt fort, in der Berliner Königsstadt mit Glück zu gastiren. Sein Fach sind komische und chargirte Rollen. Mad. Wohlbrück hat nicht angesprochen.

— Der Berliner Freimüthige bemerkt: Eine Bühne, die in Abwesenheit von zwanzig Mitgliedern**) ein neues großes Trauerspiel einstudiren (die Söhne Eduard's von Delavigne), ein Drama wie die Jungfrau von Orleans ausgezeichnet besetzen, oft in zwei Häusern spielen kann und doch gegen kleinere Bühnen in vielem Wesentlichen zurückbleibt, zeigt, daß es ihr nicht an gutem Boden, aber wohl an der kräftigen Hand eines Gärtners fehle, der zur rechten Zeit pflanze, säe, stütze und Erstorbenes und Wucherndes ausjäte und wegschneide.

— Dem. Carl macht in Prag, der Musikstadt par Excellence, nur geringen Eindruck. Man meldet von ihr als Donna Anna: Das zum ersten Duett mit Ottavio einleitende Recitativ trug sie vortrefflich vor und spielte zugleich ausgezeichnet, auch das Adagio der großen Arie wurde mit Beifall belohnt, aber in Bravourstellen hielt sie den Vergleich mit Madame Podhorski nicht aus, weßhalb auch der Beifall nur getheilt war. Zudem war es auffallend, daß Dem. Carl das erzählende Recitativ der ersten Arie zu langsam und ohne alle Steigerung in Ton und Tempo nahm. Auch schien ihre Stimme in den höheren Chorden und in den Verbindungstönen der Register angegriffen zu seyn. — Wir, die wir Dem. Carl hier genugsam zu kennen Gelegenheit hatten, fügen noch hinzu, daß dieselbe wohl zu singen wisse, aber in einer sclavischen Nachahmung der Pasta befangen sey und vor Allem einer jugendlich frischen Stimme entbehre.

— Im Hofburgtheater in Wien ist ein neues Stück von Herrn Bauernfeld unter dem Titel: Bürgerlich und Romantisch aufgeführt worden, worin Herr Herzfeld die Karrikatur eines „bekannten Humoristen" auf das Theater gebracht hat. Nach Saphirs Bericht in der Theaterzeitung soll das Stück nicht besonders gefallen haben; es hat aber in der That ein eclatantes Glück gemacht.

— Raimund's Gastspiele in München sind mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Das Publikum drängt sich zu seinen Vorstellungen. Seine erste Rolle war der Alpenkönig. Ueber seinen „Verschwender" (seine neueste Arbeit) erfährt man: „Dieses Stück wurde auf dem Josephstädter Theater in einem Zeitraum von 3 Monaten 42 Mal, und bald nachher auf dem Leopoldstädter Theater 45 Mal bei gedrängt vollen Häusern gegeben. Siebenzehn Schauspieler gaben das Stück zum Benefiz, und hatten eine brillante Einnahme damit.

— Das Drama der Madame Birch-Pfeifer: „Der Glöckler von Notredame," welches dem herrlichen Romane von Victor Hugo nachgebildet ist, hat jetzt so ziemlich die Runde auf allen Bühnen, und zwar mit entschiedenem Glücke gemacht. Dürften wir nicht auch die Hoffnung hegen, es einmal hier zu sehen?

*) Der früher in Berlin ein Journal redigirte.

**) So viele gingen nach Kalisch.

— Ein neues Stück von dem Komiker Nestroy, Verfasser des Lumpaci-Vagabundus, welches vor einigen Tagen in Wien gegeben wurde, heißt: „Zu ebener Erde und im ersten Stocke, oder die Glücksfälle.“ Das Theater an der Wien mußte der bedeutenden scenischen Arrangements wegen am Tage vor der ersten Aufführung geschlossen bleiben.

Anecdote.

Ein Schneidermeister hat in seiner an die Kundschaft vertheilten Adresse unter Anderem die Versicherung angeführt: „daß er für jedes ihm angetraute Kleidungsstück garantire.“

Allerlei.

Folgendes ist die Uebersicht des Unterrichts in Salzmann's Erziehungs-Anstalt zu Schnepfenthal während des Winters 1835–36.

Religion in 3 Klassen. — Geschichte in 3 Klassen. — Geographie in 3 Klassen. — Technologie in einer Klasse. — Zoologie in 3 Klassen. — Mathematik in 3 Klassen. — Physik in einer Klasse. — Bürgerliches Rechnen in 5 Klassen. — Kaufmännisches Rechnen und Buchhalten in einer Klasse. — Kenntniß des gestirnten Himmels. — Deutsch in 4 Klassen. — Französisch in 6 Klassen. — Latein in 5 Klassen. — Griechisch in 2 Klassen. — Englisch in 2 Klassen. — Schreiben. — Zeichnen. — Planzeichnen. — Singen. — Klavier-, Violin-, Flötenspielen. — Reiten. — Tanzen. — Gymnastik. — Tischlerarbeit.

— Der Komet hat schon an Helligkeit, ganz besonders aber an Umfang so zugenommen, daß er nun wohl in Kurzem, gerade über dem hellstrahlenden Jupiter, Anfangs als äußerst matter Nebelfleck auch den bloßen Augen sichtbar werden wird.

— Die Gebrüder Tecklenburg in Leipzig verkaufen gummirte, wasserdichte Strümpfe, die besonders in dieser feuchten Herbstwitterung sehr empfehlenswerth sind. Wie viele nützliche Gegenstände verdanken wir nicht schon dem Gummi Elasticum, und wer hätte vor zwanzig Jahren wohl geglaubt, daß es zu etwas Anderem als zum Auswischen von Bleistiftzeichnungen zu brauchen wäre? Den Chinesen verdanken wir seine nützliche Anwendung.

— In der Dresdener Gegend fehlt es so sehr an Futter für das Vieh, daß man bereits zum Eichenlaub seine Zuflucht nimmt.

— Den 11. September zeigte ein preußischer Schiffer der Polizei in Hamburg an, wie ihm durch ein zwei und zwanzigjähriges Mädchen, welches er von Wittenberge dorthin gebracht, kurz bevor dasselbe an das Land gestiegen sey, mittelst Eröffnung eines Schrankes, zwei und siebenzig Thaler entwendet worden seyen. Der Polizei gelang es, die Thäterin sofort auszumitteln und zu verhaften. Das Mädchen zeigte sich sehr schwermüthig, und, wie es schien, von Gewissensbissen gefoltert. Ueber die Ursache ihres Gemüthszustandes befragt, gestand sie bald das Schrecklichste, nämlich: ihre Aeltern, ihre Schwester und noch vier andere Personen in Magdeburg (ihrem angeblichen Geburtsorte) mit Arsenik und Fliegenstein vergiftet zu haben, und mit einer großen Räuberbande in Verbindung zu stehen. Noch an demselben Abend wurden die nöthigen Requisitions-Schreiben nach Magdeburg erlassen. Während der ersten Vernehmung gestand sie noch, kurz vor ihrer Verhaftung Gift genommen zu haben; auch veränderte sie plötzlich die Farbe. Es wurde ärztliche Hilfe herbeigeholt, ein Vomitiv verordnet, und die Unglückliche dann in einem Wagen nach dem Detentionshause gebracht, wo sie von zwei Krankenwärterinnen gepflegt wurde. Späterhin erwies es sich jedoch, daß sie gar kein Gift genommen. Ehe noch die Antwort aus Magdeburg einging, gestand sie, daß sie ihren wahren Namen nicht führe, auch die Vergiftungen nicht in Magdeburg, sondern in Dresden, wo sie geboren sey, vollführt habe. Wie man jetzt vernimmt, sind Nachrichten aus Magdeburg eingegangen, die dahin lauten, daß sämmtliche Personen, welche die Arrestantin angab, vergiftet zu haben, mit Ausnahme eines jungen Mädchens, das an Krämpfen gestorben, noch am Leben sind, die Verhaftete eine unverbesserliche Vagabundin sey, und schon wegen Diebstahls und Betrügereien sowohl in Magdeburg als anderswo in Haft und Untersuchung gewesen, auch schon mehre Versuche gemacht habe, sich das Leben durch Ertrinken, Vitriolöl und Erhängen zu nehmen.

— Während kein Reisender nach Kalisch seinen Paß visirt erhält, sind alle österreichischen Gesandtschaften beauftragt worden, einen Jeden nach Töplitz reisen zu lassen, der dazu Lust verspürt und dessen Papiere in der Ordnung sind.

— Töplitz. Das Prager Theater-Personal gibt während der Anwesenheit des Kaisers 6 Vorstellungen, welche am 24. September begonnen haben: 4 Opern: der Barbier, Zampa, die Unbekannte, Norma; dann die Lustspiele: die Einfalt auf dem Lande, von Töpfer, die Todten quälen die Eifersüchtigen (Laßt die Todten ruh'n!), von Raupach, und die Mäntel, nach dem Französischen von Blum.

— In Wien hat man neue Walzer von einem Herrn Steinbrecher, die heißen Lilienwalzer, und Galoppe, die heißen Veilchengaloppe. Morelli hat neue Walzer herausgegeben, die heißen lustige Wiener-Streiche, die aber sehr traurig seyn sollen; und so geht das Walzer-Componiren rüstig fort.

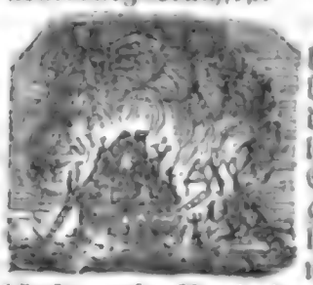
— Ein Gastwirth in Breslau macht folgende Anzeige:

„Heute, Montag, den 21. September gebe ich eine Course d'oie oder ein hierorts noch nie gesehenes Gänse-Reiten. Kalotschke, Caffetier zum Seelöwen."

— Herr Doctor Martin Honigberger aus Ungarn, der mehre Jahre als Arzt im Dienste des Königs von Lahore in Ostindien, Rundschit Sing, gestanden, ist aus England über Hamburg in Berlin angekommen. Er begibt sich über Wien in seine Heimath, um dort den Bericht über seinen zwanzigjährigen Aufenthalt in verschiedenen Theilen des Morgenlandes zu schreiben, und gedenkt, im Mai künftigen Jahres damit aufzutreten. Rundschit Sing ist einäugig und krüppelhaft gewachsen, nicht größer als ein Knabe von zwölf Jahren und dabei ein Held.

— In Königsberg in Preußen ist eine Frömmlergesellschaft wegen Unsittlichkeit in Untersuchung gezogen worden.

— In Berlin verkauft Jemand patentirte Kaffeemaschinen, und empfiehlt solche, seltsam genug, durch zwei Zeugnisse des Herrn Generallieutenants Moritz von Schöler und des Herrn Generalmajors Graf zu Waldburg-Truchseß.



— Königsberg. Im Seebade zu Cranz, drei Meilen von hier, ist am 16. September das große Logierhaus nebst einigen Bauernhäusern ein Raub der Flammen geworden.

Wien. Ein Marionettentheater aus Mailand, unter der Leitung des Herrn J. Bianchi ist hier angekommen. Es soll sich, nach den Mailänder Berichten, sowohl durch Dekorationen und Costümen, wie auch durch äußerst überraschende Metamorphosen, auszeichnen. Der Besitzer hat für Wien tüchtige Individuen engagirt, die im Stande sind, Stücke in deutscher Sprache aufzuführen. Die Ballette, welche eigentlich den Haupttheil der Vorstellung bilden, sollen ganz besonders unterhaltend und komisch seyn. Die Mailänder haben seit lange schon an diesen Späßen den Narren gefressen. — Wenn der Mann seine Sache versteht, so kann es nicht fehlen, daß er in ganz Deutschland gute Geschäfte macht. Seit Geißelbrechts Marionettentheater erinnern wir uns nicht, etwas Ausgezeichnetes in dieser Gattung bei uns gesehen zu haben.

— Stuttgart. Automaten aus Nürnberg werden im Redoutensaale gezeigt, ohne außerordentliche Theilnahme zu erndten.

Druckfehler.

Im Feuilleton der ersten Lieferung des zweiten Bandes ist in dem Artikel: „Paganini's Auferstehung" statt Nicola Paganini, Nicolo zu lesen, und statt Navarra — Novara.

— Ebenso in dem Telegraphen Nr. 1 heißt es in der „Anekdote aus Prag": „In diesem Lokale wird das Fleischgewerbe getrieben" — nicht Fleischergewerbe, wie der Setzer zu verbessern wähnte.

Die Erstiegung des Mont Perdu.

Erinnerungen aus den spanischen Pyrenäen.

Es war an der Mitte der schönen Jahreszeit 1835. Zu dieser mich nach den Thälern von Gavarnie begeben, und die oberen und niederen französischen Pyrenäen dabei genau in Augenschein zu nehmen. Mein Freund war der Gebirge, und sie waren mir seine Feste, nämlich die spanischen Pyrenäen, nicht minder merkwürdig, auch minder malerisch jene anlagen. Wollte, da ich mich in Gastein befand, so wagte ich eine Excursion bis in die Thäler von Bramonde, und nach vier und zwanzigstündigem Aufenthalt in Bagnières de bahnen wandte ich mich nach Bareges. Hierbeide ergötzte ich später mich gelehrten Expektoriren, wo ich zwar nicht Amerika entdeckte, das ist so mehr, jedoch wiederkaute den Herrlich Humor, nach wie der Pulcinella grobschlächtiger Weltweisen zu entlernen.

Hier ging mir in meiner Liebe Manch unerhörtes, und mir mein Führer nach der Nixen Grotte Jaun, um die Lange der Wege abzukürzen, Jene, seiner verlassen Verlobungen, mir Thore ergählte, die er mit dem berühmten Marmorfelsen Mannah unternommen hatte.

Es wurde ungefähr fünf Uhr des Morgens sein, als ich in die Heimat Jaun trat, um Gute und Bose Tagesgut, mit welchem mein Wahen des Mittwoch abgetragen wird, damit es die Kameen nicht geströmmen. „Guten Morgen, mein Freund," sage ich zu einem Nixen Jaun von siebzig Jahren, den ich dort antraf. „Ist jede bei Simon Mitgeht?"

„Je, mein Herr, Such zu dienen."

„Und ist nur recht. Ich komme eben her, Such um Gare Dienste zu leisten. Doch worauf antwortet mir. Erinnere Ihr Such eines Schalkenstreiches, Monsieur Mitgeht?"

„Mitgeht? Wer ist er mich einen Augenblick an." Mitgeht! Den zeigst man nicht so leicht."

CAVEHIENE
STATE
LIBRARY

„Nun, Ihr ſeht ſeinen Sohn vor Euch.“

„Das ſah ich gleich. Ich erkannte Euch an dem Schlag des Thales von Zuz; Euer Geſicht zeigt ihn deutlich.“

„Das findet Ihr?“

„Ja, doch vor Allem muß ich in Euch Euern Vater umarmen.“

„Sehr gern, Simon, bis er Euch die Umarmung wieder geben kann.“

Hier umarmten wir uns brüderlich. Dann ſprach Simon, indem er ſeine Uhr herauszog: „Ich bitte nur um zehn Minuten, um meine Frau, die Badewärterin iſt, zu benachrichtigen, dann gehör' ich Euch, und will Euch führen, wohin Ihr wollt.“

„Gut,“ erwiederte ich, „aber was ſeh' ich auf Eurer Uhr?“

Er reichte ſie mir hin und ich las: „An Simon Charlet, Führer von Barèges, die Wittwe Ramond.“

„Es iſt ein Geſchenk,“ erwiederte er, „das mir ſehr theuer iſt; denn es erinnert mich an einen Mann, mit dem ich lange Zeit wie ein Bruder gelebt habe, mit dem ich aus demſelben Schlauch getrunken, daſſelbe Brod gebrochen, daſſelbe Lager getheilt habe, und doch bin ich nur ein einfacher Bauer der Pyrenäen, und er war ein Gelehrter aus der Stadt.“

Simon verließ mich, und erſchien bald wieder mit ſeiner Frau, einer dicken Mutter in der rothen Kappe, welche entzückt zu ſeyn ſchien, einen Landsmann zu finden. Zwanzig Minuten ſpäter befanden wir uns auf der Straße von Gavarnie, der Landſtraße der Neugierigen, um zu der Rolandsbreſche zu gelangen, wodurch wir unſern Einzug in Spanien halten wollten.

Ich will hier nicht dieſe ganze Zauberſchlucht beſchreiben, wo man den Leiterpaß, die Teufelsbrücke, die Grotte von Gedres, das Chaos, eine fürchterliche Felſenwüſte, welche die Einwohner ſelbſt den Kirchhof der Gebirge nennen, erblickten. Endlich zum Schluſſe, um das Werk zu krönen, begegnet man dem Ueberraſchendſten und Coloſſalſten, dem Schönſten, was man je geſehen, nämlich dem Circus von Gavarnie mit ſeiner großen Cascade, die aus einer Höhe von 1270 Fuß herabſtürzt. Außerdem hat dieſer Circus noch ſiebzehn andere Waſſerfälle, Schnee- und Eisbrücken, Marmorthürme, rechts die Rolandbreſche, und links, wie eine Feder, den Mont Perdu, dieſen coloſſalen Beherrſcher der ganzen Pyrenäenkette.

Wir hielten uns in Gavarnie nur ſo lange auf, um uns mit Steigeiſen, Branntwein und Aexten zu verſehen, denn wir hatten Gletſcher zu beſteigen.

Als wir an der äußersten Gränze angekommen waren, ich weiß nicht, wie viel tausend Fuß über dem Spiegel des Meeres, machten wir Halt, um zu frühstücken. Wir kletterten schon vier Stunden, und der Wind aus Spanien, der uns kräftig entgegenblies, hatte uns Appetit gemacht. Kaum waren wir durch die Bresche passirt, und stiegen auf der spanischen Seite herab, als ich plötzlich zu meiner Linken, drei bis vier Stunden vor uns, einen viereckigen Eisberg erblickte, der sich bis in die Wolken erhob.

„Ach," rief ich, „was ist das, Simon?"

„Das, mein Herr, ist eine alte Bekanntschaft, das ist der Mont Perdu."

„Nicht wahr," erwiederte ich. „Ihr habt versucht, ihn mit Herrn Ramond zu besteigen; ich bitte Euch, erzählt mir davon."

„Das kommt mir erwünscht," sagte mein Führer, „das wird uns den Weg abkürzen."

Wir nahmen Jeder einen Schluck Branntwein, und dann begann Simon mit diesen Worten: „Seit meiner Kindheit, wenn ich auf den Bergons, auf Brada, auf Neouvieille *) herumlief, so blickten meine Kameraden und selbst Euer Vater voll Neugierde auf den Pic du Midi, ich aber nicht; was ich auch beginnen mochte, meine zwei Augen hier hingen immer auf diesen Teufel von Mont Perdu, der seinen Höcker über alle andern erhebt.

„Mit den Jahren wuchs meine Sehnsucht; ich sprach so oft von dem Mont Perdu, daß man glaubte, ich würde darüber den Verstand verlieren, wenn nicht gar etwas Anderes, denn dieser Berg steht nicht in einer besonderen Reputation bei guten Christen. Man sagte in der Gegend, daß nur Ein Mann auf den Gipfel gekommen sey, und zwar mit Satans Hülfe, der ihn auf siebzehn Stufen hinaufgeführt habe, um ihn von dort oben hinabzustürzen, nachdem er ihm die Seele geraubt. Ich glaubte zwar alle diese Mährchen nicht, aber dennoch wußte ich nicht, wie ich das große Kameel besteigen sollte, und doch wiederholte ich mir alle Tage, wenn ich ihn erblickte: Paß auf, ich krieche dir doch noch einmal auf den Buckel.

„Eines Morgens, da ich mich eben in großer Sorge befand, wem ich mich anschließen sollte, um den Schritt endlich zu wagen, sucht mich ein Herr, um Neouvieille zu sehen. Dies war Herr Lapeyrouse. Ich sagte ihm von meinem Vorhaben, wozu er mich sehr ermunterte, indem er behauptete, daß es sehr wichtig für die Wissenschaft seyn würde,

*) Alter Schnee.

wovon ich jedoch nichts verſtand. Ferner ſagte er mir noch von einem ſeiner Freunde, einem Naturforſcher, der denſelben Gedanken im Kopfe hätte, und mit dem er, wenn ich es wünſchte, von mir ſprechen wollte. Ich dankte ihm herzlich, und drei Tage nachher ließ mich Herr Ramond nach Zuz rufen, und ſagte mir, er wolle mich in ſeine Dienſte nehmen, da er einen ganzen Monat ſolchen Entdeckungen zu widmen gedenke. Vor allen Dingen waren wir bemüht, den Mont Perdu ſelbſt zu ſuchen. Das überraſcht Sie wohl, mein Herr, daß ich, der Ihnen ſo eben ſagte, wie ich ihn ſtets vor Augen gehabt, nicht einmal wiſſen konnte, wo er war: aber damals wußte wirklich Niemand mehr davon, als ich. Was ich für den Mont Perdu hielt, war der Cylindre; was ich für den Cylindre hielt, nahm ein Anderer für den Mont Perdu; und für die Meiſten war es der Pic d'Allauz. So war es klar, daß Niemand den Mont Perdu kannte, und ſeitdem man Bergen Namen gegeben hat, hat mithin keiner einen paſſenderen gefunden.

„Deſto ſchlimmer war es, als man nun den Weg dahin unternehmen ſollte. Von der Höhe der Berge zeigte mir ihn Herr Ramond, und dann ſagte ich: Das iſt gut! Gehen wir nur gerade drauf los, ſo müſſen wir hinkommen. Kaum aber hatten wir den Gipfel verlaſſen, ſo ſah ich nichts mehr, und fiel in meine vorige Ungewißheit. — Von welcher Seite ſollte man zu ihm gelangen? Rathe, mein Junge, rief ich, rathe! und dann wußte ich nicht, wozu ich mich entſchließen ſollte.

„Herr Ramond fluchte, und ſagte zu ſich ſelbſt, indem er den Marboré betrachtete: Wie? ſeh' ich hier nicht das Bette der alten Wildbäche, die aus dem Norden hervorbrachen? die Spuren eines Meeres, welches Alles auf ſeinem Wege mit fortriß, und auf den Berggipfel einen Schmuck von Seemuſcheln zurückgelaſſen hat? Und doch kann ich durch den poſitiven Beweis mich nicht überzeugen, und dieſe Gegenſtände berühren. — Ich verſtand nichts von dieſem Selbſtgeſpräch. Was mich aber ganz raſend machte, war Folgendes: Ich ging nach Gavarnie, und fragte Jäger und Hirten; Alle kannten den Mont Perdu auf's Genaueſte, und waren wohl zweihundertmal hinaufgeſtiegen. Aber wenn ich von ihnen mehr wiſſen wollte, ſo verlegten ihn die Einen nach Frankreich, die Andern nach Spanien, und ich, der ich Mühe hatte, einen einzigen Mont Perdu zu finden, bekam ſo drei bis vier. Wie es gewöhnlich ſich zuträgt, ſo erhielten wir auch Zurechtweiſungen von Leuten, die ſtets Alles wiſſen wollen; wir hörten aber nur unſere eigenen an. Den 25. Thermidor des Jahres 5 der einen und untheilbaren Republik [11. Auguſt 1797] (hier nahm Simon ehrfurchtsvoll ſeine Mütze ab) machte ſich Herr Ramond, ungefähr von ſechs Perſonen begleitet, auf den Weg, in Geſellſchaft des Herrn Lapeyrouſe,

den eben so viele bei ihr sah hatte. Wie gingen durch die Gebräche von Eis, und Schneefeldern in einer Höhenreise und mit Anstrengung, wie solche sich selten wieder, besonders ich. Ich fand jeden Augenblick auf, um Pflanzen und Moose zu besuchen; denn die Freiheit wich nur dem Wind und Schneien. Endlich kam der Morgen; die Wolken fielen den Strand der Thäler, die wir besuchten, und bildeten ein ewiges Meeren Meer, und traten die Höhen, auf welchen wir standen, mit Klippen hervorragen. Wir hatten Wein, und tranken Wasser zu Essen, und verdienen mit einem Glase Wein den Tod und gute Gesichter zum Trunke ausgeschlossen hatten, sogen mir zu Gesicht an.

„Nicht Neues mir in der Welt als Abschied. Wir wissen nicht, wenn Euch, wie Euch und unzählbich Viele! ich, wir regelmäßig Ihren Morgen sieht, wie . . . , noch heißt Euch erkenne und nicht. Wir sehen immer nach oben, und können doch darüber unsere den Fuß nicht vergessen. Es ist schon gleich, wenn wir nun Abschied von Wasser Berge gekommen können. Plötzlich geschehen wir hier: es war eine Art von großem, ganz wüsten Cañon, und einen ungeheuren Kopf bedeckte. Es war Kreuz Schneiden, wie ich, wie ich Ihnen gesagt. Hier bleibt Wind, sagte ich zu mir, ist es noch der rechte wo sich auch Wind aufgiebt, wie sehr großen Schnee? Nein, wenn wir ihm nicht einmal das Haupt bedecken sollen, so ist es, wenn nämlich der Schnee sich auch heute wechselt! Und wenn er sich auch wechselt wollte, so scheint mir dieses Gebäck heute doch ein wenig schwerer, als ihre Gestaltung zu verändern, und abgleich man noch weiter gehen, und doch Jahrhunderten, wenn den ich Ihnen, ziemlich lange Kreuzen hat, so scheint es mir doch, als ob sie sich dieses Gebäck gestehen hat. Ihnen gern zu verbergen, aber doch muß man es sehen, sein Zeitgefinger und sein Thermen in einer ewigen Entfernung von einander stehen müssen. Ich stelle jetzt nicht weiter die Meinung der Gletscher: sie sind Kreuzung, Gnade seiner Heeren, die mir schon alle zum Vergnügen gemacht waren, glauben, daß sie mit einem Ehrgeiz eben sein Kreuzen. Sie haben sich schon reinlich auf dem Kreuze des Wasser Berge, auch sie können mit uns weiten mögen, in einer bei Kind Heeren den eben so sprach, so sind sie aber beauftragen sie, um den Fuß des Wasser Berge zu erreichen, eben mit andern Meeren, um zu wissen, ob es ihnen nur möglich sei, bis an den Wasser Berge hin zu gelangen.

„In den That, je weiter man verschreiten, desto mehr verlang sich der Wasser Berge hinter den ungeheuer hohen Felsenmassen her Eis. Sie immer höher und höher Fingen. Und so ist es ganz und gar hinter verborgen, und wie besonders auf diesen Wasser Bergen gewöhnt

die ſo glatt ſind, als wenn der Steinmetz ſie bearbeitet hätte. Sie können ſich wohl denken, daß wir, um ein ſolches Naturwunder zu überklettern, anders hätten conſtituirt ſeyn müſſen, als wir es waren. Dieſe Mauer zu umgehen, hätte einen ganzen Tag verlangt. Sie ſehen alſo ein, daß die Lage ſchwierig war.

„Endlich, nachdem wir vier Stunden zwiſchen Trümmern und Felſenſtürzen gewandelt waren, befanden wir uns an dem Fuße der Mauer ſelbſt, deren Gipfel in den Himmel zu reichen ſchien, über den hinaus ſich aber noch ſchöne Gletſcher erhoben, mehr als dreitauſend Metres über uns.

„Inzwiſchen bemerkten wir in einer kleinen Couïla (Station für die Hirten) eine Art von Wilden, der auf der Erde lag; das war ein Contrebandier. Da er genöthigt war, die gebahnten Straßen zu fliehen und ſich den gefährlichſten Pfaden anzuvertrauen, ſo mußte dieſer Mann die unwegſamſten Päſſe kennen. Während nun meine Gefährten, mit Ausnahme der Herren Lapeyrouſe und Ramond, die ſich gleich mir auf das Eis wagen wollten, mit einander debattirten, ob man nicht durch das Thor von Pinede nach Spanien hinunterſteigen ſollte, um wieder durch das Thal von Beouſſe heraufzuſteigen, ſo fragte ich unſern neuen Gefährten um ſeine Meinung; er antwortete mir, daß das Eis gangbar ſeyn müſſe, und einige Minuten ſpäter bekräftigte er dieſe Worte, indem wir ihn aus dem Geſichte verloren.

„Herr Ramond erklärte hierauf, daß er entſchloſſen ſey, denſelben Weg zu gehen, und hierauf ſetzte die ganze Geſellſchaft, von ſeiner Beharrlichkeit angeſteckt, den Fuß auf den Schnee.

„Anfänglich ſchien es nur ein Scherz. Der Schnee war nicht ſehr abhängig, gab leicht unſerer Körperſchwere nach, und verhinderte ſo unſer Ausgleiten. Dies waren jedoch nur die Roſen, die Dornen ſollten nachkommen. Wir hatten noch nicht zweihundert Toiſen zurückgelegt, als die Neigung zunahm. Wir blickten über uns; der Pfad ſchlängelte ſich ſo ſteil wie eine Mauer in die Höhe. Wir blieben jeden Augenblick ſtill ſtehen, und berathſchlagten mit ängſtlichen Mienen. Dieſes aber raubte uns Zeit und Muth, die wir beide nöthig hatten. Wir waren nun vom Schnee auf das Eis gekommen; das war freilich ſchlimmer. Die, welche ſolches Steigen nicht gewohnt waren, äußerten Furcht und machten unendliche Schwierigkeiten: Herr Lapeyrouſe erklärte bald, daß er nicht weiter könne; Herr Ramond befahl zwei von unſern Leuten, bei ihm zurück zu bleiben, und alle drei ſetzten ſich auf einen Felſen, und ſahen uns weiter ſteigen.

„Kaum waren wir eine Viertelstunde höher, so wurde der Gletscher so hart wie Stein. Unsere Steigeisen konnten nicht mehr eingreifen, und wäre hier Einer von uns gefallen, so würde er die Andern alle mit sich gerissen haben. Der Erste hieb nun mit einer kleinen Axt Löcher in das Eis, worein er und alle Nachfolgenden sorgfältig die Füße setzten, und so marschirten wir langsam und bedächtig vorwärts.

„Plötzlich hörten wir ein durchdringendes Geschrei über uns, und wir sahen einen Mann, der vier bis sechshundert Fuß auf dem Eise herabtaumelte, und endlich, ungefähr vierzig Schritte von uns an einem Felsen, der am Rande eines Abgrunds stand, liegen blieb. Dies war unser Contrebandier. Er hatte sich der Mauer nähern wollen, um die Neigung des Gletschers zu vermeiden, aber der Fuß war ihm ausgegleitet, und ich begreife nicht, daß er nicht ganz und gar zerschellt war. Jedenfalls war er der heiligen Jungfrau eine tüchtige Kerze schuldig geworden.

„Ich stand ihm am nächsten; er hatte sich den Kopf aufgeschlagen, und ich sah ihn schwindelnd an dem Stein sich fest halten. Ich hätte Alles darum gegeben, um ihn sogleich aus seiner gefährlichen Lage zu befreien, dazu war aber kein Mittel. Erst nach fünfundzwanzig Minuten gelangte ich zu ihm hin, denn es ging abwärts, und ich mußte Löcher in das Eis hauen. Endlich erreichte ich ihn. Er hatte seinen Hut, seinen Pack und seinen Stock verloren, und nur vier Fuß weiter, so hätte ihn der ungeheure Schlund des Gletschers verschlungen. Ich legte mich auf den Rand, um hinabzusehen; das war schwarz wie ein Ofen, man hätte es einen Rauchfang der Hölle nennen können!

„Sie können wohl denken, daß dieses Abenteuer unsere Gesellschaft nicht sehr ermuthigte. Man schlug vor, zu versuchen, die Felsen zu ersteigen, welche den Gletscher umgeben, und zweimal unternahm der Jäger von Heas mit mir dieses Wagstück; aber zweimal mußten wir unsern Vorsatz aufgeben. Es war uns eben so unmöglich, als durch die Luft zu fliegen.

„Wir waren nahe daran, umzukehren.

„Inzwischen hatte Herr Ramond den Gletscher gemessen, dessen Abhang 80 Grade hatte; er war überzeugt, daß dieses seine stärkste Neigung war. Man entschloß sich also, noch einen Versuch zu wagen, und eine halbe Stunde später sahen wir den Gipfel der Mauern, auf denen wir schon seit sieben Stunden herumkrochen. Wir empfanden einen frischen Luftzug, und die Hoffnung, den Gipfel des Mont Perdu jetzt zu erreichen, ließ uns unsere Ermüdung vergessen. Als ich, der Erste, den Gipfel erreicht hatte, stieß ich ein Freudengeschrei aus, in

das meine Gefährten nach und nach einſtimmten, dem aber alsbald ein tiefes Stillſchweigen folgte. Wir hatten geglaubt, den Gipfel des Mont Perdu leicht erreichen zu können, allein jetzt ſahen wir, welche Klüfte, welche Abgründe, welche Wüſten uns noch von ihm trennten.

„Man kann ſich unſere Ueberraſchung kaum vorſtellen, als wir den Berg in ſeiner koloſſalen Größe vor uns liegen ſahen, neben ihm den Cylindre, der ſich rechts dräuend erhob. Alle dieſe Dome, alle dieſe Spitzen von Schnee und Eis, die ſich über einander thürmen gleich gefrorenen Waſſerfällen; — wir ſetzten uns entmuthigt auf die Erde. Neben uns lag ein großer See, deſſen Oberfläche faſt ganz gefroren war, und auf dem ein Trupp Gemſen umherirrte und Waſſer zu ſuchen ſchien, um ſeinen Durſt zu ſtillen; ſie flohen bei unſerer Annäherung und wir blieben allein in dieſer Wildniß.

„Herr Ramond bat mich, mit ihm zu dem See hinabzuſteigen, und über ihn hinweg gelangten wir zu einem kleinen Vorgebirge, aus rother Erde beſtehend. Er ſchlug mit ſeinem Hammer daran, um die Richtung der Strömungen zu erkennen; allein bei dem zweiten Schlage ſchon hörte ich ihn ein Freudengeſchrei ausſtoßen, und ſah, wie er die Erde durchwühlte. Er hatte eine Auſterſchaale gefunden; ich mußte auf ſeinen Wunſch die ganze Geſellſchaft herbeirufen, und wir entdeckten eine Menge Polypen und anderer Seethiere. Von dieſem Augenblicke an glaubte ich, daß wir über den Mont Perdu den Sieg davon tragen würden. Dieſe Herren, die ſo eben noch ſo niedergeſchlagen waren, ſprangen jetzt vor Freude, und wollten hier übernachten, um mit anbrechendem Tage den Gipfel zu erſteigen. Aber die Kälte? .... Was Kälte bei ſo ſchöner Hoffnung? — Aber die Lebensmittel? .... Man ſtirbt nicht in zwölf Stunden, wenn man gleich nichts zu eſſen hat. — Ich wußte nicht, was ich anſtellen ſollte, um ſie von dem tollkühnen Vorſatze abzubringen, denn bei dem Witterungswechſel, den ich vorausſah, hieß hier zu bleiben, das Leben riskiren. Da kam mir eine beredtere Stimme, als die meinige, zu Hülfe. Eine Lawine rollte von den höchſten Theilen des Gebirges hernieder, ihr Donner weckte die Echoſtimmen, und dieß gab uns einen kleinen Begriff von einem Gewitter in dieſen Regionen: die Unerſchrockenſten erbleichten.

„Herr Ramond benützte dieſen Augenblick, um die Geſellſchaft zur Rückreiſe zu beſtimmen; mein Vorſchlag, durch das Thal von Beouſſe zu gehen, um den beſchwerlichen Gletſcher zu vermeiden, wurde angenommen. Wir mußten lange Zeit an fürchterlichen Abgründen hinklettern, über Felſenkämme gehen, die nur einen Fuß breit waren, und über ſteile Wände hinabrutſchen. Wir zogen uns aber glücklich

aus dieſer Lage. Als wir das Thor von Pinede erreicht hatten und in die Scheune traten, wo wir ſchon am Morgen geweſen waren, brach das Gewitter mit Ungeſtüm los, und ein ſo ungeheurer Hagel ſtürzte auf unſer zerbrechliches Dach, daß wir alle Augenblicke fürchten mußten, es zertrümmert zu ſehen.“

— „Mithin, Simon,“ ſagte ich, „ſeyd Ihr nur bis zum Fuße des Mont Perdu gekommen?“

— „Ja, mein Herr, und das war ſchon genug. Ich gelangte jedoch zur Ueberzeugung, daß wenn man den Berg von der ſpaniſchen Seite angreifen wollte, man ihm gewiß den Fuß auf den Kopf ſetzen könnte; ein gutes Kniegelenk wird aber immer dazu gehören.“

Ich hätte wohl gewünſcht, die Wahrheit dieſer Vorausſetzung zu erproben; das ſchlechte Wetter aber, welches von unſerer Rückkunft nach Jaca bis zu meiner Abreiſe nach Paris ſich einſtellte, ließ mich mein Experiment nicht wagen, und ſo glaube ich denn auch, daß der Gipfel des Mont Perdu bis auf dieſe Stunde noch ſo jungfräulich daſteht, als da er aus den Händen des Schöpfers hervorging.

Das Parlament im Jahre 1835.

II.

Das Oberhaus.

(Schluß.)

Springen wir über die Tafel der Huiſſiers, ſo befinden wir uns wie plötzlich mitten unter dem Generalſtabe der toriſtiſchen Oppoſition. Hier ſitzen die Miniſter-Pairs der vorangegangenen konſervatiſtiſchen Verwaltung, Alle über dem reiferen Alter, wie die gegenwärtigen Miniſter-Whigs in einem Alter zwiſchen fünfzig und ſiebenzig, meiſtens aber im letzten Jahrzehnte ſtehen.

Gehen wir gerade auf den Generaliſſimus los, der ſich im Centrum mit gekreuzten Armen, auf der zweiten Bank hält. Ich glaube, er ſchläft; denn ich weiß nicht, welches ängſtliche Schnarchen aus ſeiner in ein ſchwarzes Kleid eingeengten Bruſt dringt; man weckt ihn; er nimmt ſeinen Hut auf eine brusque Weiſe ab, und entblößt ſein langes, noch mit allen weißen, kurzgeſchnittenen Haaren bedecktes Haupt. Betrachten Sie dieſes ſchmale Kinn, welches immer vor- und rückwärts marſchirt, dieſe eingekniffenen Lippen, dieſe höckerige Naſe, dieſe blauen, glänzenden, ſtarren Augen, und das ganze gelbe, bronzirte Geſicht — iſt das nicht ganz die Phyſiognomie von Punch *), nur weniger röthlich? Gleicht dieſe dürre, knöcherne Geſtalt nicht einem hölzernen Gliedermann, einer alten Springpuppe?

Beim Anblicke dieſes Mannes kann man ſich des Erſtaunens nicht erwehren. Das iſt alſo das beſtändigſte und vollkommenſte Glück des Jahrhunderts, das Derjenige, welcher Napoleon beſiegt hat und ſeit zwanzig Jahren von dieſem Ruhme lebt? Und nicht im Kriege allein iſt ihm ein günſtiges Loos gefallen, der Friede war ihm nicht minder

*) Der Hanswurſt im engliſchen Marionettenſpiel.

hold; er hat im Rathe befehligt, wie auf dem Schlachtfelde; lange Zeit hieng eine große, intelligente, freie Nation von seinem Eigensinne ab. Noch jetzt ist er der König der letzten Aristokratie der Welt. Glücklicher Mann! Welche Würden sind ihm entgangen, wenn es nicht solche waren, die er gar nicht haben wollte. Mit einem Schlage sah er sich zum Gelehrten erhoben, ohne je Etwas gelernt zu haben. Jurisprudenz und Theologie wetteiferten, ihm ihre Palmen zu reichen, und Universitäten machten ihn zu ihrem Kanzler. Noch mehr! die exclusiven Cirkel vom West-Ende erkannten seine Suprematie an. Er hat Generationen von Dandys welken, und im Herbste abfallen sehen, ohne als ihr Patriarch im mindesten zu straucheln. Der unbeständige Wind der Mode hat ihm kein Blatt aus seinem Kranze zu entreißen vermocht; er ist ein ganzes Viertel Jahrhundert fashionable geblieben. Folgen Sie ihm diesen Abend zu einem Rout von Grosvenor Square — wie er da auf einem Kanapee thront. Um ihn hüpft ein Schwarm schöner, hoher Damen, von denen jede dem Helden ein Wort, ein Lächeln, einen Blick entreißen will. Sie werden die Begünstigten unter ihnen in seinen Armen erblicken (denn der Held ist taub, und es gibt keine Vertraulichkeit, die ihm nicht erlaubt ist), und während sie ihm in die Ohren sprechen, kreuzen sich seine runzeligen Hände über ihren weißen Schultern. Glücklicher Mann! Sie lesen auch in der That auf der Schnalle seines Hosenbandes, welches sein siebenzigjähriges Bein umschließt, mit diamantenen Lettern geschrieben: „Honny soit qui mal y pense!“ die Devise des Ordens. Glücklicher Mann, wie dem auch seyn mag! Und was hatte er zu vollführen, um in allen Stücken so begünstigt zu werden? Ich weiß es nicht. Ein wenig ruhige Klugheit und kalter Verstand der Kugelprobe gegenüber; mehr aber noch der wohlwollende Strahl und die Parteilichkeit dieses eigensinnigen Gestirnes, welches in so geheimnißvoller Weise auf den Pfad der Prädestinirten leuchtet.

Aber wie er spricht, dieser Herzog von Wellington! Welche Arbeit! Er schüttelt mit dem Kopfe! Er preßt die Lehne seiner Bank hinter sich zusammen! Ueberall möchte er Gedanken zusammenraffen, die er selbst nicht hat. Endlich zieht er einige Bruchstücke unzusammenhängender Phrasen und zerbröckelter Urtheile aus seinem Gehirne. Das gibt zuletzt eine Sorte von nicht allzu unvernünftiger Rede; er läßt errathen, was er sagen wollte, wenn er es nicht gesagt hat. Ich kann versichern: dieser Mann ist ebenso Redner und Staatsmann, wie er großer Fashionable und großer General ist — durch die Gnade seines Gestirnes.

Die Tories im Oberhause wären Undankbare, wollten sie ver-

geſſen, daß der Herzog von Wellington es geweſen iſt, der ſie lange Zeit durch die ſtrenge, ganz militäriſche Disciplin erhielt, womit er ihre unmäßige Hitze geregelt hat. Nie durfte man es ungeſtraft wagen, ihm ungehorſam zu ſeyn. Noch im Beginnen der jüngſten Sitzung erhielt Lord Londonderry in voller Verſammlung eine tüchtige Rüge, weil er ein Scharmützel entſponnen hatte, zu dem er von dem General nicht bevollmächtigt war. Gegenwärtig ſcheinen die ſchlimmen Köpfe der Partei der Mäßigungen ihres Chefs müde zu werden; bringt er ſie nicht bald zu ihrer Pflicht zurück, ſo werden ſie ohne ſeine Zuſtimmung dem Volke eine Schlacht liefern. Seine Gnaden nehme ſich in Acht; verführen ihn ſeine Soldaten ſelbſt, dieſe Schlacht zu liefern, ſo möchte ihn das Glück von Waterloo leicht verlaſſen.

Ein eigener Ausdruck von einfältiger, kraftloſer Wildheit charakteriſirt die Geſichtszüge, welche Sie zur Linken des Herzogs von Wellington erblicken; nicht ein Haar auf dem Kopfe, und trotz dem einen ungeheuern weißen Schnurrbart. Man könnte ihn für einen alten Türken vom Carnaval oder der Komödie halten, der ſeinen Turban verloren hat; dieſes groteske Geſchöpf muß man in ſeiner ganzen Höhe aufrecht ſtehen ſehen; es ſteht ſo unſicher auf ſeinen Beinen, daß es keinen Schritt thun kann, ohne zu ſtraucheln; man könnte dieſes Weſen umblaſen. Stets ertönt die dünne, ſchrille Stimme aus dieſem großen Körper; nicht als ſpräche der Mann oft, nein, er zeichnet ſich nur durch ſein Beifalls-Geſchrei für die Kämpfe der Tories aus. Er hält den Gegenpart gegen die Bewunderungsrufe des Lord Holland. Sie würden wohl kaum denken, daß Sie eine illuſtre Perſon vor ſich ſehen, illuſter wenigſtens, Dank ihrer Geburt, wie ſich eines Tags Lord Brougham ſehr unehrerbietig auszudrücken beliebte; wohl — es iſt eine königliche Hoheit, der älteſte Bruder des Königs, der hier die unkluge Rolle eines Beifallklatſchers, der Brandſtifter einer unpopulären Ariſtokratie ſpielt. Es iſt ein Prinz von Geblüt, der ſeinen Rang zu eigenem Vergnügen in dieſer ſchwachmüthigen Darſtellung kompromittirt. Dieſer Herzog von Cumberland iſt in der That ſchlecht berathen — denn ſein militäriſcher Ruhm geſtattet ihm nicht ſo großſprecheriſche Mienen anzunehmen, und überdieß hat er gewiſſe private und öffentliche Sünden auf dem Gewiſſen, an die er weislich durch ſeine Prahlereien nicht ſo ſtark erinnern ſollte. Noch hat man den Verdacht von Mord, ehelicher Verführung und Blutſchande nicht vergeſſen, womit das Daſeyn dieſes Mannes befleckt war, den vielleicht nur ſeine Geburt allein der geſetzlichen Strafe entzogen hat. Der Großmeiſter der orangiſtiſchen Logen iſt auch Irland ſattſam zum Danke bezeichnet. Für ihn gibt es kaum eine Möglichkeit, ſeine Rechte auf

den Thron gestoßt zu haben. Vermag er heut noch nicht vermeintes Recht — so bleibt ihm wenigstens der Genugthuung, gleich den Regierungen seine unsichtbare Gewalt zu kennen.

Jene waren verschwunden, bei Einen plötzlich und die wohlbekannte Hand gelüftet, eine rasche Acte im Knopfloch, die Tür bort zu den Füßen der hohen steile Herzog erblickend, war seiner Zeit ein sehr empfindenswerther Dunkt, und ist auch heute der wichtige Punkt des Neuen Culturkampf. Der kleinen hohen Bauder, auf seinen Hebzug Zeichen ist ihm noch nach einer erfolgte Ungarn gebieten. Man muß seine Tauernen benutzen trog den Bedingungen, der die Regierte überall zu gestürzen trocken. Heute völlig durch Bundesrecht der guten Gesinnung, wo seine Leistete im Widerstreit gegen das Wir der englischen, nicht auf Ehre haftung der Völker. Wie sie in der inländische Richter einer Kammer zu beginnen, bei der Mangel der Abgeordneten, wie alle Abgeordneten erklären, daß sie in einer Knaufuß von ihm, daß er sie Minister immer unterstützt, bestreten waren es für den Fremden bestreit, und — der Judenius-Ehrist gethan hat. Der eine trat mag ein vorrevidirter Tarp sein, aber es ist ja viel Wein an ben Tag; ich bin auch dem neuen Judenvorte Ordnung, er gibt nichts in Lustigkeit, als unmöglich Ehre, Theile Zeichen-Angelegenheit trägt ihm vom Generalissimus neuen Wehr ein. Kommt bei den bürgerlichen Mannern ein Leidenschaftsverbrecher, indem er ihn halt einfällig, halb unbefangig — halb Ehre, halb unsinn. Und so sein bestechlicher Wesen, daß man die Natur hat ihn zu reich mit jener unerschrockenen Beredsamkeit ausgestattet, durch welche er sich Vorrat und der Gebieten durch einen heiligen Ernst von Gebieten ausfüllte. Er gestellt sich gar zu gern, den Gesellschaft entgegenstehen. Ehrend Gesinnungen, Ehrenmänner und Treue gleich viel genommen, hatten sie seinen Wagen zur Verfügung in die Gesellschaft gespannen.

Dieses war aus den Bezug von Wellington seine Hauptsächlichen und einzelnen Mitarbeiter, Ihre Worten, ihre Wissenschaft und Ihre Abstimmungen. Und sind drei Tage, gestürzt, wenn auch nicht gewaltige Treue, die sich gar ausgezeichnen wollen — wie haben diese Tod viele Personen abgenommen. Eine reiche Begleitung bekommt mit sich Gesinnen der hohen Herrn, sieht einmal als Offiziere; wie haben weniger, als eine Zeichen unternommen. Und gutes Gewissen berichtet unter Fingerzeig nur die hauptsächlichsten Erscheinungen dieser Besinnung.

Um meines Herrn auch der Ordnung zu verwahrlichen, sagen wir unsern Dank durch der Kammer laut, und benachten die Wahlen

Reihen zu unſerer Linken. Bemerken Sie nicht da oben auf der dritten, an die Mauer angelehnt, dieſe Affengeſtalt mit blonder Perrücke und ſchiefem Munde, welche ausſieht, als wollte ſie Nüſſe knacken? So ferne ſich dieſer edle Baron vom Hauptquartiere der Tories hält, ſo iſt er doch einer von ihren gefürchtetſten, gewichtigſten Capitainen. Zweimal iſt er Großkanzler geweſen, und zwar noch beim letzten Miniſterium Peel. Das iſt Lord Lyndhurſt. Wie Lord Brougham iſt er von der Schranke durch die Kammer der Gemeinen zum Wollſacke gelangt. Seine außerordentliche Häßlichkeit hat nichts Gemeines; er iſt im Gegentheil der erſte Rechtsgelehrte, bei dem ich wahren Welton und Hofſitte gefunden. Auch iſt er nicht allein Geſetzkundiger, er iſt zugleich der feinſte, klarſte, geſchickteſte, mäßigſte Sprecher; ſeine Rede iſt beſtimmt und angenehm gedrängt. Sein voller, kräftiger, in der Regel ruhiger Ton iſt doch bei Gelegenheit jeder Bewegung fähig; aber um ihn einigermaßen zu erwärmen, bedarf es eines perſönlichen und verborgenen Verdruſſes. Sein Gewiſſen kann nicht ſo ſehr ſeiner Herr werden, um ihn fortzureißen; er hat kein Gewiſſen — dieſes Privilegium der Advokaten hat er ſich vorbehalten. Sonſt war er Whig und etwas drüber. So ſehr er ſich in ſchöne Manieren verſchleiert und in der Ariſtokratie einweicht, ſo iſt er im Fond doch noch Advokat. Jetzt iſt er Tory, weil ihm der Torism ſeine Plaidoiries verſchwenderiſch bezahlt hat. Würde ihm die Reform ſtärkere Honorare bieten, ſo möchte er, fürchte ich, in ſeiner Taſche viele Beweiſe zu Gunſten der Reform vorfinden.

Ehe wir uns um die Ecke der äußerſten Linken wenden, betrachten wir einen Augenblick drei Perſonen, welche in ſich den ganzen Ultratorismus des Hauſes vereinen, — ſie ſind unten an der Seite am Ende der letzten Bank angereiht.

Der Erſte, der lange trockene Leichnam in weißer Halsbinde, im Sonntagsſtaate, grob gebaut, grob gekleidet, der ganz wohl einen Thürſteher vor einer katholiſchen Kirche vorſtellen könnte, iſt der Herzog von Newcaſtle. Bewundern Sie dieſes glanzloſe, dumme Auge, dieſe langen, geſpitzten Ohren. Wie er horcht! Wie ſeine ganze Albernheit aufmerkt! Seyn Sie indeſſen überzeugt, er hört Nichts. Die Worte müſſen lange an die Thüre dieſes harten Gehirns ſchlagen; bei ihm wird es erſt Tag in einer Idee nach einer Woche reiflicher Deliberation. Gewöhnlich fängt er erſt am Schluſſe einer Sitzung an, ſich die Thronrede klar zu machen, die bei der Eröffnung gehalten worden iſt. In ſeinem Verſtande hat ſich nur eine Art von brutalem eingefleiſchtem Haſſe gegen Alles feſtgeſtellt, was nach Reform ſchmeckt. Die harten Lectionen, welche ihm die Volkswuth beizubringen bemüht

war, haben seinen blinden Leidenschaften keine Klugheitslehren gegeben. Im Allgemeinen erscheinen die Klagen und Vorwürfe des edeln Herzogs als lahme Retardate seiner Fassungsgabe; die Pairie könnte diesen Winter sterben und begraben werden, ich wette, er würde im nächsten Frühjahre seine Pferde anspannen lassen, um die Emancipation der Katholiken im Oberhause zu bekämpfen.

Die zwei Andern sind Grafen von hohem Credite bei der Kirche, beide mehr Fanatiker, als Tories.

Dieses erleuchtete Gesicht mit dem flammenden Auge, dieser Mann, der die Falten seines weißen Jabots mit dem Knopfe seines Regenschirmes liebkost, ist Lord Winchelsea, ein ehrlicher Mann, glaube ich, ein unbändiger, aber aufrichtiger Protestant. Im Grunde der wahnsinnigen Homelien, die er in der Kammer oder für die Colonnen des Standard improvisirt, liegt der Ausdruck von Ueberzeugung, welcher eine Entschuldigung für ihre Unduldsamkeit in sich schließt. Gewiß beredet sich der edle Besessene, wenn er die Verfolgung des Papismus predigt, daß ihn sein Apostelthum selbst zum Märtyrer mache.

Der Andere, jener enorme, ungestaltete Coloß dort, den man für einen Kürassier der Elite halten möchte, welcher wegen übermäßiger Beleibtheit aus dem Dienste entlassen worden ist, hat zwar bei seinem protestantischen Mysticismus ein noch stärkeres Caliber, aber ich würde auf seine Reliquien weniger Glauben setzen. Dieser Lord Roden war in seiner Jugend ein Ungläubiger, welcher weder Gott noch den Teufel anerkannte, und seine Anbetung einzig und allein auf Tafelfreuden und Schwelgereien jeder Art beschränkte. Aber in einer Nacht der Ausschweifung hatte er eine Schwedenborg'sche Erscheinung, die ihm zurief: „Du issest zu viel!“ Empfänglich für des Himmels Rath, beeilte sich Graf Roden, seine Tafel und seine ungeregelten Sitten zu reformiren, und nach und nach gestaltete er sich zum evangelischen und politischen Prediger, als welchen wir ihn noch jetzt im Oberhause sehen. Indessen ist er durch diese Verwandlung keineswegs abgemagert; seine neue Frömmigkeit hindert ihn nicht, ein wüthender Orangist zu seyn, der stets bereit wäre, wenn man ihn gewähren ließe, seinem Könige eine prachtvolle Hekatombe irländischer Katholiken zu opfern.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Bänke vor der Schranke, dem Throne gegenüber. Man nennt diese Bänke die unabhängigen. Die meisten Pairs, die dort sitzen, sind Minister gewesen. Der größte, der Gestalt und dem Rufe nach, ist Lord Grey. Wie ist seine lange Gestalt doch so schwach und gekrümmt! Als er siebenzig Jahre zurückgelegt hatte, konnte er sich nicht mehr auf seinem Posten halten; es mangelte ihm an Kraft, länger das schwere Unternehmen der Reform

durchzuführen, darum legte er ſelbſt die Laſt auf Schultern, die er an das Tragen gewöhnt hatte, und leiſtete definitiv auf die Gewalt und das Wort Verzicht. Sein Zeitgenoſſe laſſe ihm Gerechtigkeit widerfahren, er war ein kräftiger, loyaler Mann; als er das Steuerruder ergriffen, führte er das Schiff in der Richtung, die er ſich ſeit dreißig Jahren überlegt hatte. Er hat nicht elenden Verrath an ſeinen Verſprechungen und ſeiner Vergangenheit geübt, wie jene meineidigen Verwalter revolutionären Urſprungs, welche Frankreich ſeiner glorreich unnützen Juli-Revolution zu verdanken hat. Er iſt der erſte Whig, der es gewagt hat, conſequent nach ſeinen Grundſätzen zu handeln, und es gehörte doch in der That keine geringe Feſtigkeit und Entſchiedenheit dazu, der Reform die weite Thüre zu öffnen, von der er wußte, daß ſie ſich nicht wieder ſchließen dürfe.

Auch war er kein gleichgültiger Redner. Wohl erinnert man ſich noch der Kraft, die er ſeinen würdigen, eindringlichen, durch Ueberzeugung geſtählten Worten zu verleihen wußte. Die edle Geſchmeidigkeit ſeiner Sitten erinnert lebhaft an Frankreichs Herzog von Montmorency Laval, nur mit dem Unterſchiede, daß Lord Grey ſein Miniſterium nicht allein mit ſchönen Manieren gemacht hat, wie der ehemalige Plenipotentiaire Karl X. in Wien ſeine Ambaſſaden.

Der andere Lord mit groben Geſichtszügen, noch friſch und blond, iſt Graf Ripon, in der Politik mehr unter ſeinem zweiten Titel als Vicomte Goderich bekannt. Auch er hat ſich einſt auf die höchſte Stufe der miniſteriellen Leiter aufgeſchwungen, doch ſcheint er nicht zum Privatleben entſchloſſen, zu dem er in Folge ſeiner Unfähigkeit wieder herabſteigen mußte. Strebt er noch einmal hinauf, ſo ſchlägt er nicht den Weg ein, der ihm zukommt; es iſt nicht mehr an der Zeit, zwiſchen zwei Meinungen zu ſchwimmen, und an zweierlei politiſchen Tafeln zu ſpeiſen. Es wäre ein doppeltes Unheil, gelangte er wieder zu den Zügeln der Regierung. Die Verwirrung im Ausdruck und der Rede, wenn er ſpricht, beweist hinreichend, daß er nicht Klarheit und Entſchiedenheit genug beſitzt, um heut zu Tage die fortreißenden Pferde des Staates zu bewältigen.

Der Herzog von Richmond hat bis jetzt den hohen Firſt der Macht noch nicht erſtiegen, aber er iſt einer von den dürftigen Edelleuten, für die der Liberalismus durch einträgliche Stellen Werth erhält. Er iſt ein ariſtokratiſcher Werth, geeignet für alle militäriſche und civile Bedürfniſſe, gut für alle Gehalte. Obgleich General-Lieutenant und Adjutant des Königs, hat es ſeine Gnaden doch nicht verſchmäht, die Poſten zu dirigiren, und an einem Whig-Miniſterium Antheil zu nehmen. Jetzt ſchmeichelt er ſich mit der chimäriſchen

Hoffnung einer Justemilieu-Verwaltung, und gedenkt dabei auch eine Stelle einzunehmen. Ludwig XVIII. hatte ihn in seine erste Kammer gesetzt. Ich weiß nicht, was die Revolution von 1830 aus dieser englisch-französischen Pairie gemacht hätte. Vielleicht hätte der edle Herzog nur den falschen Schimmer Pariser Eleganz beibehalten, durch welche sich sein Anzug vor dem der steifen, englischen Stutzer auszeichnet. In jedem Falle finde ich es schätzenswerth, daß kein französischer Incroyable der neuesten Zeit sich so weit gehen läßt, wie der Herzog von Richmond, der in voller Sitzung seine Beine über dem Knie kreuzt, um sich besser in seinen gewichsten Stiefeln spiegeln zu können.

Den Herzog von Wellington, den Ehrendechant der englischen Mode unter unsern edlen Lords, ausgenommen, haben wir noch keinen gefunden, der sich wirklich fashionable nennen dürfte. Jetzt bietet sich Lord Alvanley unsern Blicken. Ja, dieser kleine, aufrechte, aufgeblasene, athemlose Mann, ohne Tournure, ohne Toilette, an dessen Anzug nichts ausgesucht ist, als die gelben Handschuhe, der von einer Orgie zu kommen scheint, zu welcher er eiligst zurückkehren muß, ist einer der Haupt-Repräsentanten des neuen Fashionablisme im Oberhause. Sonst war er Whig, jetzt ist er Tory, oder vielmehr guter Kamerad; er schlägt sich zu Denen, welche Diners und Soupers geben. Nun haben die Tories offene Tafel, also ist er Tory. Um sich zum Conservatisten zu stempeln, hätte er nicht seinen Ruin abzuwarten nöthig gehabt. Gleichviel. Nachdem er sein Gut verzehrt, hilft er Andern, und bezahlt mit seiner Person und seiner Munterkeit. Er besitzt auch in der That einen so reichen Vorrath von Humor, daß man von seinen lustigen Streichen ein Buch schreiben könnte. Im Parlamente ist er indessen mäßig. Sein böser Dämon verleitete ihn nur eines Tages, sich an O'Connell zu vergreifen; der Kampf war ungleich, der Agitator schlägt mit tödtlichen Waffen drein. So fashionable und wahrhaft geistreich Lord Alvanley seyn mag, so wird er doch sein ganzes Leben den Titel eines bloated buffon (aufgeblasener Possenreißer) an der Stirne tragen, welchen ihm der rohe Gegner aufbrannte, an den er sich so unklug gewagt hatte.

Der wohlgebaute, anmuthige, hübsche junge Mann, welcher aus dem Saale tritt, ist Graf Errol. Er stimmt mit dem Ministerium, obgleich er beinahe zur königlichen Familie gehört, denn er ist ein nicht officieller Schwiegersohn William IV., weil er eine von den natürlichen Töchtern Seiner Majestät geheirathet hat. Gerne möchte ich Ihnen seinen Schwager, den Grafen Münster, illegitim demselben erhabenen Stamme entsprossen, zeigen, aber er wohnt den Sitzungen

ſelten bei; weder bei dem einen noch bei dem andern der beiden edeln Grafen iſt man ſparſam mit den Sinecuren umgegangen. Sie ſehen, daß in dem Jahrhundert conſtitutioneller, soi-disant' moraliſcher und ökonomiſcher Regierungen die Souverains, nach Art Ludwig XIV., ſich noch ein wenig mit Bereicherung der Baſtardſchaft abgeben.

Sie fragen nicht, wer der ausgetrocknete Greis mit den Schwefelholzbeinen in den umgeſtülpten Stiefeln ſey. Sehen Sie die ailes de pigeon und den gerollten Zopf, wie er auf dem glänzenden, gepuderten Rücken eines antiken blauen Fracks tanzt! Möchte man ihn nicht für einen Emigré halten, der bei der Reſtauration im J. 1814 vergeſſen wurde und dieſſeits des Kanals zurückgeblieben iſt? Bemerken Sie, wie er geht und kommt: das iſt das perpetuum mobile. Seine achtzig Jahre hindern den Grafen von Weſtmoreland nicht, der eifrigſte, thätigſte Tory dieſer Verſammlung zu ſeyn. Er iſt Cabinets-Mitglied geweſen, und erhebt jetzt noch von Zeit zu Zeit ſeine alte Stimme, um ſeine alte Sache zu vertheidigen. Sogleich nach der Sitzung werden Sie ihn einen alten Klepper, ſo mager, als ſein Herr, beſteigen, und Beide im Galopp forteilen ſehen. Es mag ein Gebilde der Einbildungskraft ſeyn, aber ich glaube, am Tage, wo er nicht mehr erſcheint, wird auch der ganze Torismus verſchieden ſeyn. Unwillkürlich faſſe ich in dem alten Manne zuſammen, was dieſer ſterbenden Partei an Energie und Feſtigkeit geblieben iſt. Er erſcheint wie das letzte lebende, wandernde Skelett unter den lebloſen Skeletten dieſer in Staub zerfallenden Ariſtokratie.

Haben Sie den andern kleinen, geſchäftigen Greis, der die Brille auf die Stirne geſchoben und mit ſeinen Krebsaugen überall umherſchaut, bemerkt, wie er beſtändig von Bank zu Bank läuft, und Jedem etwas in das Ohr zu ſagen hat; gewiß hätten Sie ihn nach ſeinem Anzuge für einen Huiſſier der Kammer gehalten! Nun — das iſt eine Sorte von Perſonnage, das iſt eine edle Perſonnage — es iſt Lord Shaftesbury, er ſtammt vom berühmten Grafen deſſelben Namens, von einem der erſten Essayists unſerer Zunge, ab, der uns ein dem Style nach klaſſiſches und dem Geiſte nach ſehr ausgezeichnetes Werk hinterlaſſen hat. Der gegenwärtige Graf Shaftesbury zeichnet ſich nicht durch gleich erhabene Verdienſte aus — er iſt ein fleißiger, induſtrioſer Mann. Als die Tories noch am Ruder waren (denn er iſt ſtarker Tory), wußte er ſich den äußerſt productiven Poſten eines Präſidenten der Comités zu verſchaffen, er zeigt auch Geduld, Einſicht und Gewandtheit, wie es ſein Geſchäft verlangt; überdieß iſt er Vicesprecher der Verſammlung. Bei Gelegenheit breitet er dann ſeine kleine ſchwarze Perſon auf dem Wollſacke aus; da er hier aber nur

in seinem unscheinbaren Costume figuriren kann, so wird ihm diese Ehre selten zu Theil; nur bei der äußersten Noth, und wenn es an jedem andern disponibeln Sprecher gebricht, genießt er den Vorzug. Eine englische Kammer glaubt sich nur in der Robe und Perücke würdig und gesetzlich präsidirt.

Dem heiligen Georg sey es gedankt, wir sind heraus aus der Masse der Tories, wir sind um den zweiten Winkel der Schranke getreten; wir kehren zum Throne zurück, indem wir durch die Bänke zur Linken schreiten und stehen unter den Whigs, die uns den Paß nicht sehr schwierig machen werden. Mein Gott! welche Lücken. Jetzt einen Blick auf die großherzigen, einsamen Pairien, und unser Spaziergang ist zu Ende; wir haben unser Reisewerk in der Kammer vollbracht.

Graf Radnor ist einer von den wenigen uninteressirten Whigs, die die Reform für sich selbst ergriffen haben, und nicht, um zu den Fleischtöpfen der Gewalt zu gelangen. Er füllt seinen Stand als liberaler Pair mit Thätigkeit, Gewissenhaftigkeit, Rechtlichkeit und jener Festigkeit aus, welche seine gerade, nervige Person verspricht. Seiner Rede mangelt es an Schmuck, aber man muß ihn hören, wenn er spricht; er gibt den Ausdruck gehärteter Rechtschaffenheit, welcher das Auditorium zur Aufmerksamkeit zwingt.

Der Marquis von Clanricarde besitzt nicht dieses Selbstvertrauen, diesen Muth, aber er zeichnet sich ebenso durch unabhängige, aufrichtige Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit aus. Eine Art innerer Anmuth verhüllt bei diesem jungen Lord die Unebenheit seines Aeußeren; seine Stumpfnase, sein tief liegendes Auge, sein leichenblasser Teint schrecken nicht zurück; Sie haben nie eine so schöne Bläße gesehen, — es ist ein ganz angenehmer, lächelnder Todtenkopf. Paris kennt den Marquis von Clanricarde hinreichend durch die geistige Causticität seiner Gattin, einer Tochter Cannings, die sich im vorigen Jahre so grausam auf Kosten aller kleinbürgerlichen, pedantischen, quasi-legitimistischen Aristokratien der französischen Hauptstadt belustigt hat.

Schreiten wir zum Hauptquartiere der kleinen Whigsarmee. In ihrem Rücken hält, als Befehlshaber des Reservecorps, Lord Blunket, Mitglied der Verwaltung, obgleich nicht im Cabinet. Irland, dessen Kanzler er ist, hat wahrlich manche bittere Klage gegen dieses lange Zeit ungerathene Kind. Der Undankbare! Er konnte sein Geburtsland verrathen, um sich und die Seinigen zu bereichern; er hat sein Vermögen mehr geliebt, als seinen Ruf, und mit seiner Ehre die Ehrenstelle bezahlt, in die er sich kleiden ließ. Aber Cobbett und unsere

treuen Irländer haben den Ehrgeizigen hart genug beſtraft. Irland iſt wie alle Mütter; es öffnet die Arme den verlorenen Söhnen, wenn ſie zurückkehren.

Völlige Amneſtie für den alten bereicherten Advokaten, Vergeſſenheit ſeinen Fehlern, wenn er ſich ſeiner ehrenvollen Jugend erinnert, und zum Dienſte der heiligen Sache zurückkehrt. Der Beiſtand eines Mannes von der Einſicht Blunkets iſt nicht zu verachten. Das Alter hat die außerordentliche Klarheit dieſes mächtigen Geiſtes noch nicht vermindert; es gibt kein verborgenes Winkelchen bei der dunkelſten Frage, über das er nicht völlige Tageshelle zu verbreiten wüßte, und dabei iſt er nicht allein durch wiſſenſchaftliche Erleuchtung mächtig. Ob er gleich als guter Podagriſt erſcheint, der ſich mit einer Hand auf dem Stocke ſtützen muß, wenn er ſich zum Sprechen erhebt, ſo beſitzt er doch jene ergreifende, robuſte Beſtimmtheit, mit der er den Tories die demüthigendſten Wahrheiten zu ſagen vermag, ohne ſich durch Unterbrechungen im Geringſten außer Faſſung bringen zu laſſen. Seine Ironie beleidigt oder verwundet um ſo mehr, als ſie ſich ſtets hinter eine bürgerlich einfache Miene verſteckt.

Am äußerſten Ende dieſer Bank, welche an die der Miniſter anſtößt, haben Sie Lord Brougham erkannt. Er iſt die lebende Carricatur, von der ihnen die Bilderhändler am Strand ſo verſchiedenartige Portraits gezeigt haben. Sehen Sie ſein langes Geſicht, ſeine langen Beine, ſeine langen Arme, den ganzen unzuſammenhängenden Verein ſeiner langen Perſon. Der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie hat etwas Wildes. In dieſem Gehirn iſt ſicher ein kleiner Gran Verrücktheit verborgen. Seine kleinen, ſtechenden Augen blinzeln aus der Tiefe ihrer Höhlen. Beſtändig öffnet und ſchließt ein krampfhaftes Zucken den großen Mund; man könnte Angſt bekommen, würde man nicht durch die dicke, aufgeſtutzte Naſe wieder beruhigt.

Kümmern Sie ſich nicht, wenn der gelehrte Baron in dieſem Augenblicke ſich ſo ſonderbar lebhaft geberdet; er ſitzt auf Nadeln, man quält ihn, weil man ſpricht und er ſchweigen muß. Sprechen heißt Lord Brougham Unheil zufügen.

Jetzt ſetzt ſich der Redner — Lord Brougham iſt aufgeſprungen; er ſteht auf ſeinen Füßen, er hat das Wort erhaſcht, hält es feſt, und wird es nicht ſo leicht loslaſſen. Er erklärt, daß er nur zwei Worte zu ſagen habe; müſſen Sie Geſchäfte abmachen, gehen Sie, in zwei Stunden können Sie wiederkommen; Sie werden ihn noch bei voller Beweisführung treffen. Es iſt ein Elend, daß die lange Erfahrung des Advokaten und Parlaments-Mitgliedes einem Geiſte von ſolcher Abhärtung nicht Mäßigung beizubringen vermochte. Er hat einen

beißenden Sarkasmus gebraucht, jetzt macht er ihn durch langes Hin- und Herwenden selbst wieder stumpf. Er hat die unangreifbare Festigkeit eines Beweises dargethan; jetzt wirft er ihn selbst um, so viele neue Beweise baut er drüber her. So richtet seine Indiscretion die beste Sache und seine schönsten Reden zu Grunde. Ein ungeschickter Luftschiffer zersprengt er die Ballons und stürzt mit ihnen auf die Erde, weil er sie allzusehr angefüllt hat. Wir, die wir hören, wollen durch eine Beweisführung überzeugt seyn und bei einer Ironie lächeln, aber wir verstehen auch ein halbes Wort. Wenn Ihr jede Sache mit einem so weitschweifigen Commentar begleitet, so verletzt Ihr die Würde unseres Geistes. Je länger Ihr darauf beharrt, desto mehr werden wir ermüdet. Euer hartnäckiges Zweifeln an unserer Einsicht muß uns reizen und verwunden.

Uebermäßige Pedanterie ist das Hauptgebrechen in der Redekunst des Lord Brougham; mit Recht hat man ihn den Schulmeister genannt. Seine großartigen Fähigkeiten als gelehrter, unermüdlicher, caustischer Raisonneur sind keines Wegs zu bestreiten; aber seine übertriebenen Auseinandersetzungen stehen außer allem Verhältniß namentlich im Oberhause, wo die Fragen summarischer und ein wenig nach der zuzurückhaltenden Weise der Salons behandelt werden. Es ist eine Taktlosigkeit, weiß man sich den Geschmack seiner Zuhörer nicht zu eigen zu machen. Henry Broughams Manieren sagten den Gemeinen besser zu, wo die Debatten mehr ausgedehnt werden, wo man sich nicht so sehr beeilt, zum Ziele zu gelangen; da war er denn auch mehr noch Advokat geblieben. Ohne Zweifel wird er von seinen Harangues nicht minder ermüdet, als seine Zuhörer; er schont seinen Körper durchaus nicht, schreit und gesticulirt, ohne Mitleid mit sich selbst; er dreht und krümmt sich, wie ein Equilibrist; er tanzt und springt mit seinen Phrasen; er schwitzt und erhitzt sich über die Maaßen; aber er läßt mich kalt, denn diese Art von Beredsamkeit kann mein Blut nicht entflammen.

Ueber den Schriftsteller Lord Brougham habe ich noch ein viel strengeres Urtheil zu fällen, Brougham ist nämlich Schriftsteller, und viel zu viel Schriftsteller. Die traurige Thätigkeit, die von ihm Besitz ergriffen hat, treibt ihn fortwährend, die Revues mit seinen ökonomischen, politischen, scientivischen, theologischen und historischen Versuchen anzufüllen und Brochure auf Brochure erscheinen zu lassen; das Uebel wäre nur halb so groß, wüßte er neue Ideen in tüchtiger Schreibart zu fördern, — aber das ist stets das unmäßige Ueberfließen von Worten, und da sich vom Papiere nichts verdunstet, so wird es noch weit unerträglicher. Obwohl es von seiner Seite nicht interes-

ſirte Spekulation geweſen iſt, ſo kann ich ihm doch nicht verzeihen, daß er dieſe ausſätzige, wohlfeile Literatur gegründet hat, die ſich die Verbreitung nützlicher Kenntniſſe anmaaßt, während ſie nur unrichtige Begriffe auszuſtreuen, Unwiſſenheit zu erhalten, und einen abſcheulichen Styl einzuführen dienlich iſt. In Frankreich, wo man dieſe unſelige Erfindung ſchnell zu vervollkommnen bemüht war, wird man den Urheber ebenſo verfluchen *). Er trägt indeſſen nicht die Schuld, daß man in Frankreich die Plünderer das ganze literariſche Feld mit dem Unkraut beſäen ließ, welches die grünen Knoſpen ſeiner jungen Poeſie zu erſticken droht.

Als Politiker muß uns Lord Brougham noch viel unvollkommener erſcheinen. Ich ſpreche ihn von der Anklage frei, als hätte er ſich den Konſervatiſten um den Preis der Beibehaltung ſeiner Kanzlerſtelle angeboten; das iſt offenbar eine Verläumdung ſeiner Feinde. Er ſoll nie mit dem Torismus zu thun gehabt haben; aber wenn er nicht zu den Whigs zurückgekehrt iſt, ſo hat nicht er die Schuld. Es iſt erwieſen, daß ihn die Whigs nicht mehr unter ſich aufnehmen und ihm das Siegel anvertrauen wollten; die Erfahrung hatte ihnen gezeigt, daß er als Feind minder gefährlich ſey; denn als Freund. Jetzt iſt er weder Tory noch Whig; aber auch nicht Radicaler. Er gehört keiner Partei an, wenn nicht ſeiner eigenen, der Partei des Lord Brougham.

Das Beiſpiel des Lord Brougham ſollte dem Ehrgeize ſeines Freundes, des Herrn Dupin, einen heilſamen Wink geben. Sonderbare Analogien finden ſich zwiſchen dieſen beiden berühmten Geſetzkundigen; es herrſcht eine ſeltſame Aehnlichkeit im Ausdrucke ihrer Geſichtszüge, in ihrem Vermögen, ihren Inconſequenzen und Bizarrerien. Herr Dupin präſidirt nicht mit größerer Mäßigkeit in der Deputirten-Kammer, als Herr Brougham im Oberhauſe präſidirte. Das iſt auch ein Advokat, der auf dem Fauteuil erſtickt und viel lieber das Wort für ſich ſelbſt nimmt, als es gibt. Wohl iſt ſeine Beredſamkeit gehaltvoller, kräftiger, gedrängter, ſiegreicher, ſeine Schläge ſind heftiger, tödtlicher;

*) Ueber des edeln Lords Erfindung haben wir Deutſchen uns am meiſten zu beklagen — denn die Pfennig-, Heller-, National- u. ſ. w. Magazine haben nur die Engländer geplündert, ohne mit den beſſeren deutſchen Kenntniſſen die Unrichtigkeiten der Originalien aufzuheben. Vor Allem hat ſich Herr Adolf Bäuerle in Wien, ſowohl was den ſchönen Styl als was die reinlichen artiſtiſchen Beilagen betrifft, die Erfindung ſehr zu Nutzen gemacht; ſeine Zeitung hat jetzt oft die auffallendſte Aehnlichkeit mit der Pfennigs-Literatur, die man von kleinen Jungen in den Straßen von London feilbieten ſieht; das Colportiren hat er übrigens nicht von Brougham gelernt. Anmerk. d. Ueberſetzers.

sollte er aber die Wuth, welche er bulgirt, im Ernste erfahren, so würde ich, es ist hier bei diesen Temperamenten die Frage, ob er heute noch haben würde, wenige seiner heftigen Ergüsse auf den Westlage ge-lassen hat.

5. 8.

Jetzt sind wir unter die Verhalt des Oberkommandos zurückgeführt, von wir eine analogen Phänomenen bemerkten. Wie sich lange genug unter den Meilen der Kreis umherumgewandt, und haben ihre meisten Gedenkblätter gefüllten, Gipfeln wir wieder auf die Gedanken. Wenn diesen Meilen sind, meinten wir die Meinungsmeinung zum letzten Male in Wuth verbrechen. Im Gedankenschreiben wenden wir einige neuere Meinungen an und verbrechen Meilen in Gedanken, Meilen und neue Gedanken unter Meilen.

Meilenen wir die Verpflichtung der Meinung, die Corpscommissions-Wuth, die ich bisher bei den Gemeinen aufgeführt habe; legen wir sie jetzt in die Meilen der Kreis, beobachten wir Ihre Verschiedenen an den Wuth, wie sie eine populäre Meinungen behandeln.

Gleich der preußischen Meilenen ist die Meilenen der Meinungs-pflichten der hiesigen Kreis gegen den Meinungen des Oberhauptes; es ist der Meinung der Verpflichtung, Meilenung der Verbindlichkeit der Gemeinen, welche Meilen Meilen der einheimischen Kreis bildeten, hoch die Gemeinheiten der einfachen Gedanken selbst erschütterten.

Als durch Jahre Meilen des 31. Juli in Meilen von der Gedanken des Oberhauptes trat, und die Wut verlegt, welche Tage genau ein-Meinung von dem Meinungen angenommen wurden, erfüllte sich von Meilen der Kreis auf Meilen und Tod. Wenn meinten sie im engen Kreis be-gierig, wo sie sich Tod Wut eingebildete Feinde. Meilenen sie einen Burgermeister schlechte und gemeiner „Meilen, Krieg und Meilen und Tod!“ Meinen, die sich weiter in Krieg, und so verwegen, Meinungsbe-gierden Angriffen meinten die heimliche Kriegsluft entgegenstellten. Die Wut wurde wenig gut über den ersten Meinung zugestellen; denn ein Mann zu sprechen, sage man Er und Ihnen vor Schreiben *). Die Sorge sie hier ausgesetzten ist, wenige man es weiß. Es ist unterschieden oder zu gerechnen, daß Ihrer einen Feinden unter seinen patriotischen Meinungen mit nach Hause nehmen kann. Wer sich weiß nun den Ge-

*) Obgleich das Meinthun der Corpscommissarität heute der Gesinnung der Mi-litärmeinung und der Standesmäßigkeit der Unterkunft ein anderer gewesen ist, als der Gesinnung dieser Meilenen in gewissen Grade, so hat doch die Conventionalität der Meinungsformulirungen im Oberkreis-Amt, wie — die Meilenen beweisen. A. d. Herausgeb.

meinen antworten, wenn ſie fragen: „Was habt Ihr mit unſerer Bill angefangen?“ Geduld, man wird Euch benachrichtigen. Vielleicht hat man die Kraft, die Bill bei der zweiten Vorleſung umzubringen. Auch nicht; indeſſen iſt man entſchloſſen, ſie nicht leben zu laſſen; man gewinnt wenigſtens Zeit und ſtreckt den Riemen ſo weit man kann. Die Corporationen ſind eingeladen worden, von allen Seiten um ihre Erhaltung zu flehen und Vertheidigung vor der Pairie zu ſuchen.

In der erſten Sitzung beſchließt die Majorität, man ſolle die Advokaten hören.

Den andern Tag ſtehen die Advokaten vor der Breſche; Leute, wie man ſie braucht, erprobte Tories, wohl geübt im politiſchen Fanatismus. Das Haupt, der Geſchickteſte, Sir Charles Wetherel, hat das Verdienſt einer eiſenfeſten Standhaftigkeit. Vor vier Jahren hat er die Siegel ausgeſchlagen und auf das Amt des Attorney general Verzicht geleiſtet, aus Furcht, an der Emancipation der Katholiken Theil nehmen zu müſſen.

Während der Plaidoyers hat der Saal ein anderes Anſehen gewonnen. Um beſſer zu hören, haben ſich alle Lords näher an die Schranken gedrängt. Der Herzog von Wellington, der Herzog von Cumberland und Lord Londonderry ſitzen am Ende der Bänke, welche die Schranken berühren und hängen an den Lippen des Redners.

Sir Charles macht den weiteſten Gebrauch von dem Worte, das man ihm vergönnt, er ſpricht zwei Tage, oder beſſer geſagt, er erröthet zwei Tage, er ſchäumt und ſprudelt einen Eiter von Invectiven gegen alle Freiheiten der Welt. Der alte Advokat iſt in Manieren und Ausſehen gleich unedel und grob; ſeine Geberden ſind eine würdige Begleitung ſeiner Sprache. Mitten unter den erhabenſten Ausbrüchen unterbricht er ſich plötzlich und zieht ſeine herabfallenden Beinkleider auf. Als wahrer Engländer beſprengt er ſeine Beweiſe nicht mit Zuckerwaſſer, ſondern mit vollen Gläſern Sherry, was gerade wirkt, wie Oel in das Feuer geſchüttet. Dieſe brutale Tavernen-Beredſamkeit iſt indeſſen nicht ganz ohne Erfolg. Um die Eigenliebe ihrer Herrlichkeiten zu geißeln und ſie wegen ihrer früheren Schwäche zu beſchämen, um ihnen zuzurufen, daß ihre Sache Sache ihres Erbrechtes ſey, ſchließt die Kühnheit des Advokaten damit, daß er ihnen ein wenig Muth in den Leib jagt. „Der Advokat hat Recht,“ ſagen ſie. Man hat wahrſcheinlich die Corporationen verläumdet, ich ſchlage vor, ſie ſelbſt zur Zeugſchaft ihrer Unſchuld zuzulaſſen. Der Rath verdient in Betracht gezogen zu werden.

Neue Sitzung, worin die Paßlichkeit dieſes Anhörens berathen

wird. Die Diktatur hatte nicht viel Mühe, den Beschluß zur That
power gebracht. Durch Drohungen gewußt und unerhörte vergessen die
Mission des Herrn Carrascosa unter dem Geschütze einer bewaffneten
Begegnungsmacht, der sogenannte Kongreßmann unter Bajonetten und
durch Kanonendonner zu Stande. Sonntags Abstimmung und Zu-
sammenberufung wurden von dieser Diktatur so gewonnen, so wurden die
leidenschaftlichen Gegner dazu mehr erhalten.

„Wir sind Sieger," sagt Don Manuel, „wenn Ihr unsere Macht durch Eure Zwietracht zu zerstören sucht. Wir werden nur Euch selbst zu Grunde richten. Eure langen Widerstand gegen die Parlamentsakte-
rieren hat Euch weder Ehre gebracht, noch in Eurem Lager Einigkeit. Ihr werdet Euch selbst noch mehr, wie Ihnen lange unter Eurem Joche stöhnt."

— „Auf Euch sieht die Verantwortlichkeit der unpopulären Akte," sagt Don Baldomero mit Berufung auf, indem in wenigen Worten Übergang über Alle die Schulden der ganzen Macht nehmend, „auf Euch allein. Euch, so wenn Ihr den Thron nicht stürzen, nicht überlegt werfet, für Euch selbst zum Falle verantwortlich."

Dieß waren Einschüchterungen vermöge welcher die Diktatur zu be-
wegen, auch in den innern Plane abzudringen; die Diktatur hat ihre
gewaltsamen Beschlüsse; der Kongreßmann seine gefügsame Meinung.

Die Ehre ist wieder von der Ehrsucht. Die Kongreßmänner er-
fahren es einer Reihe, gefühlt von der diktatorischen Gewalt, und keine
Ehre Anerkennung. Der Minister sagt ihnen die Fragen vor, ohne bei
ihren Abwägungen zu gaudern.

„Ja, politische Ehre! Minister, wohl gesprochen, wenn Ihr die
gutten Ehrenen für unerheblich erklärt. Wie soll Jeder der Diktatur
Dank, wenn Ihr auf der Diktatur sie, auf Ihr Gutdünken beruht?

Montagnes widerstehen dem Willen Narvaez. Und hat sich Jene
gefunden und Ihnen nicht auf den politischen Thron, Ihnen, der
Ehre Europaniens von England und Polen? welche dem Rath nicht
Folge geleistet haben. Wer hat sich es nicht gelegt, hat Rath auch
pflichtig leider Pflichten einer langen, schmachvollen, klassischen Pro-
scription sollte.

Anfangs murmelt man in gang Englisch. Bald verbrennen sich
die Einwohnerschaften, und legen ihre Ungeduldsmacht an den Tag.
Manchester rächen an die Farbe eine abweichige Meinung mit Mord und
gewaltig sondern Verbrechen, wurde ihre Verrichtungen erlebt wer-
den, daß sie wenig zu bestehen, und mit der Zeit zu schließen. Da
andern Ehren keinesmen kann sich weniger eroß. Was beschließt, sich
nicht weiter in weit zu beendigen, um Engelern an das Gefängniß

zu unterzeichnen, man wolle nur Petitionen an die Gemeinen verfaſſen, um dieſe zu bitten jenes zu unterdrücken.

Das Geräuſch des Volkes, ſo fernher es tönt, übertäubt unaufhörlich die Stimmen der deponirenden Corporationen.

„Holla!“ ruft Seine Gnaden, der Generaliſſimus der Tories aus, indem er ſich in den Finger beißt, „genug Depoſitionen. Halt! Wir ſind hinreichend unterrichtet. Man entlaſſe die Corporationen und ihre Advokaten. Es iſt Zeit, das Princip der Bill zu ergründen.“

Wieder eine Sitzung, worin die Pairie etwas mehr Muth, wenn auch nicht Verſtand zeigt. Die Lage muß ernſt ſeyn; wir erblicken einen Schauſpieler auf der Scene, der nur bei großen Gelegenheiten und bedeutungsvollen Entwickelungen des politiſchen Drama erſcheint: das iſt Lord Mansfield, der Royer-Collard der Tories. Er hat bei unſerer Gallerie nicht figurirt, weil er nicht zur ordentlichen Sammlung des Oberhauſes gehört. Er kommt nur von Zeit zu Zeit, wenn die Ariſtokratie in Gefahr iſt, um ſeine Lärmkanone loszubrennen. Der edle Lord hatte ſeine Herrſchaften ſeit den Discuſſionen über die Parlaments-Reform kaum verlaſſen. Lord Mansfield iſt hoch gewachſen, aber ein wenig gebückt. Sein ſanfter, verſöhnlicher Ton ſteht ganz im Einklange mit dem gemäßigten Ausdruck in ſeinem Geſichte. Gern erkenne ich die dogmatiſche Eleganz der Rede, welche Lord Mansfield am 12. Auguſt gehalten hat. Da ihm ſeine Umſicht aber den Rath gibt, der Reform der Municipalitäten keinen Beſchluß der förmlichen Nichtannahme entgegen zu ſetzen, zu was uns ſagen, daß ſein Gewiſſen dieſen Grundſatz eben ſo ſehr mißbillige, als den der Parlaments-Reform? Lange prüft er das Gleichgewicht der Gewalten; auf geſchickte Weiſe ſetzt er auseinander, wie unter gewiſſen Umſtänden eine Verſammlung der äußeren Gewalt weichen könne, oder müſſe. Meiner Anſicht nach beſtünde die wahre Weisheit darin, ſich nach dieſen Theorien zu benehmen, ohne ſie öffentlich auszukramen.

Der Herzog von Wellington iſt viel naiver. „Wenige Einzelnheiten ausgenommen, iſt dieſe Bill abſcheulich,“ meint Seine Gnaden; indeſſen weiß er im Aeußern viel zu ihren Gunſten; er geſtattet, ſie in Betracht zu ziehen.

Der Herzog von Newcaſtle, Lord Falmouth und einige andere Hochtories proteſtiren vergebens gegen dieſen furchtſamen Rath. Ihre edel verwegene Stimme wird von denen übertäubt, welche ſich klug dünken, und nur unnütz ängſtlich ſind. Die Bill wird in Erwägung gezogen, und endlich in das Comité genommen.

Wäre das Getöſe von Außen fortgeſetzt worden, ſicher würde die Reform der Corporationen unangetaſtet und bei vollem Leben aus den

Händen ihrer Herrlichkeiten hervorgegangen seyn. Die Lords sind nicht die Männer, welche gegen eine augenscheinliche Gefahr kämpfen; haben sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt, so besinnen sie sich eines andern; sie wagen es, dem Lande den Puls zu fühlen. Unglücklicher Weise hatte das Land ein wenig Fieber, aber es war noch nicht zum wirklichen Ausbruche gekommen.

„Dieser Kranke ist nicht ruhig," bemerkten die edlen Pairs, unvorsichtige Doktoren, wie sie eben sind; „indessen ist jetzt noch nichts von ihm zu befürchten. Lassen wir uns nicht entmuthigen, die Bill ist noch unserer Discretion anheimgestellt. Sehen wir zu, ob wir die Bill, ohne sie gerade zu tödten, nicht mehr todt als lebendig den Gemeinen zurücksenden können."

An Händen und Füßen gebunden lag die Bill ihrem Mitleid anheimgestellt. Vier Nächte wurde ein grausames Opfer an ihr vollzogen. Hier liegt sie auf der Tafel des Comité, wie auf der eines Amphitheaters; nach Lust wetzt man das Messer der Amendemens. Lord Lyndhurst, als Prosector, leitet die Verstümmelungen; er dringt am tiefsten mit dem Skalpirmesser ein; er arbeitet in den innersten Eingeweiden. Indeß will Jeder sein Stück abschneiden; der Eine diesen, der Andere einen andern Paragraphen, der Dritte einen ganzen Artikel. Am zersäbelten Körper haben sie kaum noch gelassen, was in der Regel an einem Skelette bleibt.

Zu dieser Arbeit hat die Pairie einen Monat verwendet — und hätte sie dabei nur wenigstens das Verdienst eines insolenten Muthes gezeigt! Sie war aber nur eine träge, linkische Missethäterin. Soll man sich wundern, über das einstimmige Geschrei der Reformisten, welches beinahe in den Blättern der Whigs selbst ertönt; soll man sich wundern, wenn laut und allgemein gefragt wird, zu was die Pairs gut seyen? und ob es nicht besser wäre, diese vor Allem zu reformiren? Ist es besser, daß in Birmingham in voriger Woche der Redner eines populären Klubbs die Abschaffung der Pairie und zu gleicher Zeit die des Königthums inmitten von Beifallsbezeugungen, welche den Saal erschüttern, vorschlägt, welche Thatsache bewundert in vollem Unterhause berichtet wird?

Seit dem Tage, da man die verfaulten Flecken ihren Händen entriß; seit die Gemeinen aufgehört haben, ihr Werkzeug zu seyn, um Stimme und Arm des Volkes zu werden, haben die Lords den Todesstoß bekommen. Von ihnen hing es ab, daß man sie ihre Agonie verlängern und ruhig sterben ließ. Aber erheben sie sich nicht als Verräther und erdreisten sich, von hinten den edeln Feind zu verwun-

den, der den Gnadenſtoß von ihrer Bruſt gewendet hatte, während er den Fuß auf ihre Gurgel geſetzt hielt?!

Die Unſinnigen! Sie möchten einen Kampf gegen die Gemeinen entſpinnen! Erkennen ſie nicht die Quelle unwiderſtehlicher Kraft in einer Verſammlung, welche die ewige Fluth des Volkes nährt. Obgleich die Wahlkammer in dieſem Jahre noch Mäßigung zeigt, ſo wendet ſie doch ihre Allgewalt an; ſie ſetzt Ihre königlichen Hoheiten auf das Schemelchen; ordnet Hausſuchungen an und ſperrt nach Gefallen ein. Was wird ſie nicht wagen, wenn ihr durch eine neue Wahl ein neuer radikaler Strom zufließt. Die Lords würden wohl thun, das zu bedenken. Lange haben ſie das Land vor ihre Schranke gefordert; bald kommt die Reihe an das Land, ſie vor die ſeinige zu fordern. Haben ſie vergeſſen, wie das lange Parlament über ihre Vorfahren verfügte, ſo könnten ſich die Gemeinen vielleicht bald daran erinnern. Das wird keine furchtſame, ehrerbietige Kammer ſeyn, ſondern eine Verſammlung, die eines Morgens vielleicht an ihrer Thüre ſitzen wird, eine Verſammlung, um ſo leichter ſouverain, je feſter geordnet ſie ihre außerordentliche Gewalt finden wird.

London, den 31. Auguſt 1835.

Andrew O'Donnor.

Der indeſſen zwiſchen den beiden Kammern zu Stande gekommene Vergleich möchte O'Donnor zu einer Vervollſtändigung dieſes Aufſatzes veranlaſſen, die wir bei hinreichendem Intereſſe mittheilen werden.

Aus den

Memoiren eines Reisenden

im vorigen Jahrhundert.

Zweiter Artikel.

Prag, im November 1730.

— — — Es ist bereits ein Monath, daß ich mich hier befinde; mir scheint es kaum mehr als ein Tag zu seyn. Ich unterhalte mich trefflich — man überhäuft mich mit Güte und Auszeichnung. Prag, eine uralte Stadt, seit Jahrhunderten der Sitz der böhmischen Könige, gehört unstreitig zu den größten Städten in Europa. Sie ist mit Wällen umgeben, und so stark befestigt, als ein Platz von solchem Umfange es seyn kann. Sie wird in zwei Stadtvierteln getheilt, die Altstadt und die kleine Seite; die Moldau, die sie durchströmt, macht die Theilung. — —

Die Lage von Prag ist sehr angenehm; die Stadt ist von Gärten und schönen Landparthien umschlossen, in ihrem Innern mit den herrlichsten Gebäuden geziert. Die Palläste der Grafen Czerrin und Sternberg sind ausgezeichnet schön. Die Möblirung des ersten ist von großem Reichthum; überdieß eine ausgewählte Bildergallerie, ein Porzellain-Cabinet, ein Waffensaal, eine Naritäten-Kammer. Das Haus des Grafen Sternberg ist minder groß, hat aber eine bessere Eintheilung — es würde selbst in Rom für schön gelten. Aber alle diese Gebäude werden von dem Pallaste des verstorbenen Grafen Gallas, Vicekönigs von Neapel, übertroffen. Er hat Reichthum und Geschmack vereinigt, um seinen Wohnsitz zu verherrlichen. Schade, daß das Gebäude keine bessere Lage hat, und daß der junge Graf nicht die Idee seines Vaters ausführte, der fünf bis sechs alte Hütten, die ihm zugehörten, niederreißen wollte, um einen schöneren Platz zu gewinnen. Mönch- und Frauenklöster, in zahlreicher Menge, tragen das ihre bei, diese große

Stadt zu verschönen. So haben die Jesuiten eines der herrlichsten Häuser. Sie lassen itzt eine Kirche bauen, die mit einem Reichthume verziert ist, wie ich außer Italien nirgends gesehen habe. Die Kathedrale ist in der Kleinseite auf einem Berge gelegen, den man Hradschin nennt. Sie ist ein sehr altes Werk, von den Schweden abgebrannt, und nur zur Hälfte wieder hergestellt. Ihr Hauptvorzug besteht in der Festigkeit ihrer Pfeiler und Bogen. Mir scheint, daß die architektonischen Schönheiten dieser Kirche selbst den Gothen gothisch vorkommen würden. In dieser Kirche wird auch die Krönung des Königs und der Königin von Böhmen vorgenohmen. Der Erzbischof von Prag verrichtet die Salbung an Beiden; aber die Abtissin von St. Georg (eine Abtei, auf dem Hradschin gelegen,) setzt der Königin die Krone auf's Haupt, wobei sie von den Frauen der obersten Landes-Offiziere unterstützt wird.

Man verwahrt die Leiber zweier Heiligen in dieser Kathedrale, die bei den Böhmen in großer Verehrung sind. Der eine ist der heilige Wenzel (König von Böhmen), der andere der heilige Johann von Nepomuk (Beichtvater der Gemahlin des grausamen Kaiser Wenzels). — — Johann wurde unlängst vom Pabste Benedict XIII. auf das besondere Verlangen der böhmischen Stände heilig gesprochen. Die Kosten dieser Ceremonie wurde von den Ständen getragen, und zu Rom in St. Johann von Lateran mit außerordentlicher Pracht vollzogen. — — — Im rechten Flügel des Chors erhebt sich ein Altar, auf dem der Heilige in einem Sarge von Silber ruht; seine Zunge wird in einer Art von Tabernacl verschlossen, wo sie häufig Wunder wirkt. Man strömt von allen Seiten herbei, um die Hülfe des neuen Heiligen anzuflehen. Der Sarg ist mit Kostbarkeiten überladen, die Kaiserin selbst hat einen prächtigen Thronhimmel hiehergeschenkt. Doch Niemand hat so kostbare Beweise seiner Verehrung aufgestellt, als der Fürst von Schwarzenberg, Oberststallmeister des Kaisers, *) und der Graf von Martinitz, Hofmarschall. Beide schreiben es nur der Fürbitte des Heiligen zu, daß ihre Frauen von Knaben entbunden worden sind, ob ich gleich glaube, daß die Sache auch ohne Wunder möglich war. Ich will diese interessanten Begebenheiten erzählen, wie sie hier allgemein bekannt sind.

Die Fürstin Schwarzenberg hatte in den ersten Jahren ihrer Ehe nur eine Tochter. Ihr Gemahl hatte sie durch vierzehn Jahre vernachlässigt — sie brachte in dieser Zeit keine Kinder; was in der

*) Es ist derselbe, der später das Unglück hatte, auf der Jagd von Kaiser Karl erschossen zu werden.

Regel war. Plötzlich ſtellen ſich die ehlichen Verhältniſſe wieder her, und die Fürſtin wird mit einem Knaben entbunden. Im Grunde war das eine ſehr natürliche Begebenheit — aber Alles ſchrie Wunder, und ſchrieb die Geburt des Knaben einer neuntägigen Andacht zu, die die Fürſtin am Grabe des heiligen Nepomuk hielt, und der Fürſt belohnte ſeine Fürſprache mit einer Anzahl ſilberner Vaſen, mit denen man ſeinen Altar und ſein Grab ſchmückte.

Ungleich größer ſcheint das Wunder, womit das Haus Martiniz beglückt wurde. Der Graf mochte vierzehn oder fünfzehn Jahre verheirathet ſeyn, und noch zeigte ſich keine Hoffnung zu einem Erben. Die Gräfin war von einer ſtarken Wohlbeleibtheit, ſie hatte mehrmals Karlsbad gebraucht — aber immer umſonſt. Der Graf, der leidenſchaftlich einen Sohn wünſchte, ließ es nicht am Gebethe fehlen; er verrichtete mehr als eine neuntägige Andacht, er wallfahrtete nach Rom und Loretto — der Himmel blieb taub für ſein Flehen, und er ohne Erben. Endlich als man ſchon nicht mehr wußte, an welchen Heiligen man ſich wenden ſollte — beſchloß Gräfin Martiniz eine Wallfahrt, und neuntägige Andacht am Grabe Johann von Nepomuk. Man reist nach Prag, wirft ſich dem Heiligen zu Füßen — und kurze Zeit darauf fühlt ſich die Gräfin in geſegneten Umſtänden, und wird nach neun Monathen mit einem geſunden Knaben entbunden. Mag ein Jeder davon denken, was er will. — Die Gnade war immer ein paar ſilberne Geſchirre werth; der dankbare Graf opferte drei maſſive ſilberne Lampen, die itzt am Grabe des Heiligen zu ſehen ſind.

Das Vertrauen der Böhmen auf ihren heiligen Johann von Nepomuk iſt ſo groß, daß ſie den heiligen Wenzel, ihren alten Landespatron ganz vergeſſen haben. Es giebt keine Kirche, in der er nicht eine Kapelle, keine Brücke, auf der er nicht eine Statue hätte. Alle Welt hier, Vornehme und Geringe, Frauen und Männer tragen ſein Bildniß, in Form eines Ordens, an einem feuerrothen Bande um den Hals. Kurz, Johann von Nepomuk iſt der einzige Heilige, der in der Mode iſt; man überhäuft ihn mit Geſchenken, und bald wird er ſo reich ſeyn, als unſere liebe Frau zu Loretto.

Das königliche Schloß ſtößt an die Kathedrale. Ein großes, weitläufiges Gebäude ohne Symmetrie. Der Saal, in dem am Krönungstage die Feſtlichkeiten ſtatt finden, iſt nach der Weſtminſterhalle, das größte Gebäude dieſer Art, was ich geſehen. Die Gärten, die zum Schloſſe gehören, ſind von bedeutendem Umfange, aber all' ihr Vorzug liegt in ihrer Lage. Auch ſind die Gemächer des Schloſſes niedrig, ohne Zierath, aber ſie biethen eine herrliche Ausſicht dar. In dieſem Schloſſe verſammeln ſich die Gerichtshöfe des Königreichs.

Das erste Tribunal besteht aus den Statthaltern; sie sind geheime Räthe des Kaisers, und die Meisten von ihnen oberste Landesoffiziere. Zwei von diesen Statthaltern sind blos Edelleute; sie vertretten die Rechte des niedern Adels, gegen die Herrn. Denn die Fürsten, Grafen und Barone bilden einen Körper für sich, und würden sich für beschimpft halten, wenn man sie Edelleute titulirte; obgleich Heinrich IV. König von Frankreich sich's zur Ehre rechnete, der erste Edelmann seines Reiches zu seyn, und Franz der Erste keinen höheren Schwur kannte, als „bei der Ehre eines Edelmanns.“ Der Chef der Statthalterei führt den Titel Oberstburggraf; er repräsentirt die Person des Monarchen, und untersteht Niemanden als dem Kanzler von Böhmen, der beständig beim Kaiser ist.

Die Brücke über die Moldau, die die Altstadt mit der kleinen Seite verbindet, ist eine der längsten und festesten Brücken in Europa. Zu beiden Seiten sind Statuen von Heiligen angebracht, die ihr zur Zierde dienen sollen, aber sie sind von sehr mittelmäßiger Arbeit. Auch ein Kruzifix findet sich darunter, das die Juden auf Befehl der Regierung errichten mußten, zur Strafe, weil sie am Ostertage einen Christenknaben gekreuzigt hatten, um das Andenken an dem Tode des Heilandes zu verspotten.

Die Juden sind die einzigen Sectirer, die in Böhmen geduldet werden. Es giebt wohl noch hie und da Hussiten; aber sie halten sich verborgen, und die Regierung scheint sie zu ignoriren. Man hat mir versichert, daß über vier und zwanzig tausend Juden allein in Prag sind; die Sache mag übertrieben seyn, aber daß sie in großer Anzahl hier sind, ist gewiß. Ihr Quartier, in der Altstadt, bildet eine kleine Stadt für sich. Sie haben den ganzen Handel in den Händen, sie treiben alle Gewerbe, und da sie überdieß alte Sachen an Zahlungsstatt annehmen, so setzen sie dem christlichen Gewerbsmann das Messer an die Kehle. Dieses Volk vermehrt sich wie die Kaninchen, und der Kaiser soll sich bewogen finden, eine Verordnung ergehen zu lassen, die in Zukunft nur dem Aeltesten einer Familie erlaubt zu heurathen. Diese Nachricht beunruhigt dergestalt die Juden, daß sie schon große Summen angebothen haben, jene Verordnung zu hintertreiben.

Außer Rom, Paris und London gibt es keine Stadt, wo es so vielen und so reichen Adel gebe, als in Prag. Man findet nirgends Kavaliere die mehr Pracht zeigten, und mit größerem Aufwande ihre Revenuen verzehrten, als hier. Sie sind höflich und zuvorkommend gegen Fremde, von denen sie wissen, daß sie Standespersonen sind. Selten findet sich hier ein Kavalier, der nicht in seiner Jugend Holland, Frankreich oder Italien gesehen hätte. Diese Reisen sind auch zu ihrer

A. Ammüller Stampe 1832 V. Band

Englisches Abendmahl

Nachtmahl den 17ten October 1833.

Digitized by Google

Ausbildung um so nöthiger, da die Erziehung, die sie erhalten, nicht zu den besten gehört. Sie reisen selbst nicht so, wie es Leuten von ihrem Stand und Reichthum zukömmt. Ihre Hofmeister durchreisen die Welt mit ihnen, wie die Kourire. Der größte Theil dieser sogenannten Erzieher sind Wallonen, Luxemburger, Lothringer u. s. w., Abenteurer ohne Kenntnisse und feinen Sitten, die Alles gethan zu haben glauben, wenn sie ihren Kavalieren Häuser und Kirchen zeigen, und da sie sich selbst nicht in bessere Gesellschaft wagen, auch ihre Eleven davon zurückhalten. Da heißt es: Se. Excellenz der Herr Papa hat Oeconomie anbefohlen — in großen Assembleen wird hoch gespielt, das geht nicht auf der Reise — besser, man bleibt zu Hause. Höchstens führt man sie in's Schauspiel, und auch das nicht zu oft, denn es kostet Geld. So knikert der Hofmeister, und spikt dabei seine Börse auf Kosten der Kavaliere. Gefällt es ihm nicht an einem Orte, so muß die Reise fortgesezt werden, wenn gleich der Platz für die Bildung des jungen Mannes vorzüglich geeignet wäre, und an Papa und Mama wird geschrieben, daß die Luft in der Stadt dem jungen Herrn nicht zuträglich gewesen sey. Sechs Wochen, um Paris kennen zu lernen, vierzehn Tage, um den Geist der Engländer zu studieren, acht Tage für Rom oder Neapel, mehr brauchen diese erleuchteten Führer nicht für ihre Zöglinge. Und haben sie ihnen in Paris die anatomischen Wachspräparate und das Observatorium, in London die Löwen im Tower, in Rom die Katakomben und in Neapel die Flüssigmachung des Bluts des heiligen Januars und den Berg Vesuv zeigen lassen, so ist der Zweck der Reise vollkommen erfüllt, der junge Herr ist mit den interessantesten Dingen bekannt gemacht, und kömt nach einer Abwesenheit von achtzehn Monathen als ein vollendeter Kavalier in's väterliche Haus zurück. Der würdige Mentor erhält für seine Bemühung zwei auch dreitausend Gulden Belohnung, und findet bald wieder einen andern Schwachkopf, der ihm sein Söhnlein zu einer ähnlichen Führung vertraut. Wäre es nicht besser, statt die Menschen auf diese Weise reisen zu lassen, ihnen die Pläne und Abbildungen aller Städte kommen zu lassen: das kostete weit weniger; der Vater hätte die Freude, seinen Sohn immer um sich zu haben, und könnte mit den Abbildungen zulezt noch ein Lusthaus tapezieren lassen.

Ich glaube nicht, daß der Adel irgendwo so zur Verschwendung geneigt ist, wie hier. Das macht denn freilich, daß er ungeachtet der ungeheuren Einkünfte tief in Schulden steckt. Zum Glücke sind die Besitzungen in diesem Lande so groß, daß sich selten ein Kavalier ganz zu Grunde richten kann. Der größte Theil der Herrschaften sind Majorate, und dürfen weder veräußert, noch mit Schulden überladen

werden ohne Zuſtimmung der ganzen Familie und des Königs ſelbſt — eine Zuſtimmung, die ſehr ſchwer zu erlangen iſt. Hat der Majoratsherr die Allodialgüter verſchwendet, und fährt er fort, Schulden zu machen, ſo wenden die Gläubiger oder die Familie ſich an die Regierung und verlangen einen Sequeſter, der ihm geſezt wird, bis die Schulden abbezahlt ſind. — — —

Obgleich die Böhmen den Ruf braver Soldaten haben, ſo hat doch der hohe Adel keine Neigung zu dieſem Stande. Der größere Theil zieht die Civildienſte vor, oder ergiebt ſich dem Privatleben. Gewohnt, unumſchränkte Herrn auf ihren Gütern zu ſeyn, wo der Bauer ein Sclave iſt, oder in Prag zu leben, wo ſie der Bürger wie kleine Souveräne verehrt, vermeiden ſie ſo viel möglich den Aufenthalt in Wien. Denn dort werden ſie wie andere Unterthanen angeſehen, und ſind genöthigt, dem Kaiſer und den Miniſtern den Hof zu machen. Wird ein böhmiſcher Kavalier majoren, ſo muß er dem Kaiſer, als ſeinem Herrn, den Eid der Treue ſchwören. Keinem von ihnen iſt geſtattet, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Hofes das Land zu verlaſſen, unter Strafe der Confiscation ſeiner Güter. Sind ſie von ihrer Reiſe ins Ausland zurückgekommen, ſo laſſen ſie ſich zu Kammerherrn machen, mehr, um ihren Frauen einen gewiſſen Rang zu verſchaffen, als ſich ſelbſt dem Hofleben anzuſchließen. In der Folge ſuchen ſie Statthaltereiräthe oder wohl gar Statthalter zu werden. Dieſe Stelle ſcheint das Ziel aller ihrer Beſtrebungen zu ſeyn. Als Statthaltereiräthe machen ſie auf den Titel Exzellenz Anſpruch; da aber jene, die ohne eine Anſtellung leben und ein eben ſo großes Haus machen, ihnen dieſe Auszeichnung ſtreitig machen, ſo bleibt ihnen zulezt nichts übrig, als ſich von ihrer Dienerſchaft und den Klienten als Exzellenzen betitteln zu laſſen. Man könnte von dieſen Exzellenzen ſagen, was die Herzogin von Elboeuf von den Prinzen von Bouillon ſagte: ſie wären Bedienten-Hoheiten — weil Niemand als ihre Bedienten ihnen den Titel Hoheit gäbe.

Von all den großen und reichen böhmiſchen Kavalieren ſind nur die Lobkowize, Kinsky, Kollowrate und Martinize, die am kaiſerlichen Hofe glänzen. Zwar giebt es noch mehrere Herrn in Wien, die in Böhmen große Beſitzungen haben, allein ihre Familie iſt nicht urſprünglich aus dieſem Königreiche. — —

Gehört Böhmens Adel unſtreitig zu dem reichſten in der Monarchie, ſo ſchmachtet im Gegenſatz der Bauer in der elendeſten Lage. Seine Grundobrigkeit iſt Herr über ſein Gut, ſeinen Leib und ſein Leben. Dieſe armen Menſchen haben oft nicht Brod zu eſſen — etwas unglaubliches! in einem Lande, das an allen Gütern der Erde einen

Ueberfluß hat. Sie dürfen den Ort nicht verlassen, keine Dienste suchen, kein Handwerk erlernen ohne Erlaubniß ihrer Herrschaft. Dieser Druck macht auch diese Unglücklichen so furchtsam und kriechend, daß sie jedem, der sie anspricht, den Saum des Kleides küssen. So fürchterlich die Strenge ist, mit der ihnen begegnet wird, so nothwendig ist sie auch — da das Volk, wie man behauptet, faul, stützig und hartnäckig, durch Güte nicht zu leiten ist. Gewöhnt, vom Vater auf den Sohn mißhandelt zu werden, können kaum Prügel sie zähmen, das einzige Mittel, sie zu regieren.

Die Böhmen haben großes Talent zur Musik, besonders sind sie auf dem Waldhorn ausgezeichnet. Es giebt beinahe keinen Flecken im Lande, wo die Messe nicht mit Musik begleitet würde.

Es ist gewiß, daß Böhmen zu den besten Ländern gehört, die der Kaiser besizt; und nach Ungarn sicher das einträglichste. Es hat eine Ständische Verfassung. Der Kaiser (König) beruft alle Jahre die Stände in seine Hauptstadt Prag. Sie bestehen: aus dem Clerus, den Herrn, den Rittern und den Städten. Ein vom Kaiser ernannter Comissär eröffnet in seinem Namen den Landtag, und theilt ihnen die Forderungen Seiner Majestät mit. Die Stände, eben so gehorsam als bereitwillig, erfüllen Alles, was man von ihnen verlangt, so viel es auch immer seyn mag. Auch würden sie über die höchsten Auflagen nicht murren, wenn sie nur so glücklich wären, den Kaiser in ihrer Mitte zu haben: aber so sehen sie, wie man ihr Land aussaugt, um die Oesterreicher damit zu bereichern, gegen die sie eine angebohrne Abneigung haben, und die ihnen von diesen reichlich zurückbezahlt wird.

Ich gestehe es aufrichtig, daß ich ungern Prag verlasse. Ich finde, daß die Böhmen die besten Menschen unter dem Monde sind, und Prag unter allen Städten der Monarchie der angenehmste Aufenthalt. Man kann hier seinen Cirkel ganz nach Wunsche wählen; die Damen sind liebenswürdig; das Spiel (beinahe das allgemeinste Vergnügen und so hoch, als man es will) ist in allen bessern Häusern zu finden, in denen eine fröhliche Gesellschaft von Damen und Herrn jeden Abend zusammenkömt. Man lebt da ganz herrlich: Fasanen und Schnepfen sind im Ueberfluß, an Fasttagen köstliche Forellen, Lachse und Krebse. Und damit nichts hier mangle, so sind auch die böhmischen Weine von vorzüglicher Güte. Auf den Herrschaften des jüngern Grafen Czernin in Melnik wächst ein rother Wein, der dem Burgunder nahe kommt. Kurz, man ißt und trinkt, und in guter Gesellschaft, und ich gestehe, daß ich dieses Vergnügen vielen Andern vorziehe, man kann darin abbrechen, wenn man's für gut findet, und es taugt für alle Lebensalter. —

Im Winter iſt eine erträgliche italieniſche Oper hier, prächtige Schlittenfahrten, und Maskeraden, wo man tanzt bis zum Ohnmächtigwerden. Auch öffentliche Bälle finden ſtatt, und zwar mit einer ſo außerordentlichen Pracht, daß nur die Bälle zu Haymarket in London damit verglichen werden können.

Während des Sommers (wo wenig große Welt ſich hier findet) ſind die Geſellſchaften nicht ſo zahlreich. Der Adel verſammelt ſich Abends im Schwarzenbergiſchen Garten; es wird da geſpielt, mediſirt, ſpaziert, und am Ende öffnet ſich immer ein oder das andere Haus, wo man ſoupirt.

Wer Liebhaber vom Landleben iſt, wird überall mit offenen Armen aufgenohmen. Je länger man bleibt, je lieber iſt man geſehen. Das Vergnügen der Jagd biethet ſich den Freunden derſelben in allen Arten an: nebſt der gewöhnlichen Jagd trifft man bei vielen Herrn Reigerbeizen und Parforcejagden. Iſt die Witterung ungünſtig, ſo kömt Muſik an die Reihe, die größtentheils von der Dienerſchaft des Hauſes ausgeführt wird — und ſo geht das Vergnügen nie aus. Ueberdieß herrſcht in allen dieſen Häuſern die größte Ungebundenheit. Wer kann alſo noch zweifeln, daß ich Böhmen nur höchſt ungern verlaſſe! —

F. v. B — r.

Der grüne Wald.

Von der Herzogin von Abrantes.

Es war im Herbste des Jahres 1831, der Tag fing an, zu grauen, und der Wald beleuchtete sich schon mit dem ersten Scheine des Morgens, als mehrfach wiederholte Schüsse sich in einem einsamen Theile desselben vernehmen ließen. Auf dieß Geräusch sprang ein Jüngling auf, der unter den Birken schlief, die ihn mit ihren herabhängenden Zweigen bedeckten, und zog ein Pistol, das in seinem Gürtel steckte. Er zog es auf, neigte den Kopf, und schien zu horchen, ob man auf ihn zukomme; aber die Schüsse wiederholten sich nicht mehr, die tiefste Ruhe herrschte im Walde, und die Stille in dem dicken Gebüsche, das den jungen Menschen verbarg, wurde nur durch das leise Geräusch eines frischen Morgenwindes gestört, der mit den zitternden Blättern der Birken und Erlen spielte, woraus nebst den Fichten die ungeheuren Wälder Polens allein bestehen. Der Himmel war rein blau; die Sonne ging auf in ihrer ganzen Pracht, und ihre Strahlen drangen durch die gefranzten Zweige der Tannen und das bewegliche Laub der Birken, und erwärmten den jungen Menschen, der so plötzlich aus seinem Schlummer aufgeweckt worden war.

Er schien kaum achtzehn Jahre alt zu seyn. Sein schlanker und zierlicher Wuchs war in den grauen Ueberrock der polnischen Patrioten eingezwängt.

Auf beiden Seiten seiner Brust sah man zwei Reihen Cartouchen, die zur Vertheidigung jener unglücklichen Schlachtopfer bestimmt waren, die von den Russen Insurgenten genannt wurden. An dem Gurte von schwarzem Leder mit einem Schloß von Vermeil, woran man ein Wappen mit einer Grafenkrone erblickte, hing ein türkischer Säbel von hohem Preise mit gekrümmter Klinge. Auf dem Kopfe des jungen Polen saß die viereckige Mütze der Freiwilligen, unter welcher sich viele blonde, glänzende Seidenlocken hervorsträubten. Er schien zu leiden; er war bleich, niedergedrückt, und seine großen blauen Augen schienen nicht die Helle des Tages ertragen zu können.

Er ſchien aufmerkſam auf entferntes Geräuſch zu horchen, und dieß deutete auf eine Gefahr, die ihn bedrohte. Er glaubte, einen Schuß im Dickicht zu vernehmen, und alsbald verließ er den Felſen, worauf er lag, und nahm ſeine frühere Stellung zur Vertheidigung an; aber bald wurde er wieder ruhig, ſeine Hand fiel an ſeiner Seite nieder, und der junge Patriot überließ ſich von Neuem einem tiefen, melancholiſchen Träumen.

„Sie haben meine Spur verloren,“ ſagte er endlich, „ich höre nichts mehr. Was ſoll ich in dieſer Wüſte beginnen? Wo ſoll ich einen Führer finden? O Warſchau! Wird es mir vergönnt ſeyn, zu deiner Rettung noch herbei zu eilen oder unter deinen Mauern zu ſterben?“

Indem er dieſe Worte ſprach, ſchien es, als würde er von einem jener Gefühle beherrſcht, welche ein ganzes Schickſal beſtimmen und leiten. Seine Bläſſe war verſchwunden unter der Purpurröthe des Fiebers, aber jenes Fiebers der Seele, welches das Leben verzehrt und mit zwanzig Jahren den Tod bringt.

Endlich ſagte er: „Auf, voran!“

Er nahm ſeine Mütze ab, warf ſein Haar auf die Seite mit einer ſehr graziöſen Bewegung, dann ſetzte er ſeine kleine Tſchapka wieder auf; er zog die Schnalle ſeines Gürtels feſter zu, riß den Säbel aus der Scheide, beſah ſeine Klinge, und ein triumphirendes Lächeln ſchwamm auf ſeinen Lippen, wie er den Säbel ſchartig erblickte, und von kaum getrocknetem Blute gefärbt.

„Das iſt ruſſiſch Blut,“ ſagte er mit einer hohlen, tonloſen Stimme und mit einem unerklärbaren Ausdruck.

Er riß einen vom Thau feuchten Grasbüſchel aus, und wiſchte die blutigen Spuren von ſeiner Waffe; wie ſie wieder blank war, ergriff der junge Soldat das damascirte Heft, kniete nieder, hob den Säbel zum Himmel, und ſchien lange inbrünſtig zu beten. In dieſem Augenblick wurden ſeine Geſichtszüge von einer erhabenen Schönheit umleuchtet; es lagen in ſeinem glühenden Blick, in ſeinem todesverachtenden Lächeln, in dem ganzen Ausdruck ſeiner Phyſiognomie unbekannte Gedanken, fremde, aber ſchöne und erhabene Gefühle; ſeine Augen ſchoſſen Blitze, und wie groß auch die Anzahl der Ruſſen geweſen wäre, die ſich auch nur wenigen Männern entgegen geſtellt hätte, welche der, den ich eben ſchilderte, befehligte, ſo würde doch nicht Einer von ihnen die Newa wieder geſehen haben.

Aber dieſe begeiſterte Miene, die das Gebet erzeugt hatte, machte einem unbeſtimmten Schmerze Platz. Der junge Mann erbleichte, ſeine Hand ſenkte ſich und ſtützte ſich auf ſeinen Säbel, ſein Leiden ſchien ſich zu verdoppeln; er unterlag auf dem Felſen, der ihm als Ruheſtätte gedient hatte, und ſein Kopf fiel auf den kalten Stein, den kein Moos umwucherte.

„Mein Gott, welche Leiden!“ ſagte er, indem er ſeine Bruſt zuſammenhielt. „Ich verbrenne und nicht ein Tropfen Waſſer! Dieß iſt das Gericht der Verurtheilten! Mein Gott, mein Gott! habe Mitleid mit mir!“

Er erhob ſich und blickte umher, um eine Quelle zu ſuchen, obgleich er wohl wußte, daß keine da war. Sein Mund wurde immer trockener, und das Fieber nahm zu. Bald wurde der Kopf des jungen Soldaten ſo ſchwer, daß er ihn nicht mehr zu tragen vermochte; ſeine Augen ſchloſſen ſich, und er fühlte einen ſolchen Schmerz, daß er zu ſterben wähnte.

„Hier zu ſterben — ſo weit von Allen, die ich liebe,“ ſo murmelte er in dem traumähnlichen Zuſtande, der das Fieber begleitet. „O mein Gott!“ —

Plötzlich ſteht er auf; er ſchwankt, aber ſein Wille iſt ſtärker, als ſein Leiden.

„Hier würde ich ſterben,“ rief er, „wenn ich hier bliebe, aber ich will nicht ſterben! . . . . . Ich will hier nicht in der Wüſte ſterben. Bis zum letzten Herzſchlage gehört mein Leben meinem theuren Vaterlande. Muß ich ſo jung ſterben, ſo ſey es wenigſtens vor den ruſſiſchen Kanonen.“

Er ſchnitt mit ſeinem Damaſcener einen ſtarken Fichtenzweig ab, um ſich beim Gehen darauf zu ſtützen.

Nur mit Mühe kam er aus dem Dickicht, welches ihm Schutz gewährt und das Leben gerettet hatte; der Unglückliche wußte nicht, daß die Ruſſen in derſelben Nacht das Gehölz nach ihm durchſucht hatten, und daß ſie neben ihm waren, während er ſchlief. Dieſer junge Kopf war ein reicher Fang, und der untergeordnetſte ruſſiſche Anführer, welchem die Koſacken denſelben gebracht hätten, würde ihn mit Gold aufgewogen haben.

Der Wald, den der Flüchtling durchzog, war einer der ausgedehnteſten in Polen. Er begränzt dieſes Land ſowohl nach Preußen, als auch gegen Bialiſtok zu nach Rußland, und in den Tagen, welche dem Unglück der litthauiſchen Armeen gefolgt waren, wurden dieſe wilden und einſamen Gehölze von zitternden Polen belebt, welche dem Säbel, der Pike, dem Dolche der Ruſſen zu entfliehen ſtrebten. Das ganze Corps des Generals Gielgud hatte ſich nach Preußen geworfen, und gehofft, dort eine Zuflucht zu finden; aber nichts als Gefangenſchaft gefunden. Jene Polen, die ihm nicht folgen konnten, waren glücklicher geweſen. Die Ruſſen hatten Alles getödtet, was ihnen begegnet war. Bei jedem Schritt ſtieß der Verbannte auf ſchreckliche Spuren. Plötzlich ſtürzt er ſich auf einen Gegenſtand, der aus dem Geſträuche hervorleuchtet. Er hebt ihn auf: es iſt eine Piſtole voll Blut und Erde. Der junge Menſch reibt den Schaft mit ſeinem Aermel. Ein Schrei entfährt ihm, als er das hineingegrabene Wappen erblickt.

„Todt!“ ruft er, „todt! Auch er! O Leo! Es iſt zu viel . . . . zu viel zu ertragen . . . . todt! . . . .“ Der Verbannte ſtürzt zur Erde, und ſein großes blaues Auge durchſpäht das Dickicht, um unter den Tannenäſten irgend einen geliebten und verehrten Gegenſtand zu erblicken; aber er ſieht nichts, er läßt die Hand ſinken, und vermag nichts als die Worte zu wiederholen: „O Leo, Leo! Armer Michael! Und ſie auch! Todt! Alle todt!“

„Nein, nein, ſie ſind nicht todt,“ ſprach hier eine rauhe Stimme, die den Flüchtling aufſchreckte, und ihn ſogleich nach ſeinen Waffen greifen ließ.

„Komm mir nicht zu nahe,“ ſagte er zu dem Manne, der jene Worte geſprochen hatte. „Wer biſt Du?“

„Ein Pole und ein freier Pole,“ ſprach der Andere. „Ich heiße Thaddeo Bulawski. Ich bin Waldwart in dieſem Forſte, und Ihr könnt mir vertrauen; hier iſt mein Arm: Ihr habt ihn nöthig.“

Der junge Pole hielt beſtändig ſeine geſpannte Piſtole in der Hand, und betrachtete den Mann mißtrauiſch; jedoch trotz des rauhen Tones flößten die Offenheit ſeiner Geſichtszüge und die ruhige Sicherheit ſeines Blickes dem Verbannten Zutrauen ein.

„Was ſprachſt Du ſo eben von Leo Przelawski, von Michael Wolcowicz?“ ſagte er zu dem Waldwart.

„Ich ſagte Euch, daß ſie nicht todt ſeyen, denn ich habe ſie alle zwei verborgen, wie der Wald voll Ruſſen war. Es war im Frühjahr; ich erinnere mich jenes Tages, als wenn es geſtern geweſen wäre. Sie ſind gerettet und längſt über den Niemen. Ihr ſeyd aber recht ermüdet, mein edler Herr. Stützet Euch auf meinen Arm und ruhet in meiner Hütte aus. Das Dach eines alten Soldaten des Kaiſers Napoleon“ — hier nahm er ſeine Mütze ab und verneigte ſich — „iſt ein ſicherer Zufluchtsort. Ihr könnt Euch ihm getroſt überlaſſen.“

Wie der Verbannte hörte, daß die zwei polniſchen Parteigänger, die er todt geglaubt, außer aller Gefahr ſeyen, faltete er betend die Hände. Wie er den Namen Napoleon vernahm, erhob er ſich lebhaft.

„Du haſt unter dem Kaiſer gedient,“ rief er aus, und drückte die Hände des Waldwarts, indem er ihn mit neugieriger Bewunderung anſah.

Der alte Soldat neigte den Kopf, ohne zu ſprechen.

Endlich ſagte er: „Ich war in Egypten mit ihm.“ Dann faßte er den jungen Mann unter dem Arm und ſprach: „Wir müſſen machen, daß wir aus dem Walde kommen, mein Herr Officier, um keinem ungebetenen Gaſt zu begegnen. Euer Kleid iſt ein ſchlechter Paß. Vorwärts Marſch!“

Sie gingen weiter, aber nach einigen Schritten wurde der alte Soldat aufmerkſam, und ſah ſeinen Begleiter ſchwach und bleich.

„Ich fühle mich krank,“ ſagte er mit einer hinſterbenden Stimme. „Ich habe Durſt, aus Mitleid ein wenig Waſſer.“

„Nur Muth,“ ſprach Thaddeo, „nur Muth.“ Und er trug faſt ſeinen Gefährten, der nicht mehr gehen konnte. „Dort zwiſchen den Bäumen ſeht Ihr mein Haus. Noch zwei Schritte, und wir haben es erreicht. Denn ſeht nur, hier kann ich Euch kein Waſſer reichen, aber hier ſind wir ſchon . . . . Marie!“ rief er mit ſtarker Stimme, „Marie!“

Hierauf öffnete ein ſchönes Mädchen die Thür von Birkenrinde, welche die Hütte verſchloß. „Rücke den großen Lehnſtuhl näher, Marie, und gib dem Fremden ein Glas Milch — das iſt beſſer, wie

Waſſer — nicht wahr? Nun iſt's gut — und wenn Ihr meinem Rath folgen wolltet, ſo legt Euch einen Augenblick auf jenes Bett und ruhet; glaubt einem alten Soldaten, das iſt das beſte Mittel für alle Leiden."

Der junge Menſch dankte durch ein Kopfnicken, und erhob ſich ſchwankend, um den Worten ſeines Wirthes nachzukommen, denn ſeine Bläſſe und die Erſchöpfung, die ſich in ſeinem ganzen Weſen kund gab, legten ein beredtes Zeugniß von ſeinem Zuſtande ab.

„Noch einen Augenblick," ſagte der Veteran, als der Verbannte ſich auf das Bett ſetzen wollte, „Ihr vertraut Euch mir, junger Mann, und Ihr habt recht; allein Euer Schlummer wird ruhiger ſeyn, wenn Ihr erſt wiſſet, bei wem Ihr Euch befindet."

Hier öffnete er ſeine Jacke und zeigte ihm neben dem Kreuze der Ehrenlegion das Zeichen der geheimen Geſellſchaft der Senſenträger *). Der Fremde drückte ſeinem Wirthe die Hand.

„Es bedurfte dieſer Bürgſchaft nicht, um unter Euerm Dache in Frieden zu ruhen; jetzt aber bin ich Euch zwiefach verbunden."

Er warf ſich auf das Bett und war in wenigen Stunden eingeſchlafen. Sein Schlummer währte lang. Die Sonne erſtieg die Höhe des Mittags, dann ſank ſie — aber der Fremde erwachte nicht. Gegen Abend ſchüttelte ein ſtarker Herbſtwind die Stämme im Walde. Die alten Fichten krachten, und die Hütte des Veteranen ſchien gegen den Sturm nicht ſo ſicher zu ſchützen, als einſt die leichten Zelte in den Sandwüſten Egyptens.

Die Nacht brach an .... plötzlich vernimmt das ſpähende Ohr des Veteranen mitten durch das Sturmgeheul, die fernen Schritte vieler Menſchen .... ſie nahen auf einem der vielen Holzwege, die zur Hütte führen. Nun wird das Geräuſch deutlicher; ein Hund ſchlägt an; und ein dreimaliges Pfeifen durchſchneidet die Luft.

„Das iſt Dein Bruder," ſagt der Alte zu Marie.

Das Mädchen öffnet die Thür und ein junger Mann tritt ein. Er trug auch den grauen Rock der Inſurgenten; ſein Aeußeres zeigte jedoch große Unordnung; er hatte ſeine Mütze verloren, in ſeinem Gürtel war nur noch eine Piſtole, und ſein Säbel war ohne Scheide. Im Eintreten neigte er das Haupt, um den Segen des Vaters zu empfangen, den ihm dieſer ſtillſchweigend ertheilte, dann ſank er auf die zunächſt ſtehende Bank. Sein Ausſehen erſchütterte ſeinen alten Vater — doch gab er ihm ein Zeichen, ſich ruhig zu verhalten und zeigte auf den Fremden, der noch immer ſchlafend, das Geſicht nach der Mauer gekehrt hatte. Es herrſchte hierauf ein ängſtliches Schweigen in der Stube; der Eine ſchien ſich eben ſo vor dem Erzählen, wie der Andere vor dem Fragen zu ſcheuen. Endlich erhob ſich der Vater und ging auf den jungen Menſchen zu:

*) Kossimirry; die erſte geheime Geſellſchaft in Polen, die von dem Generale Reminski geſtiftet wurde, einem der merkwürdigſten Männer der Revolution.

„Was für Nachrichten, Andreas?“ fragte er leiſe.

Ein Seufzer aus tiefer Bruſt war die Antwort des Sohnes. Der Vater erwiderte mit einem Blicke, der eben ſo beredt war.

„Die Ruſſen ſind wieder unſere Herren,“ ſprach Andreas mit tonloſer Stimme, „Warſchau iſt genommen ....“

Ein durchdringender Schrei, ein vom Schmerze ausgepreßtes Aechzen, drang jetzt vom Bette her, und die Familie erbebte. Aber es wiederholte ſich nicht. Der Alte ging auf ſeinen Gaſt zu und rief ihm; er antwortete nicht. Jetzt ergriff Thaddeo die Lampe und trat näher hin. Der Unglückliche war ohne Beſinnung und ſchien dem Erſticken nahe.

„Luft! Luft!“ ſchrie Thaddeo.

Man öffnete die Thür; der Veteran hob den jungen Menſchen in die Höhe und öffnete ſeinen Rock. „Ach — ein Weib!“ rief er und ſtreckte ſeine Hand gegen den Sohn aus, um ihn zurückzuhalten: allein zu ſpät — Andreas hatte dieſe Frau erkannt; es war die Gräfin Plater. —

Als die Heldin Polens wieder zu ſich kam, ſprach ſie laut ſchluchzend das Wort „Vaterland“ aus. Sie rang die Hände im fürchterlichen Wahnſinn — „Verrath“ — und „Krukowiecky“ — war Alles was ſie ſprach. Sie griff nach ihren Waffen und wollte noch jetzt nach Warſchau eilen, um dort zu ſterben.

Dann ließ ſie das Haupt in die Hände ſinken und blieb lange wie im Todesſchlaf verſunken. Dieſes Schweigen machte einen ſolchen Eindruck auf die Hüttenbewohner, daß Keiner es zu ſtören wagte. Plötzlich erhob ſie ſich und ihr Ausſehen, die Zerſtörung ihrer Züge thaten dem alten Krieger weh. Sie ging auf ihn zu, ergriff ſeine Hände und drückte ſie.

„Adieu,“ ſprach ſie, „ich dank' Euch für Eure Gaſtfreundſchaft. Nun, da Ihr wißt, wer ich bin, will ich Euch nicht länger der Gefahr ausſetzen, mich zu beherbergen. Dient Polen immer treu — werdet nie zum Vatermörder — lebt wohl und betet für mich!“ —

Raſch riß ſie nun die Hüttenthür auf und verſchwand ſo ſchnell im Dickicht, daß die überraſchten Hüttenbewohner nicht im Stande waren ſie zurückzuhalten. — —

Feuilleton.

ERINNERUNGEN AUS DEM LEBEN.

Von *Ferd. Aug. Oldenburg.*

2 Bde. Braunschweig, bei G. C. E. Meyer sen. 1835.

— * Es muß ein schreckliches Gefühl seyn, sich nach langen Jahren seines Lebens keiner erheblichen Thatsache, keines auf unser Daseyn unmittelbar einwirkenden Umstandes zu erinnern, der bei der Erzählung der übrigen Welt ein flüchtiges Interesse abzugewinnen vermöchte. Die meisten Menschen erleben doch irgend einmal von Außen einen Anstoß, der sie rascher umherwirft und im Gedächtnisse eine scharfe, nie mehr zu verwischende Marke zurückläßt. Der Held dieses Buches ist aber völlig ohne alle Erinnerungen, denn ein Dutzend alberne, lahm sich an- und abspinnende Liebschaften, wie man sie auf den Casino-Bällen eines Winters anfängt und aufgibt, kann man doch in der That keine Erinnerungen nennen. Zu den einzelnen Liebes-Abenteuern führen weder poetische Exaltation, Ueberspanntheit, noch Casanova'sche Sinnlichkeit, sondern eben langweilige Wanderungen, wo man sich gelegentlich wieder einmal verliebt, und noch einmal verliebt — doch guthmüthig ohne Selbstmord-Gedanken ꝛc. Noch gräßlicher aber, als ein solches abenteuerleeres Leben, muß die Verpflichtung seyn, sieben hundert Seiten über die grauenhafte Leere seines Lebens zu schreiben. Es ist, als ob der Verfasser durch sieben hundert Kasteiungen hätte den Himmel sühnen wollen. Er wird wohl schwerlich fromme Seelen finden, die an seinem Gelöbniß Antheil nehmen.

DIE LIEBENDEN.

Ein Gedicht in neun Gesängen von *W. Elias.* Leipzig. F. A. Brockhaus. 1835.

— * Eine anmuthige Idylle ohne den eckelhaften Schwulst von leeren Epitheten, ohne die breite Beschreibung des Treibens im alltäglichen Leben. Die Bilder sind klar und frei gehalten, die Gefühle nicht studirt und die Schilderungen der Natur-Scenen der Anschauung entnommen. Elias betrachtet die Landschaft nicht durch die Spalten seines Bücherschrankes. Er lebt in ihr mit poetischem Auffassungs-Vermögen. Der Ausdruck ist gefällig; die Verse leiden nicht an dem frommen Zwang, der uns bei dieser Gattung in der Regel widrig beengend entgegentritt.

Das Wettrennen des Privatvereins in Kannstadt.

** — Wie überall die Lust an Wettrennen sich verbreitet, so auch hier, und in der That ist nicht zu läugnen, daß diese Uebung auf die Veredlung der inländischen Pferde einen mächtigen Einfluß übt. Die Leistungen würtembergischer Pferde waren vor dem Bestehen der Rennen, dem einzig richtigen Probirsteine, nur sehr wenig bekannt. Es hat sich daher seit dem vorigen Jahre ein Wettrennverein hier gebildet, der jetzt aus einer Anzahl von 183 Aktionären besteht, welche eine Summe von 400 Dukaten einzahlen. Seine Majestät der König steht mit einem Beitrage von 100 Dukaten an der Spitze derselben. Es finden zwei Hauptrennen statt, wobei Vollblut- und Halbblut-Pferde, welche in Würtemberg geboren und erzogen sind, zugelassen werden. Den Tag nach dem Kannstadter Volksfeste fand das zweite Rennen des Vereins statt. Es waren um den ersten Preis von 100 Dukaten angemeldet worden:

1. Sr. Majestät des Königs br. Wallach Delibos v. Bairactar org. Arab. aus d. Delibos, diese aus einer org. Pers. Stute Tereks. 5 Jahre alt. — Reiter roth, schwarze Kappe. 127 Pf.

2. Sr. Majestät des Königs, Schimmel-Hengst Pascha von Sultan Mahmoud, org. Arab. aus der Soud., diese von Bournu aus ein. Schewouski-Stute. 5 Jahr alt. — Reiter roth, schwarze Kappe. 130 Pf.

3. Sr. Majestät des Königs, Fuchs-Stute. Halma vom Tajar org. Arab. aus d. org. Arab. Stute Schagra. 14 Jahr. — Reiter roth, schwarze Kappe. — 145 Pf.

4. Sr. Majestät des Königs, Schimmel-Wallach vom Sultan Mahmoud org. Arab. aus der Halma, diese vom Tajar aus d. Schagra. — Reiter roth, schwarze Kappe. — 125 Pf.

5. Baron Reischach's Fuchs-Stute Freya vom Seglavy org. Arab. aus d. engl. Vollblutsstute Freya. 7 Jahr alt. — Reiter blau, gelbe Aermel, schwarze Kappe. — 142 Pf. Königl. Privatgestüt.

6. Baron Hügel's Schimmel-Wallach Tchinkis-Chan vom Young Bournu aus d. Delta, diese aus d. Abolulu org. Arab. von Bournu, org. Arab. 5 Jahre alt. — 127 Pf. Fiel wenige Tage vor dem Rennen. Königl. Privatgestüt.

7. Baron Hügel's Fuchs-Wallach Kalaf vom Sanspareil aus einer org. Don. Stute. 7 Jahr alt. — Reiter weiß, rothe Aermel und Kappe. — 127 Pf. Hauptgestüt Marbach.

8. Herrn Schallich's Fuchs-Wallach Buzka, vom Soliman, diese von Bournu; aus d. Buzka. pers. 4 Jahr. 122 Pf.

9. Herrn Speitel aus Wolfschlugen Fuchs-Stute von Thimurchan, aus einer Landstute erster Klasse. 4 Jahr alt. — Grüne Jacke, weiße Aermel, grüne Kappe. — 112 Pf.

Seine Königliche Hoheit, der Prinz Friedrich von Würtemberg, war Richter.

Die Länge der Bahn betrug 10,000 Fuß.

Die beiden Hauptpreise von 100 und 50 Dukaten gewannen zwei Pferde Seiner Majestät des Königs. Da aber Seine Majestät für die Höchst Ihnen gehörigen Renner auf die Preise verzichtet hatten, so fiel der erste Preis Herrn Baron Reischach's Fuchsstute, Freya, und der zweite Preis Herrn Baron Hügel's Fuchs-Wallach, Kalaf, zu. — Bei dem zweiten Rennen um den Ehrenpreis war die Länge der Bahn 4,000 Fuß. Die Herren ritten selbst. Nicht trainirte Pferde jeder Abkunft auf dem Kontinente geboren. Fünf Reiter angemeldet. Den Ehrenpreis, ein Paar Pistolen, gewann Hr. Lieutenant von Hochstetter mit seiner meklenburgischen Fuchsstute. — Drittes Rennen:

Halbblut-Pferde in Würtemberg gezogen. Erstes Pferd 80 Dukaten, zweites Pferd 40 Dukaten. Gewicht nach dem Alter. Länge der Bahn 10,000 Fuß. Stuten und Wallachen 3 Pf. erlaubt. Angemeldet wurden:

1. Sr. Majestät des Königs, Fuchs-Wallach Goko, vom Seglovy org. Arab. aus der Clary, diese vom Emir org. Arab. a. einer engl. Halbblut-Stute. 5 Jahr alt. 117 Pf.

2. Sr. Erlaucht Graf Alexander von Würtemberg, Fuchs-Wallach Hassard, von Sanspareil aus d. Hedalga, diese vom Mezachar org. Barbe. 11 Jahr alt. Reiter schwarz, gelbe Aermel, schwarze Kappe, 137 Pf. Hauptgestüt Marbach.

3. Herr Arnold von Wolfschlugen, Schimmel-Stute, im Lande gezogen, 4 Jahr alt. — Reiter blaue Jacke, weiße Aermel, weiße Kappe. 112 Pf.

Nummer 2 gewann den ersten und Nummer 3 den zweiten Preis.

Viertes Rennen mit Hindernissen. Länge der Bahn 4,000 Fuß. Um den Preis der Damen. Es fanden sich drei Bewerber ein. Sieger war Herr Stallmeister Baron von Hügel mit seinem Fuchs-Wallach Kalaf aus dem Hauptgestüte Marbach. Er erhielt eine schöne silberne Vase aus den Händen Ihrer Majestät der Königin.

Donnerstag den 1. Oktober war das letzte Wettrennen, das deshalb ein besonderes Interesse gewann, weil hier Voll- und Halbblut-Pferde concurrirten, die schon einen Preis errungen hatten. Der Einsatz war fünf Dukaten, ohne Rücktritt; zwölf Reiter waren angemeldet. — Mittags nach dem Rennen versammelten sich die Aktionär's im Gasthof zum großen Mann, wo über eine neue Redaktion der Vereins-Gesetze debattirt, und ein angekauftes Pferd ausgespielt wurde. Dieses wurde aus dem Ueberschusse der erlegten Gelder angeschafft, und jeder Actionär erhielt so viel Loose, als er Actien besaß. Man wählt stets ein fehlerfreies Pferd, das im Lande geboren und erzogen seyn muß, und sich zu jedem Gebrauche eignet. In diesem Jahre wurde jedoch selbst unter den Thieren, welche Preise beim Volksfest erhielten, kein passendes gefunden, und so wurde denn ein Sr. Majestät dem König gehöriger Fuchs-Wallach Goko dem Vereine bedeutend unter dem Anschlagspreise überlassen. Für kommende Jahre ist der Verein bereits in den Stand gesetzt, 40 Louisdor zu diesem Ankaufe zu bestimmen.

Um 3 Uhr fand ein Mittagessen zu etwa 60 Gedecken in demselben Gasthofe statt, das Se. Majestät der König mit Seiner Anwesenheit beehrte.

Diese Wettrennen, welche unser Volksfest wahrhaft verherrlichten, erregten die größte Theilnahme beim Publikum. Die Tribünen, welche den weiten Circus umgeben, wimmelten von Menschen aus allen Ständen. Viele wetteten unter sich, Damen standen mit Gläsern bewaffnet, und folgten dem Fluge der edlen Thiere und der kühnen Reiter, und Bauern, in ihrer ländlichen Tracht, hielten ihre Sackuhren in der Hand, um die Zeit des Umlaufs zu verificiren, und waren nicht wenig stolz, als der Landmann aus Wolfschlugen mit seinem inländischen prächtigen Schimmel den zweiten Preis errungen hatte.

Wettrennen in Algier.

Die Leser der Europa werden es nicht übel nehmen, wenn wir ausnahmsweise einmal nach Afrika hinüberschweifen, da sich uns gerade eine gute Gelegenheit dazu darbietet.

Das Wettrennen in Algier ist von dem Grafen d'Erlon eingeführt worden, und scheint dem Geschmacke des Publikums zu entsprechen. Die Bahn betrug drei Meilen (?), dabei waren vier Hindernisse angebracht. Zwei Pferde liefen, Fox von irländischer Race, berühmt als Traber und Jagdpferd, dem Herrn Napoleon Bertrand gehörig, geritten von Herrn Léon Duhesme, und Citadin von englischer Race, früher dem Grafen d'Erlon gehörig, geritten von René von Rovigo. Citadin warf seinen Reiter ab, der nicht mehr aufsteigen konnte, und mithin gewann Fox den Preis. — Eine große Menge von Liebhabern hatte sich zu diesem Schauspiel in der Ebene von Mustapha eingefunden. Es war 4 Uhr Nachmittag. Einige von den jungen Damen, die sich kaum acclimatisirt hatten, trotzten muthvoll der afrikanischen Sonne, um die Versammlung mit ihrer Gegenwart zu verschönern.

Bellini's Todtenfeier.

Da der Erzbischof von Paris die Damen in der Kirche nicht singen lassen wollte, so konnte Cherubini's Requiem nicht aufgeführt werden. Es

wurde daher eine Trauermusik von verschiedenen Meistern arrangirt. Das Kyrie und das Pie Jesu war von Panseron und wurde von französischen Sängern gesungen. Lablache, Tamburini, Rubini und Iwanoff sangen ein Lacrymosa nach einem Thema von Bellini aus „den Puritanern“ ohne Accompagnement. Die Versammlung konnte kaum ihren lauten Beifall zurückhalten. Die Chöre waren bewundernswürdig. An ihrer Spitze standen Santini, Nourrit, Levasseur, Henri, Chollet, Bordogni, Massol, Inchindi u. s. w. Alle berühmten, in Paris anwesenden Componisten waren zugegen. Nach dem Todtenamte begab sich der Trauerzug zum Père Lachaise. Eine Militärmusik, aus hundert Individuen bestehend, begleitete den Zug. Der Veteran der Componisten, Pär, und mehre Andere hielten rührende Reden.

Eröffnung des Theatre royal italien in Paris.

Bellini's Schatten, wenn er im Saale schwebte, ist zufrieden gestellt worden. Das Andenken an diesen angenehmen Komponisten war in allen Herzen, sein Name auf allen Lippen, die Betrübniß auf allen Gesichtern. Alle Sänger, mit Ausnahme von Santini, Iwanoff und die beiden Debutantinnen, erschienen vor dem Publikum mit demselben reizenden Talente, mit denselben mächtigen Mitteln. Rubini mit seiner frischen Stimme, Tamburini mit seiner leichten Vokalisation, Lablache mit seiner hinreißenden Macht, die Grisi mit ihrer Nachtigallenkehle; jede von ihnen wurde mit einer dreifachen Salve begrüßt. Die Grisi erhielt noch überdies einen Regen von Blumensträußen. Die meisten Nummern wurden zweimal verlangt und die Künstler heraus gerufen.

Vor dem Ende der Oper wollten alle Logenbesitzer zu einem Denkmal für Bellini beitragen. Es ist viel Geld zusammen gekommen. Folgende Künstler haben dazu beigetragen: Rubini 200 Fr. — Lablache 200 Fr. — Tamburini 200 Fr. — Mlle. Grisi 200 Fr. — Mad. Malibran-Garcia 200 Fr. — Meyerbeer 200 Fr. — Troupenas, Verleger der „Puritaner“ 200 Fr. — Robert und Severini, Direktoren des italienischen Theaters, 1000 Fr. — Die Kommission der Trauerfeierlichkeit 500 Fr. — Santini 20 Fr. — Dantan (der berühmte Chargen-Verfertiger) 20 Fr. — ꝛc. ꝛc.

Theater.

In dem Cirque Olympique wird ein burleskes Mimodrama aufgeführt, welches den Titel führt: „Za ze zi zo zu.“

— Die Vorstellungen, welche die Schauspieler in Teplitz geben, ähneln nicht denen, welche unter Napoleon einst in Erfurt aufgeführt wurden. Statt Talma's und der ernsten Werke der großen französischen Autoren gibt man hier komische Opern und Wiener Farcen.

— Die Vorderseite des Gaité-Theaters ist beendigt. Man liest auf der einen Seite die Worte: „Gegründet im Jahr 1760 von Nicolet. Wiedererbaut im Jahr 1808“; und auf der andern: „Abgebrannt den 21. Februar 1835. Wiederhergestellt 1835 von Bernard-Leon.“

— Im Pariſer Cirkus wird das Drama: „das befreite Jeruſalem“ von Anicet Bourgeois in die Scene geſetzt. Man ſpricht von enormen Koſten.

— Die Büſten von Auber und Herold ſind in dem Foyer der komiſchen Oper in Paris aufgeſtellt worden.

— An der Port St. Martin wird ein Stück einſtudirt, betitelt: „die Heroine von Montpellier“, deſſen Verfaſſer Lemercier iſt.

— Das Theater des Pantheon in Paris gibt eine Parade voller Witz und Luſtigkeit: „Eine Stunde in der andern Welt“ betitelt. Ein leichtgläubiger Gewürzkrämer — bekanntlich müſſen dieſe wackern Leute immer zu Verſpottungen herhalten — reist von St. Quentin nach Paris, um eine projectirte Heirath zu ſchließen, und hat das Unglück, einige Stunden vor der Stadt mit dem Poſtwagen umzuwerfen. Er wird in ein nahe gelegenes Narrenhaus gebracht, wo man ihm Hülfeleiſtungen reicht. Dieſer Ort und der Anblick ſeiner grotesken Bewohner bringt ihn auf den Gedanken, daß er todt ſey. Dieſes führt närriſche Scenen herbei und einen unerwarteten Schluß. Das kleine Stück hat außerordentlichen Beifall gefunden.

Mode.

Man trägt jetzt Shawls von ſchwarzem einfärbigem Tafft ohne Spitzenbeſatz; manchmal ſind ſie mit Atlas paſſepoilirt, manchmal mit einem gefältelten Bande eingefaßt. — Die Atlasſchürzen werden gern getragen, der weiche Stoff eignet ſich beſonders dazu. Nichts iſt ſchöner, als eine Schürze von ſchwarzem, kaſtanienfärbigem oder dunkelblauem Atlas mit einem doppelten Saume. Das Band der Schürze fällt in langen Enden herab. Die brodirten Schürzen von Poult de Soie müſſen ſehr einfach ſeyn, um nicht gegen den guten Geſchmack zu verſtoßen. — Kleine Gegenſtände trägt man noch immer an Haken und gothiſchen Schlüſſelringen am Gürtel. — Das niedlichſte Geräthe in den Händen der Frauen ſind die allerliebſten Reitgerten von Fiſchbein mit Ringen von guillochirtem Silber geziert. Es lohnt der Mühe, reiten zu lernen, um eine ſolche zierliche und ſchmiegſame Gerte in der Hand zu tragen.

Aus der Geſellſchaft.

Der neapolitaniſche Geſandte in Paris, Fürſt Butera, iſt abgereist, um die Fürſtin Schuwalloff, die Wittwe des Grafen Pallier, zu heirathen. — Dieß iſt eine ungeheuer reiche Partie. Der Fürſt wird auf den Geſandtſchafts-Poſten nach St. Petersburg gehen. — Herr Caraffa-Traetta bleibt als neopolitaniſcher Geſchäftsträger einſtweilen in Paris, und wird ſpäter als bevollmächtigter Miniſter nach Conſtantinopel gehen.

— Die Faſhionables in Paris haben ein neues Vergnügen aufgebracht, welches früher nur die Engländer kannten. Dies iſt das Taubenſchießen. Kürzlich fand ein ſolches auf der ſchönen Wieſe von Montreuil Statt. Der Maler Horace Vernet, der Herzog von Guiche, Achille Fould und viele andere Celebritäten der Kunſt-

welt und der Fashion nahmen daran Theil. Diese Uebung wird wöchentlich fortgesetzt werden.

Vermischtes.

Zu der neuen Ausgabe in Lieferungen des Theaters von Molière, des Gilblas und des Don Quixotte, kosten die Vignetten allein 200,000 Franken. Druck und Papier sind sehr ausgezeichnet.

— Kalisch. Als die Kaiserin von Rußland ihr Regiment der Chevalier-Garde selbst anführte, näherte sich ihr ein Schmeichler und sagte: „Wenn Ihro Majestät sich so mit uns zur französischen Gränze begeben wollten, so wäre es unmöglich, daß dieses so galante Volk uns den Eintritt verweigerte.“ Die Kaiserin soll trocken geantwortet haben: „Mein Herr, die Franzosen lieben ihr Vaterland, wie ich das meinige, und der Soldat, der es nicht gegen den Einfall der Fremden vertheidigen würde, wäre in meinen Augen, wie in den Augen meines Gemahls, verachtungswerth.“

— Miß Annette. Es ist wahrlich ein gutes Geschäft, sich einen tüchtigen Renner zu halten, der bei allen jetzt so häufig stattfindenden Wettrennen concurrirt. So hat z. B. Lord Seymour, der schon in Paris große Preise und Wetten gewann, nun auch seine treffliche Stute, Miß Annette, in Brüssel mitlaufen lassen, wo sie ihm eine Vase von Vermeil gewann, die 3,000 Franken taxirt wurde, und ein anderes seiner Pferde, Morotto, gewann den zweiten Preis, gleichfalls von 3,000 Franken.

— Jules Janin erzählt in der Revue de Paris ein kleines Abenteuer, welches dem kolossalen Modell zu Göthe's Büste, das der Bildhauer David zu Weimar gefertigt, bei seiner Einfahrt in Paris begegnet seyn soll. Als der enorme Ballen nämlich beim Zoll ankam, da wollte es den Leuten nicht in den Kopf, daß ein solcher Erdklumpen nur ein menschliches Gesicht darstelle, und so durchbohrte der Douanier mit seinem Degen das Modell von einem Ende bis zum andern; aber (so setzt Jules Janin hinzu) es war ihm schon zu verzeihen, er hatte sicher Göthe's Schädel nach seinem eigenen beurtheilt.

Nekrolog.

Stuttgart. In voriger Woche ist hier der Herr Generalsuperintendent von Tübingen, Prälat von Pfister, gestorben.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Die Darstellung des Englischen Oberhauses. (Die des Unterhauses wird folgen.)

2) Eine Romanze aus Marie Tudor von Victor Hugo, komponirt von dem Königl. Baierisch. Hofsänger Herrn Lenz.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 3. 14. Oktober. 1835.

Journalistik.

Die preußische Rheinzeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode wird voraussichtlich vom Februar, statt Dezember, bei Herrn Joh. Schulz, von Herrn Friedrich Lucas in Trier herausgegeben werden. Diese seit Eingang des 19ten Jahrhundert sich stets leitende neue Zeitschrift, eigne sich zu nennen.

Schöne Landwirthin.

Wäschern Sie schwächtiger Kunde! Sie ist Verführerin Mädchen und Rom Mann genannt.

Dagegen, die gutmüthige Emilie, Manuel Wirth, bei ihren Schweinchen, Hühnern und Kühen ihre Unschuld gegen Verführung und den Teufel gerettet.

Anerkennung Shakespeare's.

Das Münchner Tag-Blatt spricht Freitag, den 16ten Oktober, über Kinder und Shakespeare und schreibt darüber folgendes aufgeführt zu sehen. Doch Dessen ungeachtet ist ganz natürlich, daß Shakespeare, der Menschenkenner, auch Kinder-Charaktere, wie Arthur, Mamillius, Prinz Eduard, Prinzessin in Cymbeline und Perdita, mit Meisterhand gezeichnet hat. Wer sie auf der Bühne, oder auf der Leserbühne, kennt nur auf einer vielgelesenen Bühne, kann nur auf einer vielgespielten Bühne, und wird ihre Darstellungen bewundern, und doch Dieses gewiß in seltenem Maße finden, daß Shakespeare aus dem Munde unschuldiger Kinder Worte legt, voll Tiefsinnes Gedankenfülle.

Münchner Oktoberfest.

Das Landwirthschaftsfest, auf der Theresienwiese, wird am 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

Digitized by Google

Musik.

Wien. Das Concert des Herrn Schwarzböck war am 29. September in der Josephstadt. Der Versuch, Mozart's Ouverture zu der Zauberflöte achtstimmig singen zu lassen, fiel nicht gut aus. Einige Momente erschienen hier als leeres Geschnatter, die, mit Instrumenten ausgeführt, eine große Wirkung hervorbringen.

Theater.

Madame Schröder-Devrient soll für den Karneval in Venedig engagirt seyn.

— Wien. Der Duca di Visconti, einer der ersten Cavaliere Mailand's und Impressario der Scala ist hier, um wegen der Pacht des Kärntherthortheaters in Unterhandlung zu treten.

— Hamburg. Am 30sten zum erstenmal: „Angelo, Tyrann von Padua." Drama in 4 Abtheilungen. Nach Victor Hugo von G. Harrys. Es ist uns heute nicht der Raum gegönnt, mit Victor Hugo, dem Tyrannen von Padua und dessen Darstellern Abrechnung halten zu können. Nur einige Andeutungen im Lacedemonischen Style sind uns erlaubt. Also: der Schlüssel (die erste Abtheilung) hat so lange das Interesse wach gehalten, als das Schloß, und somit das Räthsel des Stückes, noch nicht damit geöffnet war. Das Crucifix (die zweite Abtheilung) ging schon nicht ohne einige Kreuzigung vorüber, und Weiß für Schwarz (die dritte und vierte Abtheilung) macht ein X für ein U, und endet nicht weiß, sondern sehr schwarz. Victor Hugo, als Autor von Geist und Phantasie, gibt auch hier manche interessante Scene zum Besten, und schildert gewaltige Charaktere, die aber auch angefaßt und gewaltig dargestellt werden wollen. Ob, und wie dieß geschehen, darüber nächstens. Doch können wir schon heute nicht unterlassen, Herrn Jost für seine treffliche, mit furchtbarer Wahrheit ausgeführte Darstellung des Homodei unser schönstes Kompliment zu machen.

— Wie uns ein Schreiben aus Braunschweig meldet, soll der Regisseur des dortigen Hoftheaters, Herr Marr, nunmehr Anstand nehmen, hieher zu reisen, in Folge des bereits erwähnten Korrespondenz-Artikels in der Leipziger Theater-Chronik. Er besorgt, da er natürlich nicht zu beurtheilen im Stande ist, was wahr an jener Nachricht, man könne glauben, er sey verschrieben, um für Seydelmann als Schraube zu dienen und seine Stelle hier einzunehmen. Aber Herr Marr denkt nicht daran, sein Engagement in Braunschweig mit einem andern zu vertauschen. Er ist dort in jeder Hinsicht so gut gestellt, daß er sogar ein sehr vortheilhaftes Anerbieten der Theaterdirection seiner Vaterstadt Hamburg vor Kurzem erst abgelehnt hat.

— Seydelmann hatte vor wenigen Tagen die Auszeichnung, eine Privat-Audienz bei Sr. Majestät dem Könige zu erhalten, der ihn in den gnädigsten Ausdrücken der Fortdauer seiner Gnade versicherte.

Ehrenbezeigung.

Hof-Kapellmeister Lindpaintner hieselbst ist, aus Anerkennung seiner großen Verdienste um die Composition, sowohl in der dramatischen als reinen Instrumental-Musik, von dem königl. holländischen Vereine zur Beförderung der Tonkunst mittelst Diploms, zu dessen Verdienst-Mitgliede ernannt worden.

Allerlei.

Leipziger Herbstmesse. Sie naht mit Riesenschritten, oder sie ist schon da. Die Lebendigkeit, das Gedränge, die Zahl der schönen und weniger schönen fremden Damen ist groß — man hat jeden Abend Theater, Garten-Concerte, herrliches Wetter, Fuhrmannswagen, Schleifen, bestaubte Meschores, unzufriedene Hamburger

sind der heiligen Jahlreichen Schutzengel, Heiligen, Schutzpatronen, Namensheiligen, Heiligen und Heiligenmutter Maria. (Schluß folgt.)

— Zu Ehren des Heiligen, welcher Tage, Feiertage, Festtage, Hochfeste, Feste, Gedächtnisse, Gedenktage und Feiertage begangen werden.

— Wie aber machen Sie es mit Sonntagsfeiern, mit wöchentlichen Feiertagen, mit Festtagen, mit Hochfesten, Festtagen, Gedächtnissen, Gedenktagen und Feiertagen? Sonntag, Sonntagsfeier, Sonntagsfeiern, Sonntagsfeiertage, Sonntagsfeiertage, Sonntagsfeiertage

Türken wären eben erst auf die Welt gekommen.

(Gesellsch. v. Gubitz.)

— Walzer. Der Prinz Georg v. Cumberland, der bereits in mehren musikalischen Compositionen sich auszeichnete, hat neuerdings einen großen Walzer für das Pianoforte im Verlage von Moritz Westphal in Berlin erscheinen lassen, der Sr. Maj. dem König von Preußen zugeeignet ist. Dieser Walzer hat in der letzten Bade-Saison alle Pyrmonter Füße in Bewegung gesetzt, und wird zu den ausgezeichnetsten Compositionen des Prinzen gezählt. Uns ist dieser prinzliche Walzer noch nicht vor Augen gekommen, und wir wissen daher nicht zu sagen, ob diese Composition das ihr zugetheilte Prädicat wirklich verdient; daß man jedoch den Walzern von Strauß und Lanner, einzelne ausgenommen, allzuviel Ehre erzeigt, wenn man sie vortrefflich oder gar unnachahmlich nennt, davon hat man sich schon längst durch Auge und Ohr hinlänglich überzeugt.

Schulwesen in der Schweiz.

Zwanzig evangelische Schullehrer aus St. Gallen werden im thurgauischen Schullehrer-Seminar, von dem wackern Wehrli gebildet. Der thurgauische Erziehungsrath richtet seine Thätigkeit jetzt auch auf die zweckmäßige Erbauung neuer Schulhäuser und auf die innere Einrichtung und Bestuhlung derselben. — In Baselland werden wohlbesoldete Sekundarschulen errichtet; der erste Lehrer erhält 1,200 Franken, der zweite 1,000 Franken, der dritte 800 Franken.

— Genf. Die Zahl der hier durchreisenden oder sich aufhaltenden Fremden übersteigt diejenige früherer Jahre um die gleiche Zeit beinahe um 1,000 Personen.

— Frankfurt. Die Brüder von Rothschild werden in diesem Jahre einen Familien-Congreß halten.

— Stuttgart. Auch unsere Stadt erfreut sich eines ungewöhnlichen Fremdenzuflusses, der zum Theil durch die Choleraflüchtigen aus Italien herbeigeführt wird. Mehre vornehme Familien wollen den nächsten Winter hier zubringen, und lassen ihre Hotels bereits einrichten. — Professor Clemens Zimmermann, aus München, dem die Malereien der Pinakothek daselbst übertragen sind, war vor wenigen Tagen, aus seiner Vaterstadt Düsseldorf kommend, hier anwesend.

— Der Intendant unseres Hoftheaters, Herr Graf v. Leutrum, ist in Begleitung des Hrn. Hofcapellmeisters Lindpaintner nach München abgereist; wie es heißt um der Aufführung der neuen Oper von Chelard und Weichselbaumer „die Herrmannsschlacht“ beizuwohnen, und zugleich den jetzt dort gastirenden Komiker Raimund aus Wien, zu einem Gastspiel für die hiesige Bühne zu gewinnen.

— Das seit einigen Wochen so sehr um sich greifende Nervenfieber fängt, nach den Aussagen der Aerzte, an nachzulassen, und der Gesundheitszustand der Stadt wird beruhigender. Neue Erkrankungsfälle werden selten gemeldet, und Alles wird bald wieder in seinen normalen Zustand zurückgekehrt seyn.

— Aus dem Berner Oberland ist folgende romantische Nachricht nicht ohne Interesse: Ein junger rüstiger Schotte, Namens Callender, der sich in Interlacken aufhält, bewirbt sich um die Hand einer schönen Engländerin, die mit ihrer Familie sich ebenfalls dort befand. Die tolle Britin verlangte von dem Bewerber, er solle die Jungfrau besteigen. Mit den größten Anstrengungen hat der Schotte nun schon zweimal mit zwölf Führern den Versuch gemacht, konnte aber beidemal den Gipfel nicht erreichen. Das zweitemal wäre er beinahe in einer Eishöhle, in der er mit einem Theil seiner Begleiter übernachtete, erfroren.

Türkei.

Aus einem Tagebuch einer Reise nach Constantinopel.

Von John Auldjo.

Der Herausgeber dieses interessanten Tagebuchs reiste von Neapel auf dem Schiffe Actern ab, welches Lord Ponsonby nach Constantinopel brachte, der die brittische Regierung beim Sultan repräsentiren und zugleich die Bewegungen der Russen bewachen sollte, die sich damals einen allmächtigen Einfluß auf den türkischen Boden zu verschaffen gewußt hatten. Unser Reisender durchfliegt einige Inseln des griechischen Archipels, und befindet sich vor dieser Königin der Städte, der Capitale der hohen Pforte, deren Anblick die Bewunderung Aller, die sie gesehen, erregt hat.

Eilig begab sich Lord Ponsonby nach Terapia, und kaum war seine Ankunft verkündet, als ihm der Sultan durch einen besondern Boten sagen ließ, er werde ihn am andern Morgen um neun Uhr empfangen. Der englische Gesandte erschien bei dieser Audienz begleitet von seinem Neffen, dem Capitaine Grey, und Herrn Waller, dem Geschäftsträger-Residenten. Sie wurden im neuen Pallaste oder Kiosk von Dolma-Batsche empfangen. Der Sultan saß auf einem Divan in einem gemalten und prachtvoll verzierten Saale. Nach den gewöhnlichen Begrüßungs-Ceremonien brachte man ihnen Kaffee und Pfeifen. Mahmud zeigte der Gesandtschaft ein Gemälde von großer Ausdehnung, auf dem ein sardinischer Maler seine Hoheit zu Pferde dargestellt hatte. Das Bild war ziemlich ähnlich, aber sehr mittelmäßig ausgeführt.

Unser Schriftsteller wurde in den ersten Hof des Serails, einen großen ummauerten Raum eingelassen, auf welchem die Gärten des Sultans und andere Pertinenzien des Pallastes liegen. In einer Art

von Nische zunächst dem Eingange dieses Hofes sind die Häupter der rebellischen Paschas und anderer, wegen Verraths zum Tode verurtheilter Personen den Blicken der Menge zur Schau gestellt. Der Kopf Ali Paschas ist einer von denen, welche in jüngster Zeit hier aufgepflanzt worden sind. Eine andere Merkwürdigkeit in der Umgebung des Serails ist die Moschee der Sultanin, wo in prächtigen Gräbern die Reste des letzten Sultans und die seiner beiden Vorgänger ruhen. Die Favorit-Sultanin des gegenwärtigen Kaisers und ihr Sohn liegen in demselben Grabe. Blickt man durch die Fenster dieses Monuments, so gewahrt man den Sarg des Sultans auf eine Art von Thron gestellt, bedeckt mit kostbaren Kaschemirs; an den Ecken brennen ohne Unterlaß große Kerzen. Nachfolgende Anekdote bezieht sich auf eine der Bewohnerinnen dieses düsteren Aufenthaltes:

Selims Favorit-Sultanin war ein Mädchen von höchster Schönheit; da sie aber bemerkte, daß sie von ihrem Herrn und Meister wegen einer griechischen Sklavin, die er vor Kurzem gekauft, vernachlässigt werde, so beschloß sie in einem Anfall von wüthender Eifersucht, sich den Tod zu geben. Es gelang ihr, die Aufmerksamkeit der Wächter und Eunuchen zu hintergehen; sie entschlüpfte in einer Nacht aus dem Harem, ergriff einen großen Stein, und trug ihn an das Ufer des Kanals, welcher mit seinem tiefen Wasser am Pallaste hinläuft, dann band sie den Stein an den Kaschemir-Shawl, der ihr als Gürtel diente, und stürzte sich in die Flut. Es herrschte am andern Morgen der größte Schrecken im Harem, als man ihre Abwesenheit gewahr wurde; ihre Sklaven und Wächter erstarrten vor Angst, wenn sie an das Loos dachten, das ihnen beschieden war, und sie sahen den Tag als ihren letzten an, an welchem sie dem Sultan die Nachricht von der Flucht seiner Favorite bringen mußten. Sogleich wurde der Harem, der Pallast, die Gärten, die ganze Umgebung auf das Genaueste durchforscht; aber die Nachsuchungen waren fruchtlos, Niemand hatte die Sultanin gesehen, und über ihrer Abwesenheit lag der Schleier des undurchdringlichsten Geheimnisses. Die Bestürzung, welche dieses Ereigniß überall verbreitete, war um so mächtiger, als man den Verdacht hegte, sie habe mit irgend einem Giaur die Flucht ergriffen. Den Eunuchen blieb die Alternative, zu sterben, oder die Flüchtige wieder aufzufinden; einstweilen büßten mehre von diesen Sklaven ihre Nachlässigkeit mit dem Verluste des Lebens. Der arme Sultan blieb indessen untröstlich; seine erste Liebe war mit aller Gewalt wiedergekehrt, und die griechische Sklavin wurde einem Pascha des Reichs als Geschenk übersandt. Einige Tage nach dieser Begebenheit saß der untröstliche Selim am Ufer des Kanals, und zog langsam den

Rauch seiner langen Pfeife ein; da gewahrte er mit Schaudern auf der Oberfläche den Leichnam der Geliebten, den der Stein nicht länger am Boden hielt. Beim Anblicke dieses grausamen Schauspiels, welches nur zu gut das Geheimniß der Abwesenheit der schönen Prinzessin erklärte, vom Schmerze niedergeschmettert, wollte sich Selim zu ihrer Leiche stürzen, und nur mit der größten Anstrengung gelang es den Sklaven seines Gefolges, ihn von dem verzweifelten Vorhaben zurückzubringen. Man zog den Leichnam der Sultanin aus dem Kanal, brachte ihn nach Constantinopel, und begrub ihn mit dem größten Ehrengepränge. —

Gegen den Gebrauch seiner Vorgänger begibt sich Sultan Mahmud nie in die Moscheen im Umkreis von Constantinopel, aus Furcht, wie man glaubt, das Opfer eines Aufruhrs zu werden. Wohl aus demselben Grunde gestattet er nicht, daß man vorher die Moschee bezeichnet, wo er sein Gebet verrichten will; erst am Morgen des Tages, an dem er sich dahin begibt, und zwar so spät, als möglich, werden seine Wachen versammelt, und die nöthigen Vorbereitungen zu seinem Empfange getroffen. Der Herausgeber dieser Bemerkungen beschreibt eine dieser glänzenden religiösen Ceremonien mit allen ihren Einzelnheiten.

Namick Pascha, sagt er, der erst seit einigen Tagen von seiner Reise nach England, Frankreich und Preußen zurückgekehrt war, hatte geäußert, da die Stunde vorüber sey, zu der der Sultan gewöhnlich die Moschee besuche, so sey zu befürchten, daß er an diesem Tage nicht mehr ausgehen werde, und dieß um so mehr, als er ihn unter dem heftigsten Wortwechsel mit dem Grafen Orloff zurückgelassen habe, in Folge einiger beißenden Ausfälle, welche der verschlagene Diplomat gegen den aufbrausenden Sultan gewagt hatte. Einige Augenblicke nachher aber kündigte sich die Annäherung des Souverains dadurch an, daß der Befehl gegeben wurde, Bajonette aufzustecken und die Gewehre zu schultern, was die türkischen Soldaten sehr gleichförmig ausführten. Nach einigen Minuten ließ die Militärmusik seinen Lieblingsmarsch ertönen. An der Spitze des Cortege wurden drei Handpferde mit reichen Decken geführt; die Sättel waren in Gold gestickt und mit kostbaren Steinen besetzt, an den Zäumen glänzte eben so herrlicher Zierath. Es waren schöne, edle Thiere, die auf die reiche Parure, welche sie trugen, stolz zu seyn schienen. Nach diesen folgten zwei und zwei etwa dreißig Officiere der hohen Grade, Generale, Obriste, Flotten-Capitäne; sie trugen eine Art Leibrock und eine Mütze von besonderer Form, genannt Feß. Hinter den Staatsministern erschien seine Hoheit auf einem herrlichen Pferde, angethan mit

einem hellbraunen Mantel, deſſen Kragen von Diamanten, Smaragden und Rubinen, in Blumenform geordnet, ſtrotzte. Dieſe Zierde iſt eine der glänzendſten, welche man ſich denken kann. Er trug wie ſeine Officiere einen Feß ohne alle Auszeichnung, der ihm die Ohren und beinahe die ganze Stirne bedeckte; ſein ſchwarzer Bart fiel bis auf die Diamant-Agraffe ſeines Mantels herab. Sein Geſicht iſt länglich, ſeine leicht adlerförmig gebogene Naſe zeigt Geiſt und Entſchloſſenheit an, ſein Auge iſt merkwürdig groß, lebhaft und durchdringend. Im Augenblicke, da er vor uns vorüberzog, nahmen wir unſere Hüte ab; er ſchaute uns feſt an, und ſetzte dann ſein Geſpräch mit Namick Paſcha, der ſich an ſeiner Seite befand, fort, nachdem er durch eine leichte Verbeugung unſern Gruß erwiedert hatte. Eine Anzahl von Officieren ſchloß den Cortege. Der Sultan hat das Ausſehen eines Mannes von fünf und fünfzig Jahren; ſein mit Finnen beſätes Geſicht und ſeine rothe Naſe deuten eine ausgeſprochene Neigung für die Flaſche an; auch jetzt ſchien er etwas angetrunken, obgleich man in ſeinen Zügen viel übeln Humor leſen konnte. Man ſagt, daß er ſich jeden Tag mit einem ſeiner Lieblinge zu betrinken pflege, und daß er einſt den Großmufti gezwungen habe, eine halbe Flaſche Champagner bis auf den letzten Tropfen zu leeren, was dieſer zuerſt mit der Erklärung ausſchlug, eine ſolche Handlung ſey wider die Religion und das Geſetz des Propheten; aber der Sultan entgegnete, da er ſelbſt Oberhaupt der Kirche ſey, ſo könne er neue Verordnungen erlaſſen, und dem Mufti anbefehlen, das zu trinken, was man ihm biete, wenn er nicht gegen den Stellvertreter Mahomets ungehorſam ſeyn wolle. Der Oberprieſter glaubte ſich nicht länger widerſetzen zu dürfen, und trank den Champagner, der ihm nach Allem kein ganz fremdes Getränke ſeyn mochte; der Sultan aber wandte ſich gegen einen gewiſſen Staatsbeamten, der ſich ebenfalls in Folge von religiöſen Skrupeln Wein zu trinken weigerte, und ſprach lachend: „Jetzt kannſt Du doch Wein trinken, da Dir das Haupt der Kirche und ihr Oberprieſter mit dem Beiſpiele vorangehen.“ —

Der Herausgeber dieſes Tagebuchs führt in Beziehung auf Mahmud ein Abenteuer an, welches ihm von einem deutſchen Baron erzählt worden iſt, und zur Charakteriſtik dieſes Fürſten beitragen mag. Jener war eines Tags mit Jagen beſchäftigt, als plötzlich ſeine Hoheit nicht ferne von ihm, begleitet von zwei oder drei Officieren, ſich zeigte; da es nun verboten iſt, in Gegenwart des Sultan mit Feuergewehr zu erſcheinen, ſo befand ſich der Deutſche in keiner geringen Verlegenheit. Indeſſen behielt er ſeine Faſſung, und nahm ruhig den Hut ab. Der Sultan warf einen nicht ſehr ermuthigenden Blick auf ihn, da er aber

in deutschen Augustkäfer ein Schmuckkäfer genannt wurde, daß es ihn die Natur erhielt, so gingen die Hoffnungen des Bauern mit dem Jäger, und viel weiter, „Schießen" der Bauern, obgleich einigermaßen ordentlich, verdient den wahrhaften Namen, Mord, viel, und den Jagd hat blos am Knopfe von drei Stationen Werth bereit. Diese Jagdart setzen einzelne von den Gesellschaften der Jäger, und beliebt seine Liebhaberei durch die Waffen aus: Ott! (Nur Gott!) Denn beliebt es einem Schützen auf diesem Gebiete, sich nach Neuem und Wohnung der Jäger zu erkundigen, und den seinen Augenzeugen sein. Am andern Morgen kam eine Person von Fuß zu dem Baron, und bat ihn um Gnaden ein Gesuch an, bestehend in Hunden, Pferden und einem Brief mit 5000 Pfunden. Der Baron bot den Liebenswürdigen seinen Hund, und verschaffte ihm Pferd und Geld. Der Jäger, der in seinem Zug bereit ist, eine Schwalbe zu verbrennen Preis zu schenken. —

Weiter ist die Jagdgesellschaft auch geschickt in Vorsorge eingerichtet, und die Verbesserung, welche ihrer Waffen von den Schützen Jagdart machte. Den Schwarzwälder bilden ein großer einzelner Platz, an dem drei Seiten von einzelnen Personen Gebäuden eingenommen werden, welche an ihrer Seiten Thüre bildgroßen Fuß umfassen, die man nach Belieben mit abgeschnittenen Jagdtuch eingerichtet hat, die den Ein- Ausen sind.

Jede von diesen Fuß, sagt der Weinsteiger, ist zu verschiedener Verfolgung über seinen eingerichtet, welche je mit einem Jagdes und einer nach einem ihr folgenden Thüre versehen sind. Die beiden einzelnen Gebäuden, die ganz den Kühen gleichen, in welche man weiße Pferden einsperrt, Jagdmeister, eine große Vorsicht von Pferden, die Thüre in der Seiten eingeschlossen, die Fuhren zu und unter sein und Dach und- gefährdet in dem offenen Raume, der gleichfalls ein Vorgemeine hilft. Nun hatte Jagdschützen Schützen Waffen zu dem Waffen Jahrzeug, und nun mit geringen Gebäden Jung bedient. Den Jagern auf der Offenseite schützen, sollten sie nicht den verschiedenen Jagdtuch sein, in den sie verladen waren; in entsprechenden Gesellschaftlichen Gruppen sie miteinander, und verlangen, allein Waffenlose nach, viele einmal ein gleichfalsend Hund. Eben, als ich mich hier sie mich zum Scherze be- wegliche, stürzte ein Offizierwärter, beim gewöhnlichen Jäger entlaufen- den Jagd ganzen Rauhwerk von Brandenburg beim, welches gewisse, welche Gesellschaften einer verschiedenen Waffenpersonen einbringen kann, einen von seinen sogenannten Schäferhunden herrnah, welcher eine alte ehrliche Hase fangen wollte. Zuerst hob er die Ohrenlocken der Offenen Hasen, nahm die Kraft ihrer Schenkel, die Stärke ihrer Glieder und alle die Vorsicht einer in den reifen Alter getrennten

Person, indem er, um die Wahrheit seiner Behauptung darzuthun, die zarte Haut der armen Person auf eine Weise kniff, daß sie vor Schmerz laut aufschreien mußte. Dann drückte er ihr die Wimpern herab, um den guten Zustand ihrer Augen zu zeigen, und öffnete ihr gewaltsam den Mund, um mit Hülfe einer sichtbaren Demonstration zu beweisen, daß das, was er von ihrem Alter gesagt, vollkommen wahr sey. Während dieser ganzen Zeit untersuchte die alte Frau selbst die Sklavin mit aller Sorgfalt, und handelte wegen des Preises, wie ein Fleischer, der einen Ochsen auf dem Viehmarkt kauft. Mein Herz blutete beim Anblicke dieses gehässigen Schauspiels, und mit Ekel wandte ich mich ab. Endlich wurde aber die arme Negerin von ihrem Eigenthümer für tausend Piaster oder fünfzig Dollars abgegeben. Wir gingen ein wenig weiter, und sahen am Fenster einer Zelle eine einzelne Frau, deren Kopf mit einem Linnenschleier bedeckt war. Kaum hatten wir sie ein Paar Sekunden betrachtet, als sie den Stoff, der sie vor unsern Blicken verbarg, zurückzog, und zwei glänzend schwarze Augen ihr volles Feuer auf uns strömten. Jetzt trifft man nur noch selten eine weiße Sklavin auf den Märkten; die Circassierinnen und Georgierinnen sind unter den besonderen Schutz von Rußland, die griechischen Frauen unter den von Frankreich und England gestellt. Lächelnd grüßte sie uns, während sie die schönen schwarzen Haare aus der Stirne strich, und die Zuschauer zu fesseln suchte, indem sie vor ihren Blicken mit aller Coquetterie die natürlichen Vortheile ihrer Schönheit zu entwickeln sich bemühte. Indessen schien ihr anmuthiges Benehmen nicht den gehörigen Eindruck auf die Türken hervorzubringen, den Christen aber ist es nicht erlaubt, Sklaven auf dem Markte zu kaufen, obgleich sie mit Hülfe eines Osmanli von ihrer Bekanntschaft die muselmanischen Gesetze leicht umgehen können. Ich habe nur drei oder vier männliche Sklaven und wenige Kinder gesehen; Alle waren Nubier, und boten ein gleich trauriges Schauspiel, wie die Weiber in ihrer Nähe. Zwei und zwei waren sie mittelst Ketten an Fußpflöcke gefesselt. Ehe wir den Sklavenmarkt verließen, erfuhren wir, daß unsere schöne Georgierin seit mehren Tagen zum Verkaufe ausgesetzt sey, daß jedoch Niemand die unmäßige Summe habe bezahlen wollen, die ihr Herr für sie verlange. Dieser aber war ein reicher Mann, und es stand zu erwarten, daß ein weniger schwieriger Käufer kommen, und ihm die 2500 Piaster bezahlen werde, zu welchem Preise er die Sklavin anschlug.

In der Civilisation und den Sitten der Türken sind große Veränderungen vorgegangen. Sonst wurde der Fanatismus bei ihnen bis zum höchsten Grade getrieben, jetzt ist er beinahe gänzlich von

ihrem Wohne zurückwandern. Noch war Kaspar wanken die müden zurückkehrenden Beobachter, wenn der Ton des Horns gegen Abend, häufig ausgeblasen, und das zum ernstrichtigsten Verdienst gewonnene, wenn es irgend einem Fürsten gefallen, eine neue Verleihung bewog zu singen, welche sie sich täglich gegen die Fürsten erhielten; die Hunde kannten heute anderes, ohne daß sie es wußten, die Jagdknechte, und wenn sie einmal zu Pferde, kannte das Pferden ja schauen, so kannten sie den nächsten Tumult, der auf sie folgten wollte, zum Theil nicht. Gewiß die kleine Thierwelt, diese Dachse und Eichhorn, wo selbst die Thiere aller civilisirten Staaten die Republicanern jener Wälder eingeführt wurden, vor den Hunden den Krieg ungefährlich hatte, Rüden heute zu Tage feiner Gnade mehr Hunde ein.

Einzelnen Hasen sicher Kaspar den Gefangenschaft der Gefangenen gewordene Tod, haben sie ein Innerreich und einen Kopf gewonnen, wie er einer Kaiser und Könige Haß gewonnen hatte. Die Wölfe-Hetzen und der Roman nahmen sie in besonderen Schutz, und die Einführungsfrist der Wiegenlieder verhoch sich mir der Abwechslung, um Hirschfänger, englische Hirschfänger zu erhalten, zu deren Gruppe die jene Hetzen und die unterrichteten Gesellschaft unsere Thiere bestehen Hetzen Wissens machten. Die kaufte Gesellschaft, die Gie zu Jagden Thieren erhielten, ist der Abschiedsname, wo nach den Wolfsjagd anderen Führern eine Thiere wesentlichen Cultur zum Heil eines Reiches gelangte. Unter diesen Gesellschaft, die sich kaum ein Paar Tage über den Abschieden erfreuen, einer in der natürlichsten Gesellschaftsform, die Hetzjagd zu nennen, wandern ungefährlich Gefangene an Warmer-Zahlmeister gebunden, so daß keine der Zeit nachkommen gewesen wäre, und wo den Warmern Meister unterrichteten Gefangenen nennen in schauderhafter Ordnung als die Schlüssen Wachthaus aufgeschlagen, mitreißt ferner erkennungsvoll Wächter von einem wenigen Opfer bei Gesellschaft von Verbrechen zu erprechen wandern, wenn es wohl gar nicht häufig war, eben von Verbrechenszeuge, die war in der Einrichtung der gemeinen Unterbrecher befunden hatten. Man zöge mir im Innern bei Oberklasse einen Diener Zeit, in welche Mitte war, der Zöge sank, wenn sie einmal ganze Personalien menschlichen Klugheit aufgehoben hatte, welche die besten Warmern der Freiheit in sehr überzeugen, daß man von einer Zöge die reinen, rohigen Wälder der Warmern-Warmern erfassen konnte. Der Zöglinge wieder noch noch auf eine gewisse Weise von einem Gängen außerstehen, die kaum so hoch wenig sind, daß sie auch hinreichend deutlich in dem ward man sonst die unglücklichen Gefangenen, welche zum Hungertode verurtheilt waren, und so auf dem Boden liegen mußten, bis sie todten starben.

Dank der Civiliſation, welche dieſen Schreckniſſen ein Ziel geſetzt hat; wenn man zu Ehre der Menſchheit auch glauben mag, daß dieſe Erzählungen größten Theils nur Fabeln ſind, von den Führern erfunden, um jener Geſchmacks-Verdorbenheit zu genügen, welche die menſchliche Einbildungskraft nach Schauerbildern geizen läßt, — vielleicht auch, um zu gleicher Zeit ein neues Intereſſe für das hiſtoriſche Monument anzuregen. Einige alte Soldaten ſind gegenwärtig die einzigen Bewohner dieſer furchtbaren Feſtung, und obwohl ſie jetzt überall in Trümmer zerfällt, ſo verlangt doch ein aus alten Zeiten zurückgebliebener Gebrauch, daß man ſich einen Firman geben läßt, um Zutritt in das Innere zu erhalten. —

Ein Freund unſeres Reiſenden beſuchte Ibrahim Paſcha, der mit der ägyptiſchen Armee zur Zeit unſerne von Konſtantinopel ſtand, als Auldjo ſich in dieſer Hauptſtadt befand. Ibrahim verſicherte, daß er ohne den Zwiſchentritt von Frankreich und England in Conſtantinopel eingedrungen wäre, und fügte bei, daß vor Kurzem dieſe Mächte Urſache gehabt hätten, ihr ungeſchicktes Eingreifen zu bereuen. Ueberdieß, ſagte er, daß er früher oder ſpäter nach Stambul kommen werde, und daß die zwei großen Mächte, welche es für nöthig erachtet, ſich zwiſchen ihm und Mahmuds Thron in das Mittel zu legen, ſich dadurch intereſſirt finden werden, ihn an die Spitze des türkiſchen Reichs geſtellt zu ſehen, daß er auf dieſe Weiſe einen Damm gegen den ſtets wachſenden Ehrgeiz der nordiſchen Souverains ſetze.

Bitter beklagt ſich Auldjo über die Beleidigungen, denen die Engländer in Conſtantinopel ausgeſetzt ſind; er erzählt einige Anekdoten, aus welchen erhellt, daß die Ruſſen ganz anders behandelt werden. Es folgt hier ein merkwürdiges Beiſpiel.

Ein Türke, mit Namen Caſtingen, war nach Buyukdere geritten, wo die Reiter, wenn ſie am Kiosk von Dolma-Batſche vorüberkommen, nothwendig vom Pferde ſteigen müſſen. Wehe dem, der, die ſtrenge Vorſchrift des Ortes vergeſſend, beritten durch eine der Pertinenzien der kaiſerlichen Reſidenz dringen will. Unſer Türke aber erinnerte ſich deſſen nicht, wurde auf der Stelle verhaftet, von den Soldaten und ihrem Offizier mit Mißhandlungen überhäuft, und in eine Kammer des Wachthauſes geworfen, um von da in das Gefängniß gebracht zu werden. Da er jedoch bemerkte, daß man ihn für einen Engländer halte, und ſich über dieſen Irrthum nicht ſehr beruhigen konnte, ſo kam ihm glücklicher Weiſe der Gedanke, ſich für einen Ruſſen auszugeben: „Rusky effendi ben! Rusky, Rusky!“ rief er aus. Plötzlich konnte man Beſtürzung in allen Zügen der apathiſchen Türken leſen. Der Capitän zeigte die lebhafteſte Unruhe, und bat, ſein Be-

nehmen zu entschädigen; die Matrosen kamen ihm Preise und Kaffee, und machten ihm allerhand, den Besitzern zu gefallen, die er nicht erwidern konnte. Der Kapitain des Bootes bedeute dem Schwarzen in allerhand Zeichensprache, daß „Mark stark" sende und er ihn nicht unartig zurückjage. Als Neger sich so sindet sehr, nicht eingeladen, daß Ihr sein Englischer sagt" sind um den Preis der ausgestellten mannigfaltigen Obstsorten zu beschwindigen, wurde einer Abwechslung benöthigt, ein Land Jamaika zu begleiten, um ihn von seinen Gebieten zu belohnen. Es sehr ist mit den Matrosen und Herde, welche der Mann Neger ahnen in Kondescendenz eingehen im Handel ist, daraus wenig man sein zeigen, daß sein Matrosen gegen eine Sympathie dem Weiße ewige habe; die Liebe haben die Neger im Gegensatz zu dem ganzen Europa und seine Er unter die Erde, Matrosen zu nicht entsprechen, sie möchten, daß ihren Barf packen, und ihre Leute verlassen; unmenschliche Handlung, welche Gott im Himmel Grab von Gold und Verachtung anbeuten.

Der Kapitain hatte Verordnungen trotz von Kondescendenz und dem Dampfschiff ab, welches den Kanal Otto nach Greenbrook brachte. Er hatte diesen Weingen ein einen liebenswürdigen guten jungen Mann war, der es verwehrte, irgend ein Trinkgeschenk in seiner Anwesung zu annehmen, und auch so freundlich war den Wirthsleuten und Matrosen.

Endlich ist das Dampfschiff zur Abfahrt bereit; die Koffer sind geschlossen; unsere Besitzer begleiten uns beider Gesellschaft, welche sich einen Augen heute, und folgende Weise. — „Welche gewünschte Freiheit! Wie Gefangenen Gefangenschaft, Gewalten Gewaltsamkeit, Freudigkeit Freudigkeit, Barbarin Barbarinn; und ich glaube, es ist wie ehrlich Englischen, englische Gentlemen. Man bedenken sich bei und eine Art von empfindsamen Weise, der sich einen Barbier nennt; ein Mulatteer, Chef einer Speisebude; ein schlankster Barbier, arm, wie ein Apostel; ein Mulatteer Tischler mit langem Messer; ein kleiner Neger, Waschjunge; ein Chef von Klima, ausgezeichneter Klinger; ein alter Verkäufer und zwei ehrliche Neger. Man ging Damen waren auf dem Schiff — eine russische Gräfin, welche unaufhörlich in Damen lief, und eine junge Mutterin, deren Jungenschaft beim Schiff, daß sie sich fortwährend liebenswürdig zu machen suchte. Herren waren nur zwei Chefs eines Exploiteurs an Chef, einen Kreolenmann und einen Unterkaufmann, zweier einen Direktor und zwei Unterdirektoren. Zu-

Aberglaube und Glaubensansichten im Volke.

(Fortsetzung.)

Der erste April.

Es ist eine überall verbreitete Gewohnheit, in den April zu schicken, oder wie die Franzosen sagen: donner des poissons d'avril. Mit Grund läßt sich annehmen, daß dieser Brauch heidnischen Ursprungs ist; geht man noch weiter zurück, so wird man die Wiege dieser periodischen Belustigungen im Orient finden. Der Oberst Pearse hat nachgewiesen, daß die Hindu seit undenklichen Zeiten bei Gelegenheiten eines Festes, das sie im Monate März feiern, und Huli nennen, zu Besorgung vorgeblicher Aufträge Personen wegschicken, wodurch diese dem allgemeinen Gespötte ausgesetzt sind, wenn sie sich getäuscht sehen. Der letzte Tag des Huli ist das Neujahrs-Fest, und da in England sonst das Jahr zur selben Zeit begann, so meint Maurice, die Belustigungen am ersten April, sowohl in England als in Indien haben ihren gemeinsamen Ursprung im Gebrauche zu suchen, die Rückkehr der Frühlings Tag- und Nachtgleiche durch Feste zu begehen.

(Die Behauptung des Oberst Pearse ist zu unbestimmt, um eine vernünftige Ansicht zu begründen; indessen gebricht es an einer ganz plausibeln Hypothese über diesen Gegenstand. Ein Prinz von Lothringen, welcher im Schlosse von Nancy bewacht wurde, und sich dadurch rettete, daß er am ersten April über die Meurthe schwamm, gab den Lothringern zum Witzworte Veranlassung, man habe den Franzosen einen Fisch zu bewachen gegeben; diese, wenn auch allgemein verbreitete Anekdote ist längst siegreich in ihrer Anwendung auf die April-Fische in Frankreich widerlegt worden. Eines Theils ist der Gebrauch im übrigen Theile von Europa viel älter, andern Theils wird der Ausdruck poisson d'avril, Aprilfische, nur in Frankreich gebraucht; in England sagt man

an april fool (Aprilnarr); in Holland een april gek; und die Deutſchen haben das Sprichwort:

Am erſten April
Schickt man die Narren, wo man will.

Dieſe Ausdrücke haben gewiß mit Fiſch nichts gemein. Am meiſten Wahrſcheinlichkeit hat die Anſicht, daß in dieſem Brauche eine entwürdigende Anſpielung auf das Leiden unſeres Heilands liegt, deſſen Jahrestag ſtets etwa am erſten April wiederkehrt. Aus dem Umſtande, daß die Juden höhnend und verſpottend den Heiland von einem Tribunal zum andern ſchickten, ſoll die lächerliche Sitte entſtanden ſeyn, daß man Leute, über die man ſich luſtig machen will, von einem Orte zum andern hin und her gehen läßt. — Am Anfange mahnten ſich die erſten Chriſten auf verſchiedene Weiſe an die Wiederkehr der Leidenstage Chriſti und andere Feſte der Chriſtenheit, ſo lange dieſe noch nicht öffentlich gefeiert werden durften, ſo an die Geburt während der Adventszeit durch Anklopfen an die Fenſter; dieſe fromme Gebräuche arteten in der Zeit gewaltig aus, und wie die Verhöhnung aus dem Hin- und Herſchicken von Pontius zu Pilatus entſtanden iſt, ſo iſt in Deutſchland von den Straßenjungen die fromme Sitte der Adventszeit in ein Bewerfen der Fenſter mit Erbſen, Bohnen und kleinen Steinen verwandelt worden.)

Sanct Georg. (23. April.)

Sonſt war es in Großbrittanien üblich, die Statue des heiligen Patrons zu verzieren, aber dieſe Sitte hat aufgehört. An dieſem Tage pflegten Perſonen von gutem Tone blaue Kleider zu tragen, ohne Zweifel, weil blau die Nationalfarbe Großbrittaniens iſt. (Die Winzer in Deutſchland haben eine hieher bezügliche, allgemein bekannte Wetterregel, welche heißt:

„Wenn die Reben um Georgi ſind noch blutt und blind,
Soll ſich freuen Mann, Weib und Kind.“

Sanct Marcus-Tag und der Vorabend desſelben. (25. April.)

Auch noch ein fruchtbarer Tag für den Aberglauben. Im nördlichen England iſt es beim Volke Brauch, von eilf Uhr Abends bis ein Uhr Morgens in den Hallen der Kirche zu wachen. Dieſe Ceremonie muß man drei Jahre hinter einander wiederholen, und beim dritten Male iſt man überzeugt, daß man die Geſtalten Derjenigen wird in die Kirche eintreten ſehen, die im kommenden Jahre ſterben müſſen. Wird Einer krank, den man auf dieſe Weiſe geſehen zu haben glaubt, ſo raunt man ſich in die Ohren, daß er ſicher nicht

wieder genesen werde, weil ihn der und der, welcher in der Marcus-Nacht gewacht, gesehen habe. Dieser Aberglaube hat so viele Gewalt, daß, wenn die Sache unglücklicher Weise dem Kranken zu Ohren kommt, dieser gewiß selbst an seiner Wiederherstellung verzweifelt, und Mancher schon, einzig durch seine Einbildungskraft niedergebeugt, vor Angst gestorben seyn soll.

Zuweilen sieht man am Vorabend des St. Marcustages, ehe man schlafen geht, die Asche und streut sie rings um den Herd aus; soll im laufenden Jahre ein Glied der Familie sterben, so wird sich ein Abdruck seines Schuhes auf der Asche finden; oft schon hat ein schlechter Spaßmacher die Seinigen in Schrecken gesetzt, indem er sich heimlich hinzuschlich, nachdem die ganze abergläubische Familie zu Bette gegangen war, und das Bild eines Schuhes in die Asche drückte.

Im Norden von Wales spannt kein Pächter am St. Marcus-Tag einen Ochsen an den Pflug, weil die Thiere, die an diesem Tage arbeiten, unfehlbar vor der Aerndte sterben müssen.

Alle Personen, welche im Marktflecken Alewick das Bürgerrecht erwerben wollen, müssen sich einem seltsamen Gebrauche unterwerfen, welchen man „über den Brunnen springen“ nennt.

Am St. Marcus-Tage begeben sich alle Aspiranten in Prozession zu einer tiefen, übel riechenden Pfütze, welche im Moorgrunde von Alewick liegt, und unter dem Namen Bürger-Brunnen bekannt ist. Allda angelangt stellen sie sich in einiger Entfernung vom Wasser in einer Reihe auf, springen dann auf ein verabredetes Zeichen hinein, und arbeiten sich, im Kothe plätschernd, nicht ohne bedeutende Anstrengung durch den Sumpf. Nach einer Sage soll dieser alberne Gebrauch, der dadurch noch lächerlicher wird, daß die Aspiranten weiß gekleidet seyn müssen, vom König Johann herstammen, der einst in denselben Koth geführt worden ist.

Der erste Mai.

Nicht in England allein ist der erste Tag des Monats Mai eine Zeit der Lust für verschiedene Klassen der Gesellschaft, obgleich er auch, wie viele andere Feste einen großen Theil seiner Feierlichkeit in unserer Zeit verloren hat. Sonst erhoben sich Personen von jedem Rang am frühesten Morgen von ihrem Lager, um in den Mai zu gehen. Bourne erzählt, zu seiner Zeit habe sich die Jugend beiderlei Geschlechts in den Dörfern von Nord-England bald nach Mitternacht auf den Weg begeben, um beim Klange der Hörner in einen benachbarten Wald zu wandern, dort Zweige von den Bäumen zu schneiden, und sie mit Sträußen und Blumen-Guirlanden zu schmücken. Hatten sie hinreichend

gesammelt, so kehrten sie nach Hause, wo sie bei Sonnenaufgang anlangten, und an Fenstern und Thüren das grüne Laubwerk befestigten. In alter Zeit beobachteten die Herrlichkeiten und Fürsten diese Sitte ebensowohl, als das Volk. Chaucer sagt in seinem Liebeshof: Am ersten Mai begab sich der ganze Hof, vom ersten bis zum letzten, hinaus, um Laub-Zweige und frische Blumen zu suchen.

Dieser Tag war auch ein Fest für die Milchmädchen, und noch heute laufen diese in mehren Provinzen von England singend und tanzend beim Klange der Musik durch die Straßen. Aber das ist kaum noch ein Schatten von den Lustbarkeiten früherer Zeit, wo an allen Straßenecken Maien aufgepflanzt waren, um welche man sich mit allen Arten von Spielen und pyrrhischen Tänzen unterhielt, und den Tag bei lustigen Gelagen durchschwärmte. Am Abend zündete man Freudenfeuer an. In den Dörfern wurde der Mai auf den ansehnlichsten Platz gepflanzt, und blieb da bis zum nächsten Jahre stehen, ohne daß es Jemand wagte, eine frevelnde Hand daran zu legen.

In London feiern an diesem Tage die Schornsteinfeger ihr Fest, und tanzen mit Blumen, Bändern und Tressen bedeckt, durch die Straßen. In der Gruppe befindet sich immer Einer, der mehr als die Andern geschmückt ist. Man nennt ihn Jack im Grünen (Jack in the green).

Diese Vergnügungen sind gewiß heidnischen Ursprungs, und von dem durch die zügellose Ausgelassenheit bei ihrer Feier bekannten Floralia der Römer abzuleiten.

Den 13. Mai, der dem ersten des Julianischen Kalenders entspricht, feiert man in Schottland ein gewisses Fest, das Beltan oder Beltein genannt, und von Pennant folgender Maaßen beschrieben wird:

„Am ersten Mai feiern alle Schäfer von jedem Dorfe ihr Beltein oder ländliches Opfer. Sie ziehen ein Viereck auf der Erde, lassen dabei aber den Rasen in der Mitte stehen; auf diesem Rasen zünden sie ein Holzfeuer an, um darauf einen mächtigen Ragout von Eiern, Butter, Habergrütze und Milch zu bereiten; nebenbei bringt Jeder einen tüchtigen Vorrath von Bier und Whiskey mit, denn jedes Mitglied muß Etwas zur Bewirthung beitragen. Die Ceremonie beginnt damit, daß man ein wenig Ragout als Libation auf den Boden wirft. Hienach nimmt Jeder einen Habergrütze-Kuchen, auf welchem sich neun viereckige Höcker befinden; wovon jeder einem besonderen Wesen, als dem Beschützer ihrer Heerde, oder einem besonderen Thiere, als ihrem wirklichen Feinde geweiht ist. Dann wendet sich jede Person mit ihren Blicken gegen das Feuer, reißt einen von den Höckern ab, wirft ihn über ihre Schulter und spricht: „Ich gebe Dir das, erhalte unsere

Pferde; und Dir das, erhalte unſere Schafe," und ſofort. Dieſelbe Ceremonie erfüllt er in Beziehung auf die ſchädlichen Thiere: „Ich gebe Dir das Fuchs, ſchone meine Lämmer; und Dir das, Krähe; und Dir das Adler." Iſt die Ceremonie vorüber, ſo verzehren ſie ihren Ragout, und die Reſte werden ſodann von zwei, beſonders hiezu beauftragten Perſonen verwahrt; am darauf folgenden Sonntag verſammelt man ſich aber noch einmal, um die Brocken vom erſten Mahle vollends zu verſpeiſen."

Dieſes Feſt bietet eine ſchlagende Aehnlichkeit mit den Palilien, welche die alten Römer zu Ehren der Pales, der Göttin der Schäfer, nach Andern zu Ehren des Sonnenlaufes am 21. April zu feiern pflegten.

Das Belteinfeſt gibt ein Beiſpiel mehr von dem Zuſammenhange zwiſchen den Ceremonien der Völker des Orients und denen der Völker im Weſten. Bel oder Belus iſt der große aſiatiſche Gott, und dieſer Name diente zu Bezeichnung der Sonne, der zu Ehren eines ihrer Hauptfeſte in dieſer Jahreszeit gefeiert wurde. Sowohl durch das Opfer des Beltein, als durch andere Umſtände ſtellt ſich klar heraus, daß die Caledonier die Sonne abergläubiſch verehren. In Schweden zünden die Landleute am letzten Tage des Monats April, den Tag vor dem ſchottiſchen Beltein, große Feuer auf den Bergen an, und feiern auch den erſten Mai. Man lieſt in einem alten Gedichte über das zweite Bataillon von Haſtings vier Verſe ungefähr folgenden Inhalts, welche beweiſen möchten, daß dieſe Sitte auch unter den Druiden herrſchte. Der Dichter ſagt, indem er vom druidiſchen Denkmal der Ebene von Salisbury und Stonehenge ſpricht:

„Hier pflegen die Britten den Götzen anzubeten, den ſie Tauren nannten, indem ſie im Monat Mai große Feuer vor ſeinem Altar anzündeten, und ihre Gerichte um die Flamme braten ließen."

Der Deasil iſt ein Aberglaube der ſchottiſchen Gebirgsbewohner, welcher ſich ebenfalls auf die Sonne bezieht. Dieſer Ausdruck ſoll von zwei gäliſchen Wörtern abſtammen, nämlich von deas oder des, die rechte Hand, und syl, die Sonne. Es iſt dieß die Action, ſich von Oſten nach Weſten, nach Art des Sonnenlaufes zu drehen — ein Gebrauch von hohem Alterthum bei den religiöſen Ceremonien. Will ein Gebirgsbewohner ſich baden, oder aus einer geweihten Quelle trinken, ſo muß er bei der Annäherung von Oſten nach Weſten herumgehen, und zwar von der Mittagsſeite aus, um die ſcheinbare tägliche Bewegung der Sonne nachzuahmen. Auf dieſe Weiſe nähert man ſich auch dem Grabe, in welches man einen Todten niederlegen will. So ſchreitet die junge Gattin ſtets auch von der Rechten zur Linken auf

das Haus ihres Gatten zu, und auf dieſelbe Weiſe läßt man bei Gelagen die Becher kreiſen. Das nennt man im Gäliſchen von der guten oder glücklichen Seite drehen. Aus demſelben Grunde iſt die entgegengeſetzte Seite die ſchlechte oder unglückliche Seite. Schluckt Einer beim Eſſen zufällig verkehrt, ſo ſchreien ſie auf der Stelle deisheal! dieſer Ausruf bedeutet den Wunſch, daß die Speiſen den guten Weg einſchlagen mögen.

Das Gegentheil vom Deasil iſt der Widersinnie, aus zwei teutoniſchen Worten gebildet. Die Bergſchotten ſchreiben dieſer Bewegung, welche dem Sonnenlauf entgegen geſetzt iſt, oder auch dem, welcher an ihren Sinn glaubt, und ihn durchdrungen hat, eine übernatürliche Kraft zu. Man beobachtet dieſe Bewegung bei den magiſchen Ceremonien, und verſichert, daß die Zauberer und Magier auf dieſe Weiſe den Teufel begrüßen.

Außerordentliche Heilkraft ſchreibt man in Schottland dem Maithau zu, welcher vom abergläubiſchen Volke am erſten Mai frühe des Morgens auf den Feldern geſammelt zu werden pflegt.

Die engliſchen Provinzen, welche an Schottland anſtoßen, zeigen noch Spuren vom Beltein auf den Hügeln von Baal, wo ſonſt die Feuer angezündet wurden.

Das Schauſpiel von Robin-Hood machte einen Theil der Maiſpiele aus. Man ſah dort den kühnen Geächteten, wie er bei den Spielen als Maifürſt den Vorſitz führte, an ſeiner Seite ſeine treue Geliebte Marianne, als Maidame, und andere Perſonen, die Robin-Hoods Genoſſen vorſtellten. Der Biſchof Latimer beklagt ſich in einer ſeiner Reden, daß er einſt an einem Feſttage in eine Stadt gekommen ſey, um zu predigen; die Kirchenthür ſey aber geſchloſſen geweſen und man habe ihm geſagt, die Gemeinde könne ihn nicht hören, weil heute Robin-Hoods Feſt gefeiert werde, und der gute Biſchof fügt bei, daß er ſammt ſeinem Chorhemde ſeinen Platz habe dem Geächteten einräumen müſſen. Als ſich König Heinrich VIII. in Shootershill befand, ſtellten die Officiere ſeiner Wache, zwei hundert an der Zahl, zu ſeiner Beluſtigung ein Maiſpiel dar; ſie waren grün gekleidet und geführt von Einem, der Robin-Hoods Rolle gab. Dieſer ging vor dem Könige her, als er begleitet von vielen vornehmen Herren und Damen des Hofes ſeinen Morgenſpaziergang machte. Robin-Hood lud die Majeſtäten ein, zu ſehen, wie er und ſeine Gefährten lebten und als der König die Einladung angenommen hatte, wurde der Cortege von Bogenſchützen, welche Horn bliesen, in ein Gehölze am Fuße des Berges geführt, wo das Geſträuche zu mehren, mit Blumen und duftenden Kräutern geſchmückten Gemächern benützt worden war.

Hier entſchuldigte ſich Robin-Hood, daß er dem Könige keine köſtlichern Gerichte vorſetzen könne: „Sire, wir Geächteten verzehren in der Regel zum Frühſtücke nur das Wildpret, was wir durch die Jagd gewinnen, und wir ſind nicht im Stande Ihnen etwas Anderes zu bieten!“ Hierauf nahmen der König und die Königin Platz, und wurden mit Wildpret und Wein bedient. Beide ſchienen mit dem Empfang, der ihnen geworden, äußerſt zufrieden, und bei ihrer Abreiſe erblickten ſie zwei reich gekleidete Damen, von welchen die Eine die Maidame, die Andere die Floradame vorſtellte; dieſe ſaßen auf einem hübſchen offenen Wagen, von wo aus ſie den König mit mehren anmuthigen Geſängen begrüßten, und nach Greenwich führten. Solche Spiele waren auch in Schottland ſehr allgemein; aber, da zahlreiche Verſammlungen, bei welchen man ſich ungeordneten Luſtbarkeiten hingibt, häufig Unruhen veranlaſſen, ſo hielt man es für zweckmäßig, dieſelben durch ein Geſetz vom Jahre 1555 zu unterſagen.

Es war zu jener Zeit gebräuchlich, für Robin-Hood Collecten zu machen; das heißt, verſchiedene Leute gingen auf dem Lande umher, und erbaten ſich Beiſteuern, um die Koſten der Vorſtellung decken und die Gewänder kaufen zu können, welche die Schauſpieler zu tragen hatten.

(Der Gebrauch, Maien zu pflanzen, gründet ſich auf die alte Anſicht, der zu Folge man ſeit undenklichen Zeiten grünes Laubwerk als ein vergnügliches Zeichen betrachtete; in Folge davon pflegte man Baumzweige von verſchiedenen Gattungen, denjenigen zu bieten, welche man auszeichnen wollte. Nach Ovid kommt das Wort majus, der lateiniſche Name des Monats Mai, von majores, Alte, Richter, Geſetzgeber. Schon zu ſelbiger Zeit pflanzte man einen grünen Zweig vor die Thüren derer, welche man auszeichnen wollte, und es erſcheint nicht unintereſſant, daß der lateiniſche Name des Monats Mai ſich in dieſer einzigen Bedeutung im Italieniſchen erhalten hat, denn dieſer Monat wird gewöhnlich maggio genannt, während Maien ſtecken (wie man es in Süddeutſchland nennt) piantare il majo heißt. Setzt man damit den Umſtand in Verbindung, daß man in mehren Städten Italiens, namentlich in Genua, noch heute Maien vor die Häuſer der Perſonen ſetzt, welche in eine Würde getreten ſind, ſo wird man in dieſem Gebrauche nicht nur ein hohes Alter, ſondern auch ſeinen Zuſammenhang mit den Ideen von Gerechtigkeit und Anſehen finden.

Man darf nur die heilige Schrift durchlaufen, um den Beweis zu finden, daß grüne Zweige zu jeder Zeit Zeichen von Achtung und Freude geweſen ſind. So heißt es im dritten Buch Moſe in Beziehung auf das Laubhüttenfeſt: „Ihr werdet am erſten Tage Zweige nehmen

vom schönsten Baume mit seinen Früchten, Zweige vom Palmbaume, Aeste vom belaubtesten Baume, Weiden, die da wachsen die Ströme entlang; und ihr werdet euch freuen vor dem Herrn, euerem Gotte!“ Diese Anordnung hängt nicht mit der des Wohnens unter den Laubhütten zusammen; noch heut zu Tage begeben sich die Israeliten am ersten Tage des Laubhüttenfestes, in der einen Hand einen Palmzweig, in der andern eine Limone haltend, in ihre Synagogen.

Im fünften Buche Mose verbietet indessen der Herr den Juden, große Bäume zu pflanzen „noch überhaupt einen Baum vor den Altar des Herrn ihres Gottes.“ Ohne Zweifel war das ein egyptischer Brauch, den der Ewige von seinem Volke nicht beibehalten wissen wollte.

Diese Sitte findet sich bei allen Völkern des Alterthums. Bei den Oschophorien trugen die Griechen Rebzweige, bei den Pyaneghien Oel oder Lorbeerzweige zu Ehren Apollos. Die Zweige, welche man Fresione nannte, wurden vor die Tempel gepflanzt, wo sie bis zum Wiedereintritt desselben Festes im nächsten Jahre blieben. Einer Etymologie zu Folge sollen diese Zweige vor Apollo als Zeichen der Bitte (ikesia) getragen worden seyn.

Es ist bekannt, daß die Jünger Jesu vor dem Herrn hergingen, als er in Jerusalem einzog, in der Hand Zweige, um seine Gnade und sein Wohlwollen zu erflehen. Diesen Gebrauch hat die Kirche für den letzten Fasten-Sonntag beibehalten.

In neuester Zeit finden wir den Gebrauch, Maien zu stecken, beinahe von allen Völkern, nur mit einigen Modifikationen nach der Verschiedenheit der Sitten, angenommen. In Italien setzen die jungen Leute Maien vor das Haus ihrer Geliebten; Spuren dieser Gewohnheit finden sich bei allen alten Dichtern.

In Frankreich war die Gewohnheit am allgemeinsten verbreitet, Maien vor die Thüre des Edelmanns der Gemeinde zu pflanzen, oder vor die Häuser derer, welchen man besondere Achtung beweisen wollte, obschon es auch an mehr als einem Orte üblich war, sie zu Ehren eines geliebten Gegenstandes zu stecken. Alte Titel zeigen diesen Brauch besonders im dreizehnten Jahrhunderte. So gestattet ein alter Freibrief, von einem gewissen Ingelgranius der Stadt La Fère im Jahr 1207 ausgestellt, den Bewohnern, in den herrschaftlichen Waldungen Bäume zu schneiden, die sie für den Mai bedürfen sollten. Später im Jahr 1270 verbot die Abtei St. Germain in Paris den Bewohnern von Chastenat, Maien in den Abtei-Waldungen zu schneiden.

In der Stadt Evreux waren mit dem Pflanzen der Maien die seltsamsten Ceremonien verbunden, die sich aus den ersten Jahrhunderten der Monarchie datiren. Am 28. April begab sich das Kapitel in

den, nahe bei der Stadt liegenden Wald, l'Eveque, und ſchnitt dort kleine Zweige ab, um die Bilder der Heiligen in der Kathedrale zu zieren. Von Anfang verrichteten die Domherren dieſe Ceremonie in eigener Perſon; in der Folge aber glaubten ſie ſich nicht bis zum Zweigeabſchneiden erniedrigen zu dürfen, und ſchickten nur ihre Chorgeiſtlichen; dann ſtellten ſich alle Kaplane der Kathedrale ein. Endlich verſchmähten es die Domvicare nicht, ſich der ſogenannten ſchwarzen Proceſſion anzuſchließen. Die Chorgeiſtlichen, welche ihren Auftrag als eine Vergnügens-Partie betrachteten, traten zwei und zwei im Leibrock, die viereckige Mütze auf dem Kopfe, aus der Kathedrale; vor ihnen her gingen Chorknaben, Pedelle und andere Kirchendiener, Alle mit Hippen in der Hand; dieſe ſchnitten die Zweige ab, und trugen ſie ſelbſt zurück, oder ließen ſie vom Volke zurücktragen, das ſich eine Ehre und ein Vergnügen daraus machte, dieſen Dienſt zu leiſten, und die Geiſtlichen ſammt ihrem Gefolge ganz mit dichtem Buſchwerke auf dem Marſche bedeckte, was aus der Ferne wie ein wandernder Wald ausſah. Die Mitglieder der ſchwarzen Proceſſion trieben auf dem Rückwege tauſend Späße, warfen den Vorübergehenden Kleie in das Geſicht, ließen die Einen über einen Beſen ſpringen, die Andern tanzen und dergl. Sobald die Chorgeiſtlichen in der Kathedrale wieder angelangt waren, ſo bemächtigten ſie ſich der Stiftsſtühle und vertrieben, ſo zu ſagen, die Domherren. Die Chorknaben trugen den Chorrock, und verſahen den Dienſt von der Rone des 28. April bis zur Veſper des erſten Mai, während welcher Zeit die Kirche mit grünem Laubwerk geſchmückt blieb. Die Luſtbarkeiten der Domherren, ſo lange ihre Stellen auf dieſe Weiſe beſetzt waren, ſind nicht minder ſonderbar geweſen: Ludunt ad quillas super voltas ecclesiæ, ſie ſchoben Kegel in den Gewölben der Kirche.

Die berühmten Frohnleichnams-Prozeſſionen in Aix ſchloſſen auch mit dem Stecken von Maien. In der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag nach dem Frohnleichnamsfeſte ließ der König der Bazoche, begleitet von ſeinen Stabträgern und dem Capitaine ſeiner Wachen, beim Klange der Violinen, vor den Pallaſt, das Gouvernement, die erzbiſchöfliche Reſidenz, die Hotels des erſten Präſidenten, des Intendanten, des Parlaments-Präſidenten, und endlich des Bazoche-Königs ſelbſt Maien pflanzen. Dieſe Maien waren ſehr hoch, und mit Buchs und gemalten, weiß und blauen Bändern, den Farben der Bazoche geſchmückt.

Dekſelbe Gebrauch herrſchte in der Bazoche (Gericht der Parlamentsſchreiber) in Paris. Man behauptet, der König der Bazoche habe Franz I. im Jahre 1547 bei Beſchwichtigung der Unruhen in Guienne unterſtützt, und dafür von dieſem Monarchen unter andern

Privilegien auch das erhalten, alle Jahre in den königlichen Wäldern zwei Bäume schneiden zu dürfen, um einen Mai in den Hof des Pallastes zu pflanzen. Die Bazoche begab sich gemeinsam an einem Sonntage des Monats April in den Wald von Bondy, und bezeichnete die zwei Bäume, welche sie zu diesem Endzwecke wählte.

(In Deutschland — bleibt uns diesen Bemerkungen noch beizufügen — ist die Sitte der Maien ebenfalls eine uralte Sitte. Am ersten des Monats pflanzt das Landvolk, sowohl vor die Häuser der Geistlichen, die sich die besondere Achtung der Gemeinde erworben, als vor die Wohnungen der Bräute, reich gezierte Maibäume. In manchen Gegenden werden auch auf erhabene Punkte vor den Dörfern mit Kunstwerken niederer Gattung und seidenen Bändern verzierte Bäume aufgestellt, welche bis zum kommenden Jahre stehen bleiben. Auf diesen Punkten wurden sonst die Maigerichte gehalten. Als es sich später die Richter bequemer machten, und die Gerichte nach den Wirthsstuben verlegten, so pflanzte man Maien vor diesen auf, welche Sitte später dahin überging, daß man sich sodann der Maien überhaupt — wie in Altbaiern — statt der Wirthsschilder bediente. Ein freundliches Bild geben die Maifeste, welche von der deutschen Jugend im Freien gefeiert werden. In ihren schönsten Kleidern, im buntesten Schmucke ziehen die Kleinen hinaus, Maienzweige in der Hand, und Blumen auf dem Haupte und treiben lustige Spiele und tanzen bei froher Musik und erinnern die alten Zuschauer an ihre Jugendjahre.)

Die Kreuzerfindung. (3. Mai.)

Mancher abergläubische Gebrauch, der früher in Verbindung mit dem ersten Mai gestanden haben mag, scheint auf den dritten übertragen worden zu seyn. Die alten Weiber in Schottland suchen sich an diesem Tage, um ihr Werk vor übelm Einflusse zu bewahren, mit großer Sorgfalt neue Spindeln vom Sperberbaum zu verschaffen, den man im Lande roan tree nennt, wahrscheinlich vom Wort runa, Zauber, wegen des Gebrauchs, den man in der Magie davon macht. Auch hängt man an diesem Tage Zweige vom selben Baume über die Thüre der Kuhställe oder knüpft sie mit rothem Faden an den Schweif der Kühe selbst. Die Schottländer halten es für äußerst wichtig, in dieser Jahreszeit ihre Kühe vor den Hexen und Zauberinnen zu schützen, welche die Spannseile melken; unter diesem Ausdrucke versteht man die Gewalt, die den Hexen gegeben ist, Kühe versiegen zu machen, indem sie scheinbar die Spannseile melken. Dieser Glaube beschränkt sich nicht allein auf Schottland, man findet ihn auch bei dem Volke in Schweden.

Zum Gedeihen der Kühe, glaubt man, reiche es hin, beim Melken von jedem Euter einige Tropfen Milch auf den Boden laufen zu laſſen, während das Vergeſſen dieſer Ceremonie von der ſchlimmſten Vorbedeutung wäre. Das iſt offenbar ein heidniſcher Brauch, welcher eine Libation entweder für die alte gothiſche oder germaniſche Gottheit Herta, Erde, oder für die Feen verordnete. Aus demſelben Grunde warf man im Norden von Schottland, wenn man Kohlſuppe, pankeil, bereitete, den Schaum des Topfes in die Aſche, weil man glaubte, die Feen nähren ſich davon.

(Noch heut zu Tage laſſen fromme Juden eine Kleinigkeit auf den Platten und ſelbſt auf jedem Teller und nennen das die Portion des Elias.)

Urbanstag. (25. Mai.)

In einigen Gegenden von Deutſchland decken die Winzer und Weinbergbeſitzer am Tage des heiligen Urban eine Tafel auf öffentlichem Markte oder ſonſt auf einem freien Platze mit feinem Leinzeug, und zieren ſie mit grünem Laub und wohlriechenden Blumen, wonach ſie das Bild des Heiligen auf die Tafel ſtellen. Iſt das Wetter ſchön, ſo krönen ſie es mit Weinreben, und beſprengen es mit Wein; iſt es ſchlecht, ſo begießen ſie es dagegen mit Pfützenwaſſer; denn ſie glauben, wenn der Himmel heiter iſt, werden ihre Weinberge einen Wein von guter Qualität liefern, im entgegengeſetzten Falle müſſe die Leſe übel ausfallen. (Die Sitte mit dem Urbansbilde kommt nur noch ſelten vor. Der Urbanstag wird aber wohl noch mit Weingelagen gefeiert, wobei man allerlei Trinkkünſte übt. Der Aberglaube mit dem Wetter hat ſich in zwei alten, deutſchen Sprüchen erhalten:

„Urban
Laß' Trauben ſtah'n."

und:

„Pankraz und Urbanstag ohne Regen,
Dann folgt ein großer Weinſegen.")

(Der Schluß folgt in einer ſpätern Lieferung.)

Aus den

Memoiren eines Reisenden

im vorigen Jahrhundert.

Dritter Band.

Würzburg, im Jahre 1791.

— — — Würzburg ist die Residenz des Fürsten-Bischofs, der geistlich Herzog von Franken ist. Gegenwärtig regieret diese Würde Christoph Franz Freiherr von Buseck; er wurde von dem Kapitel, als Nachfolger des Grafen Stadion, gewählt. Dieser Fürst macht großen Aufwand, seine Hofhaltung ist seinem Range angemessen; er ist gegenwärtig einer der reichsten und mächtigsten geistlichen Fürsten in Deutschland. Seine Besitzungen enthalten über siebenzig Landquartieren, auch gehören zu Dreyßigsichen Abteyen und beschedenen Klöstern. Man darf ist wenig im Lande zu sehen; bey nacht, bey Tandel liegt darinnen, und eine Umgeld von Meilen des Residenzen vorhüllend bei Tage. Die hohe bewundert Wenn Landstrassen, in Königlichen Ferner ist sie auf gelmäßigkeit verwirket werden.

Der Tod ist gekrönt, und entwickelt an Feierungen eine ungeheure Pracht. Am Tage des heiligen Kilian, des Landespatronen von Würzburg, stiftet der Bischof im großen Gewölbe auch der Residenz. Den Tag entstehen solche prächtige schaustellungen Festungen, dann kommen vier auch prangende Freiheiten zu Fuß in reichen Kleidern, schweren Pagen, vier auch prangig Pferdeknaben in Staatsreitkleidern, unmittelbar vor dem Wagen des Bischofs — dann des Fürst, zu beiden Seiten einer Adjutanten von Pferdekleidern, der Ober-Stallmeister und der Fürstmarschall, über an einer Thüre des Wagens Gedenken. Der ergiene trägt ein hoher Degen, der Hofjäger auch Hirschfänger. Zwischen marschirt der Garde, und eine Kompagnie der Garde beschließt den

Zug. — — Der Biſchof hat das Vorrecht, daß ſein Marſchall mit bloßem Schwerte daſteht, wenn er die Meſſe lieſt, und erſt bei der Wandlung wird es in die Scheide geſteckt. Eine ſo merkwürdigere Bevorrechtung iſt die des Abten Grafen von Gemblours, des erſten brabantiſchen Landſtandes, der mit Stiefeln und Sporen die Meſſe lieſt. —

Würzburg iſt eine ziemlich bedeutende Stadt, obgleich nicht von beſonderer Größe. Der Mayn theilt ſie in zwei Theile. Zu den merkwürdigſten Gebäuden gehört der Pallaſt, den der verſtorbene Biſchof Graf von Schönborn zu bauen begonnen hat. Dieſer Fürſt, einer der ausgezeichnetſten Prälaten, hat nach den Planen der berühmteſten Baukünſtler dieſes Werk angefangen, das, nach der großartigſten Idee ausgeführt, bei ſeiner Vollendung einer der ſchönſten und regelmäßigſten Palläſte in Deutſchland ſeyn wird. Leider hat ſein früher Tod die Arbeiten für eine Zeit unterbrochen; aber der itzt regierende Fürſt hat den Bau, mit bedeutenden Veränderungen, wieder aufgenohmen; er wird aber mit ſolcher Langſamkeit betrieben, daß ſich eine baldige Beendigung deſſelben nicht abſehen läßt.

Der verſtorbene Graf Schönborn hat auch an der Seite der Metropolitankirche eine Kapelle zu bauen angefangen, die mit Marmor überkleidet iſt, den man zu dieſem Entzweke aus Italien kommen ließ. Bronze, Vergoldungen, Statuen, kurz alles, was zur Verſchönung dienen konnte, wurde darin verſchwendet — aber leider blieb auch dieſes Gebäude unvollendet.

Sehenswerth iſt noch das große Hoſpital, von dem Biſchof Julius gegründet. Es gleicht eh dem Pallaſte eines großen Fürſten, als einem Krankenhauſe. Vierhundert Perſonen beiderlei Geſchlechtes werden da verpflegt. Es hat zwei herrliche Säle; in einem wird am grünen Donnerſtage die Ceremonie der Fußwaſchung an zwölf armen Männern von dem Biſchofe vorgenohmen, in dem andern wird an demſelben Tage ſein Capitel und ſein Hofſtatt auf das glänzendſte bewirthet.

Das Schloß liegt auf einer Anhöhe jenſeits des Fluſſes, den man hier über eine ſteinerne Brücke paſſiret, die nach dem Muſter der Brücke von St. Angelo in Rom mit Statuen von Heiligen zu beiden Seiten beſezt iſt. Es iſt ſehr unregelmäßig, feſt, und beſteht aus verſchiedenen Gebäuden, welche von mehreren Biſchöfen hergeſtellt wurden, die früher ihre Reſidenz hier aufgeſchlagen hatten. Die Wohnungen ſind groß und prächtig. Ich traf ſie noch ganz in dem Stande, wie ſie für die Erzherzogin Marie Eliſabeth hergerichtet wurden, die auf ihrer Reiſe nach den Niederlanden hier übernachtete. Ich habe

bei keinem Fürſten in ganz Deutſchland ſo reiche Möbeln geſehen, als hier ſind.

In dem Schloſſe gibt es zwei ſehenswerthe Dinge: das Arſenal und der Weinkeller. Das eine iſt angefüllt mit Allem, was Mars und Bellona erfunden haben, um die Menſchen zu vernichten, und der andere iſt mit Allem verſehen, was nöthig iſt, um eine ganze Armee zu berauſchen. Jedem Neugierigen, der hieher kommt, die Merkwürdigkeiten zu beſichtigen, iſt zu rathen, mit dem Arſenal den Anfang zu machen, beſonders, wenn er einige Cavaliere dieſes Hofes zu Führern hat. Denn dieſe Herrn, ſo artig ſie übrigens ſind, halten es für unerläßlich, daß jeder Fremde in dieſen unterirdiſchen Hallen ſeine Vernunft verliehre. Eine traurige Erfahrung ſpricht aus mir. — Ich hatte dem Biſchof an der Tafel den Wunſch eröffnet, einmal das Schloß zu beſehen; ſogleich befahl er einem Hofcavalier, mich dahin zu führen. Dieſer Ehrenmann, der wahrſcheinlich befürchtete, daß mich ein tête-à-tête mit ihm langweilen könnte, beſtellt noch Zweie zu der Partie, aber Säufer, die ſelbſt ein Silen für ſein Blut würde anerkannt haben. Ich wußte nichts von den köſtlichen Eigenſchaften dieſer Herrn, und fiel ſo wie ein Opferlamm in ihre Hände — ohne Ahnung meines Schickſals! — — —

Ich wurde in den Keller geführt, den ich beleuchtet fand, und der ganz das Ausſehen einer Kapelle hatte, in der eine Leichenfeierlichkeit ſtatt finden ſoll. — Sie fand auch ſtatt! Die Flaſchen dienten ſtatt der Glocken — ſtatt Thränen wurde Wein vergoſſen — ſtatt Grabgeſänge ertönten Sauflieder — und nachdem die Andacht vollbracht war, trugen mich zwei Heiduken des Fürſten in den Wagen, und von da in mein Bett, in das ich wie ein Todter in den Sarg gelegt wurde. — Ich bin zwar wieder von den Todten auferſtanden, aber in einer Art von Taumel, der zwiſchen Seyn und Nichtſeyn die Mitte hält. Das ſezt mich aber übrigens in keine Verlegenheit; denn von dem Augenblicke, als ich Würzburg betratt, bis izt, habe ich die Ehre, zweimal des Tages betrunken zu ſeyn. Ich war ſonſt, wie meine Freunde wiſſen, der ſchlechteſte Trinker, den man finden konnte — aber ich ziehe den beſten Vortheil aus meinen Reiſen: ich nehme die löblichen Gebräuche des Landes an, wo ich lebe; ſo ſchmeichle ich mir, daß mich die Welt ſehr zu meinem Vortheile wird verändert finden! — Es leben die Reiſen! nichts bildet ſo ſchnell wie ſie — man nehme nur ein Beiſpiel an mir! — —

Ich ſtehe täglich um zehn Uhr auf — noch ganz durchglüht von dem Gelage des vorigen Tages; trinke viel Thee, kleide mich dann

an, und mache ſeiner biſchöflichen Gnaden meine Viſite. Der Hofmarſchall Baron Pechtelsheim ladet mich beim Weggehen zum Diné beim Fürſten. Ich weigere mich, entſchuldige mich, er ſchwört mir bei allen Heiligen, daß ich heute nicht ſo viel werde trinken müſſen. Ich erſcheine Mittags — man ſezt ſich zur Tafel; der Biſchof erzeigt mir die Ehre und bringt mir zwei oder drei Geſundheiten aus, die ich erwidern muß. Der Groß-Stallmeiſter, Baron Zobel, der Hofmarſchall trinken mir auch Geſundheiten zu — es ſitzen vierzehn Perſonen am Tiſch; ich muß mit Jedem Geſundheit anſtoßen und trinken — ich bin erſäuft, eh noch das Eſſen begonnen hat. Nach zwei langen Stunden hebt man ſich endlich von der Tafel, ich danke meinem Gott, und begleite den Fürſten bis an die Thüre ſeines Kabinetts, wo er verſchwindet — ich denke daſſelbe zu thuen — allein in der Antichambre kommt mir der Groß-Stallmeiſter und der Hofmarſchall mit großen Gläſern in der Hand entgegen, ſie bringen die Geſundheit des Fürſten und das Gedeihn des ganzen löblichen Domcapitels aus. — — Ich verſichre die Herrn, daß ich der gehorſamſte Diener ſeiner fürſtlichen Gnaden und der aufrichtigſte Verehrer des hochlöblichen Domcapitels wäre, aber itzt noch ihre Geſundheit trinken, hieße die meine zu Grunde richten — — und alſo bäth ich ſie dringendſt, mich mit jeder Zumuthung dieſer Art zu verſchonen. — Vergebne Worte — ich muß dieſe Geſundheiten hinunterwürgen, will ich nicht durch meine Weigerung Unheil über dieſe erhabenen Häupter herbeiführen! — Ach, und wäre es nur damit abgethan geweſen! aber indem ich gehen will, faßt mich der Baron Zobel, einer der unerſchrockenſten Säufer unſeres Jahrhundert, bei der Hand, und ſagt in dem traulichſten Tone von der Welt: „Freundchen — Barönchen — das Wohl der Familie Hutten! Sie lieben den Fürſten zu ſehr, um nicht auch die Seinen leben zu laſſen“ — — nach dieſen rührenden Worten leert er ein großes Glas, als Beweis ſeiner Ergebung für den Herrn, und ein geſchäftiger Heiduk ſteht ſchon in dem Augenblick vor mir, und reicht mir einen vollen Humpen. Ich ſchaudre zuſammen, aber der Heiduke (durchdrungen von dem Geiſte, der an dieſem Hofe herrſcht) verſichert auf das eindringlichſte, daß mir der Wein gewiß nicht ſchaden werde — es ſey derſelbe, den ſeine fürſtlichen Gnaden zu trinken pflegen. Durch eine ſo richtige Schlußfolge überwunden, trink ich, und zwei Minuten darauf fang ich an zu wanken; — — mein Freund Pechtelsheim faßt mich itzt auf, und ſagt zu mir: „nur noch ein Glas, lieber Baron, auf unſere Freundſchaft!“ Ich ſtammle, um Gotteswillen Pardon! er läßt nicht los, er umarmt mich, er küßt mich — endlich brüllt er: Herr Bru-

এর সঙ্গে আর একটি কথা বলে রাখা ভাল। ভারতবর্ষের বাইরে যে সব দেশে বাঙালী ছড়িয়ে আছে, তাদের মধ্যে বাংলা ভাষা ও সাহিত্যের চর্চা করবার জন্য যে সব সমিতি আছে, তাদের সঙ্গে আমাদের সমিতির যোগ স্থাপন করা একান্ত আবশ্যক। এ বিষয়ে আমাদের কর্তব্য কি, তা আমাদের সহকারী সম্পাদক শ্রীযুক্ত সুকুমার সেন মহাশয় আমাদের বুঝিয়ে দেবেন।

আমাদের সমিতির সভ্যসংখ্যা বাড়াবার জন্য আমাদের সকলকে চেষ্টা করতে হবে। আমাদের সমিতির সভ্য হবার জন্য যে সব ভদ্রলোক আবেদন করেছেন, তাঁদের নাম আমাদের সহকারী সম্পাদক শ্রীযুক্ত সুকুমার সেন মহাশয় পড়ে শোনাবেন।

আমাদের সমিতির সভ্যদের কাছ থেকে যে চাঁদা আদায় হয়েছে, তার হিসাব আমাদের সহকারী সম্পাদক শ্রীযুক্ত সুকুমার সেন মহাশয় পড়ে শোনাবেন।

আমাদের সমিতির সভ্যদের কাছ থেকে যে চাঁদা আদায় হয়েছে, তার হিসাব আমাদের সহকারী সম্পাদক শ্রীযুক্ত সুকুমার সেন মহাশয় পড়ে শোনাবেন।

আমাদের সমিতির সভ্যদের কাছ থেকে যে চাঁদা আদায় হয়েছে, তার হিসাব আমাদের সহকারী সম্পাদক শ্রীযুক্ত সুকুমার সেন মহাশয় পড়ে শোনাবেন।

আমাদের সমিতির সভ্যদের কাছ থেকে যে চাঁদা আদায় হয়েছে, তার হিসাব আমাদের সহকারী সম্পাদক শ্রীযুক্ত সুকুমার সেন মহাশয় পড়ে শোনাবেন।

আমাদের সমিতির সভ্যদের কাছ থেকে যে চাঁদা আদায় হয়েছে, তার হিসাব আমাদের সহকারী সম্পাদক শ্রীযুক্ত সুকুমার সেন মহাশয় পড়ে শোনাবেন।

আমাদের সমিতির সভ্যদের কাছ থেকে যে চাঁদা আদায় হয়েছে, তার হিসাব আমাদের সহকারী সম্পাদক শ্রীযুক্ত সুকুমার সেন মহাশয় পড়ে শোনাবেন।

আমাদের সমিতির সভ্যদের কাছ থেকে যে চাঁদা আদায় হয়েছে, তার হিসাব আমাদের সহকারী সম্পাদক শ্রীযুক্ত সুকুমার সেন মহাশয় পড়ে শোনাবেন।

আমাদের সমিতির সভ্যদের কাছ থেকে যে চাঁদা আদায় হয়েছে, তার হিসাব আমাদের সহকারী সম্পাদক শ্রীযুক্ত সুকুমার সেন মহাশয় পড়ে শোনাবেন।

Die Abenteuer, die der Verfaſſer dieſer Memoiren in Würzburg beſtanden hat, haben ſo viele Aehnlichkeit mit denen, die ihm einige Jahre früher am Hofe des Churfürſten zu Heidelberg begegneten, daß wir uns nicht enthalten können, ſie hier mitzutheilen. Sie ſind mit ein Beitrag zur Geſchichte der Sitten jener Zeit, und wir wollen ſie den Verfaſſer ſelbſt erzählen laſſen.

* * *

— — — Der Churfürſt fragte mich an der Tafel, ob ich das große Faß ſchon geſehen hätte? Ich verneinte es. „Wie, Sie haben das Heidelberger Faß nicht geſehen — gut, ich will Sie ſelbſt dahin führen!“ — Zugleich machte er ſeiner Tochter (der Erbprinzeſſin von Sulzbach) den Vorſchlag, uns dahin zu begleiten — der Vorſchlag wurde angenommen. Trompeter eröffneten den Zug, und der ganze Hof folgte mit großem Gepränge. Als wir auf der Platte angelangt waren, die ſich auf dem Faße befindet, erzeugte mir der Churfürſt die Ehre, mir den Willkomm aus einem Becher von bedeutendem Umfange zuzutrinken. Er leerte ihn auf einen Zug, und als er in ſeiner Gegenwart wieder gefüllt wurde, ließ er mir ihn durch einen Pagen überreichen. Ohne den Anſtand zu verletzen, konnte ich den Becher nicht zurückweiſen; ich bath mir daher die einzige Gnade aus, ihn nicht auf einmal, ſondern in mehren Zügen leeren zu dürfen. Das wurde zugeſtanden. Der Churfürſt unterhielt ſich in der Zwiſchenzeit mit den Damen, und ich benüzte ſeine Entfernung ſo gut als möglich; ich ſchüttete einen Theil des Weines allmählig auf den Boden, und trank den Reſt aus. — Meine Betriegerei ging glücklich durch — Niemand hatte etwas bemerkt — der Churfürſt bezeigte mir ſeine Zufriedenheit. Aber nun fing die Sache an, ernſthaft zu werden — man trank aus großen Gläſern — die Damen benezten mit ihren Lippen den Wein, um die Kämpfer aufzumuntern, und unſere Niederlage zu vollenden. Ich war einer der Erſten, die eine Niederlage ſpürten; ich fühlte convulſiviſche Bewegungen in meinem Innern, ich war verlohren, wenn ich weiter forttrinken ſollte; mein Entſchluß war bald gefaßt: ich ſuchte mich fortzuſtehlen, und kletterte mühſam von dem Faß herab. — Als ich an den Eingang des Kellers gelangte, ſah ich zwei Schildwachen, die mit gekreuzten Karabinern an der Thüre ſtanden. „Halt da — Niemand paſſirt!“ brüllten ſie mir entgegen! Ich beſchwor ſie bei allen Heiligen, mich gehen zu laſſen — ich ſtellte ihnen meine Noth, meine Verzweiflung vor, wenn ich nicht

die Lehre vom Gesetz Moses, Christus, Paulus, die Lehre von der Erlösung durch Christus, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, die Lehre von der Gnade, die Lehre von der Sünde, die Lehre von der Liebe, die Lehre von der Hoffnung, die Lehre von der Auferstehung, die Lehre vom Gericht, die Lehre vom Himmel, die Lehre von der Hölle, die Lehre vom Teufel, die Lehre von der Dreieinigkeit, die Lehre von der Menschwerdung Gottes, die Lehre von der Jungfrauengeburt, die Lehre von der Auferstehung Christi, die Lehre von der Himmelfahrt Christi, die Lehre vom Heiligen Geist, die Lehre von der Kirche, die Lehre von den Sakramenten, die Lehre von der Taufe, die Lehre vom Abendmahl, die Lehre von der Beichte, die Lehre von der Absolution, die Lehre von der Ordination, die Lehre von der Ehe, die Lehre von der Scheidung, die Lehre von der Wiederverheiratung, die Lehre von der Keuschheit, die Lehre von der Armut, die Lehre von der Demut, die Lehre von der Geduld, die Lehre von der Barmherzigkeit, die Lehre von der Vergebung der Sünden, die Lehre von der Versöhnung, die Lehre von der Erlösung, die Lehre von der Heiligung, die Lehre von der Wiedergeburt, die Lehre von der Bekehrung, die Lehre von der Buße, die Lehre von der Reue, die Lehre von der Beichte, die Lehre von der Absolution, die Lehre von der Ordination, die Lehre von der Ehe, die Lehre von der Scheidung, die Lehre von der Wiederverheiratung, die Lehre von der Keuschheit, die Lehre von der Armut, die Lehre von der Demut, die Lehre von der Geduld, die Lehre von der Barmherzigkeit, die Lehre von der Vergebung der Sünden, die Lehre von der Versöhnung, die Lehre von der Erlösung, die Lehre von der Heiligung, die Lehre von der Wiedergeburt, die Lehre von der Bekehrung, die Lehre von der Buße, die Lehre von der Reue,

vierzehn Tage an seiner Tafel, nach der Suppe, jedesmal einen vollen auf seine Gesundheit zu leeren hätte! — Alle Welt klatschte diesem gnädigen Ausspruch Beifall zu, und erhob die Güte des Fürsten bis zum Himmel! — Ich mußte mich für diese Milderung der Strafe bedanken, und die Becher leeren! Die Erfüllung des ersten Theils der Strafe raubte mir zwar nicht das Leben — aber Sprache und Besinnung. Man trug mich nach Hause, und als ich wieder zu mir kam, erfuhr ich zu meinem Troste, daß es meinen Gegnern nicht besser, als mir ergangen wäre, und daß sie alle in einem Zustande den Keller verlassen hätten, wie sie ihn nicht betratten. — Den Tag darauf milderte der Churfürst auch den zweiten Theil der Strafe dahin ab, daß mir das tägliche Gesundheit trinken in Gnaden erlassen werde, daß ich aber dafür geloben müsse, durch ein ganzes Monath an seiner Tafel zu speisen, was ich mit Freuden versprach! — —

F. v. B—r.

Reise in Norwegen.

Von de la Boulaye.

Erster Artikel.

Wir verließen den 12. August Christiania, um das Innere von Norwegen zu besuchen. Unser vorzüglichster Zweck war, das hohe Gebirge Gusta zu sehen, und den herrlichen Wasserfall Riukan-Fossen *). Meine Gefährten waren: ein junger deutscher Maler und ein dänischer Offizier, der uns als Dollmetsch diente. Jeder von uns hatte seinen eigenen Wagen, d. h. einen langen Karren, auf dem ein kleiner runder Sitz befestigt war, der einem Schreibsessel ähnlich sah. Ein solches Fuhrwerk, so einfach seine Konstruktion auch ist, ist kommoder und sanfter, als man es denken sollte. Die Länge des Karrens und seine Elasticität verhindert das Stoßen auf den Steinen, und die große Leichtigkeit macht ihn tauglich zum Herabfahren steiler Abgründe. Man schickt stets einen Kourrier oder „Forbuden“ voraus, um die Pferde zu bestellen. Der Postmeister hat die Liste des ganzen Kirchspiels, und jeder Bauer ist verpflichtet, wenn ihn die Reihe trifft, Pferde zu liefern, für einen von der Regierung festgesetzten Preis. Da diese Pferde in den Gebirgen umherlaufen, so würde der Reisende lange warten müssen, wenn er nicht seinen Forbuden voranschickte. Alle norwegischen Pferde, selbst die zur Arbeit gebraucht werden, sind zum Postdienste tauglich. Wenn man auf der Station ankommt, sieht man sie schon von Weitem in freier Luft dastehen. Ihr Herr, der sie stets begleitet, spannt in einer halben Minute an, übergibt Euch den Zaum, springt hinten auf, und man fährt wie der Wind ab im raschen Trab bergauf und im Galopp hinab, wenn es gleich, wie auf dem bekannten Rutschberge, steil hinunter geht.

*) Riukan: Nebel; Fossen: Wasserfall.

Wir fuhren einige Zeit an dem Meerbuſen von Chriſtiania hin. Die Landſchaft dieſer Stadt iſt wahrhaft bezaubernd; das Meer tritt in graziöſen Bogen in das Land und der faſt gänzliche Mangel von Ebbe und Fluth gibt ihm das Anſehen eines großen Sees, deſſen Ufer mit Grün und Luſthäuſern geſchmückt ſind; Eſchen und Linden erheben ſich neben der wilden Tanne, welche mit ihren ſchwärzlichen Nadeln das Gebirge bedeckt. Die Natur der Alpenlandſchaft, die Seen, die Felſen, die Wildbäche, ſo wie die Rauhigkeit des Nordens vermählt ſich hier ſanft mit der Civiliſation, mit den weiten Grasplätzen, worauf Hausthiere weiden, mit den eleganten Wohnungen, mit dem Schiffbedeckten Meere. Nachdem wir lange und ſchnell hinabgefahren waren, ſchifften wir über das Baſſin von Chriſtiania, und kamen bei dem Paradies-Gebirge an, das ſeinen Namen ſeinen ſchönen Ausſichten verdankt. Zu den Füßen hat man hier das lange Thal von Lier; nichts Freundlicheres, als die Unebenheiten des Bodens, die hier aus einem hohen Gebirge tauſend kleine Abdachungen bilden, wovon eine über der andern, wie die Eisblöcke eines Gletſchers liegen. In Norwegen gibt es eigentlich keine Dörfer; wir befanden uns in einem Weiler von zwei Stunden im Umfange, deſſen Häuſer hundert Schritte von einander entfernt liegen, halb verſteckt in Gebüſchen, und ſich ſpiegelnd in dem Golf von Drammen. Würde der ſchwarze Schleier über dieſem ſchönen Gemälde von einem einzigen Sonnenblick zerriſſen worden ſeyn, ſo hätte das Thal von Sarnen nichts Zaubervolleres, das Geſtade des Zürcherſee's nichts Lachenderes aufzuweiſen. So wie die Landſchaft jetzt iſt, übertrifft ſie an Schönheit mindeſtens alle engliſchen und ſchottiſchen. Wir flogen ſchnell nach der Bucht von Drammen hinab, die mit der von Chriſtiania an Schönheit wetteifert, und wie dieſe mit Landhäuſern umgeben iſt, und hatten uns hier auf eine eben ſo angenehme, als unvorhergeſehene Weiſe der norwegiſchen Gaſtfreundſchaft zu erfreuen. Wir begegneten einem jungen Mann, der ein Frauenzimmer am Arme führte; unſer Offizier aus Kopenhagen hatte ſie ſonſt einmal gekannt. Mehr brauchte es nicht, um uns Alle drei einzuladen, und zwar auf ſo dringliche Weiſe, daß eine abſchlägige Antwort von unſerer Seite unmöglich ſchien.

In einem Moment waren unſere Wagen abgeſpannt und man nahm Beſitz von uns. Wir traten in ein ſchönes Haus, deſſen breite, mit Blumen bedeckte Treppe faſt von dem Waſſer des Golfs beſpült wurde. In Norwegen ſind faſt alle Häuſer von ſtarken Fichtenbalken erbaut; der Mangel von Kalk und Gyps läßt ihr Inneres ſehr reinlich erſcheinen. Der erſte Stock des Hauſes, in dem wir uns befanden, beſtand aus viereckig behauenen Stämmen, welche durch un-

geheure Klammern in den Winkeln befeſtigt und deren Ritzen mit gut ausgetrocknetem Mooſe ausgefüllt waren. Eine ſolche Zimmerei währt ewig, und koſtet faſt nichts wegen der Nachbarſchaft der Wälder, welche von allen Seiten die Wohnungen einſchließen. Die ſehr einfachen Möbel ſind zwei bis dreimal mehr werth als das Haus, weil ſie gewöhnlich von Kopenhagen oder London kommen. Die Familie H. kann als der beſte Typus der wohlhabenden Klaſſen von Norwegen betrachtet werden. Vier oder fünf Monate hindurch ſind Land und Himmel ſchön, die Nächte kurz, die Tage lang. Man genießt dieſer Freuden mit Wonne, wie eines vorübergehenden Gutes; man liebt die Natur, wie einen Freund, der uns jeden Augenblick entfliehen kann. Iſt der Sommer vorüber, ſo tritt der Norweger in das Familienleben, das inniger iſt als bei uns. Hält einmal der Schnee, ſo fängt die Jahreszeit der Vergnügungen an, und Schmäuſe, ungenirte Bälle, muſikaliſche Abende, Schlittenpartieen wechſeln unaufhörlich.

Wir trennten uns von der Familie H. ſchwerer, als wenn wir Freunde aus alter Zeit verlaſſen hätten.

Drammen, welches wir in einer Viertelſtunde erreichten, iſt eine beträchtliche Stadt, die durch den Handel reich wird. Der Hafen iſt vielleicht beſuchter, als der von Chriſtiania. Ein großer Strom ergießt ſich darein, und bringt Zufuhr aus dem Binnenlande. Dieſer Strom theilt die Stadt in zwei Theile, in dem einen wohnen die Kaufleute, in dem andern die Gutsbeſitzer. Aber dieſer Unterſchied hat keinen Einfluß auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Die Häuſer ſind reinlich und freundlich, aber die Straßen fürchterlich gepflaſtert. Mit Eintritt der Nacht, d. h. um zehn Uhr des Abends, gelangten wir nach Hogſund, einer kleinen Stadt neben einem Waſſerfall, den wir andern Tags beſuchten. Er iſt nur vierzig Fuß hoch, aber die Waſſermaſſe iſt beträchtlich. Man fängt hier viele Lachſe. Auf den Felſen zu beiden Seiten ſind ſtarke Gerüſte erbaut, von denen große Netze bis mitten in den Fall hinein hängen. Der Lachs kann im Winter nicht im ſüßen Waſſer, im Sommer nicht im geſalzenen leben. Während dieſer Jahreszeit treibt ihn mithin ſein Inſtinkt, ſtromauf zu ſchwimmen. Er ſpringt mit ganzer Kraft und fällt in die Netze. Bei heißem und hellem Wetter wagt er gewöhnlich dieſen Sprung. Man ſieht ſie verzweifelnde Anſtrengungen machen, um den Waſſerberg hinan zu klimmen. Sie bleiben manchmal auf halbem Wege hängen, und glänzen dann wie Silberbarren in der Luft. So weit bringen es alle; dann aber wechſelt ihr Schickſal. Die Einen, mit einer unglaublichen Muskelkraft begabt, erreichen den zweiten Abhang; die Andern gerathen in das Netz, die größte Anzahl aber fällt in den

Abgrund. Ermüdet aber nicht entmuthigt, wagen ſie dann von Neuem den gefährlichen Sprung. Obgleich es noch früh am Tage war, fanden wir ſchon dreißig in der Hütte des Fiſchers. Sie waren zwei bis vier Fuß lang, und wogen von ſechs bis fünf und zwanzig Pfund. Dieſe Fiſchereien ſind eine der Haupteinkünfte des Landes. Leicht geräuchert und geſalzen wird dieſer Fiſch im ganzen Norden verſandt. In jenen Flüſſen, welche durch nicht zu paſſirende Fälle verſchanzt ſind, und die von den Engländern short rivers genannt werden, iſt die Menge der Lachſe erſtaunenswürdig. In dem Fluſſe Drammen, ſo wie im Rhein, beißen ſie nicht an die Angel; eine Sonderbarkeit, die bis jetzt noch nicht erklärt worden iſt. — Die norwegiſchen Flüſſe unterſcheiden ſich von allen des übrigen Europa. Es ſind der Größe nach Flüſſe, der Klarheit nach Bäche und Bergſtröme ihrer reißenden Schnelligkeit nach. Ihre grüne Waſſermaſſe, welche nicht zu meſſende Abgründe wühlt, wird von den Reiſenden bewundert. Zu dieſer Menge von Abgründen voll flüſſiger Saphire braucht Norwegen die tauſende von Seen, wo ſie ſich reinigen, die unendliche Schneemaſſe der Winter und die bleiche Sonne der Sommer; hiezu kommt noch das Moos in den Wäldern, welches das Waſſer wie ein Schwamm zurückhält, und es in jeder Jahreszeit von ſich gibt. Wir fuhren über den Strom auf einem flachen Boote, und ſetzten dann unſere Reiſe auf einem engen, aber gut unterhaltenen Wege fort. Die Landſchaft war mit Seen und Bergen geſchmückt und ſtets abwechſelnd. Bei Kongsberg kommt man an einen Strom ſo beträchtlich als der Drammen. Die Brücke iſt feſt und mit großen Blöcken belaſtet, um die Gewalt des Eiſes und der Tannen zu brechen, die zu tauſenden herunter ſchwimmen. Kongsberg iſt nur ein großes Dorf, obgleich es den Titel einer Stadt führt; die Silberminen, denen es ſeine Wohlfahrt verdankt, liegen eine Stunde davon entfernt. Die Einfahrt iſt auf einem Hügel. Zuerſt wurde ſenkrecht gegraben; dann als man 800 Fuß tief war, wurde eine horizontale Gallerie gezogen. Man hatte ſo gut gerechnet, daß die Gallerie nun faſt gerade an die Seite des Hügels ausgeht, und man ebenen Fußes hineingehen kann. Bald hat man über ſich die erſte Einfahrt von 800 Fuß Höhe und unter ſich eine andere von 800 Fuß Tiefe, in die man auf dreißig Leitern, jede zu dreißig Staffeln, hinabſteigt. Das Hinabſteigen iſt beſchwerlich und ängſtlich. Die meiſten Reiſenden legen nur die Hälfte des Weges zurück. Man zählt fünf bis ſechs Stockwerke über einander; die Körbe fahren herauf und hinab auf Winden. Dieſes Bergwerk liefert dem Lande all' ſein Silber. Man hat Stücke von vierzig Pfund gediegen gefunden, und es hat ſonſt 2,000 Arbeiter beſchäftigt;

jetzt zählt man kaum 500. Bei unserem Besuche war die Ader eben sehr ergiebig. Man hatte in der vorigen Woche 400 Mark erbeutet. Das gewonnene Metall wird in Kongsberg gereinigt und geprägt, um die Transportkosten zu ersparen. So werden auch die 400,000 Franken, welche Norwegen für die Civilliste des Königs von Schweden zahlt, geradeswegs von Kongsberg nach Stockholm geschickt. Hinter Kongsberg mußten wir auf Wagen und Straßen verzichten. Wir mietheten vier Pferde. Drei davon mit plumpen Sätteln dienten zum Reiten; das vierte trug die Bagage. Unsere Provision bestand in Branntwein, kaltem Fleische und Roggenbrod, stark mit Kümmel versetzt, um es länger aufbewahren zu können. Alles, was wir auf dem Wege zu finden hoffen durften, war gesalzene Butter und Gerstenfladen. Selbst Milch sollte uns mangeln, da das Vieh in den entfernten Gebirgen sich aufhält.

Nachdem wir einige Zeit in dem Kongsberger Thal aufwärts gezogen waren, kehrten wir uns plötzlich nach Westen, und drangen in die ungeheuren Wälder des inneren Landes. Ein trauriges, ängstliches Gefühl bemächtigt sich des Reisenden, wenn er in diese weiten Wüsteneien eintritt; eine ähnliche Sensation empfindet man in dem großen Todtenfelde von Scutari, hier jedoch ist sie stärker und dauernder. Ein finsterer Schleier breitet sich über alle Gegenstände aus. Ein undurchdringliches Gewölbe von Wolken verbirgt uns den Himmel; keine menschlichen Spuren; kaum bemerkbare Pfade scheinen nur von wilden Thieren betreten zu werden; die Erde, von einem dicken Netze, aus Flechten und Moosen bestehend, bedeckt, hallt unter den Schritten nicht wieder: Einsamkeit und Stillschweigen ergreifen das Herz. So erschiene die Majestät der Urwälder Amerika's, wenn die tausend Stimmen, welche sie beleben, erstürben, und die Sonne sich ihnen entzöge. Riesenhafte Bäume erheben sich überall. Es ist nicht der verschiedenartige Luxus der tropischen Natur, sondern die herbe Einförmigkeit der scandinavischen Breite. Es ist die Weißtanne mit ihren dunkeln herabhängenden Zweigen, die Waldfichte, die mit ihrem glatten, röthlichen Stamme gen Himmel strebt und mit weiten, grünenden Armen gekrönt ist, endlich die Birke, deren graziöses Haupt auf einer Säule von weißem Marmor ruht. Diese drei Bäume bilden ohne Unterbrechung die norwegischen Wälder. Zu ihren Füßen ruht ein anderer Wald, dessen niedere Gewächse mit Beeren von allen Farben bedeckt sind; der große Auerhahn schwingt sich daraus auf mit dem Geräusche des Donners, und verliert sich wie ein Pfeil in dem Schatten der Tannen; der Birkhahn eilt trippelnd davon; das Haselhuhn ruft mit monotonem Schrei seine Jungen; manchmal setzt ein

weißer Haſe mit einem einzigen Sprunge über den Weg, und das braune Eichhorn zerbeißt krachend einen Tannzapfen, um den Kern herauszuholen; dann wird ſogleich Alles wieder ſtill. Der Weg dehnt ſich immer länger aus, die Einſamkeit entrollt ſich vor Euch, die Größe des Schauſpiels ermüdet Euch, die Maſſe der Wälder wird erdrückend; Ihr verlanget nach Luft und Licht, Ihr wollt um Euch ſchauen, aber hier iſt ein kleiner Fluß. Er fließt ſchwach und ſtill, ohne den Himmel wieder zu ſpiegeln; er bringt ſeinen Tribut dem mächtigen Waldſtrom, deſſen Stimme Euch ſchon der Wind näher bringt.

Gegen Abend zerriß dieſer waldige Schleier auf einen Augenblick; wir befanden uns am Ufer eines großen Sees, gegenüber den ſcandinaviſchen Alpen, welche ſich zehn bis zwölf Stunden vor uns erhoben. Kahle, gelbliche Hochgebirge bildeten über den innern Ebenen eine lange gezackte Krone, auf welcher ſich kühn der Guſta-Field *) erhob, ein ungeheurer Kegel, von Schnee durchfurcht, der die Gegend mit ſeinem weißen Haupte beherrſchte. Es war ſieben Uhr Abends, als wir in Tindos ankamen, welches an dem Ende des großen Sees Tind liegt. Hier wechſelte die Gegend, und wir wendeten uns nach einer andern Seite. Wir ließen ein kleines Boot mit drei Ruderern kommen. Man füllte es mit Birkenreiſern, und wir ſchifften ſchnell über die grünen Waſſer des Sees, weich gebettet auf dem duftigen Lager. Wir landeten in Sanden, einem kleinen Flecken an dem linken Ufer, mitten unter zerſtreuten Weideplätzen, die mit Himbeeren und Vogelkirſchen beſät ſind. Je mehr wir aufwärts ſchifften, je höher wurden die Berge; ihre Gipfel wurden kahl, während ihre Seiten dicht mit Grün bedeckt waren. Die Waſſerfläche, die uns umgab, nahm einen erhabenen Charakter an. Wir ließen links die Kaskade von Barbeck, welche dem Staubbach ziemlich gleich kommt. Rechts erblickten wir zwei Thäler, wie zwei bodenloſe Schlünde. Ihre ſüdlichen Abhänge waren mit Wieſen bedeckt. Wir flohen ſchnell an Guſta-Thal vorüber, welches das Ziel unſerer Reiſe werden ſollte, und wohin wir wieder zurückzukommen gedachten; von den ſtarken Armen unſerer jungen Ruderer getrieben, erreichten wir das Ende des Sees, wo drei große, parallellaufende Wildbäche aus drei tiefen Thälern hineinfallen. Wir wollten den Pfarrer von Tind beſuchen, für den wir einen Brief hatten.

Das Leben dieſer Landpfarrer ruft die patriarchaliſchen Sitten in's Gedächtniß. Oft wohnen ſie zehn Stunden weit von einander entfernt, und zur nächſten Stadt haben ſie wohl vierzig Stunden. Während ſechs Monaten ſind ſie in ihren Bergen wie gefangen; der Schnee, der in der Ebene den Verkehr befördert, iſt für ſie nur ein Hinderniß.

*) Field — hoher nackter Berg.

Wenn er im Herbſte fällt, oder im Frühjahr ſchmilzt, ſo können ſie nur mit der größten Gefahr zu ihren Filialkirchen kommen, die oft fünf bis ſechs Stunden von ihnen entfernt ſind. Dreißig oder vierzig Pferde und eben ſo viel Menſchen, welche ihr Gefolge bilden, müſſen den Weg bahnen. Die Seen ſind noch am leichteſten zu paſſiren, wenn ſie gefroren ſind. Manchmal machen die Geiſtlichen mitten im Sommer eine Reiſe nach der nächſten Stadt; das iſt dann ein großes Vergnügen zugleich für ihre Frauen und Kinder. Dort machen ſie ihren Einkauf von Allem, was ſie das Jahr über brauchen; Salz, Zucker, Thee, Kaffee, geräucherten Lachs, Branntwein u. ſ. w. Sie verſchaffen ſich Bücher und die geſammelten Zeitungen vom vergangenen Jahre, ſie ſehen ihre alten Univerſitätsfreunde, kurz, ſie ſtatten der Welt einen Beſuch ab, und kehren dann mit ihren geiſtigen und körperlichen Nahrungsmitteln für lange Zeit in das Grab ihrer Berge zurück.

Die Pfarrer leben faſt alle im Wohlſtande; ſie erheben den Zehnten, ohne dabei einer Strenge zu bedürfen; ihr Einkommen beläuft ſich auf tauſend bis zwölfhundert Species, ungefähr zweitauſend bis zweitauſend fünfhundert Gulden, eine mehr als hinreichende Summe in einem ſo armen Lande.

Nachdem wir drei Tage bei dem Pfarrer von Tind zugebracht hatten, der uns mit der cordialſten Gaſtfreundſchaft aufnahm, trennten wir uns von ſeiner vortrefflichen Familie, und ſetzten unſere Reiſe nach dem Gebirge Guſta fort. Wir fanden am Ufer des Sees durch die Fürſorge des Pfarrers ein Boot mit vier Ruderern, worin das Bett von friſch gepflückten Birkenreiſern bereit war, uns zu empfangen.

Der See von Tind iſt einer der ſchönſten Norwegens, groß und ernſt, wie man ihn ſelten in den ſchottiſchen Hochlanden trifft, für welche ihr Dichter mehr als ſelbſt die Natur gethan hat. Der niedrige Sonnenſtand des Nordens wirft bis in die Mitte der Waſſer den ſchwarzen Schatten der hohen Gebirge; die tiefen Thäler, die ſich nach allen Seiten öffnen, ſchwimmen im Dunſte; ſtille Gewäſſer ohne Bewegung bilden Buchten, die keinen Namen haben, und verbergen ſich in Wäldern, deren Fuß ſie baden. Es iſt ein Schauſpiel voll Pracht und Poeſie. Unſere Schiffer theilten unſere Bewunderung; ſie ließen ihre Ruder fallen, und während das Schiff unbeweglich ſtand, bezeichneten ſie uns mit der Stimme und mit Geſten die merkwürdigſten Orte, d. h., die es für ſie waren, für uns waren es gewöhnlich die unintereſſanteſten, bald einen Weideplatz für ihre Heerden, ein kleines Eiland für den Fiſchfang, oder einen Hafen für ihre Böte. Da die Converſation einmal eingeleitet war, ſo wollten ſie unſere Namen und unſer Vaterland kennen, den Zweck unſerer Reiſe und die Länder,

welche wir beſucht hatten. Als der däniſche Offizier ihnen ſagte, daß er von Copenhagen ſey, nahmen ſie eine reſpektvolle Miene an. Copenhagen iſt noch immer für ſie die große Stadt, die Stadt von Gold und Silber; es iſt die Hauptſtadt von Norwegen, von Stockholm wiſſen ſie nichts. Einige alte Soldaten, die in ihrer Jugend in Copenhagen waren, genießen dieſerhalb einer großen Achtung. Der Jüngſte unſerer Schiffer, ein Junge von ſiebzehn Jahren, brachte nach langem Zögern die Frage hervor: ob es denn wahr ſey, daß man Copenhagen vom Gipfel des Guſta-Field ſehen könne; er wüßte wohl, daß man es nicht mit dem bloßen Auge könne, jedoch, meinte er, mit einer Brille, wie ſie die Engländer zu machen verſtehen, müſſe es leicht ſeyn. Die Andern erwarteten aufmerkſam unſere Antwort, und es hätte nur von uns abgehangen, dieſen Glauben für immer im Lande zu befeſtigen; wir aber ſchoben die Unmöglichkeit auf die Seenebel, und ſie wurden dadurch vollkommen zufrieden geſtellt.

Als ſie erfuhren, daß ich ein Franzoſe ſey, machten ſie große Augen; ich war der Erſte, der auf den Tindſee gekommen war, und zugleich fragten ſie mich, ob ich unter Napoleon gedient hätte. Dieſe Frage richtet man in einem entfernten Lande an jeden Franzoſen, ohne auf ſein Alter Rückſicht zu nehmen. Für die Maſſe, welche nur fühlt und nicht nachdenkt, iſt Napoleon ein Weſen aller Zeiten und aller Orte; er iſt die Perſonification Frankreichs; ein Franzoſe, der ſich nicht unter ihm geſchlagen, iſt eine Anomalie.

Inzwiſchen hatte ſich ein Oſtwind erhoben, das Segel erſetzte die Ruder, und wir flogen dahin auf den kaum bewegten Wellen. Indem wir uns an den Rand des Kahnes legten, erblickten wir unter uns die langen Gräſer, welche in einer Tiefe von vierzig Fuß den Grund tapezierten; die Forelle wurde von unſerer Annäherung aufgeſchreckt, und ſchoß daraus hervor wie ein Pfeil, indem ſie einen dichteren Verſteck ſuchte; die wilden Enten tauchten unter, wenn ſie uns kommen ſahen, und ſchwammen gleich ſchwarzen Punkten unter unſerm Boote dahin, um hinter uns wieder heraufzukommen. Bald ſahen wir zu unſerer Rechten den Weſtfiord. Das iſt der Eingang in das Thal von Guſta; wir nahten uns dem Ziel unſerer Excurſion. Wir landeten an einem Strand, der gut gebaut und mit Häuſern bedeckt war, und indem wir zu unſerer Linken den großen Strom Moan-Elv ließen, ſtiegen wir zu Fuß das Thal hinan. Es trägt durchweg den Alpen-Charakter, und ſieht an einigen Stellen den Schweizerthälern zum Verwechſeln gleich. Der ebene Theil iſt mit Wieſen bedeckt; unſer Weg war kaum ſichtbar darin. Die Berge zu beiden Seiten ſind abgeriſſen, gut beholzt, drei bis viertauſend Fuß hoch. Der

Strom ist breit und klar, bald still dahin fließend, bald rauschend; zahlreiche Wohnungen sind im ganzen Thale zerstreut, ihre Unregelmäßigkeit macht einen freundlichen malerischen Eindruck. Wenn diese Häuser sich auf dem Grunde des Gemäldes so zeichnen würden, wie die weißen Hütten des Oberlands, so würde Westfiord Unterseen nicht zu beneiden haben, bis auf die Gletscher. Denn schön ist auch das Gebirge von Gusta, welches uns plötzlich bei einer Wendung des Thals vor das Auge trat. Meine Reisegefährten wurden davon entzückt. Es erhebt sich jäh, ohne Abstufung, aus dem Bett des Stromes, bis zu einer Höhe von sechstausend Fuß. Der Blick folgte ohne Störung von seinem mit Tannen bekleideten Fuße bis zu dem Punkt, wo nach und nach Zwergbäume, dann Knieholz es bedeckten. Höher hinauf kam dann die Haide, endlich das Rennthiermoos, und über dieser abnehmenden Vegetation erhob sich der abgestumpfte Kegel des Berges, ein grauer Fels, von tiefen Furchen durchzogen; Schnee bedeckte seine Seiten, fast so regelmäßig wie glänzende Festons, um das kahle Haupt des Riesen.

Wir ließen zur Linken den Wasserfall von Huga, zwar nicht sehr reich an Wasser, aber ausgezeichnet durch die schöne Form der ihn umgebenden Felsen. Wir betrachteten einen Bergsturz von fünf bis sechshundert Fuß Breite; eine nicht sehr dicke Erdschicht hatte sich von dem jähen Abhang heruntergestürzt, und nun sah der gelbe glänzende Fels wie eine Schärpe aus, die man auf das Grün geworfen hatte. Wir brachten die Nacht in Ingolstaud zu, wo mehre Hütten auf dem Rasen zerstreut liegen. Die Einwohner stritten sich, wer uns beherbergen sollte, ohne jedoch Geldgier dabei zu zeigen. In dem Hause, welches wir wählten, machten wir eben so viel Glückliche, als es Einwohner hatte. Männer, Frauen und Kinder drängten sich um uns, und suchten zu errathen, was uns angenehm oder nützlich seyn könnte. Sie würden eine Stunde zurückgelegt haben, um uns eine Stecknadel zu holen. Sie haben ein großes Vergnügen daran, Fremde zu sehen und sie auszufragen. Mir sind nie schönere Leute vorgekommen. Sie sind groß, schlank und blond; ihre Züge sind regelmäßig und edel. Die Männer zeigen den Charakter der Stärke und der Gelenkigkeit, die Frauen einen eigenthümlichen Ausdruck von Milde und Bescheidenheit. Ihre blauen Augen, ihre rothe Gesichtsfarbe, ihre lockigen Haare, ihr gesundes und glückliches Aussehen machen aus ihnen die schönsten Weiber, die man sehen kann. Die Aehnlichkeit zwischen diesen Landleuten und denen aus dem Hasli-Thale ist überraschend, obgleich ihre Geschlechtsverwandtschaft, von der einige Schriftsteller gesprochen haben, mir nicht wahrscheinlich ist. Der

Name Bauer bezeichnet hier keine untergeordnete Klasse der Gesellschaft. Er vereinigt sich nicht mit der Idee der Niedrigkeit und schlechten Erziehung; er will hier nur Eigenthümer bedeuten. Der Boden von Norwegen gehört den Bauern. Hier findet man weder Arme noch Reiche; Armuth und Reichthum sind nur relativ, und beziehen sich auf den größeren oder kleineren Grundbesitz. Der Unterricht ist hier allgemein. Jedes Kind lernt lesen von seinen Eltern; nur unter dieser Bedingung kann es von dem Geistlichen confirmirt werden. Oft sah ich auch jene väterliche Pflicht von den älteren Brüdern erfüllen. In jedem Hause findet man eine kleine Bibliothek von dreißig bis vierzig Büchern, gewöhnlich in einem Schranke, zu welchem der Vater den Schlüssel hat. Die Hälfte besteht aus Religionsbüchern; die Bibel in schwarzem Leder mit silbernem Schloß nimmt den ersten Platz ein. Die andern Bücher enthalten Reise-Beschreibungen, irgend eine alte Geschichte von Dänemark, oder Beschreibungen von Island und Grönland. Diese Bücher sind ganz schwarz und verräuchert, dessen ungeachtet werden sie sehr sorgfältig aufbewahrt. In den langen Winterabenden liest man laut der Reihe nach, während die Andern, mit Handarbeit beschäftigt, auf Bänken an den Wänden sitzen, oder um den Ofen aus gehauenen Steinen, der durch und durch glühend ist von den ungeheuren Tannenklötzen, welche darin brennen. Ihr Hausgeräthe verfertigen sie selbst von Fichten- oder Birkenholz; ihre Stühle sind Baumstämme, welche zwei Fuß vom Boden erhöht sind, und deren oberer Theil ausgehölt wird, um die Rückenlehne zu bilden; der Umfang dieser ökonomischen Sessel wechselt nach dem Alter desjenigen, für den er bestimmt ist. Schüssel, Teller und Löffel sind von Eschenholz; sie schnitzen sie mit vielem Geschmack, und malen sie mit verschiedenen Farben an. Auch machen sie sie zuweilen von gebrannter Erde mit schönen Zeichnungen. Sie lieben moralische Sprüche, welche sie auf ihren Geräthen oftmals anbringen. So las ich z. B. auf einem Gefäße, worin Milch bewahrt wurde: „Trinke und danke Gott“; rings um eine hölzerne Schüssel: „Iß mit deinem Freunde und laß deinen Feind essen“; auf einer Thürschwelle die Worte des Psalmisten: „Wenn der Herr nicht das Haus behütet, so hütet es der Wächter umsonst“; und auf dem Himmel eines Bettes: „Der Mensch säet, Gott läßt aber die Erndte gedeihen.“ Ihre Wohnung ist in zwei Hälften getheilt, wovon die eine zur Küche und Wirthschaft gebraucht wird. In einem Winkel befindet sich der Kamin, das Holz wird aufrecht hineingestellt; der Kessel mit Hafergrütze hängt in der Mitte an einer Kette. Die andere Hälfte wird durch einen Ofen geheizt; diese ist das Schlafzimmer. Ueberall

ſind doppelte Fenſter, die während des Winters zugenagelt werden. Obgleich dieſer Gebrauch auf den erſten Blick als ungeſund erſcheint, ſo iſt es doch nicht der Fall, da das Feuer im Kamin die Luft ſtets reinigt. Neben der Wohnung liegt die Scheune; ſie erhebt ſich auf iſolirten Pfählen, die drei Fuß von der Erde überhängende Steine tragen. Die Ställe und die Milcherei bilden auch Gebäude für ſich; aber der intereſſanteſte Ort iſt das Magazin, welches auch auf Pfählen erbaut iſt. Hier werden die Reichthümer der Familie aufbewahrt: die Decken von Schaffellen, mit Zeug gefüttert, die überflüſſigen Betten, Kleider von Wolle oder Hanf für vier oder fünf Generationen, der ganze Sonntagsſtaat, eine ungeheure Menge Wäſche, und Mundvorräthe, um ein Dorf zu ernähren. Die Bauern dieſer Centralprovinz Telemarken haben ein maleriſches Nationalcoſtüm; ſie tragen eine Jacke nach Art der Lanciers, eingefaßt mit verſchiedenen Farben, eine Weſte von Scharlach, ſchwarze, roth beſetzte Beinkleider, wollene Strümpfe mit Gold- oder Silberzwickeln, Schuhe mit breiten Bändern, und auf ihren langen Haaren eine runde Mütze, wie die, welche die Griechen vor ihrer Unabhängigkeit trugen. Die Mädchen kleiden ſich mit vielem Luxus. Auf die Bitte unſeres Malers zog eine ihr Hochzeitsgewand an, welches ſorgfältig in dem Magazin aufbewahrt wird, bis ſie ſich vermählt. Sie hatte drei Röcke übereinander gezogen, ſtufenweiſe verkürzt, daß man den Beſatz eines jeden ſehen konnte. Der untere war von rother Wolle mit ſchwarzer Stickerei; der zweite von ſchwarzer Wolle mit Silber geſtickt; der dritte endlich von grünem Stoffe mit Gold durchwirkt. Drei oder vier Halsbänder, Ohrenringe, Armſpangen und Zierathen auf der Bruſt erinnerten an die Statue U. L. F. von Loretto. Was dieſe Aehnlichkeit noch vergrößerte, war eine Wulſt, die ſie unter den Armen trug, und die bis auf die Hüften reichte. So ſchien das Mädchen faſt aus einem Stück zu ſeyn, und glich einer Pyramide; einen feinen Wuchs würde ſie für häßlich gehalten haben. Die rothen Strümpfe waren mit weißer Seide geſtickt, und eine große Spitzenhaube bedeckte ihre blonden Flechten; ſie hatte dieſen Putz wahrſcheinlich lange überlegt und vorbereitet, der einſt ihren Bräutigam entzücken ſollte.

Die Jahreszeiten ſind hier regelmäßiger, als in den gemäßigten Climaten. In der Mitte des Mai fängt der Schnee an zu ſchmelzen, und die Erde, die er vor dem Froſte geſchützt hat, erſcheint grün, wie im Sommer. Das Gras ſchießt mit Macht hervor, und reift bis zu Ende des Juli. Es iſt kurz und fein, herrlich ſaftig, und von einem köſtlichen Wohlgeruche, gleich dem Graſe der Hochalpen. Alle Wieſen der Thäler werden gemäht; das Vieh wird auf die Berge

getrieben, wenn der Schnee ſie verläßt; das Gras, welches zwiſchen den Felſen und den Zwergbirken wächst, gibt ihm eine hinlängliche und milcherzeugende Nahrung. Auf allen den Fields findet man Hütten von Fichtenholz, welche den Sennhütten gleichen, und dieſelbe Beſtimmung haben. Der Viehſtand des ganzen Kirchſpiels weidet umher, und wird dort gemolken, um Butter und Käſe zu fabriciren. Dieſe Sennhütten nennt man Cedre. Das Getreide fängt im Monat Juni zu treiben an; in einem Monat iſt es 3 Fuß hoch und ſchießt in Aehren. Eine ihrer bedeutendſten Erndten iſt die Blätter-Erndte. Die Espe, die Erle und die Birke machen ſie ergiebig. In der Mitte des Auguſt gehen die Frauen und Kinder an's Werk; die Einen klettern auf die Bäume, und ſtreichen die Zweige den Blättern entgegen, die nun in reichem Maße herunter regnen, — dieß ſind die einzigen Früchte, die ihnen ihr Clima gewährt, — die Andern füllen die Blätter in große Säcke, und ſchütten ſie in Scheunen auf. Sie häufen dieſe Blätter aufeinander, ohne ſie vorher trocknen zu laſſen; ſelbſt das Futter wird ganz feucht eingebracht. Um die Blätter-Erndte ergiebiger zu machen, zerſtört der Bauer alle Tannen und Fichten in ſeiner Nachbarſchaft. Um einen Wald urbar zu machen, haut man alle Bäume ohne Unterſchied zwei bis drei Fuß von der Erde hoch ab. Sie bleiben ein Jahr auf dem Boden liegen, dann zündet man ſie an. Die Aſche des Holzes, der Blätter und des Mooſes macht die Erde fruchtbar, die ſchon im zweiten Jahre mit dickem Graſe bewachſen iſt. Die Fichtenſtämme ſterben ſogleich ab und geben keine neuen Schößlinge, aber die Birken nehmen ſogleich wieder den Platz ein. Der Bauer begnügt ſich, ſie zu lichten, um dem Graſe Luft zu ſchaffen, ſchont aber die Bäumchen ihrer Nützlichkeit wegen. Die Birke liefert das beſte Brennholz im Lande; ihre Rinde dient dazu, die Häuſer zu decken. Wenn man die Dachſparren mit Latten bedeckt hat, ſo zieht man von der Birkenrinde Streifen von zehn bis zwölf Fuß in der Länge und einen Fuß in der Breite ab, und befeſtigt ſie auf das Dach. Dieſe Bedeckung iſt für den Regen undurchdringlich und beinahe unverwüſtlich. Auf die Rinde bringt man noch lange Stücke Raſen, die ſich am Ende durch die Wurzeln ineinander ſchlingen und wie eine grüne Wieſe ausſehen, da die Feuchtigkeit des Clima's ſie friſch erhält. Oftmals erheben ſich aus ihnen hohe Kornähren und krönen dieſes ländliche Dach, vom Winde hin und her bewegt. Auch dieſe luftige Erndte reift zur rechten Zeit, und ſäet ſich ſelbſt für das nächſte Jahr. Solche Dächer ſind in der Nähe ſehr maleriſch, von ferne aber ſchaden ſie der Landſchaft, indem ſie ſich mit der allgemeinen Färbung der Wieſe vermiſchen. Die Birkenrinde dient auch noch dazu, bequeme und feſte Fußbekleidungen zu verfertigen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Wie der Schnee fällt. Wenn der Schnee fällt, so ist es ein Zeichen, daß die Luft, in der er sich befindet, kälter ist als die Erde, auf welche er fällt. Wenn die Luft kälter ist als die Erde, so ist es ein Zeichen, daß die Erde wärmer ist als die Luft. Wenn die Erde wärmer ist als die Luft, so ist es ein Zeichen, daß die Luft kälter ist als die Erde. Wenn die Luft kälter ist als die Erde, so ist es ein Zeichen, daß der Schnee fällt.

so viel Zufriedenheit sah es nicht acht Tage nachher den Vorhang im Theater fallen, d. h. es war Alles froh als die Sache zu Ende war. Die Theaterdirektion, die diesmal sich fast nur auf Opern beschränken wollte, fing nämlich ihre unglücklichen Debuts mit »Pré aux clercs«, »la dame blanche« und »le barbier de Seville« an, in allen drei Vorstellungen aber kam es zum Pfeifen und Zischen.

Seit längerer Zeit hält sich der Prinz von Montfort hier auf, und wird für den Winter ein Landhaus bei Lausanne beziehen. Seine Söhne sind junge hübsche Leute. Er reitet oft mit seiner Gemahlin spazieren.

Selten noch waren so viele Fremde hier vereinigt, wie diesen Winter. Die Cholera hat alle Engländer vor Italien zurückgeschreckt, viele sind auf halbem Wege umgekehrt, und warten hier das Frühjahr ab. Genf ist in den letzten Jahren außerordentlich verschönert worden, man hat eine große, schöne Brücke gebaut, einen neuen Hafen, neue Quais angelegt und am See eine Menge Häuser erster Größe aufgeführt. Wer Petersburg sah, wird sich beim ersten Anblick unwillkührlich an die Kaiserstadt erinnern müssen. Der Pont neuf und die Quais mit der Insel Rousseau sind die Abendpromenaden der schönen Welt, nach den Diners in den Hotels, die um 5 Uhr beginnen, wogt dort Alles in bunten Massen auf und ab. Der Anblick von hier auf den See und seine reizenden Umgebungen, auf den Jura und Montblanc ist mit einem Wort bezaubernd.

F. —

Konstantinopel, 16. Sept.

— Eine frühere Nummer des Moniteur Ottoman enthält die Beschreibung eines Besuchs, welchen der Sultan im Juli in den beiden Militairschulen machte, und der seine ausgezeichnete Sorgfalt für den Jugend-Unterricht beweist. Es war das erstemal, daß er diese Schulen besuchte, und die Eleven erwarteten ihn mit großer Spannung. Der Großherr ließ sich die Bücher, Zeichnungen, Karten u.s.w. vorzeigen und die Namen der ausgezeichnetsten Eleven nennen. Dann bestieg er selbst mit schnellen Schritten den Lehrstuhl und examinirte die Zöglinge in der Arithmetik, Algebra und Geometrie, und befragte sie über einige schwierigere Punkte in der Arabischen, Persischen und Türkischen Sprache. Vom Katheder herab hielt dann der Großherr eine väterliche Ermahnungsrede an die Zöglinge, welche alle Zuhörer auf's Tiefste rührte, und die Eleven riefen wie aus einer Stimme: »es lebe der Padischa!« Es ist wirklich interessant, an einem Ort, wo früher nur der obscurante Wille der Janitscharen galt, 400 junge Muselmanen in den Europäischen Wissenschaften unterrichtet zu sehn.

Literarische Uebersichten.

DER CORREGIDOR.

Historischer Roman aus der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts von *J. V. Massaloup.*

Magdeburg bei Eduard Bühler. 1835.

• Die Geschichte handelt zur Zeit der Regierung Philipp IV. von Spanien. Der Verfasser hat ein paar Blätter eines unbedeutenden bestaubten historischen Werkleins ziemlich getreu copirt, und damit die fadeste aller spanischen Novellen in Verbindung gebracht. Die Erzählung wird von Zeit zu Zeit durch psychologische Reflexionen unterbrochen, denen nach Styl und Gehalt der Autodidakte aus den Augen leuchtet. Die Helden der Novelle sind Löwen mit Milchbrei aufgezogen; Mord, Todtschlag und Kämpfe erscheinen nur als spanisches Costume. Eine römisch seyn sollende Figur, welche ihren einzigen Sohn zum Tode verurtheilt, stellt sich später als Dupe eines eifersüchtigen Liebhabers heraus. Der Verurtheilte ist ein kühner Jüngling, wird aber auf dem Richtplatze von einem »fürchterlichen Grauen gepackt,« obgleich er wenige Minuten vorher im Kerker folgendes Selbstgespräch gehalten, welches ein Beispiel von der blühenden Schreibart, und sokratischen Philosophie des Herrn Massaloup geben möge: »der Tod ist nicht so schrecklich, wie wir ihn uns vorstellen, er hat kein Schrecken, als das, was ihm das schwache Leben mittheilt. Warum wollen wir uns vor dem Tode erschrecken? Wo ist er? Sobald er angelangt, ist er schon vorüber.« u.s.w.

— Von Raphael Bock, Königl. Bibliothekar in Königsberg, einem Freunde Z. Werners, ist ein Band religiöser Gesänge erschienen, unter dem Titel »der ein und dreißigste Julius, oder die Macht des Gerichts.«

— Bereits verkündigt ist von demf. Verf. eine Theodicee in 6 Gesängen »Anastasia«. Der »Gesellschafter« enthält eine ausführlichere Mittheilung darüber. Raphael Bock, mit dem ich viele Jahre im innigsten Freundschaftsbunde lebte, gehört zu einer Klasse von Poeten, die jetzt immer seltener werden; nehmlich zu den wahrhaft begeisterten, die von einer tiefen Idee beseelt sind. Seine Aura (Frankfurt, Brönner), die vor einigen Jahren erschien, ist ein Gedicht im Ariost'schen Geschmacke, in den herrlichsten achtzeiligen Stanzen, und von großem Reichthume der Erfindung. Es konnte zur Zeit seines Erscheinens nur wenig Aufsehen machen, weil andere Interessen die Leselwelt zu sehr in Anspruch nahmen. Hoffentlich wird es den neuen Werken des Dichters günstiger

ergehen; unsere Zeit ist zum Theil dem Ernste tiefer philosophischer Forschung und religiöser Glut geneigter, als man — den Tageserscheinungen nach — wohl glauben sollte. Auch hier bewahrheitet sich der alte Spruch: »daß die Endpunkte sich berühren.«

A. L.

— Das »Vaterland«, ein in Leipzig von den Herren Professoren Friedrich Bülau und Julius Weiske wohlredigirtes Blatt, fällt über das von Friedrich Lewald herausgegebene Buch »Breslaus Stadt-Haushalt« folgendes Urtheil: »Eine in vielfacher Beziehung sehr merkwürdige Schrift. Hier spricht einmal jene Controlle, die nicht bloß auf Rechnungsfehler, sondern auf die Grundübel gerichtet ist, deren Radicalcur jährlich mehr Bedürfniß wird. Was Hansemann für Rheinpreußen leistete, in gleichem Sinne und Geiste thut es Lewald für Breslau und in vieler Hinsicht für alle Städte der preuß. Monarchie; ja im Einzelnen sicherer, weil er auf genaueren Unterlagen fußt. Vor Allem aber ist uns der männliche, entschiedene Geist bemerkbar, der aus dem Ganzen spricht und nicht einmal für nöthig hält, durch die üblichen Floskeln erst das Recht zu erkaufen, eine herbe Wahrheit zu sagen. Trübe Ahnung durchweht das Ganze, aber auch der Muth des Mannes, der die Gefahr voraussieht und darauf gerüstet ist. Das Einzelne der Schrift gehört nicht hierher. Der Verfasser nimmt den ganzen Haushalt von Breslau durch, zeigt überall die Radicalgebrechen, im Gegensatze zu der Gespanntheit aller Verhältnisse und motivirt seine Vorschläge zur Vereinfachung der Verwaltung.«

Musik.

Maurer's großes Concert für vier Violinen und Beethoven's „Adelaide", von einer englischen Sängerin deutsch vorgetragen, sind bei dem letzten Musikfeste in York die Glanzpunkte gewesen.

Theater.

Das Oktoberheft des literarischen Zodiacus, herausgegeben von Dr. Th. Mundt, enthält einen höchst interessanten Aufsatz des Prof. Dr. Ed. Gans: „Ueber den Verfall des Theaters und namentlich des deutschen."

Iwanoff.

Nicolaus Iwanoff wurde im Oktober 1810 in Klein-Rußland in der Provinz Tschernigoff geboren. Schon in dem Alter von sieben Jahren öffnete ihm die herrlichste Sopranstimme die Thüren der kaiserlichen Kapelle. Seltsam war es, daß die Mutation der Stimme bei Iwanoff nicht gewaltsam eintrat, sondern daß er von dem Sopran-Register in die Register des Tenors sogleich überging. Während er am Tage in dem Bureau eines Ministers arbeitete, mußte er Abends in Concerten und Routs der Diplomatie mit seiner Stimme Vergnügen gewähren. In der That widerlegt diese Nachricht ein wenig die romantischen Gerüchte, die über diesen Sänger im Umlauf waren. Man stellte sich ihn in Paris gar zu gern als einen entflohenen Leibeigenen vor, der jeden Tag durch eine Escadron ukrainischer Kosaken aufgehoben und, mit Ketten belastet, nach Rußland zurückgebracht werden konnte.

Iwanoff kam im Jahr 1830 nach Mailand, ohne besonderen Beruf für das Theater. Der Erste, den er dort kennen lernte, war Rubini, der, nachdem er seine Stimme gehört hatte, ihn sogleich zu dem alten Tenor Bianchi schickte, um Unterricht bei ihm zu nehmen. Von dort ging unser Sänger nach Neapel, wo er den großen Meister Nozzari traf, der auch Rubini gebildet hat. Bald wurde er für San Carlo rekrutirt. In Anna Bolena war sein Debüt. Man kann sagen, daß er Fanatism erregte. Es war an einem Gallatage. Man weiß, daß an einem solchen nicht das bezahlende Publikum, sondern nur der Hof klatschen darf. Iwanoff gelang

es, dieſen zu rühren. Die königliche Loge applaudirte zuerſt, das Volk ſtimmte ein, und Iwanoff errang ſo zwiefache Lorbeern. Er ſang hierauf im Wilhelm Tell und in der Sonnambula, dann entführten Robert und Severini den Leibeigenen von Tſchernigoff ſeinen neapolitaniſchen Triumphen. Paris hörte ihn in der Gazza, der Prova und dem Othello. Man erfreute ſich ſeiner ſtets wachſenden Fortſchritte, die er zum Theil Rubini's Lehren verdankte. Beſonders aber iſt es Mad. Fodor, melodiſchen Angedenkens, die dem jungen Sänger ihre reine und elegante Manier zu eigen gemacht hat. Ganz in dieſem Style ſingt er die graziöſe Cantilene, die Donizetti für ihn in Marino Falieri componirt hat: On che in cielo alta è la notte. Trotz aller dieſer Vorzüge bleibt dem jungen Sänger jedoch noch viel übrig, um zu jenen Erſten gezählt zu werden, mit denen er jetzt ſeine Kunſt exercirt. Die Pasta und Rubini ſchloſſen ſich zwei Jahre lang ein; Erſtere, um die Cadenz zu üben, Letzterer, die Appoggiatur, die er jetzt in ſo hoher Vollendung beſitzt.

Mode.

Kürzlich ſah man einen Turban bei einer der erſten Modedamen von Paris. Er war von Satin brocard mit breiten Streifen, kirſchroth und weiß, und in der Mitte ein ſchmaler Goldſtreifen; Alles mit Palmeten von buntfärbiger Seide überſtreut. Ein ſolcher Turban von muſulmaniſcher Form iſt überaus reich.

Auch ein anderer Turban, nach israelitiſcher Art, wurde geſehen. Er war von Gaze princesse. Ein Gewebe aus Streifen von gothiſchen Spitzen und indiſchem Mouſſelin beſtehend, die von Silber durchzogen ſind. Eine Haube, à la Rachel genannt, war aus einem neumodiſchen Tull verfertigt, den man Tissu d'Arachné nennt, mit weißen glacirten Bändern und breiter kirſchrother Franze geziert, und überdies mit zwei Bouquets von Federſpitzen, kirſchroth mit weiß glacirt.

Ferner ſah man Capotes von ſchönem hellgrauen Atlas mit ſmaragdgrünen Einfaſſungen und einer grünen Atlasblume.

Man fängt wieder an, kleine Goldketten auf der Stirn zu tragen, jedoch ohne Steine und zur Halbtoilette.

Neue Bänder ſind ebenfalls erſchienen; wir nennen: die ſchöne Arabeske, das Atlasband à diamant, das Piqué grec, das Zebré und das prächtige Band Lavaillère.

Von neuen Zeugen bewunderten wir die reiche Eolienne, die Meluſine, die Lesbienne, den mit Gold glacirten Gros de Naples, den Moſaik-Atlas, den damaſcirten Atlas und die ſchottiſche brillantirte Gaze. Ferner die einfache und die gedruckte Diamantine, die Galicienne, weich wie Kaſchemir, mit Atlasſtreifen und leichten Blumen, die Roxelane, einen ſtarken Atlas zu Mänteln und Ueberröcken, und den Kamäleon-Atlas in allen Farben ſpielend. Die ſchillernden Zeuge ſind ſehr en Vogue.

Zu den Soireen werden Schärpen von Goldgaze getragen, die einen herrlichen Effect machen.

Die Winterhüte werden mit hohen Köpfen und breiten Rändern verfertigt. Sammtblumen-Bouquets werden ſie ſchmücken.

Capothüte von afrikanischem Sammet werden mit broschirten Atlasbändern garnirt.

Indeß wir jedoch die eigentliche Jahreszeit zu diesen Moden noch erwarten, werden Hüte von Poult de sole in Rosa und Lila mit kleinen Federn derselben Farbe häufig getragen.

Eine neue Art von Mänteln heißt Merveilleux, und verdient diesen Namen, weil eine Dame im Gehen, ohne irgend eine Hülfe durch eine leichte Bewegung ihre Taille entweder zeigen oder mit einer graziösen Pelerine bedecken kann. Eine nähere Beschreibung dieses Mantels ist uns für jetzt noch nicht möglich.

Statistische Notiz.

Das Land Böhmen zählt zufolge des im Jahre 1835 erhobenen Bevölkerungszustandes bei dessen Flächeninhalte von 956 Quadratmeilen, an Civilbevölkerung 4,059,546 Inwohner, worunter sich 1,929,470 männliche und 2,130,076 weibliche Individuen befinden. Unter dieser Gesammtzahl sind inbegriffen Fremde — theils aus konskribirten, theils aus nicht militärisch konskribirten Provinzen — 61,531 männlichen und 49,325 weiblichen Geschlechtes, ferner 2075 Ausländer und 740 Ausländerinnen und Abwesende 94,672 männlichen und 33043 weiblichen Geschlechtes.

Diese gesammte Bevölkerung, die sich in 924,137 Wohnpartheien zertheilt, wohnt in 287 Städten, 115 Vorstädten, 279 Märkten, 12,022 Dörfern, oder einzeln genommen in 561,367 Häusern.

Unter dieser einheimischen Bevölkerung befinden sich dem Charakter nach 4207 Geistliche*), 2200 Adelige**), 8856 Beamte und Honoratioren***), 44,541 Gewerbs-Inhaber, Künstler, Kunstzöglinge, 135,775 Bauern, ferner 601,183 Menschen von anderer Beschäftigung. Dabei muß aber bemerkt werden, daß in der Summe der männlichen einheimischen Bevölkerung auch noch die zum Militärdienste Vorgemerkten, die zeitlich Befreiten, die minder und gänzlich Anwendbaren, die Jugend von 1 bis 17 Jahren, ferner die Landwehr mit einbegriffen ist.

Eine Pariser Hirschjagd.

Unweit von Versailles breiten sich die schönen Ebenen von Saclé aus. Einige kleine grüne Inseln, lange Alleen von Obstbäumen und schöne Meiereien geben ihnen das Ansehen einer normandischen Gegend, und an dem Horizonte sieht man die großen Teiche glänzen, welche ihr Wasser den Apollobädern und wilde Enten den Pariser Küchen spenden. Sucht Euer Auge etwas mehr Leben, so schreitet an den Rand des Plateau's vor und schauet hinab in den grünen Abgrund, der sich zu Euern Füßen öffnet. Diese enge Schlucht zwischen Hügeln voll Eichen und Tannen, durchschnitten

*) Unter der Gesammtzahl der Geistlichen erscheinen auch die im fürst-erzbischöflichen Seminarium befindlichen Alumnen, so wie auch die Novizen der Klöster.

**) In der Rubrik — Adelige — sind alle Familienhäupter sammt ihren männlichen Sprossen, und andere ledige adelige Herren begriffen.

***) In dem Verzeichnisse der Beamten u. s. w. erscheinen alle Familienväter (ohne ihre Nachkommen), ferner ledige Beamte, ledige Bürger u. s. w., insgesammt bloß männlichen Geschlechtes.

von beweglichen Pappeln, ist das Thal von Jouy, das Thal der Nachtigallen, Frankreichs kleine Schweiz. Das Auge verfolgt mit Wonne alle diese Wellenformen; das weiße Fabrikgebäude zeichnet sich so schön auf dem Grund von Moos und Rasen, und in der Ferne, eine Stunde etwa, sieht man die Arkaden der römischen Wasserleitung zwei Berge verbinden. Nichts fehlt dieser prächtigen Landschaft, nichts, selbst nicht die Ruhe; denn bis jetzt ist sie von Pariser Müßiggängern noch nicht heimgesucht worden. Diese Gegend bleibt noch zu entdecken.

Dennoch war Donnerstag den 24. September 1835 eine ungewohnte Bewegung auf der Ebene zu verspüren. Da waren Pferde, Kaleschen, rothe Röcke, Hunde, Cigarren, kurz ein Rendezvous der guten Gesellschaft. Man wollte einen Hirsch hetzen. Begreift Ihr wohl, was in dem Worte liegt? Eine förmliche Revolution liegt darin. Ich muß gestehen, daß ich stets dieses edle Spiel der Fürsten liebte, diesen Kampf der Kühnheit und der Geschicklichkeit, wenn der königliche Jäger, umgeben von Reitern und Hunden, mit lauter Stimme den König der Wälder verfolgte. Wer, heiliger Hubert, wird uns deine heitern Feste wieder zurückführen? Die ganze jugendliche Abenteuerlichkeit, die Wonne, die Mensch und Thier empfanden, die rauschende Harmonie, womit die Jagdhörner die Luft durchwürzten, und den ganzen Wald mit kriegerischem Feuer erfüllten. Die Zeiten sind dahin!

Der Hirsch war signalisirt; man hatte ihn um 11 Uhr verkündet, er kam fünf Minuten früher an; die Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Großen. Auf, Ihr Jäger, erhebt Euch in dem Steigbügel und jagt das Thier! Aber halt! Wartet noch ein wenig! Er ist noch nicht aus dem Wagen gestiegen. Seht Ihr wohl jene Carriole mit den kleinen vergitterten Fenstern? Dort ist der Jagdgefangene d'rin; da ist er eingesperrt. Er kommt ganz frisch von Paris, meine Herren! Ihr könnt ihn getrost jagen; er ist nicht ermüdet; er hat diesen Morgen gut gefressen; auch ist er gar nicht wild. Er hört auf seinen Namen, und seht nur seinen Kopf! Das Geweih zieren dreifarbige Bänder. Aber der Hirsch blieb in seinem Wagen und wollte nicht heraus. Er mochte von der Freiheit nichts wissen. Endlich gehorcht er dem wiederholten Rufe und den verzuckerten Liebkosungen seines Herrn. Da steht nun das arme Thier. Seht Ihr ihn wohl mitten unter der Meute; er blickt sie an; er schmeichelt ihr; und diese wilde Hundedemokratie steht stumm und entwaffnet vor ihm. Welch' rührendes Bild des goldenen Zeitalters! Tödtliche Feinde umarmen sich!

Doch mußte das Ding ein Ende nehmen; die Jäger hatten nicht subscribirt, um einer offiziellen Versöhnung zweier erbitterten Feinde beizuwohnen. Die Peitsche knallt, der Hirsch läuft, man sprengt ihm nach; aber eine Meierei ist zum Unglück in der Nähe; das gehetzte Thier flüchtet sich hinein, dringt in den Salon, und installirt sich neben dem Fortepiano, denn, beiläufig gesagt, die Meiereien um Paris haben Salons und Fortepiano's. Um ihn zu fangen, brauchte man weder eine Belagerung, noch Gendarmen. Einige Peitschenhiebe brachten ihn zur Ordnung; nun wollte er aber nicht mehr laufen; und da die eleganten Herren sich am Ende

schämten, es mit einem so friedlichen Thiere aufnehmen zu wollen, so ging der Hirsch als Sieger aus diesem Streit hervor. Seine Trägheit half ihm mehr, als Wildheit und Kraft. Der Wagen wurde wieder herbeigeschafft; er bestieg ihn stolz, und wurde wieder in seine Stallung geführt.

So endigte die große Hirschjagd in Paris, um eilf Uhr vierzig Minuten am Donnerstag den 24. September im Jahr des Heils 1835.

Münzkunde.

Man beschäftigt sich in diesem Augenblicke in dem Pariser Münz-Hotel mit der Einrichtung eines großen Saales, wo alle Stempel und Matrizen, Medaillons, Jetons und Münzen von Napoleons Regierung aufbewahrt werden sollen. Die Büste des Kaisers von weißem Marmor ist dort errichtet worden, und über der Thüre liest man die Worte: Salle Napoléon.

Die Minister Carls X.

Man sucht in Frankreich wieder das Interesse auf die Gefangenen von Ham zu lenken; ihre Lage ist sehr traurig. Peyronnet ist von einem fortwährenden heftigen Rheumatismus geplagt, der ihn zwingt, in seinem Zimmer zu bleiben; Guernon-Ranville, der Jüngste der Gefangenen, ist von einem Blutschlage bedroht, die 5jährige Einkerkerung und der Mangel an Bewegung sind die Ursachen; Chantelauze ist beinahe wahnsinnig, und fabelt immer von Freiheit. Polignac befindet sich noch am Besten von Allen, da er bekanntlich den größten Theil seines Lebens im Kerker zubrachte, und folglich keinen nachtheiligen Einfluß davon auf seine Gesundheit verspürt. —

Vermischtes.

Es finden jetzt häufig in Paris Wettkämpfe unter Billardspielern statt. So wurde kürzlich im Café Namy eine Partie von den vier stärksten Billardspielern gespielt. Dann folgte eine Poule, wo ein Mantel und ein Ehrenqueue dem Sieger zu Theil fiel.

— Thiers hat das Schloß des Herzogs von Bordeaux, Bagatelle, für 313,000 Fr. erstanden. Die satyrischen Journale bemerken, er würde den Titel eines Duc de Bagatelle annehmen. Er wohnt nun in der Stadt in dem Palast des Königs von Rom, auf dem Lande in dem Schloß des Herzogs von Bordeaux, und sie meinen, das wäre so übel nicht für den Sohn seiner Mutter.

Jetzt sagt man, daß der Erwerber des dem Herzoge von Bordeaux zugehörigen Schlosses, Bagatelle, nicht der Minister des Innern, Thiers, sondern Lord Seymour seyn soll.

— Ludwig Philipp hat sein drei und sechszigstes Jahr angetreten.

— Man hat bei dem französischen Ministerium um die Erlaubniß nachgesucht, auf dem Marsfelde Stiergefechte aufzuführen.

— Der Polizeipräfect von Paris hat dem Abbé Auzou anzeigen lassen, daß vom ersten Oktober angefangen die Ausübung seines Cultus im Interesse der öffentlichen Ordnung längstens bis fünf Uhr Abends beendigt seyn müsse. Es wäre besser gewesen, ihn ganz und gar zu untersagen.

Wiederholte Bitte.

Die verehrten Redactionen, welche Artikel unserm Journal entnehmen, werden hiemit ersucht, dasselbe jedesmal auch dabei zu nennen. Es kann uns nicht gleichgültig seyn, dieses unterlassen zu sehen. Wir fanden sogar schon, daß unsere Artikel unter veränderetem Titel, in zwei, drei Blättern nachgedruckt erschienen sind. Wir überlassen es einem jeden Billigdenkenden, ein solches Verfahren zu richten. Die Entschuldigung, daß ja auch jene Blätter nach den Quellen übersetzt haben könnten, ist nicht statthaft, da nicht immer von bloßer Uebersetzung, sondern von einer vollständigen Bearbeitung, von Originalmittheilungen oder von Auszügen aus größern, zum Theil kostbaren Werken die Rede war. Wenn das so fortginge, könnte das Lesepublikum am Ende glauben, daß wir es sind, die Andere plündern, statt daß es umgekehrt der Fall ist.

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, der Redaction des Frankfurter Conversationsblatts die strenge Gewissenhaftigkeit nachzurühmen, die sie bei der Benutzung unsers Journals stets vorwalten läßt.

Die Redaction der Europa.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Eine Lithographie »der Theolog«, die sowohl durch Auffassung als Zeichnung, sehr werthvoll genannt werden darf.
2) Ein Modekupfer: Hut von weißem Krepp mit Federn; gefältelter Kapotthut von Gros de Naples mit weißen Rosen; Kleid von Organdi mit gemalten Carreaus; Kleid von blau brochirter Seide. Ferner: Kopfputz mit Bändern, und Kleid von englischem Musselin mit Seide brodirt, nach dem Lady's Magazine and Museum.

Zur Erklärung der mit unserm letzten Hefte gegebenen Zeichnung des Englischen Oberhauses fügen wir noch folgende Notiz bei:

Der Zeichner hat den Moment der Prorogation des Parlaments gewählt, die der König in Person den 22. April 1832 vollzog. Im Hintergrunde sieht man den Thron, vor welchem der Wollsack liegt. Er ist leer, weil der Lordkanzler dem König, der so eben den Thron besteigt, entgegen gegangen ist. Die Function eines Vice-Präsidenten versieht Lord Shaftesbury. Es herrscht die größte Verwirrung im Saal, die durch die Gewißheit noch gesteigert wird, daß die Auflösung unmittelbar der Prorogation folgen wird. —

Unsere nächste Musikbeilage wird ein Lied von Rückert, komponirt von Meyerbeer seyn.

Nachschrift.

Wir sind zum ersten Mal in dem Falle, unsern verehrten Lesern das Modebild mit der gegenwärtigen Nummer nicht liefern zu können, da es die heutige Post uns nicht gebracht hat. Wir lassen unsere Modebilder jetzt nehmlich in Nürnberg von Herrn Meyer stechen und Herrn Geißler koloriren, den ausgezeichnetsten Künstlern in diesem Fache. Es wird dafür der nächsten Nummer beiliegen, und heute durch das wohlgetroffene Bildniß Bellini's ersetzt; das Erste, welches von diesem Meister in Deutschland erscheint.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 4. 21. Oktober. 1835.

Kunst.

München, den 29. Sept. (Hannöv. Z.) Von der nächsten Kunstausstellung verspricht man sich nicht viel; es verlautet, sie wäre beinahe gar nicht zu Stande gekommen. Fremde Künstler senden, zumal aus großer Entfernung, beinahe niemals ihre Gemälde ein, da die hiesige Akademie die Transportkosten nicht bestreitet, und nur sehr wenige Bilder gekauft werden. Der Adel kauft nicht, die Kaufleute haben wenig Geschmack und Sinn für Kunst, selbst die hiesigen Künstler bringen Weniges zur Ausstellung; sie sind mit der Art, die Bilder zu hängen, unzufrieden, da sie die ganze Zeit der Ausstellung über an einem und demselben Platze bleiben und Partheigeist und Vorliebe schon oft den Einen begünstigen, den Andern zurücksetzen mochte.

Industrie.

Saalfeld. Unsere Porzellan-Fabriken Thüringens haben fortwährend an Zahl und Ausdehnung bedeutend gewonnen. Die Zunahme der Porzellan-Malerei wird wohl nirgens so stark betrieben als in hiesigen Gegenden. Nur allein bei Wallendorf zählt man in einem Umkreise von 3 Stunden 400 und 500 Porzellan-Maler. Bis jetzt bestand weder eine Schule noch sonst ein gemeinsames Band zur Heranbildnng der Jünger. Am 21sten Juni d. J. wurde eine Gesellschaft zu diesem Zwecke gebildet. Es kamen an 60 solcher Künstler zusammen. Sie nennen sich: der Thüringische Kunst-Verein.

Ehrenbezeigung.

Bonn, 4. Okt. Bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hat die philosophische Fakultät der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität beschlossen, folgenden anwesend gewesenen ausgezeichneten Gelehrten das Ehren-Doktor-Diplom zu ertheilen: dem Herrn Kamherrn Leopold von Buch in Berlin, dem Herrn Ober-Bergwerks-Ingenieur und Professor Elié de Beaumont in Paris, dem Herrn Ober-Bergwerks-Ingenieur und Professor Alexander Brogniart in Paris und dem Herrn Professor William Buckland in Oxford.

Von der Leipziger Messe.

In Leipzig ist in diesen Tagen das neue Kaffeehaus des Herrn Felsche, unter der Benennung Café français, im Geschmacke der elegantesten Pariser, eröffnet worden. Das dortige Tageblatt enthält folgende Beschreibung des Lokals: Im Erdgeschosse empfängt den Gast, der irgend einen der mannigfachen hier gebotenen Genüsse sucht, ein schöner Saal, mit Sophas, runden Sesseln und Marmortischen ausgestattet, an welchen zwei Zimmer stoßen, wovon das eine mit duftenden Blumen und einem Orangenbaum geschmückt, das andere als Weinlaube decorirt ist, deren Spiegelwände jeden Gegenstand vervielfältigen und ein bekränzter Altar durch eine Fontaine Wohlgerüche in die Lüfte sendet. Eine eiserne Wendeltreppe, gegossen in Berlin, der unendlichen Zeit gleichsam trotzend, und doch dem Aeußern nach so leicht und zierlich, als sey sie von künstlicher

Hand geschnitzelt, führt unmittelbar aus dem Saal hinauf in die Zimmer des obern Stocks, welches das Estaminet bezeichnet und, mit Tabagie in Paris gleichbedeutend, hier als Rauchzimmer anzusehen ist, in sofern der untere Raum den Damen vornämlich gewidmet bleibt, wo das Rauchen nicht gestattet wird. Daß es also Niemanden einfallen kann, ein Glas Estaminet zu fordern, wie jener Kleinstädter gethan hat, läßt sich gewiß annehmen. So schön und lachend es in den untern Piecen ist, so heiter und freundlich sprechen diese obern durch die hohen thürähnlichen Fenster an, welche die mannigfachste Aussicht nach allen Seiten hin bieten und überall ein Leben voll Geschäftigkeit auf den Straßen und Plätzen erblicken lassen, die zu den Füßen des Hinausschauenden sich ausbreiten. Große Spiegel, schöne Reverberen, eine einfache, aber gut ausgeführte Tapete mit Scenen aus Paul und Virginie zeugen, um nicht auch von dem Vorzimmer zu sprechen, in dem Hauptzimmer selbst von dem Geschmacke, der dieß ganze, Leipzig zu neuer Ehre gereichende Unternehmen schuf und ausführte. Der allgemeine Beifall, der demselben zu Theil ward, als sich am Sonntage, den 27. September, zum ersten Male seine Thüren öffneten, hat sich lebhaft genug ausgesprochen und am besten bewiesen, wie unsere Stadt es dankbar anerkennt, wenn einer seiner Bürger dazu beiträgt, das Schöne und Nützliche in ihr zu mehren oder in einer neuen Gestalt zu zeigen.

— Mittelst einer französischen Maschine verfertigt der Schneidermeister, Herr Hover in Leipzig, elastische Westen in 2 Stunden 40 Minuten, aus den neuesten und feinsten Stoffen, das Stück von 3—10 Thalern.

— Moscheles aus London gibt Konzert. — Suhr aus Hamburg zeigt seine Panoramen. — Das Theater gibt: Eulenspiegel, oder Schabernack über Schabernack, vom Verfasser des Lumpacivagabundus. — Rappo, der Athlet, gibt Vorstellungen, und mit ihm die Familie Niemeczek aus Paris auf dem Seile. Die Costüme dieser Leute sollen unerhört kostbar seyn, und ein reichbesetztes Orchester spielt während der Kunststücke die beliebtesten Wiener Tänze. — Herr Kopelent zeigt optisch-transparente Pitoresken, deren Beleuchtung von zauberhafter Wirkung seyn soll.

Theater.

— Mad. Rettich, geb. Gley, gastirt gegenwärtig im Wiener Burgtheater, bei dem sie früher angestellt war.

— Der bekannte Komiker Ignatz Schuster, welcher 34 Jahre die Wiener belustigte, tritt jetzt gänzlich von der Bühne ab, und hat sein Abschieds-Benefiz erhalten. Er gab: Sylphide, das Seefräulein, von der verstorbenen Schauspielerin Therese Krones.

— Raimund's Verschwender hat in München Sensation gemacht.

— Hr. und Mad. Schunke, vom Breslauer Theater, gastiren in Hannover. (Sie sind in Bremen engagirt.)

— Von Töpfer in Hamburg erscheint mit dem 1. Januar 1836 eine neue Theaterzeitung für Norddeutschland, unter dem Titel „Thalia."

Aus einer alten Reisebeschreibung.

Die verschiedenen Mängel der europäischen Länder bezeichnet unser Reisende kurz genug:

Alle Brücken im Lande Pohlen;
Die Münch in Böhmen unverholen;
Das Krieges-Volk aus Mittags-Land;
Die Nonnen in Schwaben wohl bekannt;
Der Spanier und Wenden Treu;
Der Preußen Glaub' und harte Reu';
Der Franzosen Beständigkeit;
Wie auch der Deutschen Nüchterheit;
Sammt der Italiener Andacht;
Werden von niemand groß geacht.

Dagegen rühmte er „das martialische Polen, das wachsame Preußen, das witzige und thätige Niederland, das vermögende Flandern, das niedliche Engeland, das verliebte und höfliche Frankreich, das herzhafte Schweizerland, das listige Savoyen, das verschmitzte und sinnreiche Italien, als das irdische Paradies der Welt, das getreue Deutschland."

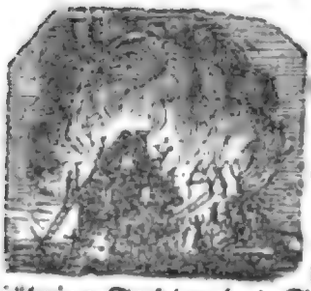
Verbrechen.

Kürzlich wurde bei einem Schneider in Poppenbüttel, mittelst Einsteigens in ein Fenster, ein neun Monate altes Kind aus der Wiege gestohlen!! Später wurde die Kinder-Diebin in Hamburg mit ihrem Raube aufgefunden und festgenommen, und da ergab es sich, daß sie es statt des eigenen Kindes, das sie wahrscheinlich an die Seite gebracht hatte, ihrem — Bräutigam zeigen wollte. Schauderhaft!!

Selbstmord.

Am 29. v. M., Abends 7 Uhr, erschossen sich in dem Wäldchen bei der Unterbürg bei Nürnberg der ledige Bortenwirker-Meister Wagner, aus Wöhrd, und der Kammmacher-Geselle Schultheiß, von Schweinau, mit Pistolen. Die Ursache dieser Selbstentleibung soll die Liebe Beider zu einem Mädchen gewesen seyn, und sie verstanden sich daher zu diesem gegenseitigen Selbstmorde, damit Keiner in Besitz dieses Mädchens kommen sollte!! — —

Brandunglück.



Bei einem auf dem Gute Kamve, in der Standes-Herrschaft Millitsch (in Preußen) ausgebrochenen Feuer kamen die Frau und die sechzehnjährige Tochter des Schäfers, so wie zwei Knaben von 10 und 11 Jahren in den Flammen um.

Münchner Oktoberfest.

Trotz der schlechten Witterung fand am letzten Sonntag Nachmittags doch das zweite Pferdrennen statt. Se. Maj. der König begaben sich auch dießmal auf die Festwiese. — Die Rennbahn wurde viermal in 10 Minuten 33 Sekunden umritten. Den ersten Preis erhielt: Herr Graf Holnstein von München, den zweiten: Herr Xaver Kränkel, den dritten: Herr Mittermaier, Bierbrauer von Haunenstorf, Landger. Landau und den Weitpreis nebst dem vierten Preis: Herr Biberger, Bäckermeister von Eggenfelden, Landger. gleichen Namens.

Wollmärkte.

Breslau, 8. Oktober. Der Wollmarkt hat begonnen, aber nicht so glänzend als viele erwarteten, da ein großer Theil der Gäste, die uns im vorigen Herbste besuchten, diesesmal nicht erschienen sind, namentlich ist dieses mit den größeren inländischen Fabrikanten der Fall, welche sich entweder schon im Frühjahr mit ihrem Bedarf versehen, oder die Ansicht haben, später billiger kaufen zu können. Dieser Umstand und das gleichzeitige Ausbleiben der Nieder- und Rheinländer, zeigt vorzüglich einen nachtheiligen Einfluß auf polnische Mittelwolle von 55 und 60, in welcher Gattung sehr große Vorräthe sich am Markte befinden. Auf schlesische und feine polnische Einschur hat es weniger gewirkt, da es in England damit besser geht, und unsere Gäste aus diesem Lande recht bedeutende Verkäufe darin wagen, wodurch die Preise der unbedeuteuden Vorräthe sich wohl hoch erhalten dürften. Dasselbe ist mit feiner schlesischer Lamm- und Pell-Wolle der Fall, die in England sehr geschätzt werden.

Allerlei.

Danzig, 2. Okt. Eine Gluckhenne aus dem Haushalte des Bäckermeisters Herr Schnetters auf Langgarten hatte vor einiger Zeit als einen Erstling des Frühlings ein Küchelchen ausgebrütet, das man ihr fortnahm, um den nachfolgenden Brüderchen und Schwesterchen Raum zu machen, und ihnen das Durchbrechen und Abwerfen ihrer Schalen zu erleichtern. Man setzte das Küchlein in ein sorgsam durchwärmtes Federkissen auf einem Stuhl am warmen Ofen, und erfreuete sich an den er-

sten hörbaren Lebenszeichen desselben, durch die es jedoch wohl nur zu erkennen geben wollte, daß das Federkissen mit seiner künstlichen Ofenwärme ihm doch nicht so behaglich sey, als das Strohnest unter der wärmenden Mutterbrust. So schien wenigstens der kleine Haushund die klagenden Töne zu deuten, indem derselbe um jenen Stuhl unruhig hin und her sprang. Als man hinausgegangen war und den Hund mit dem Küchlein allein gelassen hatte, hörte man bald darauf ein ängstliches Bellen des Hundes, und fand beim Zurückkehren in's Zimmer das Küchlein auf dem in einer Ecke befindlichen Ruhekissen des Hundes, wohin derselbe es im Maul getragen haben mußte, um es noch bequemer zu betten. Aber als das Pipen desselben doch nicht aufhörte, so wußte er ihm nicht weiter zu helfen, und rief deßhalb durch sein ängstliches Gebeul menschliche Hülfe herbei. Dieses Mitgefühl eines unvernünftigen Thieres wird dadurch noch merkwürdiger, daß die Kunst bemüht gewesen war, in diesem Hündchen den mächtigen Trieb der Fortpflanzung, und damit zugleich alle Zuneigung sogar zu seines Gleichen zu vertilgen.

— In der Münchener Lithographie von Bodemer ist „Ludwig I. im Familienkreise" erschienen und auf Befehl des Königs sind durch ein besonderes Schreiben sämmtliche Kreisregierungen des Landes auf diese erfreuliche Erscheinung verwiesen, um die Staats- und öffentlichen Behörden aller Kategorien auf diese Gelegenheit zur Erwerbung eines ganz getroffenen Portraits des Königs aufmerksam zu machen. Das Bild kostet acht Gulden.

— Am 12. September stürzte in der Nacht der südliche, hart an dem Memelstrome gelegene Theil des Rombinus, welcher den höchsten Punkt des Ufers bildet, unter donnerähnlichem Getöse und heftiger Erschütterung der Umgegend, in die Tiefe hinab, und hob gleichzeitig, ohne den an seinem Fuße führenden Randweg, der sich nur wenig über den Wasserspiegel erhebt, im Geringsten zu verletzen, das daran stoßende Flußbett aus der hier beinahe bodenlosen Tiefe unter schauerlichen Zerklüftungen zu einem fast 20 Fuß hohen Damme herauf. Die Masse, welche hier versunken ist, kann leicht auf 1000 Fuß Länge, 50 Fuß Breite und 80 Fuß Höhe angeschlagen werden. Sie versank mit einer solchen reißenden Schnelle, daß Fische durch die Gewalt des Druckes weit auf das Land hin geschleudert wurden.

— Man schreibt aus Seeland vom 27. Sept.: „Gestern flog eine Taube, die einige Stunden lang auf einem nahen Dache gesessen, durch ein offenstehendes Fenster in einen der Säle des Garnison-Krankenhauses in Vliessingen, fiel vor Hunger und Ermüdung nieder und ließ sich greifen; man fand ihr unter den Schwanz ein Briefchen gebunden, worin ein Ausschnitt einer englischen Zeitung mit der Fonds-Notirung der Londoner Stocks-Börse vom 23. d. Sie war gewiß von London nach Antwerpen bestimmt und durch einen Raubvogel vom Wege verscheucht worden. Es ist dadurch eine Spekulation mehr fehlgeschlagen."

— Der geheime Rath Walter zu München erhält von dem französischen Banquier in Paris, der ihn durch einen Courier dahin berufen ließ, 40,000 fl. Belohnung, wenn die Augenoperation eben so gelingt, wie bei einem, längere Zeit zu solchem Zwecke in München anwesenden Franzosen.

— In den Rechnungen, welche die Mönche von Rheinau dem Zürcher Finanzdepartement jährlich einsenden, stehen unter der Rubrik Hausgebrauch die Arztkonti für die Hochwürden, wie für das Vieh, die Ausgaben für Rebstecken, Käs, Kleesamen, Kurwasser, Tag- und Jahr-Löhne bunt durcheinander. Diese Mönche saufen (laut eigener Rechnung) täglich nicht minder als 60 Maß Wein (d. h. 16 Mönche), was eine jährliche Ausgabe von wenigstens 2,640 Zürichgulden bringt! Für Bücher hingegen sind in den letzten drei Jahren kaum zwanzig Gulden ausgegeben worden! Dennoch steht auf dem Etat ein Buchbinder. Nöthiger wäre diesen Schwelgern ein Bauchbinder!

— In Mammern, zwischen Steckborn und Stein, K. Thurgau, bietet ein großer Apfelbaum dem Auge eine sehr schöne, und in dieser Jahreszeit überraschende Ansicht dar. Auf der hintern Seite dieses Baumes prangen nämlich die schönsten Aepfel, während die andere Seite desselben ganz über und über mit Blüthen bedeckt ist.

Zwei Nächte in Rom.

Erste Nacht.

In der Mitte der Straße der Petits-Augustins in Paris bemerkte man vor wenigen Jahren ein schmales Haus mit ein Paar ungleichen Fenstern, vorliegender Façade und an der Einfahrt eine Inschrift in vergoldeter Bronze, über der jetzt eine dreifarbige Fahne weht; daneben ein anderes Gebäude, eine andere Inschrift und ebenfalls eine Fahne. Die erste Inschrift heißt: **Ecole royale des beaux arts**; die zweite: **Mont de Piété.**

Welch' sonderbare Nachbarschaft bilden die zwei sich berührenden düsteren Häuser, die zwei Inschriften, die sich auf einer Zeile zu folgen scheinen, die zwei Fahnen, die sich, vom Winde bewegt, vereinen; dort der Ruhm, hier das Elend.

Eine fromme Hand hatte wie in einem weiten Grabe die verwitterten Ueberreste, die Fetzen von des alten Frankreichs Kunst und Poesie in diesen Gewölben gesammelt, wo an dem Tage, von dem wir sprechen, im Jahre 1825, Ruhm und Ehre vertheilt wurde. Im großen Saale ergingen sich vor zwanzig, in einer Linie aufgehängten, Gemälden Künstler, Neugierige, Freunde, und warfen den Bildern, die ihr Blick gesucht, bald ein Lob, bald einen Ausdruck der Hoffnung zu.

Es ist in den Annalen der Preisbewerbung der Eindruck nicht erloschen, den damals eines der Gemälde hervorbrachte; und doch war das Werk des Malers nicht vollendet, sondern nur in großen Zügen, aber mit Meisterhand auf der Leinwand entworfen; ein mächtiger Gedanke kräftig wieder gegeben, ein genialer Versuch, war es, der vor allen den jungen Kunstwerken und Nachahmungen die stumme Bewunderung der Menge und das naive Erstaunen der Schüler veranlaßte. Lange standen die Künstler und Meister, und sahen sich an, ohne ein Wort zu sprechen.

Ein Einziger, ein junger Mensch, beinahe noch Knabe, hielt sich

im Hintergrunde verborgen, und ſchien verlegen über die allgemeine Bewunderung.

„Das haben Sie gemacht, mein Freund?“ ſprach Gros, und klopfte ihm ſanft auf die Schulter.

„Ja,“ antwortete der junge Mann, „aber es hat mir an Zeit gemangelt ....“

„Was liegt daran? es iſt beſſer, als alle andern. Sie werden nach Rom gehen. Bei Gott, ſehr gut, mein Freund. Ich bin zufrieden mit Ihnen!“ und er reichte ihm die Hand.

„Dank, Meiſter,“ ſtammelte der Knabe, und preßte die Hand des Malers mit aller Energie der Dankbarkeit, Thränen im Auge, an ſein Herz; „Dank! Das gilt mehr, als der große Preis.“

Acht Tage ſpäter reiste er nach Rom ab.

Rom — dieſer ewige Traum der Künſtler und Dichter, dieſes erhabene Buch der Jahrhunderte, wo jedes Zeitalter ſeine Marke, in den Stein gegraben, zurückgelaſſen hat! Dieſe unermeßliche Weltruine, wo der Geiſt unter den Trümmern die unvertilgbaren Züge jedes Ruhmes, jeder Macht wieder findet; dieſes Rom, das er noch als Kind aus der Ferne durchforſcht hatte, ſollte er endlich ſehen, hier ſollte er athmen, leben, auch ein Maler werden. Und er ſah ſie vorüberfliehen, wie die Bäume an der Straße, und vor ſeinem Blicke ſich enthüllen die ſchönen Landſchaften Frankreichs, die waldigen Bergabhänge, die bebauten Thäler, die großen Flüſſe, wie ſie da und dorthin irrten, als hätte man ſilberne Bänder auf die Ebene geworfen, die belebten, lärmenden Städte, die weiten Ländereien der Provence, Marſeille, mit ſeinen mächtigen Erinnerungen an Griechenland und Aſien, hell glänzend in den Strahlen ſeiner Sonne, mit ſeinem thätigen, ſonderbaren Volke, mit dem tauſendfachen Getöſe ſeines levantiſchen Handels, dann das mittelländiſche Meer und Italiens balſamiſche Geſtade. Er aber ſuchte nur Rom; nur Rom feſſelte das friſche Staunen ſeiner Seele, Rom erwartete er bei jeder Wendung der Straße, ſah er überall am Horizonte, hoffte er bei jeder Kuppel einer Villa zu ſehen, die ihm aus dem Gebüſche zulächelte, Rom forderte er in jeder Stadt, deren Glockenthürme ferne am Azur des Himmels ſich verloren.

Eines Tags langte er durch die Porta del Popolo an. Stumm, wie ein großer ſich niederlegender Schatten, breitete ſich im Dunſte des Abends die Stadt auf ihren ſieben Hügeln aus.

Er wollte ihr noch heute ſeinen erſten Beſuch abſtatten, und ſie in der Schönheit nächtlicher Beleuchtung erſchauen; er nahm einen Führer, und ließ ſich auf das Coliſeum geleiten. Als er lange genug

in der ungeheuern Ruine Schatten verweilt hatte, der sich in der Finsterniß noch vergrößerte und sein rundes Profil auf sonderbare Weise beinahe über ihm an Italiens blauem Himmel abschnitt, ging er zurück, um unter den neuern Palläſten in den ſtillen Straßen der Stadt umherzuſchweifen. Alles Leben von Rom ſchien ſich an einem Punkte, im Theater Argentina zuſammengedrängt zu haben. Am Marmor der Palläſte in den benachbarten Straßen ſchimmerte der Glanz der Fackeln in zitterndem Lichte beim Getöſe der zahlreichen Equipagen der römiſchen Fürſten und der Fremden, welche in Maſſe herbeieilten, um der Sängerin der Mode Beifall zu klatſchen.

„Herr Franzoſe, das iſt das Theater Argentina," ſagte der Führer, „Signora Coronari ſingt dieſen Abend. Signora Coronari, bei der Jungfrau! Der Glanz von Rom, Mailand und Neapel! Die Prima Donna Italiens!"

Er trat ein und berauſchte ſich in dieſen Blumen, in dieſen Wohlgerüchen, dieſer Harmonie, im Glanze der tauſend Lichter; der ſchönen Prima Donna, ihrem ſeelenvollen Spiele, ihren brillanten Verzierungen und Roſſini's Arien klatſchte er Beifall, wie ein Römer. Während einer Cavatine, bei welcher die anmuthreiche Sängerin mit ächt italieniſcher Koquetterie alle Quellen ihres reichen Organes ſpringen ließ, irrte ſein Blick zufällig durch den Saal, und haftete plötzlich an dem reizenden, ernſten, Geſichte einer Dame, die ſich in einer Loge ihm gegenüber nach der Scene vorbeugte. Im Künſtler walten unerklärliche, heftige, ausſchließliche Leidenſchaften, raſch, wie die Liebe, wo das Herz nichts gilt, wo man mit den Augen, mit dem Theile der Seele liebt, der der Kunſt gehört. Es war eine tiefe, jähe Bewegung, die den Maler im Momente durchzuckte, da ſein Auge an dem Frauenbilde hieng. Rom, das Theater, die Prima Donna, der von enthuſiaſtiſchem Geſchrei hallende Saal, Alles verwirrte ſich in ihm, Alles verſchwand vor dem einzigen Bilde, das ihm noch durch den raſchen Wechſel im Ausdrucke der edeln Züge in erhöhter Schönheit leuchtete! Bald war es lächelnd, launig, glücklich, wie Roſſini's Accorde; bald aber, wenn eine ernſte, traurige Note aus dem Orcheſter ertönte, wenn eine chromatiſche Modulation über die Lippen der Prima Donna glitt, irrte ein ſichtbares Erbeben über Augen und Stirne dieſer Frau, und verlor ſich ſodann, wie die letzten Vibrationen des Accordes, unter tauſend anderen, raſch vorüberziehenden Empfindungen.

Als aber alle Harmonie außer dem tauſendfachen Lärmen im Saale ſchwieg, als der Vorhang fiel, wie ein froſtiges Erwachen nach ſchönem Traume, als er ſie geſenkt und ſchwankend mit feuchtem,

erloschenen Auge sah, wie ihr Antlitz von Zeit zu Zeit unter einem tiefen, vergebens niedergekämpften Schrecken erblaßte, da ahnte des Künstlers Gemüth die leidende Seele, der ein nahes, unvermeidliches Unglück bevorstand. Und als sie gestützt auf den Arm eines, im Schatten der Loge verborgenen Mannes sich erhob, um wegzugehen, und in einem letzten Blicke Alles sammelte, was im Herzen der Unglücklichen für Diejenigen spricht, von denen sie beklagt werden, da wandte sie den Blick gegen ihn, wie zum Abschiede, schlug ihn dann gen Himmel, als wollte sie ihn in einer unbestimmten, unaussprechbaren Bitte anrufen.

Keuchend, gequetscht und gestoßen, gelangte er endlich durch die Menge auf die Stufen der Vorhalle; da flog ein Wagen rasch vorwärts, um einem andern Raum zu geben, und er glaubte durch die Scheiben beim Glanze der Fackeln das blaße Gesicht wieder zu erkennen, das ihm so schön gedünkt.

Da der Wagen schon um eine Ecke verschwunden war, lief er nach dem Rasseln der Räder durch die dunkeln, verlassenen Straßen nach, und da er endlich, über seine Thorheit lächelnd, stille stand, sah er sich allein und verirrt mitten in einer unbekannten Stadt.

Nach einer Stunde unnützen Wanderns und Suchens fand er sich erschöpft vor Müdigkeit auf einem Platze, auf dem sich ein halb zertrümmertes Monument erhob, wo er einen Ruheort für die übrige Nacht zu finden hoffte. Hier setzte er sich auf eingestürzte Kalkstücke, lehnte sich mit dem Rücken an die Mauer und fühlte eben den tiefen Schlaf der Entkräftung nahen, als ihm eine Stimme in das Ohr murmelte:

„Seyd Ihr es?“

„Ja!“ antwortete er maschinenmäßig, und ehe er Zeit zum Nachdenken gewinnen konnte, hatte man den Halbentschlummerten ergriffen, hatte ihm eine Binde um die Augen gelegt, und die Hände gefesselt; dann war er in einen geschlossenen Wagen gebracht und rasch weggeführt worden. Nach einer kurzen Stunde schmerzlicher Betrachtungen, toller Träume, kindischer Befürchtungen hielt der Wagen an; die zwei Männer, die ihm aussteigen halfen, trugen ihn durch lange kalte Marmor-Gallerien, durch Gärten, die sich ihm beim Athemholen durch frischen Blumenduft und den unter den Füßen der Träger krachenden Sand verriethen; als sie ihm endlich die Hände entfesselt und die Binde von den Augen genommen hatten, befand er sich in einem, gegen Alles Eindringen des Geräusches von Außen fest verschlossenen Saale, der mit düstern Tapeten ausgeschlagen, mit unfreundlichen Geräthen versehen und nur von einer Lampe beleuchtet

war, welche auf einer Marmortafel zunächst dem Kamine brennte. Es bedurfte nur eines Blickes, um Alles zu überschauen, und dem Maler schauderte.

Aufrecht vor dem Kamine stand ein Mann von hohem Wuchse, das Gesicht unter einer schwarzen Sammet-Maske verbergend. Einige Schritte davon lag auf einem Ruhebette ausgestreckt, den Kopf in schwarze Schleier gehüllt, eine Frau, und neigte sich auf ein kleines entschlafenes Mädchen herab. Die gestoßenen Athemzüge des Kindes und das abgemessene Picken des Pendels an der Uhr unterbrachen allein das tiefe Schweigen.

Die zwei Männer, welche den Maler herbeigeschleppt hatten, standen, ebenfalls maskirt, hinter ihm.

„Gnädigster Herr," sprach der Eine, „hier ist er!" Nichts bewegte sich im Saale, als der Mensch am Kamine, der langsam auf den Franzosen zutrat, seine Hand ergriff, und den Zitternden unter dem zweifelhaften Lichte der Lampe an das Ruhebett führte.

„Diese Frau stirbt!" sprach er, indem er sich gegen den Maler wandte und ihn durch seine Maske anschaute.

Da entschlüpfte seiner Brust eine fürchterliche Verwünschung und er stieß ihn mit Heftigkeit zurück. Sein Auge flammte unter der Maske.

„Was habt Ihr gemacht?" schrie er seinen Leuten zu. „Das ist nicht der Priester!" Sie sprangen vor, und der Unglückliche fühlte auf der Brust die kalten Spitzen zweier Dolche, die nur ein Zeichen des Herrn erwarteten.

Die verschleierte Dame machte eine Bewegung und drückte das Kind an ihre Brust. Während eines Augenblicks banger Erwartung, entfernte der maskirte Mann mit einer Geberde die zum Zustoßen bereiten Dolche, deren Spitzen die gewaltsam gehobene Brust des jungen Mannes bei jedem Schlage des Herzens berührte. Jeder Widerstand, jede Klage war vergebens.

„Wer seyd Ihr?" sprach rasch und mit tiefer Stimme der Mann mit der Maske.

„Ein Franzose, ein Maler."

„Warum hier?"

„Ich verirrte mich in den Straßen von Rom und hörte die Frage an mich richten: „Seyd Ihr es?" In der Hoffnung meinen Weg wieder zu finden, antwortete ich: „Ja!"

„Ihr kennt also Rom nicht? Wie lange seyd Ihr hier?"

„Seit gestern Abend!"

„Gut!“ sprach er und athmete tief auf. „Ihr müßt sterben, Herr Franzose!“

„Wohl! So tröste Gott meine arme Mutter!“

„Halt! Wollt Ihr mir bei Euerer Ehre, bei Euerem Leben und Euerer Mutter schwören, daß Ihr noch heute bei Tagesanbruch von Rom und Italien abreisen werdet, um nie wiederzukehren, wollt Ihr mir schwören, über den Vorgang stumm zu seyn, wie das Grab, keiner Seele zu bekennen, was Ihr in dieser Nacht gesehen habt, so kann ich Euch leben lassen. Schwört Ihr?“

Der Maler seufzte und murmelte: „Rom! Rom!“

„Rasch!“

„Ich schwöre!“

„Verbindet ihm die Augen. Verletzt Ihr je Euer Versprechen — ich leiste einen Eid, daß ich Euch wieder finde, und nie habe ich meine Schwüre gebrochen!“ fügte er bei, indem er die Hand nach der Frau ausstreckte, die zu verscheiden schien.

Drei Stunden später bei Tagesanbruch befand sich der Maler auf dem Wege nach Paris.

Zweite Nacht.

Es war der letzte Sonnabend während der Ausstellung von 1835. Eine dreifache Reihe von Equipagen hielt am unausgebauten Platze des Musée de peinture. Die bevorzugte Menge, die Künstler, die großen Herren, die Dandys, die schönen, lächelnden, geputzten Damen in Salon-Toilette, gingen, kamen, drängten und preßten sich in der Reservethüre, wo man mittelst eines blauen Billets, einer kostbaren Gunstbezeugung des Directors der königlichen Museen, Einlaß bekam. Auf den Stufen der Vorhalle standen zwei junge Männer, zwei Maler, und plauderten mit einander, während sie die vorüberwogende Menge und die defilirenden Equipagen betrachteten. Der Eine von ihnen, der mit seinem langen, blassen Gesichte, der hohen Stirne und dem Schnurrbarte à la Louis XIII. an Van Dycks Buckingham erinnerte, trug in seiner Physiognomie das Gepräge unaussprechbaren Leidens, welches der Geist großer Gedanken auf dem Aeußern zurücklässt; wenn seine Lippen lächelten, floh der ganze Ausdruck von Kummer in die Augen zurück, deren mächtiger, sanfter Blick stets dem Einflusse eines stillen Kummers zu unterliegen schien.

„Welche Vorwürfe haben wir Dir zu machen?“ ſprach ſein Freund, ein junger Künſtler, deſſen Knopfloch ein friſch glänzendes Band zierte.

„Mir?“

„Ja Dir, dem Dichter, dem großen Maler, deſſen erſter kindiſcher Strich einen Mann für unſere glorreiche franzöſiſche Schule verheißen hatte, Dir, deſſen ernſte, ſtrenge Studien uns, Deine Rivalen, hätten bekümmern müſſen, wären wir nicht zu gleicher Zeit Deine Freunde geweſen. In Deinem Atelier habe ich unter dem Staube zerſtreuter Malereien, ſchöne, herrliche Entwürfe, mächtige Skizzen, Kopien, um das Auge des Meiſters zu täuſchen, geniale, große Gedanken wahrgenommen. Was haſt Du nun aber ausgeſtellt? Ein einziges Porträt — ſchön, wie ein Lawrence in der That, aber nur ein Porträt, deſſen Anblick wir der Eitelkeit einer jungen Frau verdanken. Raymond, was haſt Du gethan? Alles für Dich, Nichts für uns! Du haſt uns unſern Theil an Deinem Ruhme geſtohlen.“

„Ruhm!“ entgegnete langſam der Maler, „ich will nicht den Ruhm, ſondern die Kunſt; die Kunſt nur ſuche ich, liebe ich, die Kunſt iſt es, die mich tödtet! Mein Gott! Hätte ich Italien geſehen. Hätte ich unter den großen Fresken des Vatican umherſchweifen dürfen! O Rom! O hehre Kunſt!“

„Du beklagſt Rom — warum haſt Du es verlaſſen?“

„Ich ſtamme aus dem Norden,“ entgegnete er bitter lächelnd. Italiens glühender Sonne wäre ich erlegen.“

Jetzt hielt ein offener Landau ganz nahe bei ihnen. Ein älterer Mann nahm einen Platz im Fond ein. An ſeiner Seite ſprach eine Dame, deren Taille ſich mit der graziöſeſten Bewegung bog, während ſie ſich auf den Schlag zur Seite ihres Sitzes ſtützte, mit einigen Perſonen, die in der Nähe ſtanden.

„Guten Morgen, meine Schöne,“ hörten die Maler rufen; „haben Sie mein Porträt geſehen?“

„Ja es iſt von hinreißender Schönheit, Friſche und Wahrheit; es iſt nicht herrlicher, als Sie, Madame, es iſt ganz Sie.“

„Ich empfehle Ihnen den Maler, es iſt ein liebenswürdiger, etwas wilder junger Mann — —“

„Er nennt ſich?“ fragte die junge Dame im Wagen.

„Raymond.“

„Raymond?“

„Ja, Adieu! Sie werden zufrieden ſeyn. Ah! Sehen Sie, dort ſteht er auf den Stufen der Vorhalle, der große junge Mann, der uns beobachtet.“

Die junge Dame ſah ſich lebhaft um, während ihr Wagen abfuhr,

und Raymond erſchaute für einen Augenblick unter den flatternden Locken ihrer dunkeln Haare das bezauberndſte Engelsgeſicht, das er je in ſeinen künſtleriſchen Träumereien und Raphaeliſchen Erinnerungen erblickt hatte.

„Camille,“ ſprach er, indem er ſeinen Freund beim Arme ergriff, „ich weiß gewiß, daß ich dieſes Mädchen zum erſten Male in meinem Leben ſehe. Als ihr Blick den meinigen traf, da durchdrang mich ein unerklärliches Gefühl gleich einem elektriſchen Schlage — ein Fieberſchauer, ſeltſamer Weiſe aber kommt es mir vor, als ſey mir ſchon einmal daſſelbe begegnet..... Dieſes Mädchen, dieſer anhaltende Wagen, dieſer Blick, ich hier auf den Stufen, Alles erſcheint mir zum zweiten Male!“ So gibt es Augenblicke, wo die Seele in den, am tiefſten in unſer Leben eindringenden Scenen, die Erinnerung an einen Vorgang erkennt, der höchſtens in ihren Träumen beſtanden haben mag.

Am andern Morgen um neun Uhr fuhr ein mit Wappen bedeckter Wagen vor der Wohnung des Malers in der Straße Larochefoucauld vor. Raymond machte in ſeinem Hausrocke, das ſammtene Barett in der Hand, zitternd und verlegen, ohne ſich von dieſer ſeltſamen Bewegung Rechenſchaft geben zu können, einem Fremden von ausgezeichnetem Range die Honneurs ſeines Ateliers. Während er von Kunſt und Malerei mit dem Manne plauderte, der ſelbſt Studien gemacht zu haben ſchien, und dieſen auf einige werthvolle, da und dort an den Wänden des Atelier aufgehängte, Gemälde anerkannter Meiſter aufmerkſam machte, wiſchte er den Staub von der Leinwand, ſetzte einige vergeſſene, an die Mauer gelehnte Bilder ohne Rahmen in's Licht, und beobachtete ſtets den Eindruck, den ſein Werk auf den Greis hervorbrachte, mit einer gewiſſen Schüchternheit und Demuth, mit einer eiteln Aufmerkſamkeit, die ſeiner Seele bis dahin fremd geblieben war.

„So viel ich mich darauf verſtehe,“ ſprach der Liebhaber mit unverkennbarem italieniſchem Accente, ſo erinnern dieſe Bilder mehr an die alte ſpaniſche Schule, als an unſere großen italieniſchen Meiſter. Sind Sie nach Rom gereist?“

„Nie habe ich Rom, nie Italien geſehen,“ antwortete der Maler.

„Ah, Sie ſind noch zu jung, um uns nicht eines Tages zu beſuchen; Sie müſſen den Vatican, Florenz und Venedig ſehen. Indeſſen biete ich Ihnen ein Modell, wie ſelbſt unſer großer Raphael keines gehabt hat. Ich bitte Sie um das Porträt meiner Tochter, meiner Leontia. Ich wohne auf dem Lande, ganz nahe bei Paris, Sie finden

ein Atelier bei mir, seyen Sie so gut, dort zuweilen zu malen. Sind Sie morgen frei, so komme ich nach Paris und hole Sie.“

Der Maler las auf der Karte, welche der Greis zurückließ: Prince Barberini.

Die französische Villa des römischen Fürsten war vor dem kleinen Flecken Issy gelegen; lachend und anmuthig verbarg sie sich mit ihren terrassenförmigen Dächern und weißen Statuen hinter grünen Linden und hohen Lärchen, gleichsam eine Erinnerung an die Campagna von Rom in waldiger Landschaft am Gestade der Seine.

Jenseits des Parkes de l'Epine sieht man von der Straße eine schattige, schmale Terrasse von zwei Reihen in Kugeln geschnittener Lindenbäume, die gleichsam vor dem Umsturze durch eine Masse von Fliederbüschen und grünen, unter ihr hinlaufenden Bäumen beschützt scheint. An jedem schönen Frühlingsabende des verflossenen Jahres betrachteten der alte Fürst, seine Tochter Leontia und der Maler Raymond die Krümmungen der Seine, wie sie erglänzten von den letzten Strahlen des Tages zwischen den schwimmenden Pappelinseln, wie sich die große Linie des Gehölzes von Meudon und Saint Cloud nach und nach in Nacht verlor, und die untergegangene Sonne am Horizonte lange Lichtstreifen um die Gipfel des Valerien-Berges zurückließ.

Lange war des Mädchens Porträt, ein wahres Meisterwerk, vollendet. Anfangs hatte der Maler sein Modell bewundert, dann geliebt; er hatte mit der ganzen Seele des Künstlers gemalt, er hatte ein geniales Werk schaffen wollen, und es war ihm gelungen.

„Man wird es in Rom, man wird es selbst in der Villa Barberini aufsuchen und sehen!“ hatte der Fürst gesagt.

Als ihm aber die Tochter beim Empfang ihres anmuthreichen Ebenbildes einen Blick des Dankes zuwarf, da empfand der Maler die bittere Ueberzeugung von der Ohnmacht der Kunst, den himmlischen Strahl auszudrücken, der durch dieses Auge leuchtete. Zu gleicher Zeit fühlte er, daß in der Tiefe seiner Brust eine andere Bewunderung, in seinem Herzen eine andere Liebe herrsche, als die für die Kunst.

Raymond liebte, ohne es sich klar zu machen, und der Prinz, an dessen Stirne, unter Locken, die vor den Jahren erbleicht waren, in dessen erloschenen Augen noch ein Zug von heftigen Leidenschaften zu lesen war, hatte sich die Gegenwart des Malers zur Gewohnheit gemacht. Wenn sich zuweilen ein Sturm am Himmel erhob, und die Wolken sich auf die Landschaft herabsenkten, und die Atmosphäre mit heißem, schwerem Dunste erfüllten, entfernte sich der Fürst, von nervöser Reizbarkeit, von innerlichem Leiden gequält, welches ihm die

Zeugen so lästig machte, daß er den Maler und sein Modell allein zu lassen pflegte. Lange Stunden schwanden so hin in vollkommenem Schweigen, oder nur unterbrochen von unbedeutenden Worten, aber Stunden voll Wonne, in denen ihre Seelen sich losgeschält fühlten von Allem, was nicht sie selbst waren, in denen sie unaussprechliche Bekenntnisse austauschten, die des kargen Wortausdruckes nicht bedürfen.

Leontia war wie die meisten Mädchen, die — frühzeitig auf ihrem Lebenswege der Stütze einer Mutter beraubt, ohne ein befreundetes Herz zu finden, in dem sie ihre jugendlich furchtsamen Regungen niederzulegen vermöchten — sich auf sich selbst bewegen, denken und überlegen lernen. Leontia wußte, daß sie Raymond liebe, und ließ sich wieder lieben.

Eines Tags sprach der Fürst nach dem Mittagsmahle:

„Leontia, wir müssen in zehn Tagen in Rom seyn. Am 25. empfange ich im Palaste Barberini Besuche, morgen frühe reisen wir, um nicht durch Eile ermüdet zu werden.“

„Raymond,“ fuhr er fort, „Sie sind nie in Rom gewesen, ich führe Sie hin, Sie reisen mit uns.“

„Ich danke,“ sprach der Maler erblassend. „Ich kann nicht nach Rom gehen . . . .“

„Wie, und die Kunst! Und Raphael! Man muß jung seyn, Raymond, um das Genie zu fühlen und zu studiren; es ist Zeit, was kann Sie in Paris zurückhalten? Gewiß Nichts? Wir reisen zusammen, das ist abgemacht.“

„Nehmen Sie meine Entschuldigungen, Prinz, es ist mir unmöglich,“ entgegnete der Maler mit festem Tone.

„Raymond, Ihre Gegenwart ist uns jetzt nothwendig. Ich liebe die Malerei, Sie sind ein großer Maler, es ist dieß eine Kunstverbindung zwischen uns. Lassen Sie uns die Sache ordnen, wir bleiben nur kurze Zeit, nur einige Tage in Rom; Sie bewundern im Vorübergehen die Meisterwerke, und wir kehren nach Paris zu unsern Geschäften zurück.“

Leontia erblaßte, als sie des Malers abwehrende Geberde bemerkte, und kam seiner Antwort zuvor:

— „Herr Raymond, mein Vater bittet Sie im Namen seiner Freundschaft — und ich auch —“ fügte sie mit einem seelenvollen Blicke bei.

Der Maler stützte den Kopf auf die Hände, überlegte eine Minute, erhob sich, und sprach mit leiser Stimme: „Ich werde gehen.“

Als sie am Abend einen Augenblick auf der Terrasse allein waren, näherte sich ihm Leontia und sagte:

„Mußte man so lange überlegen, um mir ein Ja antworten zu können?“

„Vielleicht, Leontia — wenn es eine Frage auf Leben und Tod ist!“ —

Am andern Morgen war die Terrasse der Villa verlassen.

* *
*

„Gott steh mir bei, das ist die Porta del Popolo!“ rief der Maler im Augenblicke aus, als der Wagen des Fürsten Barberini in Rom einfuhr.

„Wie, Sie kennen sie?“ fragte der Fürst erstaunt.

„Ja,“ entgegnete der Maler mit leichtem Zittern, während er lächelte. „Dank sey es allen den Ansichten von Rom und seiner Umgebung, die uns armen Franzosen periodisch in Kupferstichen und Lithographien zugesandt werden.“

Der Fürst wurde beim Mittagsmahle erwartet, und langte zur rechten Stunde an, um in den Gallerien und Gärten der Villa Barberini, bei glänzender Beleuchtung, bei herrlichen Wohlgerüchen und trefflicher Harmonie, unter kostbaren Colonnaden von carrarischem Marmor, die Cardinäle, die Großen des Staats und alle die römischen Prinzen der päpstlichen Familien zu empfangen, deren alte Namen nach der Reihe seit Jahrhunderten je die Tiara geschmückt hatten.

Es war ein Adelsfest, wie es zu Rom der letzte Repräsentant einer der höchsten und mächtigsten, in Purpur geborenen Familien seinen versammelten Pairs geben mußte.

Als sich die Reihen gelichtet hatten, als man sich freier in den marmornen Gallerien bewegen konnte, als die Symphonien und Gesänge nach und nach verstummten, stand der Maler, berauscht von dieser Harmonie, dieser von Düften geschwängerten Atmosphäre, diesem römischen Feste, wo sich die Fresken der Caracci beim zitternden Scheine von tausend Kerzen belebten, vor Leontia's Porträt, an der Seite des Fürsten, der ihn seinen Freunden als den Urheber dieses Meisterwerkes vorstellte.

Vernunft und Geistesgegenwart des jungen Mannes waren einem trunkenen Entzückenstaumel zur Beute geworden.

„Raymond,“ sprach der Fürst, „wie kann ein Maler in seinem ganzen Leben nicht nach Rom gekommen seyn? Sie haben doch so gut wie ein Trasteveriner die Porta del Popolo erkannt! Sie hatten sie schon gesehen, Raymond?“

„Das iſt wahr, Fürſt,“ antwortete der junge Mann maſchinenmäßig, „früher ein einziges Mal, doch das iſt eine ganze Geſchichte.“

„Wie, Herr Franzoſe? Erzählen Sie dieſe Geſchichte!“

„Es iſt ſo lange her,“ entgegnete Raymond zaudernd. „Und doch wird mir in jedem Falle Ihre Protection nicht entgehen, meine Herren. Ich bin ſchon in Rom geweſen.“

„Ah! das wußt' ich wohl!“ rief der Fürſt.

„Ich war noch ſehr jung, ein Kind, ein Zögling der Schule von Frankreich, und hatte den großen Preis erhalten. Ich wollte hier ein Meiſter werden, wie Raphael. Eines Abends langte ich an, und mein Mißgeſchick führte mich in das Theater Argentina. Die Coronari ſang . . . .“

In dieſem Augenblicke erſchien Leontia am Eingange der Gallerie, und da ſie einen furchtbar leidenden Ausdruck an der Stirne ihres Vaters gewahr wurde, welcher ſich an den marmornen Kamin lehnte, ſo warf ſie einen bittenden Blick auf den Maler, und er ſchwieg. — Dieſer Blick war derſelbe, den beim Namen Argentina das Andenken an das ſchöne, blaſſe Geſicht in ſeiner Seele zurückgerufen hatte.

„Nun!“ ſprach man um ihn her.

„Ich verirrte mich, als ich aus dem Theater trat. Auf einem einſamen Platze fragte mich im nächtlichen Schatten eine Stimme: „„Seyd Ihr es?““ — „„Ja!““ antwortete ich unbeſonnen. In demſelben Augenblicke wurde ich ergriffen und gebunden, und als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem düſteren, ſtummen Saale, wo eine Frau, wie ich glaube, eben verſchied — ein entſchlafenes Kind lag in ihren Armen. Ein maskirter Mann führte mich zu ihr! — Man hatte mich für den Prieſter gehalten, deſſen man hier bedurfte. Ich glaubte ſterben zu müſſen! Aber ich war erſt ſeit einem Abend in Rom, das rettete mir das Leben!“ —

„Und Sie haben das Haus, die Umgebung nicht wieder erkannt? Nichts? . . . .“

„Man verband mir die Augen, und den andern Tag reiste ich nach Frankreich ab.“

„Aber Sie haben ſich doch das Zimmer gemerkt, in dem Sie ſich befanden?“

„An den Wänden ſah ich eine Tapete mit Perſonen . . . .“

Hier ſchaute er umher und riß die Augen auf vor Schrecken, als er dieſelbe Tapezierung um ſich her erkannte. Jetzt erhielt er den Verſtand wieder, und damit kam ihm der fürchterliche Verdacht, welchen zu zerſtreuen er eiligſt fortfuhr:

„Auf dem Kamin ſtand eine Pendeluhr.“

Es war dieſelbe, er erkannte ſie wieder, als hätte er ſie erſt geſtern geſehen.

„Der Maskirte ſchoß feurige Blicke unter der Maske hervor.“

Des Fürſten Augen waren auf ihn gerichtet, er ſchauderte.

„Nun!“ rief dieſer . . . .

Während des hierauf folgenden Schweigens ſtieß Leontia, blaß und zitternd, leicht an die vergoldete Rahme des Porträts, welches herabfiel, und die Leinwand zerriß an der Ecke eines marmornen Sockels.

Dieſer Vorfall lenkte die Aufmerkſamkeit ab, und endigte die allgemeine Verlegenheit.

Raymond ſah ſich verloren. —

Als die Glocke auf St. Peter ein Uhr ſchlug, ſtand er an einem Fenſter ſeines Gemaches, und betrachtete, der Dinge harrend, die da kommen ſollten, den Himmel mit irrenden Augen; beim Knarren einer Tapetenthüre drehte er ſich um; kalter Schauer ergriff ſeine Bruſt, dann faßte er ſich.

„Raymond!“ murmelte es mit leiſer Stimme.

„Leontia!“ Er eilte auf ſie zu, und drückte ſie zum erſten Male an ſein Herz.

„Lebe wohl!“ ſprach er.

„Ja, Du mußt fliehen, Raymond, komm!“ — Und ſie zog ihn in der Finſterniß durch einen langen ſchmalen Gang fort bis zu einer kleinen Thür, welche nach den Gärten führte. Von dieſer Seite konnte man von der Mauer, die eine Terraſſe bildete, auf die Straße ſpringen. Leontia zeigte ihm dieſes, und drängte zur Flucht, indem ſie ihm die Straße wies, auf der er ſich vom Palaſte entfernen ſollte.

„Allein?“ ſprach Raymond.

„Ich muß hier bleiben, Raymond. Ich weiß jetzt Alles, Deine Erzählung hat mir Alles enthüllt. Wohl erinnere ich mich der letzten Thränen meiner Mutter! Aber er iſt mein Vater — ich werde bleiben!“

„Gut, ich auch. Rom iſt mein böſes Geſchick; ich will mich ihm unterziehen. So wäre ich einmal für ein Paar Stunden gekommen, um von meinen Träumen von Ruhm und Ehre, das andere Mal, zehn Jahre ſpäter, um von denen meines Glückes Abſchied zu nehmen. Nein, ich werde nicht allein reiſen!“

„Mein Gott, leiſe!“ ſprach das Mädchen händeringend. „Ich beſchwöre Dich, geſchwinde, man kommt, Du biſt verloren! . . . . Gott! Er will nicht gehen! . . . . .“ In dieſem Augenblicke verlängerte ein Licht in der Gallerie ſeinen matten Schein . . . . . Leontia ſchlang ihre Arme um Raymonds Nacken.

„Ich will es!“ sprach sie, „eile, Raymond!“

Er sprang auf die Straße, und, als er verschwunden war, ging Leontia einige Schritte, stieß einen heftigen Schrei aus, und sank ohnmächtig zu Boden.

Drei Tage später las Raymond in Neapel im Diario di Roma:

„Nach einem Feste in der Villa Barberini wurde ein ganzer Flügel des Palastes ein Raub der Flammen. Man beklagt den Verlust von mehren Hausoffizieren, und überdieß den Seiner Excellenz des Fürsten Barberini, der diesen Morgen seinen schweren Wunden unterlag.

* * *

Vor einigen Wochen trifft Camille auf den Champs Elysées in einem eleganten Cabriolet seinen Freund Raymond, der von Rom zurückgekommen war.

„In Paris!“ rief er ihm von Weitem zu.

„Ja, seit acht Tagen, willst Du einsteigen?“

„Gewiß, Du hast ein so schönes Thier, daß ich mir eine Ehre daraus mache. Wo wohnst Du?“

„Du speisest bei mir.“

„Wohl! Die Kunst? Raphael? Rom?“

Schnell wie der Wind flog das Cabriolet über das Marsfeld, durch Vaugirard und Issy hin, und hielt vor dem vergoldeten Gitter und der Terrasse an der Straße von Fleury.

„Ich bin der Kunst in Rom sehr ungetreu geworden,“ sprach Raymond zu seinem Freunde. „Ja, Camille, ich bin nicht mehr Maler. Raphael, Dominichino haben mich kalt gelassen — ich liebe die Kunst nicht mehr! Ich liebe . . . .“

„Diesen Engel?“ entgegnete Camille, als eine junge Dame von hinreißender Schönheit erblickte, welche auf die Terasse eilte, während der Jockei das Gitter öffnete.

„Ja, meine Frau!“ sprach Raymond.

Politisches Leben der Belgier.

Allen Widersprüchen und Hemmnissen im politischen Leben zum Trotze, bei der ungeschicktesten, schwankendsten Verwaltung erhält sich das belgische Volk mehr als jedes andere Europa's in seinem Reichthume, seiner Freiheit, seinem Glücke. Neben radikalen Gebrechen finden sich hier aber auch eine solche Unbeschränktheit im Gewerbs-Betriebe, eine solche Thätigkeit in den Geistern, eine solche Wohlhabenheit in den Familien, eine solche Verständigkeit in den Massen, eine so große, natürliche, günstige Mäßigung des Temperaments, der Begierden und der Intelligenz, daß die Aufmerksamkeit auf das politische Treiben von der Sorge für bürgerliche Wohlfahrt gänzlich verdrängt wird. Unglücklicher Weise kümmert man sich sehr wenig um die Regierung, wenn der Wohlstand der Bevölkerung hinter einem blendenden Lichte die Handlungen, Fehler, Feigheiten und Verrätherein der Regierenden birgt. Belgien wird jetzt in einem Strudel von Geschäften und Speculationen fortgerissen, welche die Nation für lange Zeit zu betäuben vermögen. Glänzende Zeugen sind die Vorgänge in der Weberei-Industrie, es gibt deren aber noch bedeutendere. Seit sechs Monaten ist eine Eisenbahn eröffnet, und jetzt schon sind die Baukosten durch das Zuströmen der Reisenden gedeckt, welche nur 50 Centimes dem Kopfe nach bezahlen; eine Hypotheken-Kasse verlangt 20 Millionen vom Handel, und 8 Tage nachher ist der Aufforderung durch ein Anerbieten von 100 Millionen entsprochen, so daß man 80 zurückweisen mußte! Die vor zwei Jahren gegründete Bank ist bereits so reich, daß sie ihre Capitalien nicht mehr unterbringen kann, und den Kaufleuten Geld gegen Waaren leihen will. Man glaubt an der Gränze von Deutschland die Wunderwerke der vereinigten Staaten Amerika's zu erblicken, von denen die Belgier wenigstens einen interessanten Nachdruck in der Entwickelung ihres Handels und selbst in den Gebräuchen bieten, die bei ihnen einheimisch sind. Und diese aufsteigende Bewegung des öffentlichen Vermögens, der unermeßliche

Ueberfluß an baarem Gelde, dieſe unerhörte Ordnung nach einer neuen Revolution, Alles dieſes ſchreitet vorwärts, erhöht ſich, dehnt ſich aus, arbeitet trotz der ſchlechten Verwaltung, trotz der halbfertigen Regierung.

Indeſſen führen dieſe Regierung, die ſich ſelbſt nicht kennt, dieſe Verwaltung, die wie ein Maulwurf im Finſtern wühlt, Nachtheile mit ſich, welche ſelbſt die Wohlfahrt des Landes nicht zu löſen im Stande iſt. So ſehen ſich z. B. die Bürger in Belgien genöthigt, die Gewalt zu nützlichen Neuerungen, mögen ſie noch ſo untergeordneter Natur ſeyn, zu zwingen. Sollte man glauben, daß in Brüſſel, in einer der glänzendſten Hauptſtädte Europa's, im größten Theile der Stadt die Namen der Straßen noch nicht an die Mauer geſchrieben ſind. Der Bürgermeiſter konnte ſich bis jetzt noch nicht zu dieſem, ihm gefährlich ſcheinenden Verbeſſerungs-Verſuch entſchließen. Ein ſchmaler Fluß durchzieht die Cité, das Waſſer bleibt in ſeinem verengten Bette die Mauern entlang ſtehen; die Stockung rührt hauptſächlich von zwei elenden, eckelhaft ausſehenden Mühlen her, die Regierung aber zaudert, das traurige Hinderniß wegzuräumen, die Mühlen zu kaufen und abreißen zu laſſen. Das iſt der Geiſt der belgiſchen Verwaltung, das die Folge einer übergroßen Decentraliſation. In Frankreich würde ein Wort des Miniſters und ſeine Unterſchrift auf einem Stückchen Papier hinreichen, um in einer Woche alle widerſtrebenden Mühlen zu zerſtören.

Innerhalb der Stadt, im ungeſundeſten, bevölkertſten Quartiere, ſchlachtet man in Brüſſel Kälber und Lämmer, und die verpeſteten Ausdünſtungen der in Gäßchen und auf Kreuzwegen improviſirten ſchmutzigen Fleiſchereien, wo man jeden Augenblick auf ein ausgeweidetes Schwein oder auf ausgehängtes Gedärme ſtoßt, haben die Gemeinde-Behörden noch nicht zur Ueberzeugung gebracht, daß ein Schlachthaus weſentliches Bedürfniß für den Geſundheits-Zuſtand der Hauptſtadt ſey. So lief neulich ein Schiff, welches von Havannah mit dem gelben Fieber am Bord ausgefahren war, woran auch mehre Matroſen während der Reiſe ſtarben, unverſehens, ohne Patent vorzuweiſen, ohne ſich der Reinigung zu unterwerfen, ohne die Reclamationen der Bewohner zu berückſichtigen, in den Hafen von Antwerpen ein; es wurde ihm nicht einmal eine Quarantaine von fünf Minuten auferlegt. Der Einfluß des Austauſches wird Vermögen und Leben in Brüſſel an dem Tage verdoppeln, da man die Meiſterwerke der flamändiſchen Schule, die jetzt in allen Städten zerſtreut, und der Mehrzahl nach unbekannt ſind, in einem Centralmuſeum vereinen wird; aber man achtet zu ſehr die Privilegien der geringſten Städtchen,

um ihnen im allgemeinen Intereſſe die Schätze der Kunſt zu entziehen, welche ſie nicht ſelten, der bürgerlichen Eitelkeit eines Liebhabers zu Gefallen, der Eigenthümer jener Schätze iſt, vergraben. Hat Belgien kein Muſeum, verlangt die Hauptſtadt vergebens nach einem Schlachthauſe, werden die Maßregeln für Geſundheit an der Schelde unbeachtet gelaſſen, ſo beſitzen die Brüſſeler dagegen ein aſtronomiſches Obſervatorium. Es fehlen nur die Aſtronomen.

Es erklärt ſich dieſe Gleichgültigkeit nicht allein durch die äußerſte örtliche Unabhängigkeit, ſondern mehr noch durch den belgiſchen Charakter, bei dem die geringſten Verbeſſerungen im öffentlichen Weſen nie Anklang finden, wenn nicht beſondere Selbſtſucht dabei betheiligt iſt. Alles, was der vollkommenen Ruhe des Bürgers feindlich entgegentritt, iſt hier ein Verbrechen verletzter Nation, und beſonders, wenn es ſich von Politik einer unnützen, dem Commerz keinen Gewinn bringenden Beſchäftigung handelt. Was können die Belgier vom Fortſchritte wiſſen? Sie bereichern ſich durch Entbehrung, nicht durch den Handel. Das Weſen der Franzoſen flößt ihnen keine große Verehrung ein; ſie nennen ihre Nachbarn Verſchwender an Geiſt und Zeit, ſie wollen nichts mit der Summe der Freuden zu thun haben, welche der Pariſer im Leben ſucht, der ſich jeden Tag ſeine Blume bricht, und das Geld nur nach den Genüſſen ſchätzt, die er ſich damit bereiten kann. Ein franzöſiſcher Künſtler, der ſich in einen Winkel von Brüſſel zurückgezogen hatte, erhielt den Ruf eines reichen Mannes durch ſeinen unermeßlichen Verbrauch von Gruyère Käſe. Die reichſten Handelsleute beſuchen die wohlfeilſten Eſtaminets; in der Schenke, wo der Krug Bier nur ein Paar Centimes koſtet, verſammeln ſich auf den gefirnißten tannenen Bänken Börſenſpieler die Woche hindurch. Allerdings verlaſſen die Oekonomen am Sonntage die Schenke à la canaille, aber ſie kehren nach der Kirchmeſſe des Volkes ſorgſam wieder zurück; man muß ſich achten, aber nicht zu Grunde richten.

Die knickeriſchen Gebräuche der Belgier ſind eine Miſchung von Prahlerei und Sinnlichkeit. In Belgien iſt die Stunde für das Mittagsbrod drei Uhr Nachmittags, ein feierlicher Augenblick, den nichts ſtören ſoll; alle Geſchäfte hören auf, alle Arbeiten, alle Dienſte werden unterbrochen. Auch darin liegt vielleicht eine Berechnung. Man melde ſich bei einer Behörde, um Auskunft zu holen, der Beamte iſt bei Tiſche; man bringe einen Brief zur Poſt, der Commis iſt bei Tiſche; man verſuche die geſchloſſene Thüre eines Magazins zu öffnen, der Kaufmann iſt bei Tiſche; ſelbſt die Kirchen ſind geſchloſſen, denn auch in einem gottesfürchtigen Lande ſetzt man nicht voraus, daß man ein tüchtiges Mahl ſchwärmeriſchem Gebete zum Opfer bringen

könnte. Nun überzeuge man einen Belgier, der mit seinem Vergnügen, seinem Gut und seinem Leben so haushälterisch zu Werke geht, daß Politik zur Existenz erforderlich sey. Eine belgische Familie von berühmtem Namen und beträchtlichen Einkünften nimmt in einem Gemache mit eichenem Getäfel ihr patriarchalisches Mittagsbrod ein, wobei Kartoffeln und Faro*) Hunger und Durst ihrer Glieder stillen; aber nach dem Mahle lassen sich die Tischgenossen von vier reich geschirrten Pferden, in glänzender, mit Wappen verzierter Caleesche nach den öffentlichen Spaziergängen oder selbst in das Theater führen. — Ehrgeiz ist eine Pflanze, die sich nur sehr schwer in einem Lande acclimatisirt, wo jeder junge Mann mit einem Einkommen von sechstausend Livres sich die Luxus-Vergnügungen verschaffen kann, welche in Paris nur einer geringen Anzahl Begüterter vergönnt sind. Die Nachahmung wird auf einen Grad getrieben, daß Leopolds Regierung in keinem Falle die Jugend fürchtet; denn diese ist zu sehr beschäftigt, das fashionable Leben großer europäischer Hauptstädte nach Brüssel zu verpflanzen. Selbst der junge Hof widersteht dem Strome nicht; die Aristokratie, Orangisten und Katholiken lassen sich davon fortreißen. Indessen geht diese Bewegung in einer Stadt, wo sich die Sittenlosigkeit aus allen Winkeln des Continents entladet, mit der dem angeborenen Charakter eigenen Ruhe und Stille vor sich. Auf dem Boulevard des botanischen Gartens, in der Vorstadt Schaarbek, befindet sich ein Pavillon von einem Stockwerke, der seiner Bestimmung nach jetzt in Frankreich nichts mehr Aehnliches hat; beim Eintritt der Dunkelheit pflegt ihn die gute Gesellschaft zu besuchen; mit Würde und Anstand macht eine ehemalige Schauspielerin die Honneurs, und käme der Marschall Richelieu wieder auf die Welt, so wäre er gewiß sehr verwundert, zu erfahren, daß die letzte petit maison, welche das achtzehnte Jahrhundert überlebt hat, in Brüssel steht, und zwar, sonderbar genug, in dem Quartiere, das die meisten Aerzte und Geburtshelfer zählt.

Die belgische Aristokratie kümmert sich wenig um Politik; sie fürchtet oder verachtet sie, und ist viel ängstlicher besorgt um die persönlichen Vorrechte, die ihr durch die Revolution von 1830 entrissen worden sind, um so lächerlich kleinliche Rechte, daß sie in der Erzählung fabelhaft erscheinen. Belgien gleicht in dieser Beziehung England; die Bevölkerung genießt einer unermeßlichen Freiheit, aber die Kategorien sind scharf abgeschnitten; die Adeligen zeigen zu gleicher Zeit Familiarität und Hochmuth. Ein flamändischer Baron verlangt von der Gerechtigkeit nur sein Recht, aber er lebt der Ueberzeugung, sein Fleisch sey gesunder, sein Blut ätherischer, als Fleisch und Blut

*) Faro: eine Art Bier.

des gemeinen Mannes, der Klage wider ihn erhebt. Indeſſen ärgern ſich dieſe Herren nicht ſehr über einen Mangel an Achtung; ſie verſchmähen es, ſich erzürnen zu laſſen.

Du ſchreibſt, durch eine wichtige Angelegenheit genöthigt, ein Billet an einen der Großen, deren Hotels mit den ſchweren eiſernen Balcons gegen das Gehölze des Parks in Brüſſel hereinragen: gut, der Brief gelangt an ſeine Adreſſe; der Kammerdiener gibt ihn ſeinem Herrn, der ihn öffnet und lieſt, aber nicht beantwortet. Du ſchreibſt ein zweites, ein drittes Billet, und ſo viele du immer ſchreiben magſt, daſſelbe Schweigen. Endlich ergreift dich die Ungeduld, du fällſt eines Morgens beim Herrn Grafen ein, der eben eine Platte Auſtern mit einer Flaſche Johannisberger zu ſich nimmt. Du biſt artig aufgenommen, man hat deinen Brief geleſen und genehmigt deinen Vorſchlag; aber man hat nicht geantwortet, weil die gehörige Form nicht beobachtet war. Und was iſt nun dieſe Form? Du haſt vergeſſen, dich eines gewiſſen Papiers, einer gewiſſen Bildung der Zeilen, eines gewiſſen Protokolls zu bedienen; das Papier um einen halben Zoll länger, hier ein großer Buchſtabe, dort eine neue Zeile, und du wäreſt mit einer, den Eigenſchaften deines Briefes entſprechenden Antwort beehrt worden. Dieſe gravitätiſche Perſon beſitzt übrigens gefällige Sitten, ein unerſchöpfliches Wohlwollen. Während in Frankreich und Deutſchland die Künſtler bei ihren Debuts Hungers ſterben, darf der belgiſche Maler nur den Klopfer an den höchſten fürſtlichen Gebäuden heben, und ſogleich iſt er eingeführt, bewillkommt, geehrt; man kauft ihm ſeine Gemälde ab, und beauftragt ihn mit Porträts; ſein Talent mag ſeyn, wie es will, es wird ihm Schutz verliehen und Nahrung gereicht. Manche Sünde des Hochmuths wird durch ſolche Verwendung eines ariſtokratiſchen Vermögens ausgeglichen.

Die brittiſche Eitelkeit des belgiſchen Adels ſteht in ſtarkem Widerſpruche mit der äußerſten Einfachheit des jungen Hofes. Die ganze Hierarchie der Vorzimmer des Herrſchers beſteht aus einer Wache, einem Hausmeiſter und einem Huiſſier, und mit dieſen drei Graden iſt man in weniger als zehn Minuten fertig. Nichts iſt intereſſanter, als das Königliche Paar, welches die Politik der Juli-Revolution den Drohungen der heiligen Allianz gleichſam als Troſt-Fiſch in den Weg geworfen hat. Leopold iſt älter an Erfahrung, als an Jahren; auf ſeinem Antlitz ſind die verſchiedenen Stürme ausgedrückt, die ſein Leben ſo maleriſch ſeit dem Tage bewegt haben, da ihn Europa griechiſch drapiren wollte, bis zum Augenblicke, wo ihn Herr von Talleyrand bewog, gleichſam das Gewand eines flämiſchen Bierbrauers anzulegen.

In seinen Zügen findet man noch die Spur der jetzt vergessenen Thorheiten der ersten Dandy von London; die Langeweile, die einem großen Herrn auch auf den Thron folgen muß, welcher, wie es uns dünkt, von Stufe zu Stufe zur besten Präfektur der französischen Verwaltung herabgesunken ist; diese matte Farbe eines Gesichtes, das nur Eckel, Erschöpfung, Reue ausspricht; diesen eleganten Schmerz eines unglücklichen Candidaten mehrer Königreiche; die Ausbildung der glühendsten, zum Theile schon erloschenen Leidenschaften und die Routine fürstlicher Sitten. Man spricht nur leise mit ihm, so sehr erschüttert schon die menschliche Stimme seine schwachen Nerven.

Am Anfange dieses Herbstes sah man ihn, wie er mit melancholischer Miene auf dem Hafendamm von Ostende spazierte, gleich einem einfachen Cockney*), der den Nebeln der Themse entsprungen ist. Leopold hatte mit seinem ungeheuern Oberrocke, seinem Hute mit breiter Krempe und dem leicht gekrümmten Rücken eher das Aussehen eines Seemannes, der seine kränkliche Tochter in den stärkenden Ausdünstungen der See spazieren führt, als das eines neuen Königs, der sich im Angesichte seines ganzen Volks mit seiner frischen, anmuthigen Gattin lustig im Meere baden will. Nicht als hätte er, soll man einem Gerüchte Glauben schenken, mit seinen Jugendgewohnheiten gänzlich gebrochen; man sprach im Gegentheil viel von einer Dame, welche wider seinen Willen von England herübergekommen ist, um sich in Belgien niederzulassen, und manche Leute sind unerschöpflich in Vermuthungen über die geheimnißvollen Ausflüge des Königs nach Ninove; wohl könnten diese grünen Gebäude eine ungesetzliche Egerie bergen. Befindet sich Leopold in Brüssel, so wird man ihn sicher auf diesem Wege zu Pferde oder in einer Caleſche treffen; im Pallaste muß man sagen, seine Majestät liebe natürlich diese Straße, die in ihrer Anlage mit seinen ersten Werken zum öffentlichen Nutzen im Lande in Verbindung stehe. Wir können nicht umhin, zu bemerken, daß man nur auf diese Weise die Fahrten des Prinzen vernünftig zu erklären vermag, denn es gibt keine traurigere, langweiligere, staubigere, kahlere Gegend, als die Ebenen, über welche der neue Weg führt. —

Aber wer ist die bleiche Gestalt, die unter den Erlen beim Schloß-Parke hingleitet, während Leopold auf einer englischen Stute Ninove zu galoppirt? Sie bleibt bei den Gesängen stille stehen, die

*) Cockney nennt man einen Londoner, der London nie verlassen hat.

von den Mähern der Wiesgründe von Pannen-Huys erschallen; sie läßt sich sanft auf dem Grasplatze nieder, um die großen Barken zu betrachten, die mit einer heiteren Menge beladen unten am Parke im Kanale schwimmen; sie glaubt die väterlichen Yachten vor Neuillys Hagebuchen vorüberziehen, oder das Dampfboot von Saint-Cloud beim Pont-Royal abfahren zu sehen. Erblicken Sie nicht unter den deckenden Pflanzen den reizenden Fuß, der sie mit der flamändischen Aristokratie, bei welcher sich die längsten Schuhe des Kontinents finden, auf den Tod verfeinden mußte.

In diesem Pallaste, auf diesem Rasenboden, wo Napoleon Marie Louise an der Hand führte, träumt eine andere Marie Louise, nicht mehr die Oestreicherin, nein eine Französin nach Geist und Seele und Körper, von Paris verbannt, an das sie mitten in der Nacht durch dumpfes Mordgeschrei erinnert wird. Louise lebt zurückgezogen, abgeschlossen, dem Volke unbekannt, dessen Königin, dessen fremde Königin sie ist. Kehrt sie zu Wagen von Lacken nach ihrem Pallaste am Parke zurück, so nimmt sie den Weg über den Kanal, folgt den Boulevards, vermeidet die belebte Mitte der Stadt: das ist unrecht. Die Vorstädte Hal, Ninove und Anderlecht wimmeln von jüdischem, schmutzigem, schwächlichem Volke; die Kinder sterben da nach Hunderten; die Luft ist ungesund und die Gebäude sind erbärmlich; die Lebensweise ist kummervoll. Die Gegenwart einer Königin würde etwas Licht, Geist und Gesundheit unter diese Armen bringen; das Schauspiel der Leiden, welches die Bürgermeister mit ihren, von Tabacksrauch umnebelten Augen nicht erblicken, würde eine Prinzessin berühren, die in der Schule ihrer Mutter für Wohlthätigkeit und Mitleid auferzogen worden ist. Die Verbesserungen, die der Regierung entgehen, würden ihr nicht entgehen. Ist es nicht die schönste Aufgabe der Könige und Königinnen, die Uebel zu mildern, denen ihre Regierung kein Ziel zu stecken weiß? Brüssel ist diejenige Stadt Europas, in der die meisten Menschen sterben; und die Bevölkerung der unteren Stadt nimmt, besonders was Kinder betrifft, drei Viertheile der jährlichen Sterbelisten ein.

Der Zustand dieses Theils von Brüssel sollte um so mehr das Interesse der Regierung auf sich ziehen, als die revolutionären Velleitäten hier nicht so bald einen Durchgang finden werden, und die Ansteckung dieser braven Leute eines Tags die Gesundheitslehre der großen Herrschaften stören möchte, die vorzüglich den oberen Theil der Stadt bewohnen. Es sind nicht die armseligen Bewohner der Quartiere des Rivage, des Vieux-Marché und des Kirchsprengels

Saint Pierre, welche vor einigen Jahren den Pallast des Prinzen von Ligne angezündet und zerstört haben, aber aus ihren Lungen und von ihren Herden steigen die mephytischen Dünste auf, deren blaue Wolke sich über den Masten der in den Handels-Bassins vor Anker liegenden Schiffe verdichtet. Der lumpige, abgemagerte Pöbel, der sich nur von Lambick und Stockfisch nährt, und sich bei den Quais drängt, um beim Entladen der Schiffe zu helfen, verdient wohl, daß man seine Wohnungen reinige und erweitere, daß man seine Kinder in Freistätten aufnehme, daß man seinem Mahle Weißbrod und Bier zufüge. Unglücklicher Weise gelangen die Töne ihres Jammers nicht hinauf bis zu den Villas auf dem Boulevard von Löwen; nur Leopold mußte bei seiner Liebe für die Straße nach Ninove wissen, an was er sich in Beziehung auf diese unglückliche Vorstädte zu halten hat. Man wird wohl in keiner Stadt ersten Rangs eine so sonderbare Stufenleiter der Klassen finden, wie in Brüssel, wo auf einem Amphitheater vom unfläthigen Proletarier bis zum holländischen, durch Spekulationen bereicherten, Satrapen alle verschiedenen Kategorien der Bevölkerung der Sanitäts-Genüsse nach der Stellung theilhaftig sind, welche sie in der Gesellschaft ihres Vaterlandes einnahmen.

Die belgischen Pairs versammeln sich in einem, mit drei Fenstern und zwei Thüren versehenen Saale. Ueber jeder Thüre erhebt sich eine Tribune, aber hier sieht man stets nur den Stenographen des Independent, einen blassen, blonden, bescheidenen jungen Mann, der die Vorfragen der Senatoren über Wetter und Gesundheit aushalten muß, und nur mittelst einer Antiphrase Stenograph genannt werden kann, denn die belgischen Stände improvisiren mit solchem Glücke, daß die Redakteurs der Tagblätter Zeit genug haben, ihr Protokoll in gewöhnlichen Buchstaben zu malen. Fünfzig Mitglieder des Senats nehmen eine hufeisenförmige Tafel ein. Im Sommer dreht das Ministerium dem Kamin den Rücken, und schaut dem Präsidenten in's Gesicht; im Winter bieten die Minister Herrn von Stassart die Schultern, und wärmen sich die Füße. Das erinnert Alles so sehr an das Comptoir eines Rheders oder die Schreibstube eines Notars, daß man einige Male die Büste Leopolds ansehen muß, um sich zu erinnern, daß man sich im Angesichte eines gesetzgebenden Körpers befindet.

Was die Kammer durch unwürdige Bauart verliert, das gewinnt sie wieder durch reiches Ameublement; an den Kreuzstöcken, den Fauteuils, den Tapeten glänzen die Farben der Nation. Die einzige außerordentliche Ausgabe, welche sich die Mitglieder erlauben, besteht in Zuckerwasser. Sonst herrscht eine solche Sparsamkeit, daß man noch

nicht den Muth gehabt, den Huiſſiers ſtatt der unanſtändig krachenden Lederſchuhe Sahlbandſchuhe zu votiren.

Man muß wiſſen, daß die Oppoſition im Senate nur ein Mitglied zählt, und zwar Herrn Lefebvre-Meuret. Wendet ſich die Discuſſion zu Gunſten des Miniſteriums, ſo erhebt ſich Herr Lefebvre und ſpricht in hohem Ernſte zu ſeinen Kollegen: „Meine Herren, da die Oppoſition nicht frei iſt, ſo enthält ſie ſich der Abſtimmung und hüllt ſich in ihr Gewiſſen.“ Hierauf zieht ſich das ehrenwerthe Mitglied hinter eine ſpaniſche Wand zurück. Indeſſen ſchreitet die Discuſſion fort, Herr von Staſſart läßt die Stimmen ſammeln; der Form wegen ſucht man die Oppoſition. Wo iſt die Oppoſition? Huiſſiers ſagt der Oppoſition, daß die Abſtimmung eröffnet ſey; die Augenblicke der Kammer ſind koſtbar. Der Huiſſier trabt fort, auf die Gefahr auszugleiten und den Hals zu brechen; vor der Wand aber bleibt er ſtehen, denn er hat zu viel flamändiſche Schamhaftigkeit, um ſie zu berühren. Herr Lefebvre lacht in die Fauſt, und behauptet verhindert zu ſeyn. Die Abſtimmung iſt einſtweilen geſchloſſen; das Miniſterium erhält, was es will; aber das ehrenwerthe Mitglied hat alle menſchlichen Mittel erſchöpft, um der Gewalt zu widerſtehen. Das Vaterland iſt ihm Lob und Dank ſchuldig. Herr Lefebvre iſt, abgeſehen von dieſen Eigenheiten, der Mann, der Zeit und Geld durchaus nur den Intereſſen des Landes opfert. Mit Verſchwendung eines unermeßlichen Vermögens unterſtützt er alle für Belgien nützliche und ehrenvolle Unternehmungen. Seine Kaſſe iſt ſtets offen: dafür beſitzt er auch Journale, Kanäle, ſpielt an der Börſe, errichtet Telegraphen, kauft überall Häuſer, wohnt aber nirgends; der Poſtwagen iſt ſeine Reſidenz. Er iſt unermeßlich reich, vergeudet aber ſeine Habe durch den Antheil an allen Machinationen gegen die Regierung. Bald hält er ſich in Brüſſel, bald in Paris, bald in Tournay auf; er iſt der Mann zweier Königreiche, den die Poſtillons in ihren Gebeten anrufen. Jetzt begibt er ſich nur ſelten in die Sitzungen der Kammer, welche durch ſeine Abweſenheit ihr dramatiſches Ausſehen verloren haben. Nach Herrn Lefebvre kommt der Graf von Quarré; dieſe beiden Mitglieder ausgenommen iſt der Senat nur eine Verſammlung ſorglicher Bankherren, einflußloſer Oberoffiziere, alter Staatsbeamten, die höchſtens noch durch ihre Stimme nützlich ſeyn können, geheimer immer ſtummer oder kranker Parteigänger der geiſtlichen Allgewalt und induſtrieller Notabeln, die ſich ſtets in Vertheidigung lokaler Intereſſen verlieren. Herr von Quarré trägt ein Kleid, das in allen Farben ſpielt, verachtet Handſchuhe und Regenſchirm, ſpeist ein Pfund Kirſchen aus dem Papiere, beſitzt aber nichts deſtoweniger parlamen-

tarischen Einfluß. Er äußert sich über alle Handelsfragen mit umfassenden Sachkenntnissen, ebenso wenn Gegenstände der Industrie und der Finanzen discutirt werden; er hat Erfahrung, praktischen Verstand und administrative Klugheit. Seiner Beredsamkeit spürt man den doppelten Rigorismus der Toilette und des Charakters an. Das delenda Carthago des Herrn von Quarré ist in Belgien zum Sprichworte geworden. Hat der würdige Senator aufgehört, das Ministerium zu quälen, und das in der Discussion begriffene Gesetz mißfällt ihm, wie das gar häufig geschieht, so setzt er sich mit den Worten: „Ich will weder Wenig noch Nichts.“

Gefällt sich Herr Quarré in antiken Formen, so ist Herr Lefebvre nicht immer ein ernster Redner; er läßt sich bei seiner Rede häufig durch Details einer Frage fortreißen, deren Ganzes ihn im Voraus beschäftigt. Vor Kurzem fand eine sehr lebhafte Discussion über die Durchzugsrechte der Thiere auf Landstraßen im Senate statt. In Belgien sind nemlich von Stunde zu Stunde Barrieren errichtet; und jeder Reisende, Mann, Weib oder Vieh, muß der Regierung Sperrgeld bezahlen. Nichts ist ermüdender, als dieser Gebrauch; Reiter und Fußgänger sind alle Augenblicke durch die unbarmherzige Hand des Einnehmers in ihren Träumereien gestört, der gierig seine krummen Finger bei Hagel und Blitz, bei Wind und Regen ausstreckt; der kleinste Spaziergang veranlaßt eine Ausgabe. Bei diesem Kapitel vertheidigte Herr Lefebvre die Thiere, namentlich Ziegen und Eselinnen mit aller Hitze. Unter schallendem Gelächter seiner Kollegen entwickelte er die Geschichte der Ziege, der Freundin der Armen, der Gespielin der Kinder; er sprach von ihrer heilsamen Milch, von ihren Sprüngen, ihrer rührenden Sittlichkeit und citirte Virgils Gedichte. Bei den Eselinnen begnügte er sich zu erwähnen, daß sie Weibchen der Esel seyen. Unglücklicher Weise ließ der belgische Senat den gelehrten Betrachtungen über Land-Oekonomie keine Gerechtigkeit widerfahren.

Der Zufall hat vor den Pallast der Repräsentanten ein bleibendes Epigramm aufgepflanzt, und zwar einen Freiheitsbaum, der hier stärker trieb, als an irgend einem andern Orte in Brüssel. Unter dem Laubwerke dieses Baumes bergen sich die wenigen Wagen vor der Sonnenhitze, welche sich Belgiens Gesetzgeber zu halten erlauben. Ist man an seinem hohen Stamme und seinen gastfreundlichen Zweigen vorüber, so gelangt man in ein prachtvolles Vestibule, wo zur rechten und zur linken die Treppen ansteigen, welche zu den beiden Kammern führen. Die marmornen Stufen sind mit einem grünen Teppiche belegt. Die Deputirten-Kammer ist in kleinerem Maaßstabe das treue Ebenbild der französischen; nur daß in Brüssel ein stets volles

Glas Waſſer ohne Zucker vor jedem Pulte der Miniſter ſteht. Auf der Schmerzensbank ſitzen Herr Meulenaere, ein nachdenkendes Geſicht mit hervorſtehenden Knochen; Herr Baron von Thenard, als wollte er ſein berüchtigtes Merkur-Duetoxid bereiten; Herr von Theux, eine bleiche, bigotte Viſage, ein kränkliches Weſen, den Körper vorgelegt, bereit das Knie vor einer Madonna oder einer Reliquie zu beugen; Herr von Huart, Bierbrauer-Temperament, Bierſchrötigkeit, ſchiefes Auge, ungraziöſe Haltung. Dieſe drei Beamten, die ſich ſo wenig gleichen, ſind der Rahm des belgiſchen Miniſteriums, welches zwiſchen den Anforderungen der Katholiken und den Beſtrebungen der Doktrinäre die Wage hält, und Jeder von den dreien repräſentirt diejenige von den drei herrſchenden Meinungen, zu deren Vorkämpfer er ſich aufgeworfen hat. Herr von Meulenaere perſonificirt die geſchmeidige Schule des Herrn Thiers; Herr von Huart die emſigen, ſervilen Traditionen des Herrn von Argout; der Miniſter des Innern, Theux zittert vor dem Erzbiſchof von Mecheln. Ueber dieſem Triumvirat, das ſich keine Dauer verſprechen darf, wachſen zum Glücke einige Redner, die Hoffnung Belgiens, die Hoffnung der jungen, loyalen Majorität des Landes; Herr von Brouckère, deſſen leichtes Wort hinreichend durch Erfahrung erſtarkt iſt; die Herren Fallon und Liedtz, welche kürzlich die gegen Frankreichs Proſcribirte angenommene Maaßregeln ſo lebhaft bekämpft haben; Herr Dumortier, der mit ſeinen beißenden Formen und ſeiner geiſtreichen Advokaten-Miene an den älteren Dupin erinnert; Herr Nothomb, den man des doktrinären Geiſtes und des diplomatiſchen Ehrgeizes beſchuldigt. Alle dieſe Talente werden eines Tags das gegenwärtige Miniſterium ſtürzen, welches ſich nur durch gänzlichen Mangel an Farbe hält. Trotz dem jetzigen Gleichgewicht der nach dem Ruder ſtrebenden Meinungen läßt ſich leicht vorausſehen, daß der Einfluß der Katholiſchen bald im Rathe des Königs eine ſo gewaltige Herrſchaft, wie auf die Gemüther ſeines Volkes ausüben wird.

Hinter der prachtvollen Kathedrale von Mecheln erhebt ſich eine weite, moderne Abtei. Ziehe am blanken kupfernen Knopfe der inneren Glocke; und ein Geiſtlicher im langen Seminar-Leibrocke mit fahlem Geſichte öffnet Dir ehrerbietig den Eingang zum erzbiſchöflichen Pallaſte. Nichts Glänzendes, nichts Weltliches, ſelbſt nichts Bequemes; das iſt höchſtens, wie wenn man ſich an einer Strohdecke den Schmutz von den Füßen wiſcht. Unermeßliche Hausfluren, beinahe kahle Gemächer, reinlich geſcheuerte, aber kalte, feuchte Treppen breiten ſich vor Deinen Augen aus. In den einſamen Zimmern trifft man nur Bänke von Eichenholz und an die Wand genagelte große Kruciffre.

Der Anblick dieses Ortes bietet ein Bild ruhiger, einfacher Frömmigkeit, gutmüthiger, sicherer Gewalt; aber täusche Dich nicht, der verführerische Geruch, der durch unterirdische Oeffnungen aus den Küchen aufsteigt, vergegenwärtige Dir stets den Gedanken an das Wesen der katholischen Doppelheit. Es werden Dich auf Deinem Wege selige, wohlgerundete Gesichter, schöne schwarze Röcke, honigsüße, kaum geathmete Worte, eine Art von Stummheit, wie man sie in den Vorzimmern der Monarchen findet, und zugleich die unüberwindliche Begierde zum Plaudern, die sich in den flamändischen Beguinagen zeigt, zum Gebete, zur Sammlung, vielleicht zum Geschmacke am Handwerk treiben. Bist Du Priester, so wird man Dich nicht ansehen; bist Du Laie, so wird man lächeln; Klugheit und Jubel leuchten aus allen diesen kanonischen Blicken. Endlich berührst Du das Allerheiligste; bescheidene Musselin-Vorhänge verkünden Dir den nahen Gott.

Die Thüre öffnet sich. Du siehst einen hochgewachsenen, starken, feisten Mann vor Dir. Er ist angethan mit einem schwarzen Rocke, um die Hüfte zieht sich ein veilchenblauer Gürtel ohne herabhängende Enden. Eine goldene Kette glänzt an seinem Halse, und der Prälat, der selten anders als stehend getroffen wird, spielt der Haltung wegen gerne mit einem Kreuze von Edelsteinen, das auf seiner Brust funkelt. Seine Gnaden läßt den Kopf hängen, wodurch sein Auge so sehr durchdringend wird, daß man seine Unbeweglichkeit kaum zu ertragen im Stande ist. Ein tiefer Schatten zieht sich um dieses furchtbare Auge, und läßt den braunen, breiten Augenstern mehr noch aus der Höhle heraustreten. Die Physiognomie des Prälaten entspricht diesem Blicke; der dunkle Teint deutet tüchtige, organische Kraft, eine glühende Natur und die Geschmeidigkeit des Südländers an. Bei der letzten Kirchmesse in Brüssel im Juli, da sich die fromme Menge auf dem Wege des heiligen Sakraments zur Stunde der Procession drängte, mußte man sehen, wie dieses strenge, willenskräftige Antlitz sich in evangelischer Salbung unter dem erzbischöflichen Himmel färbte. Es war ein geistlicher Hirte, der das Volk segnete, aber es war auch ein fürstliches Haupt. Unberechenbar ist seine Macht über die Frauen; auf indirektem Wege hat er vermöge dieser Macht sogar Franconi's Industrie unterstützt. Eine durch ihren Rang und Geist in Belgien sehr bekannte Dame äußerte sehr naiv, daß sie die Uebungen im Cirque den Vorstellungen in der Oper vorziehe, weil seine Gnaden dem Pferde-Schauspiele die Absolution ertheile, welche er dem Ballet in Robert der Teufel verweigere. Ueber diesen frommen Einfall darf man sich in einer Stadt nicht wundern, wo die Vorübergehenden sich entblößen und auf die Knie werfen, wenn sie von Ferne das

Viaticum erblicken, welches hier wie in den ſpaniſchen Städten verſehen wird. Um alles Geld findet man in Mecheln Freitags nicht eine einzige Cotelette.

Die Eiſenbahn hat von den Verſammlungen des Erzbisthums Nutzen gezogen. Freuen ſich die Brüſſeler über die Wagen, ſo freuen ſich die Prieſter noch mehr, die ſich getreu zu den feinen Mahlen begeben, die ihnen der Prälat in den beſcheidenen Gemächern ſeines biſchöflichen Hauſes gibt, um über die Angelegenheiten zu plaudern. Hier wird in der That die ganze Politik des Landes verarbeitet. Hier hat man große Humpen zur Feier des Untergangs der Univerſität Löwen geleert. Monſeigneur Sterx mußte ſpringen vor Freude über dieſen Streich, durch den ſich die Kirche an den Ketzereien des Janſenius, des gelehrten, berühmten Schülers der alten, jetzt verlaſſenen Säle, rächt. Die belgiſche Geiſtlichkeit, dieſer wahre Hebel für Wilhelms Vertreibung, hat den Vortheil begriffen, den der übel verſtandene Katholicismus von den patriotiſchen, liberalen Ideen erringen mußte; jetzt beutet ſie den Fortſchritt aus, predigt Freiheit und Frömmigkeit, und bei dem Geiſte, den ſie in dieſer ſonderbaren Intrigue entwickelt, dürfte man ihr vielleicht eher vergeben und Erfolg wünſchen.

Bilder aus Sachsen.

Von F. Stolle.

I.

Der Sonntag in Dresden.

Wie alle guten Christen, die sich zum Gregorianischen Kalender bekennen, haben auch die Dresdner ihren Sonntag; ja man kann sogar einen großen Theil der auf Bildung Anspruch machenden Dresdner Sonntagskinder nennen, nicht sowohl wegen der Clairvoyance, womit dergleichen Geschöpfe begabt sind, sondern weil jene Dresdner sechs Tage in der Woche nur existiren, den siebenten aber, wie Gott befiehlt, leben. Ich verstehe hier jene Civil-Armee, die Sonntags die grünen Schreibärmel abstreift, die Kanzleikittel abwirft, den Aktenstaub abwäscht, und vermöge ihrer enormen Anzahl dem Dresdner Sonntage einen charakteristischen Anstrich gibt.

Die Bevölkerung Dresdens theilt sich Sonntags in zwei detachirte Corps:

a) in ein solches, das Gott den Herrn lobt, und
b) in ein solches, das Gott den Herrn einen frommen Mann seyn läßt.

Zu dem erstern gehören die Kirchgänger, zum andern die Spaziergänger, die bei günstigem Wetter frühzeitig emigriren, nach allen Strichen der Windrose. Viele miethen sich Wagen, andere enteilen im eigenen Geschirr, und die Sonntagsstille der Dresdner Straßen wird oft durch Wagengerassel unterbrochen.

Wir überlassen die Treulosen den Fiakern, halten's vor der Hand mit den Frommen und bleiben in der Stadt.

In jeder rechtgläubigen Familie Dresdens ist es Gesetz, daß wenigstens ein Glied zur Kirche geht. Das kann nun in verschiedenen Zeiten des Tages geschehen, und man hört des Sonntags häufiges Glockenläuten, womit jede Kirche ihre Bezirksgläubigen zum Gebete ruft. Wer dem lieben Gott nicht mit der Toilette imponiren oder die Kirchen-Nachbarinnen nicht ennuyiren will, oder dessen Geschäfte den Kirchenbesuch zur gewöhnlichen Zeit nicht gestatten, den sieht man flüchtigen Schrittes, zu Winterszeiten noch im Morgendunkel, zur Frühkirche eilen. Während halb Dresden noch behaglich in weichen Federn ruht, tönt schon Orgelklang in den stillen Hallen der Kreuzkirche, ringt sich manch Gebet mancher vielleicht hartbedrängten Brust nach Oben, und ich bin überzeugt, daß der himmlische Vater, obschon er der größte Lichtfreund ist, in dieser dunkeln Frühkirche lieber zuhört, als späterhin in den vollgedrängten Räumen der zum Theil commandirten und officiellen Kirchenbesucher. —

Das Frühstück, Kaffee mit Rahm, worin Dresdner Semmel oder Zwieback gebrockt wird, ist verzehrt; man hat sich gehäutet, einen neuen sonntäglichen Menschen angezogen, und gegen neun Uhr, nachdem die Glocken zu wiederholten Malen gerufen, setzt sich la grande armée der Kirchgänger in Bewegung.

Vor nicht langer Zeit noch theilte sich diese Macht vornämlich in zwei Heersäulen. Die Eine ging über die Elbe und faßte in der Dreikönigskirche zu Neustadt-Dresden Posto, woselbst sie die Urbanos der Neustadt nebst den Frommen der Banlieue vorfand, und erbaute sich an der trefflichen Kanzelberedtsamkeit des Pastors Moritz Ferdinand Schmalz, der dermalen als Hauptpastor einer Hamburger Stadtkirche mit den dortigen Obscuranten sich herumärgert.

Die andere Heersäule füllte die Räume der evangelischen Hof- oder Sophienkirche, wo der Oberhofprediger Ammon mehr geist- als gemüthvolle Kanzelvorträge hält. Ein kleinerer Arm des Hauptstroms, meist aus Damen bestehend, bewegt sich nach der Reformirtenkirche, zum Prediger Giradet. Dieser versteht es, zum Herzen zu sprechen und zu rühren; daher die Vorliebe der Frauen zu ihm. Seine Vorträge sind keine Predigten, sondern gemüthvolle Reden.

Wegen des häufigen Besuchs der genannten Kirchen (die Dreikönige stehen seit Schmalzens Abgang ziemlich verödet,) erfreuen sich die übrigen fünf oder sechs Gotteshäuser gleichwohl ihrer Besucher.

Der Gottesdienst selbst ist mehr einförmig als einfach. Am Singen und am Glauben läßt man's nicht fehlen. Die Orgel ist in fortwährender Bewegung. Der sogenannte „Glaube", das Lied Nr. 43 des Dresdner Gesangbuchs, das mit den Worten beginnt:

„Wir glauben all' an einen Gott,
Vater, Sohn und heil'gen Geist u. s. w."

wird Jahr aus, Jahr ein, allsonntaglich in allen protestantischen Kirchen unmittelbar vor der Predigt gesungen. In dieser Hinsicht zählt wohl Dresden unter allen Städten die meisten Gläubigen.

Bis gegen eilf Uhr bleibt es nun still auf den Straßen. Die Reiselustigen sind längst in die weite Welt, die Andächtigen in den Kirchen, ein Theil der Frauen und Mädchen mit dem Mittagsmahle beschäftigt, Andere befleißigen sich des dolce farniente — da gelangen die diversen Pastoren, Diaconen, Archidiaconen, Doctoren, Magister zu dem nie ungern gehörten Amen, und die große Armee setzt sich wieder in Bewegung.

An allen Kirchthüren vernimmt man das Klingen der Kirchen-Pfennige, die von den Herausströmenden in die metallnen Becken geworfen werden. Vor wenig Jahren noch vertrat die Stelle dieser Becken der sogenannte Klingelbeutel. So wie der Prediger die Kanzel betrat, setzten sich mehre schwarze Männer mit langen Stäben, woran Beutel mit Glöckchen befestigt waren, in Bewegung, durcharbeiteten klingelnd das oft dichtgedrängte Publikum, hielten Jedermänniglich den Beutel vor die Nase, und erhuben so eine ziemlich erzwungene Contribution, obschon dieselbe nur in einem Pfennige bestand. Es verdient, bemerkt zu werden, daß diese Unsitte bereits vor der Dresdner Revolution abgeschafft wurde, also mit zu den Segnungen der Restauration gehört.

Den Dresdnern ist Sinn für Poesie nicht abzusprechen, obschon der Zehnte von ihnen nicht weiß, daß Ludwig Tieck, der doch mitten in Dresden am Altmarkte wohnt, ein Dichter ist. Im Vorbeigehen sey erwähnt, daß Tieck in Dresden als Hofrath bekannt und anerkannt ist; auch würden ihm die Indulgenzen, deren sich ein Dresdner Hofrath zu erfreuen hat, um so bereitwilliger zu Theil werden, wäre er nicht zugleich als praktischer Dramaturg beim hiesigen Hoftheater angestellt. Als Letzterer wollte er vor mehren Jahren das Dresdner Parterre für Shakespeare und Calderon heranbilden, zog sich aber den Haß einer eminenten patriotischen Majorität zu, die von dem lobenswerthen Grundsatze ausgeht: Bleib im Lande ꝛc. Wie nun mancher patriotische Haß in den letzteren Jahren verraucht ist, so auch der gegen Tieck-Calderon; doch läßt sich eine gewisse Mißstimmung gegen den Dramaturgen am heutigen Tage noch nicht ganz verkennen. So oft ein dem Publikum mißfälliges Engagement abgeschlossen wird oder das Repertoir nicht convenirt, soll der Dichter der Genoveva Schuld seyn.

Doch ich wollte von dem poetiſchen Sinne der Dresdner ſprechen. Dieſer offenbart ſich allſonn- und feſttäglich unmittelbar nach dem Schluſſe der proteſtantiſchen Hauptkirchen. Da verſammelt ſich das Gros der Armee der evangeliſchen Kirchgänger auf dem Platze vor der katholiſchen Hofkirche, und dringt phalanxmäßig durch mehre enge Pforten in die Hallen des katholiſchen Gottesdienſtes. Das iſt einen Sonntag wie den andern. Viele halten dieſe Unſitte theils für Gewohnheit, theils für Schauluſt; ich aber erkläre ſie für poetiſchen Sinn. Die Dresdner betrachten gleichſam die ſüßen Klänge der Hof-Kapelle, den Weihrauch, die flammenden Altäre, die Meßgewänder, den königlichen Hofſtaat als poetiſches Deſert auf die proſaiſche Hausmannskoſt des proteſtantiſchen Gottesdienſtes. Während dieſer Revue befleißigt ſich jeder Fremdgläubige, ſein Geſicht in ſo ernſthafte Falten als möglich zu legen, denn ein katholiſcher Kirchenportier mit einem Rieſenſtocke, worauf ein Rieſenknopf ſitzt, geht fortwährend auf und ab, und ſtellt, ein zweiter Lavater, Beobachtungen über die Phyſiognomien der eingedrungenen Fremdlinge an. Bemerkt er ein verdächtiges Zucken um den Mundwinkel, das auf ein Lächeln hinzudeuten ſcheint, ſo wird der Ungläubige ſofort aus der heiligen Gemeinde deportirt.

Die Dresdner wiſſen eigentlich gar nicht, wie gut ſie es Sonntags haben. Kaum iſt der katholiſche Gottesdienſt zu Ende, ſo will es ein gütiges Geſchick, daß die Wachtparade en grande tenue die Elbbrücke daher kommt. So bekommt der Dresdner während des Sonntags Vormittag allein viererlei Muſik zu hören: erſt proteſtantiſchen Orgelklang, dann in der katholiſchen Kirche eine Meſſe von Naumann, Mozart u. ſ. w., ſpäter Wachtparade, Roſſini, Auber, zuletzt Strauß und Lanner.

Alle Sinne ſind befriedigt bis auf den Geſchmack; darum gehen jetzt die Dresdner zu Tiſche. Ein anſehnlicher Theil derſelben hat die katholiſche Kirche in die Schanze geſchlagen, und die Befriedigung genannten Sinnes durch ein Frühſtück in den zahlreichen Reſtaurationen ſich bereits früher angelegen ſeyn laſſen.

Des Sonntags ſpeist man in der Regel etwas früher, als gewöhnlich, um den Nachmittag zu verlängern. An Wochentagen dinirt der Handwerksmann um zwölf Uhr, der Beamte um ein Uhr; die Ariſtokratie, welche weniger arbeitet und daher weniger Appetit verſpürt, noch ſpäter.

Ich komme zum Nachmittage. Ein heitrer Sonntag-Nachmittag findet Elbflorenz ſehr verödet:

Aus niedriger Häuſer dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetſchender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind ſie alle an's Licht gebracht.

Wer zählt aber die Abzugskanäle, groß und klein, welche die Elb-Florentiner dieß- und jenſeits des ſchönen Elbſtroms, im Thale und auf den Bergen gaſtlich aufnehmen? Um nicht allzu weitläufig zu werden, beſchränke ich mich auf die drei Haupthafen: den Großen Garten, das Linke'ſche Bad und den Weinberg des Lord Findlater.

Da kann man denn deutlich erkennen, daß ſich an Tagen des Herrn die Demokratie hinſichtlich der Ariſtokratie in bedeutender Avantage befindet. Während in Wochennachmittagen Bürger- und Beamtenſtand in Werkſtätten vergraben, hinter Gittern und Akten verſchanzt, ihr täglich Brod verdienen, promenirt die haute-volée behaglich die geräumigen Spaziergänge der obengenannten Vergnügungsorte auf und ab; Sonntags hingegen, die Uebermacht der Gegnerin erkennend, macht ſie freiwillig Platz und zieht ſich in beſchauliche Einſamkeit auf ihre Villen und Sommerwohnungen zurück. Aus derſelben Taſſe aber, die Tags zuvor von hochadlichen Lippen geweiht worden, ſchlürft des Sonntags die Bürgersfrau mit vieler Behaglichkeit ihren Kaffee.

Dieſer Sieg des demokratiſchen Elements trat beſonders zur Zeit der Revolution 1830 auf dem Linke'ſchen Bade hervor. Als noch Charles Dix wohlbehalten in den Tuillerien ſaß, ſaß auch die Dresdner Nobleſſe wohlbehalten am Sonntag Nachmittag auf dem Bade; kaum daß es der kühnſte Tierspartie wagte, in der heiligen Nähe Platz zu nehmen; die Bourgoiſie aber, worunter ſelbſt mancher Doktrinär, zog ehrfurchtsvoll und reſignirend am Gartengitter außerhalb vorüber. Die Menge wiehernder Excellenzen im Hofraume reichte hin, die Dresdner Bürgerſchaft in reſpectvoller Entfernung zu halten. Da fiel Charles Dix, die franzöſiſche Pairsſchaft verlor ihre Erblichkeit und die Dresdner ihre Sonntagſitze auf dem Bade.

Als nämlich nach dem tumultariſchen 9. September 1830 im Königreiche Sachſen Alles darunter und darüber ging, ward in mehren Schneidern die volksſouveraine Idee rege, den Sonntag Nachmittag ihre Flaſche Weißbier ebenfalls auf dem Bade auszuſtechen. Sie führten dieſe Idee auch wirklich aus, faßten jedoch im Anfange beſcheiden nur in dem entfernteſten Winkel des Gartens Poſto, wo man von der Muſik wenig oder gar nichts vernimmt. Im Mittelpunkte thronte noch die haute-volée in Menge. Als jedoch die ehrlichen

Handwerker in ihrer Ferne, trotz der gespannten Aufmerksamkeit, von den schönsten Ouvertüren nicht einen Takt verstanden, sprachen sie: Wir haben unsern Conzertgroschen so gut bezahlt wie die andern Leute, laßt uns näher rücken; und sie rückten näher. Den nächsten Sonntag avancirte man noch einige Tische der Musik näher. Ein großes Beispiel weckt Nacheiferung, bald folgten den Schneidern die Nichtschneider; und in nicht langer Zeit war Noblesse und Tierspartie von den Dresdner Gewerben cernirt. Jetzt erfolgten Massenangriffe. Die gröbern Gewerbe drängten die Schneider, diese den Tierspartie, dieser die haute-volée.

Quel horrour! tönte es bei dieser trostlosen Lage der Dinge von schönen hochadeligen Lippen. Die Equipagen fuhren vor, die Damen stiegen ein, die Cavaliere folgten, und unter dem Aufspielen der Marseillaise, die damals häufig executirt ward, fuhr die Noblesse auf und davon. Sie hatte auf dem Bade ihren zehnten August erlebt, der sich von dem Pariser indeß dadurch unterschied, daß es ganz und gar nicht blutig herging, sondern höchst friedlich durch bloße Occupation einiger Tische von Bürgersleuten und man hatte wohl noch nie eine so humane Revolution erlebt.

Seitdem hat sich ein Juste-Milieu-Publikum gebildet aus dem Beamten- und dem gebildeteren Bürgerstande, der weniger gebildete hat sich aber nach Expulsion der Aristokratie wieder zurückgezogen, weil's ihm noch nicht volkssouverain genug herging. Die Poesie verlor aber, wie dieß nach jeder Revolution der Fall ist. Vergebens sucht jetzt Sonntags der Blick nach jenen zarten, unnahbaren, vornehm-schönen Frauen und Mädchengestalten der gebenedeiten Aristokratie.

Es ist übrigens sehr parteiisch, wenn man den Kastengeist dem Adel allein Schuld gibt. Der Bürgerstand ist nicht besser, wie überhaupt die Absonderungssucht allen Deutschen im Blute liegt, von Jugend auf und immerdar. Der Quartaner sieht den Quintaner, der Tertianer den Quartaner u. s. f. über die Achseln an. Dieß finden wir wieder in den hundert Abstufungen des geselligen Lebens. So mag der Schreiberjüngling, der Sonntags auf dem Bade als Guerilla (denn wie dieser stillt er aus anerkennungswerthen Gründen seinen Appetit mit Cigarren) hoffärtig auf und absteigt, von dem Großen-Garten-Publikum, wo die Demokratie um einen Grad reiner ausgeprägt ist, Nichts wissen, weil es ihm da „zu gemischt" hergeht.

Das Linkesche Bad liegt ungefähr zehn Minuten von der Neustadt an der Elbe. Der Garten ist geräumig und die Lage angenehm. Im Vordergrunde der sanfte, glatte Spiegel der Elbe. Darüber hinaus in der Ferne die blauen Wolken der Böhmischen Gebirge. Zur Linken

die Loschwitzer Weinbergkette mit ihren vielen freundlichen Villen und Lusthäusern und zur Rechten Elbflorenz mit seinen Thürmen aus den Wellen der Elbe hervorsteigend. Das Musikcorps sehr vollständig, executirt prompt, das Repertoir geschmackvoll. Die Bewirthung kann trotz Revolution und Konstitution das aristokratische Blut noch nicht verläugnen, sie ist vornehm-nachlässig; das Geschirr alterthümlich, das heißt, häufig defekt und gekittet. Eßwaare und Getränke theuer und schlecht. Ein Baier würde nach dem Ersten Schluck Badebier sogleich in tiefe Melancholie versinken.

Das sogenannte Findlaters, ein Weinberg, ehedem dem Lord Findlater zugehörig, gewährt eine noch schönere Aussicht über das Elbthal als das Linkesche Bad. Die Entfernung von Dresden beträgt eine halbe Stunde und wird meist im Wagen zurück gelegt. Das Publikum ist hier um einige Grade feiner gemünzt, als das vorige. Bürgerstand findet man wenig vor, meist Beamte und Kaufleute. Die Noblesse hat hier ihre äußersten Vedetten postirt, die sich jedoch sogleich zurückziehn, so bald Demokratie im Anzuge.

Die Hauptwirthschaft des Großen-Gartens, eines umfangreichen Parks, dem Leipziger Rosenthal ähnlich, tausend Schritt von Dresden, ist, wie schon erwähnt, der dritte große Versammlungsort der Dresdner an Sonntagen. Der mittlere Bürgerstand bildet hier die Majorität.

An den genannten Orten bewegt sich das Gespräch größtentheils über Stadtneuigkeiten und Stadtklatschereien. Dem Beamten bieten die Angelegenheiten seines Kollegiums, die Familienverhältnisse seiner Vorgesetzten mannigfachen Stoff zur Unterhaltung; den Theaterabonnenten das Theater. An den Familieninteressen des regierenden Hofes nimmt der Dresdner stets regen Antheil. Politisirt wird jetzt weniger. Eisenbahngespräche sehr beliebt. Die Konversation über innere Landesverhältnisse hat der achtzehnmonatliche sächsische Landtag den Dresdnern ziemlich verleidet.

Wahrhaft schöne Frauen und Mädchen findet man fast gar nicht und erscheint je einmal hier und da eine solche Wunderblume, so gehört sie gewiß fremden Himmeln an. Sonderbar, Dresden leidet jetzt sogar Mangel an den sogenannten Stadtschönheiten, die man doch in jeder Stadt vorfindet. Fragt man einen Damenkundigen Dresdner nach den schönsten Mädchen, so ist die Antwort unbestimmt, er schwankt selbst im Ungewissen und bezeichnet höchstens diese oder jene nach individueller Ansicht. Hübsche Gesichter sind übrigens nichts Seltenes; doch ohne charakteristische Merkmale; diese verschwimmen im Genus, ohne auf dem Individuum hervorzutreten. Nur darin findet unter den

Dresdner Schönen Enſemble ſtatt, daß ſie einer blühenden Geſichtsfarbe entbehren. Die Hauptfarbe der Haare iſt dunkelbraun; Blondinen nicht häufig.

Die Dresdner Damen kleiden ſich nicht geſchmacklos; aber auch nicht geſchmackvoll. Ihre Kleidung ſitzt nicht. Ich weiß nicht, iſt es Bequemlichkeit oder Mangel an Nettigkeitſinn, aber die Kleidung hat etwas Eingemummtes, Wickelkindmäßiges, was dem ſchönſten Wuchſe jenes reizende, blumenhafte Schwanken benimmt. Dabei Krauſen, wo ſich's thun läßt. Ueberall guckt's bauſchig hervor. Ein krauſenloſer Hals iſt eine Seltenheit. Dresden iſt das Land der Krauſen.

In der Unterhaltung zeigt ſich die gebildete Dresdnerin mehr gemüthvoll als geiſtreich, doch iſt ſie nicht ohne Naivität und Mutterwitz. Die Lectüre überſchreitet, mit Ausnahme Schillers, ſelten die Novelliſten der Abendzeitung.

So wie der Abend naht, zieht die Bevölkerung Dresdens in ihr großes Hauptquartier zurück. Die Straßen der Stadt ſind belebt von den Heimkehrenden. Mancher Familienvater, bevor er „heureux au sein de sa famille“, findet es rathſam, einen Schlaftrunk in der gewohnten Taverne unter Geiſtesverwandten zu ſich zu nehmen. Doch um zehn Uhr iſt's ſo ziemlich ſchicht, und wenn der Feuerwächter in's Horn ſtößt, ſind die Straßen ſtill und verödet. —

Wohlweislich hab' ich als Aufſchrift dieſer Mittheilung geſetzt: „Der Sonntag in Dresden“ und nicht: „Ein Sonntag in Dresden“; denn ſo wie an dem beſchriebenen bewegt ſich das Leben an allen vom Kalendermann roth angeſtrichenen Sonn- und Feſttagen, Jahr aus Jahr ein, und ſelbſt die mannigfachen Revolutionen und politiſchen Stürme, welche in letzteren Jahren über Dresden dahin brauſten, haben einen merklichen Unterſchied nicht zurückgelaſſen.

Reise in Norwegen.

Von de la Boulaye.

Zweiter Artikel.

Da das Gerücht von unserer Ankunft sich in dem Thal verbreitet hatte, so erhielten wir am folgenden Tage mit Aufgang der Sonne schon zahlreiche Besuche. Ein großer Theil der Bevölkerung von Ingolstand hatte sich vor unserer Thür versammelt; sie waren Alle neugierig, Franzosen zu sehen. Ich hatte aber die Kränkung, ihre getäuschte Erwartung auf den Gesichtern zu lesen; sie glaubten wahrscheinlich, mich mit einem großen Säbel bewaffnet zu sehen und mit einem fürchterlichen Schnurrbart gleich einem wahrhaftigen Menschenfresser; ein Franzose mit einem Stock in der Hand und einem Strohhut auf dem Kopf schien ihnen wahrscheinlich seines Namens unwürdig. Die Unterhaltung begann wie die des vorigen Tages; ich mußte durch den Dollmetsch tausend Fragen über Napoleon beantworten: ob es denn wahr sey, daß seine Generale alle den Rang der Könige gehabt hätten; ob sein Sohn nicht gleich bei der Geburt zum Pabst ernannt worden wäre; ob die Engländer nicht Napoleon in einem Kerker aufbewahrten, der hundert Fuß tief in den Felsen gegraben sey, und nunmehr fälschlich das Gerücht seines Todes verbreiteten, welches einer Nation ganz würdig wäre, die Copenhagen verbrannt hatte; alle diese naiven Fragen bewiesen uns, wie weit dieser große Ruhm sich verbreitet hatte, da er selbst, wenn auch ziemlich entstellt, bis in die Central-Alpen Norwegens gedrungen war.

Wir setzten uns in Marsch nach dem Flusse hin, und folgten seinen Ufern, um zu dem Katarakt zu kommen, dessen Geräusch von Zeit zu Zeit zu uns drang, obgleich wir noch zwei Stunden davon entfernt waren. Der Strom zeigte den größten Charakter; bald dehnte er sich in weiten grünen Betten aus von ungeheurer Tiefe, bald stürzte er über Felsenblöcke, bald wühlte er sich durch stille Grotten, wo sein schwarzes Wasser unbeweglich zu schlummern schien, dann kam er schaumbedeckt wieder hervor und brüllte zwischen den Massen, die sich seinem Laufe entgegenstellten.

Bald wurden wir jedoch gezwungen, seinen Lauf zu verlassen; seine Ufer wurden unersteiglich, denn sie erhoben sich, wie eine hohe Mauer, woran eine Eidechse nicht würde haften können. Ich erstieg eine von den Seiten des Hügels, um meine Gefährten einzuholen, die vor mir gingen. Je höher ich stieg, desto weiter wurde die Scene, und die Berge wurden höher. Kahle Pics erschienen auf allen Seiten, gleichsam als Rahmen, zu dem frischen Thale. Gusta Field überragte sie alle mit seinem ewigen Schnee. Der schmale Weg schlängelte sich anmuthig durch Gärten, Rasenplätze, Hanf- und Gerstenfelder und gemalte Häuser, in jedem Augenblick durchschnitten von schnellen Flüßchen, die sich mit ihrem Geräusch und ihrem Schaume unter Grün verloren. Ein Gießbach kam vom Gipfel des Gebirges aus einer Höhe von zweitausend Fuß herab. Er bildete nicht einen einzigen Fall, sondern hundertfältige Cascaden, eine jede von fünfzehn bis zwanzig Fuß, welche aus der Ferne einer einzigen Wassersäule glichen, die unbeweglich mitten im Grünen stand. Dieser Bach wird Varroe-Elv genannt, und fließt in den Strom, den wir unter uns erblickten, wie eine glänzende Linie. Er heißt Moan-Elv, d. h. Wasser des Mondes. Er verdankt diesen Namen dem Katarakt, durch den er entsteht, und auf den wir nun losgingen. Er scheint wirklich vom Himmel zu strömen, und dieser Gedanke mußte bei den Einwohnern des Thals entstehen, da sie die hohen Seen nicht kennen, denen er entströmt. Der Pfad hing im Zickzack an dem Abhange des Berges und war kaum sichtbar. Einige unregelmäßige Spuren, bald steigend bald sich senkend, fanden wir mitten unter Haidekraut und Zwergtannen. Ich hörte lange schon ein immerwährendes dumpfes Geräusch, das mir die Nähe des Katarakts anzeigte, ohne daß ich ihn sehen konnte. Das Donnern der Wasser wurde durch das Echo vervielfältigt, und schien nun von allen Seiten zu kommen; ich war ganz umgeben von diesem furchtbaren Getöne, gleich wie die tropischen Orkane, die zu gleicher Zeit aus allen vier Punkten des Himmels blasen. So ward ich vorbereitet zu dem großen Schauspiel; das mich erwartete, und ich fürchtete schon, daß es mich nicht befriedigen würde; allein es überstieg meine kühnsten Träume. Eine Felsenwand entzog mir den Katarakt; jetzt schwand der Vorhang, und ich umfaßte mit einem Blicke die prächtigste Scene, die man sich denken kann. Vor mir öffnete sich ein Schlund ungefähr tausend Fuß tief; die Seitenwände fielen jäh ab, manchmal überhängend, schwarz wie Dinte und glänzend von einer immerwährenden Nässe; sie senkten sich unregelmäßig, von ungeheuren Spaltungen durchzogen, von dem Gipfel in Licht gebadet bis zu der Tiefe in Nacht und Dunst getaucht. Die Höhe des Abgrunds mochte ungefähr fünfzehnhundert Fuß seyn, und seine Breite zwölfhundert. Uns gegenüber waren zwei ungeheure Furchen in diese Riesenmauer ausgehöhlt; aus der Linken quoll der Fluß hervor, der alsbald keinen Grund mehr fand und nun senkrecht einen siebenhundert Fuß tiefen Fall that, und sich in eine ungeheure Schaummasse auflöste. Der Druck der Luft war so stark, daß der Dunst aus dieser ersten Spalte getrieben nicht seitwärts hinaufsteigen konnte, wie dies bei Wasserfällen gewöhnlich ist; er wurde bis zu der andern Vertiefung gedrängt,

und da er hier keinen Widerstand hatte, so stieg er wie eine weite Säule von weißem Rauch in die Höhe, füllte die ganze Tiefe des Felsens, und erhob sich noch über denselben. So sah man gleichsam zwei Katarakte, den einen herabfallend, den andern hinaufsteigend; der erstere zeichnete sich prächtig in seiner glänzenden Weiße auf den schwarzen Basaltwänden, die ihn einschlossen; der zweite, nicht minder weiß, aber unbestimmter, verbarg sie bald, oder ließ sie sehen, je nachdem der ewige Wirbelwind, der hier herrschte, ihn mehr oder minder bewegte, bald schwang er sich zu den Wolken auf in glänzenden Regenbogenfarben; bald, vom Winde niedergedrückt, umschleierte er, wie ein Nebel, den furchtbaren Anblick des Schlundes. Unten in der Tiefe herrschte eine Wasserhölle, ein unbeschreibliches Chaos aus Schaum. Die Wassertheile, welche dieses große Bassin ausfüllten, hatten keinen Augenblick Ruhe; diese ganze Masse wurde aufgewühlt von der Masse, die von oben kam. Sie kochte in ihren Ufern, wie ein wildes Meer, das einen Ausweg sucht. Da sie so durch die Luft, die sie empfing, ihr Volumen verdoppelt hatte, da sie nur noch Schaum war und noch kein Wasser, stürzte sie sich so schnell, wie die Cascade selbst, durch eine enge Spalte der Felsen, und lief fast eine halbe Stunde, gleichsam erschreckt von ihrem Sturze, ohne ihre schöne natürliche grüne Farbe wieder anzunehmen. Die ganze Wassermasse war ungefähr so stark, wie die des Rheines bei Schaffhausen, obgleich wir in der trockensten Jahreszeit uns befanden.

Man stelle sich nun vor, wenn es nach diesen schwachen Worten möglich ist, welch' ein schreckliches Schauspiel wir erblickten, und verbinde das Schrecklichste, was man jemals sah, das Entsetzlichste für die Sinne und zugleich das Betäubendste, und man wird nur eine sehr unvollkommene Idee von diesem großen Katarakt haben, den man Riukan-Fossen nennt, d. h. Nebelfall. Dies allein entschädigt für die Reise nach Norwegen. Kein anderes Land kann größeres hervorbringen; es müssen Schweizer-Alpen unter scandinavischer Breite seyn. Alle übrigen Wasserfälle in Europa sind es nicht werth, neben diesem erwähnt zu werden. Der Rheinfall bei Laufen hat dieselbe Wassermasse, aber er fällt nur sechszig Fuß hoch; in Norwegen hätte er keinen Namen. Der Niagara, von einer ungeheuren Ausdehnung, ist nicht hoch. Die Cascaden des Gotha bei Gothenburg und der Glommen bei Christiania sind nur große Sturzbäche. Ein einziger Katarakt in Norwegen ist dem beschriebenen zu vergleichen, nämlich der Voring-Fossen in der Provinz Bergen.

Indem wir vorsichtig den Rand des Abgrunds umgingen, um den Sturz von verschiedenen Seiten zu betrachten, fanden wir eine kleine Plateform des Felsens, die über dem Schlunde ragte, wie ein natürlicher Balkon für neugierige Zuschauer. Der Rand war nur vier Fuß breit, und wir legten uns, Einer nach dem Andern, auf den Stein. Unsere Führer standen hinter uns, und hielten uns bei den Füßen. Indem wir den Kopf über den Rand hinaus legten, sahen wir uns über dem Abgrund schweben. Wer in dieser Lage keinen Schwindel empfand, darf annehmen, daß er für immer davon befreit seyn wird; ich habe nie etwas Schrecklicheres gesehen, als diesen großen,

kochenden Keſſel, der in ſeinem ewigen Zorn ſeine Granitwände peitſchte und zu verſchlingen drohte. Der Krater eines Vulkans, voller Laven, gibt nur eine unvollkommene Idee davon; es war das lebendigſte Bild der Hölle, d. h. einer immerwährenden Qual und einer unauslöſchlichen Wuth. Jeder Körper, der in dieſen Schlund hinabgeworfen wurde, war ſogleich in Atomen und unkenntlichen Theilchen zerſtückt, wie Leinwand oder Wolle unter den Hämmern einer Papiermühle. Um längs dem Abgrunde zu dem hohen Gipfel zu gelangen, von dem das Waſſer ſich herabſtürzt, verfolgt man einen ſehr gefährlichen Pfad, von dem ich einem Jeden abrathe, nachdem ich ihn ſelbſt zurückgelegt; der Maler folgte mir, der Offizier blieb zurück. Kaum hatten wir hundert Schritte gemacht, als wir unſere Schuhe ausziehen mußten, um uns mit den Zehen in den Felſenritzen anzuhalten, die nur einige Zoll Breite hatten.

In dem Augenblicke, als wir uns mit den Händen an einige ſpärliche Geſträuche hielten, auf einer glatten Wand von einer Neigung von fünf und vierzig Graden, da dachte ich an meine Mutter, und bereute es, ſo weit vorgegangen zu ſeyn; aber die Gefahr war zu groß, um denſelben Weg hinabzuklimmen. Wir mußten bis zu einem beſſeren Pfade hinaufklettern, und dann glaubten wir genug für unſern Ruhm gethan zu haben, und kamen an den alten Platz zurück. Sobald wir das flache Erdreich unter unſern Füßen ſpürten, empfanden wir die Freude des Schiffers, der dem Sturme entkam. —

Dieſer Pfad heißt der Marienweg. Er hat ſeine Sage, wie die meiſten gefährlichen Pfade der Alpen.

Ein Mädchen aus Guſta-Thal war die Braut eines Schäfers aus den oberen Thälern; die Liebenden mußten, um ſich zu ſehen, über dieſen gefährlichen Weg klettern, und damit die Gefahr wie ihre Liebe gleich ſey, legten ſie ihn, Eins um das Andere, zurück, wenn ſie zum Stelldichein gingen. Als Maria einſt lange den jungen Schäfer vergebens erwartet hatte, entſchloß ſie ſich, den Pfad zurückzulegen, obgleich es dieſes Mal ihre Reihe nicht war. Wie ſie an den ſchwierigſten Punkt des Paſſes gekommen war, gewahrte ſie ihren Geliebten, einem Bären gegenüber, der, mit ſeinen Krallen an dem Felſen hängend, feſt entſchloſſen ſchien, die Paſſage nicht frei zu geben. Alle drei ſahen ſich eine Weile unverrückt und ängſtlich an, wie Leute, welche es wiſſen, daß ihr Leben nur an einem Faden hängt. Der Bär entſchied ſich zuerſt; er langte mit der einen Tatze vorwärts, dann mit der andern, und näherte ſich dem jungen Menſchen, um ihn durch ſeine Maſſe hinunter zu drücken, dieſer aber zog ſein Meſſer, und, indem er ſich mit der einen Hand an einem Heidelbeerbuſch feſthielt, ſtieß er mit der andern nach ſeinem Feind. Der verwundete Bär machte einen Satz, der ihn in den Abgrund hinabgeſchleudert haben würde, aber ſeine Krallen waren in den Felſen gefahren und dort ſtecken geblieben. Er riß ſie heraus, und ſtürzte ſich nach der Seite, wo Maria ſtand. Umſonſt wollte die Unglückliche fliehen, umſonſt heftete ſie ſich an den Felſen, und ſchrie laut, um das wüthende Thier aufzuhalten; der Bär kehrte ſie weg

von seinem Pfade, als wäre sie ein Strohhalm gewesen. Ich schäme mich fast, zu sagen, daß der junge Mensch nicht daran dachte, sich ihr nachzustürzen; er that mehr. Er tödtete den Bären, verkaufte sein Fell, und ließ für das Geld Messen für seine Braut lesen; denn dieß hatte sich noch vor der Reformation zugetragen.

Der Fall des Riukan-Fossen kommt aus einem großen See, der auf einem hohen Plateau liegt. Wenn man auf den Gipfel der Fields steigt, findet man zehn solcher Seen über einander, von denen einer in den andern fällt, und die fünf bis sechstausend Fuß über dem Ocean liegen. Bäume findet man hier nicht mehr, sondern nur Rennthiermoos und Schnee. Alle Seen wimmeln von Forellen. Um sich zu erklären, wie diese Fische hier über den Katarakten leben, muß man annehmen, daß alle Theile der Erde und des Wassers gleichzeitig bevölkert worden sind, denn es ist keine Verbindung möglich zwischen den untern und obern Bassins. Der See, aus dem sich der Riukan-Fossen ergießt, liegt dreitausend Fuß hoch über dem Meer; sein Anblick ist finster und monoton; an seinem Ufer liegen einige Häuser, und er wird von Fischern befahren, die sich sehr in Acht nehmen, der Mündung sich zu nähern. Schon eine Viertelstunde oberhalb des Falles ist die Strömung so heftig, daß man ihr unmöglich widerstehen kann. Jedes Schiff, welches bis dahin gerathen würde, wäre unwiderbringlich verloren, da die Felsen von beiden Seiten ungeheure Zacken bilden.

Es sind drei Jahre, als zwei Schiffer auf dem See fuhren, und sich der leichten Strömung überließen; sie hatten abgemacht, abwechselnd zu wachen, aus Furcht, sich dem Sturze zu nähern, aber der Eine, dessen Reihe zu wachen war, ward schläfrig, und der Andere erwachte plötzlich durch die heftigere Bewegung des Schiffes, und bemerkte, daß es zu spät sey, es aufzuhalten. Die am Ufer Stehenden sahen, wie er im unwillkürlichen Zorn sein Ruder erhob, um den Unbesonnenen zu erschlagen, dessen Schlummer ihr Verderben herbeiführte. Ich hoffe, daß Gott ihm diese böse Handlung vergeben haben wird. Er hatte nicht Zeit, sie zu bereuen; das Schiff trieb davon, wie ein Pfeil. Einen Monat nachher fand man einige Trümmer gemalten Holzes in dem See von Tind. Man dachte nicht daran, die Körper zu suchen.

Prattleton.

Being a Chronicle of the Doings of the Inhabitants of a Small Town.

I. Introduction
II. Prattleton Society
III. Prattleton Business
IV. Prattleton Politics
V. Prattleton Religion
VI. Prattleton Education
VII. Prattleton Amusements
VIII. Prattleton Sports
IX. Prattleton Characters
X. Prattleton Humor
XI. Prattleton Gossip
XII. Prattleton Scandal
XIII. Prattleton Tragedy
XIV. Prattleton Comedy
XV. Prattleton Farce
XVI. Prattleton Melodrama
XVII. Prattleton Opera
XVIII. Prattleton Concert
XIX. Prattleton Lecture
XX. Prattleton Sermon
XXI. Prattleton Prayer-meeting
XXII. Prattleton Revival
XXIII. Prattleton Camp-meeting
XXIV. Prattleton Picnic
XXV. Prattleton Excursion
XXVI. Prattleton Fair
XXVII. Prattleton Bazaar
XXVIII. Prattleton Ball
XXIX. Prattleton Party
XXX. Prattleton Wedding
XXXI. Prattleton Funeral
XXXII. Prattleton Cemetery
XXXIII. Prattleton Epitaph
XXXIV. Prattleton Conclusion

unſerer Felder, unſerer Wiſſenſchaften grünen und blühen, und jede ſelbſt kleine Stadt Deutſchland's iſt ein Feuerheerd deutſcher Bildung, deutſcher Sittlichkeit. Und darin beſteht unſer Vorzug, unſere Kraft, unſere Uebermacht und — Ruhe.

Weimar's Konſtitution iſt eine der älteſten im deutſchen Bunde. Wenn die Konſtitution die Blüthe des öffentlichen Lebens, bürgerlicher Bildung und edlen Gemeinſinnes ſeyn ſoll; ſo war es gewiß nicht Fehlgriff des kunſtgeübten Gärtners*), der ſein Leben lang die Natur zu ſeinem Lieblingsſtudium gemacht hatte, daß er das edle Pfropfreis auf alternden Stamm geſetzt hatte. Aber der Boden war nicht empfänglich genug, der Nordwind wehte manche ſchöne Blüthe herab, die Frucht wurde keine vollſaftige, in's Leben und Wirken des geſammten Volkes übergehende. Nur die Vertreter ſcheinen wahrhaft betheiligt, wenn auch bei ſchäumendem Deckelglas ſo mancher Bürger kannegießert, und die gute Dorfzeitung in Hildburghauſen den Bauern noch ſo viele Ehrenkreuze errichtet und Sterne über ihnen aufgehen läßt. Die größere Maſſe des Volkes vermag ſich nicht über kleinliche, perſönliche Verhältniſſe zum Blicke auf das Ganze zu erheben. Selbſtliebe und Eigennutz ſind die gefährlichen Klippen, an denen die beſten konſtitutionellen Staatsflaggen Deutſchlands noch lange hängen bleiben werden. Hier konnte ſelbſt Carl Auguſt nicht durchdringen.

Eine der auffallendſten Erſcheinungen im öffentlichen Leben Weimar's iſt dagegen die große Menge geſelliger Vereine, nicht politiſcher oder ſonſt allgemeiner Natur, ſondern zutraulicher Unterhaltung und gemeinſamer Freude. Das größere Ganze der Stadt hat ſich hier auf ächt nationale Weiſe in kleinere Kreiſe zertheilt, und wie dieß hiebei ganz natürlich iſt, es geſellt ſich immer gleich und gleich, d. h. der Unterſchied der Stände iſt das theilende Prinzip. Wer aber in keinem der ſtädtiſchen Vereine ſich gefällt, der begibt ſich auf irgend einem der benachbarten Dörfer unter die republikaniſche Fahne der Bier-Stammgäſte. Dieſe Stammgäſte bilden nach und nach eine kräftige Kolonie, ein freies Nordamerika, nach dem ſie alltäglich auswandern.

Die älteſte und ehrwürdigſte unter allen dieſen Geſellſchaften Weimar's iſt der Verein der Stahl- und Armbruſtſchützen. Wilhelm Tell iſt ihr Schutzpatron; ſie beſteht bereits ſeit mehren hundert Jahren. Wackere Handwerker ſtifteten ſie, nicht allein zur Luſt, ſondern zu kräftiger Kampfübung. Carl Auguſt war ihr treues Mitglied, darum errichteten dieſe braven Bürger dem geliebten alten Herrn ein ſchönes Eiſenguß-Denkmal mitten in ihrem Garten, das einzige Bild des unſterblichen Fürſten, das in ſeinem Lande frei unter Gottes Himmel ſteht. Auch in dieſem Jahre feierten die Armbruſtſchützen ihr dreitägiges Scheibenſchießen, zu welchem ſie die geſammte ſchöne Welt Weimar's eingeladen hatten. Wohl ſelten erblickt man einen ſo unabſehbaren Damenflor, als bei dieſem Feſte, beiſammen. Kletterſtangen mit Bändern und Würſten geſchmückt, Karuſſells für die Jugend, Hahnenkämpfe, Lottobuden, Tableaus, Mummereien, Poſſenſpiele, Illuminationen und Feuerwerke — Alles zeugte von der ſinnigſten Anordnung, von dem freundlichen Geiſte, der die Armbruſtſchützen belebt.

Hierdurch trat denn das ſolenne Vogel- und Scheibenſchießen der ſtädtiſchen Büchſenſchützen bedeutend in den Hintergrund. Von jeher iſt dieſes eigentlich Weimar's größtes Feſt, und auf die Maſſe des Volkes berechnet. Es dauert faſt vierzehn Tage. — Die Sitte des Schießens nach dem Vogel iſt in Deutſchland wohl volksthümlich zu nennen; es gibt keine kleine Stadt, die nicht auch ihr eigenes Vogelſchießen hätte; alle Welt freut ſich das ganze Jahr hindurch ſchon im Voraus auf dieſe Genüſſe. Das Weimarer Schießen iſt aber in der ganzen Umgegend das beliebteſte, das beſuchteſte. Seine reizende Lage und Oertlichkeit ſichert ihm den ferneren Beſtand. Nicht weit von der ſtillen Ilm entfernt, in der Nähe eines duftigen, ſchattigen Wäldchens bei der Stadt, dehnt ſich eine dreifache prächtige Lindenallee aus, an deren äußerſtem Ende das geräumige Schützenhaus in elegantem Styl mit doppelter Säulenkolonnade prangt. Der ganze Platz iſt mit wohlgezimmerten Holzbuden jeglicher Form überſäet, einer kleinen Stadt, in der nun Seiltänzer, Kunſtreiter, Optiker und Kopfabſchneider, Hunde- und Katzentheater ihr buntes Weſen treiben. Schallende Muſik ertönt aller Orten. Von den kleinen Pavillons und Zelten aus überſieht man die wogende Menge. Alt und Jung, Hohe und Niedere genießen dieſelben Freuden. Selbſt der Hof verſchmäht es nicht an dem ſtaubigen Treiben der Menge einigen Theil zu nehmen. Der Handwerker unterhält ſich zwanglos mit dem hochadelichen Fräulein, der Hofjunker dagegen und die Offiziere tanzen mit den ſchönen Töchtern des Schützenkönigs und der Weimarer Nationalgarde. Luftballons, Konzerte und Feuerwerke beſchließen auch hier die Feier.

Bei den geringen Anſtalten und Mitteln, den muſikaliſchen Kunſtſinn zu beleben und zu fördern, mußte es nur allgemein als ein unerfreulicher, unharmoniſcher Rückſchritt erſcheinen, wenn kleinlicher Verhältniſſe wegen, dem einzigen Stadtmuſikus hieſigen Ortes mit ſeinem Gefolge ein ziemlich ausgedehntes Muſikprivilegium für die Stadt Weimar und deren Umgebungen ausdrücklich eingeräumt wurde. Was ſollen der ſchon im grauſeſten

*) Carl Auguſt.

Alterthume freien Kunst die Fesseln? Warum will man uns diese unschuldigste aller Freuden so spärlich, so spießbürgerlich — krämerhaft nach der Elle zumessen? Die Musik hat die Bürgerjacke der Zünftigkeit angezogen.

Dagegen scheint sich der Geschmack für die bildende Kunst immer freier und kräftiger auch bei uns zu heben. — Die dießjährige öffentliche Ausstellung der Kunstwerke, welche vom 3. September an in den geräumigen Sälen des hiesigen Kunstinstitutes eröffnet wurde, enthält eine nicht unbedeutende Anzahl vorzüglicher Werke der Malerei, Bildhauerei und Zeichenkunst einheimischer und fremder Künstler. Hervorgehoben zu werden verdienen besonders: die Märchenerzählerin von Prof. Hildebrand in Düsseldorf, ein Hirtenknabe bei seinem Frühstück von Mende in München, eine Landschaft bei stürmischem Himmel von Preller in Weimar, eine italienische Landschaft und die Ansicht des Schlosses Donnburg von Kaiser in Weimar, der Hochzeitmorgen im bairischen Hochlande von Petzl in München, endlich der Ritter Toggenburg und seine Geliebte von der Hofmalerin Louise Seidler in Weimar. In der Kreidezeichnung und im Portraitiren übertrifft Heinrich Müller in Eisenach alle übrigen Kompetenten, unter denen Fritz Nies in Jena eine ehrenvolle Stelle einnimmt. Werke der Skulptur lieferten Rauch und Tieck, David aus Paris, Straube und Angelika Facius in Weimar. Befördert wurde dieser Kunstgenuß durch die auch während der Ausstellung geöffnete nachbarliche Gemäldegallerie des Großherzogs. — Möchte doch diese edle Kunst nicht bloß in die engeren Räume der Gallerie, der Salons gebannt bleiben! Trete sie in volksthümlichen Bildungen der Skulptur, in schönen Denkmalen für Weimars unsterbliche Männer heraus in das öffentliche Leben, und befördere sie so zugleich längst bestehende Pflichten der Dankbarkeit mit ästhetischem Geschmack und der Vaterlandsliebe des gesammten Volkes.

Frankfurt, 16. Oktober.

— Das Museum in Frankfurt wurde am 16. Oktober eröffnet. Dem. Lindner sprach einen sehr langen Prolog, in welchem Einiges vom Taunus, vom Frühling und vom Herbst vorkam und in welchem Hofrath Berly, der die Leadings-Artikel der Ober-Postamts-Zeitung schreibt, beschworen wurde, sich der Poesie zu widmen und die Politik fahren zu lassen. Hofrath Berly las gleich darauf eine »Gedankenlese aus den Briefen der Rahel.« Das ist schon ein Schritt zur Poesie.

— Am 18., zur Feier der Leipziger Völkerschlacht, wird »Angelo, Tyrann von Padua,« auf der Frankfurter Bühne gegeben. Man wird wieder einsehen, daß das Beste zur Darstellung solcher Stücke fehlt, nämlich die Mittel. — Herr Becker hat das Regieamt beim Schauspiel in Frankfurt 14 Tage verwaltet. Als Tyrann von Padua erging es ihm, wie dem seligen Großmann; er schien sich nämlich in den Kopf gesetzt zu haben, er müsse bereits 14 Tage vor dem Stücke im Charakter seiner Rolle fungiren. Das gab zu heftigen Collisionen zwischen ihm und dem Kapellmeister Guhr Veranlassung, die damit endeten, daß Herr Becker erklärte, er werde nur noch den Tyrannen wirklich spielen, und dann, am 18. Oktober, als die Verbündeten auf dem Leipziger Schlachtfelde sangen: »Herr Gott, dich loben wir!« die Regie niederlegen.

— Theodor Mundt war mehre Tage in Frankfurt. Vollständige Aussöhnung zwischen ihm und Gutzkow.

E. —

Literarische Uebersichten.

GEDICHTE
von
Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Leipzig. F. A. Brockhaus. 1835.

Die Zueignung dieses Bandes heißt »Dir«. Man weiß nicht, Dir dem Leser, oder Dir, der Freundin, oder Dir, dem Geliebten; nach dem Inhalte der Gedichte möchte man eher Letzteres annehmen. Gräfin Ida hat den Honig der Liebe nicht aus einer Blume gesaugt; sie schwärmt im weiten Garten umher, obgleich sie nur Einen jenseits zu finden und sich durch ihn das ewige Leben zur ewigen Seligkeit zu gestalten hofft. In der That man könnte bei so vielfacher Gluth Bange bekommen, nähme die Dichterin in Zwischen-Momenten nicht wieder mit einer Portion stillen Natur oder einem Becher Kreuzbrunnen in Marienbad vorlieb. Sie bekennt, daß sie nicht wisse, wo ihr Meister gelebt, und woher ihr die Schule gekommen — weil eben der Genius vor Andern sie erwählt, müsse sie dichten ihr Leben lang »und finde im Nebel nicht Frieden.« Die Poesie scheint der Gräfin von Hahn-Hahn in Beziehung auf die Schule keine Mühe zu machen, denn sie schwebt hoch über allen Formen in einer licentia plus quam poëtica. Wenn zu ihrem ländlichen Asyle eine so holperige Straße führt, wie zu ihren poetischen Gedanken, so kann die Dichterin ungestört ihren Träumen nachhängen; den Wanderer und den Deklamator möchte ich kennen, der diese Straße betreten und diese Verse lesen würde, ohne zwanzigmal zu straucheln und am Ende, weit noch vom Ziele entfernt, umzukehren.

DIE MUTTER AN DER WIEGE,
nebst Wiegenliedern.
Von
Carl Blumauer.
Altona, bei Carl Aue.

— * Die Ausführung dieser Schrift geschieht in vier Abschnitten: 1) des Weibes Schönheit und Liebe, 2) das Weib als Gattin, 3) das Weib als Mutter und Hausfrau, 4) Die Mutter an der Wiege. Der Zweck ist zart aufgefaßt, die Ausführung im Einzelnen ist nicht durchaus ebenso folgerecht. Die Darstellung geht durch eine Auswahl poetischer Stücke verschiedener Schriftsteller; Blumauer gesellt zu seinen eigenen Geistes- und Gemüths-Blüthen Göthe, Schiller, Raupach und Shakespeare. Es ist schwer, das niedlich ausgestattete Werkchen in die Hände junger Frauen zu geben, weil es nicht überall Probe hält. Schade, daß der Hauch, welcher nach des Verfassers Absicht das Ganze durchwehen sollte, nicht so gehalten ist, wie die empfindlichen Blumenblätter, die er berührt, es erfordern.

— Bei Hoffmann und Campe erscheint in einigen Tagen: Ueber die romantische Schule, von H. Heine. Der Verfasser soll sich darin für die sogenannte »junge Literatur« erklären.

Musik.

Ein polnischer Virtuose auf der Violine, Herr v. Poznanski, macht in Paris Aufsehen, und begibt sich nach London.

— Spontini soll seine „Agnes von Hohenstaufen" für den nächsten Karneval endlich beendigt haben.

Theater.

Stuttgart, 21. Okt. 1835.

* Das recitirende Schauspiel hat im Verlaufe des Monats drei neue Stücke in die Scene gebracht. Einmal: „Haß und Liebe", Lustspiel von Koch nach einer Erzählung von Zschokke. Es liegt im Gange der Welt, daß sich Haß in Liebe und Liebe in Haß verwandelt, nach dem alten Gesetze, daß sich Extreme berühren; es ist eine Alltäglichkeit, die wir nicht auf der Bühne suchen, und — wenn wir sie da finden — so läßt es eben durchaus keinen Eindruck zurück. — Sodann: „Herr und Sklave", Trauerspiel in einem Akte von Zedlitz. Die edle Sprache des Dichters, der ergreifende Eingang, der Schauder erregende Fortbau geben dem Zuschauer Hoffnung auf einen tüchtigen Schlußstein, der dem Gebäude eingefügt seyn soll, — aber, wenn wir mit bebender Brust und zitternden Knien am düstern Mauerwerke hinaufgeklettert sind, so ist es, als ob das Dach heruntergeschlagen würde, eine ganz fremde Gestalt streckte den Kopf hervor, und getäuscht lassen wir die Glieder sinken, und fallen unbefriedigt herab, um langsam und bequem Athem zu holen. Entwürdigende Behandlung reizt den Sklaven zur Rache. Er hat sein Opfer, die Gattin seines Herrn, in den Armen, und zuckt den Dolch nach ihr, und sein Gebieter muß durch das verschlossene Gitter, vergebens um Schonung flehend, zusehen, wie der Sklave wieder zuckt, und die Gebieterin in höhnender Umarmung umschließt. Der Sklave ändert seinen Sinn, schenkt der Herrin das Leben, und ermordet sich, bloß, weil er vergessen hat, daß er Sklave war. Fürchterlich erschütternd war Seydelmann's Darstellung der bis zur thierischen Wuth angewachsenen Rachelust des Mißhandelten. — Ferner: „Cromwell's Ende." Trauerspiel in fünf Aufzügen von Raupach. Ist in den Royalisten der Royalismus so sehr auf die Spitze gestellt, daß Einem das Benehmen der königlich gesinnten Windhams, und das, was sie Alles

Mann, der Landschaftsmaler Wilhelm Kaiser, der Bildhauer Wilhelm Rudolph, der Architekt Hermann Eggert, der Kupferstecher Wilhelm Unger, der Lithograph Wilhelm Loeillot, der Medailleur Wilhelm Wachsmann, der Porzellanmaler Wilhelm Kühn, der Glasmaler Wilhelm Ahrens, der Xylograph Wilhelm Hasselhorst, der Stahlstecher Wilhelm Schmidt, der Graveur Wilhelm Hoffmann, der Stempelschneider Wilhelm Wolf, der Kupferdrucker Wilhelm Hoffmann, der Steindrucker Wilhelm Hoffmann, der Buchdrucker Wilhelm Hoffmann, der Buchbinder Wilhelm Hoffmann, der Papierfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Tuchfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Seidenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Baumwollfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Leinenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Wollfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Teppichfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Gardinenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Spitzenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Bandfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Litzenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Quastenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Fransenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Knopffabrikant Wilhelm Hoffmann, der Schnallenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Hakenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Ösenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Nietenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Schraubenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Mutternfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Unterlegscheibenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Federfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Drahtfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Kettenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Seilfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Bindfadenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Schnurfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Strickfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Netzfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Fischereigerätefabrikant Wilhelm Hoffmann, der Angelfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Köderfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Fischfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Vogelfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Hundefutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Katzenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Pferdefutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Rinderfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Schweinefutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Ziegenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Schafsfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Kaninchenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Meerschweinchenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Hamsterfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Mäusefutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Rattenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Eichhörnchenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Igelfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Maulwurffutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Fledermausfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Eulenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Storchenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Reiherfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Kranichfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Schwanenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Gänsefutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Entenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Hühnerfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Truthahnfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Perlhuhnfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Fasanenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Rebhuhnfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Wachtelfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Taubenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Papageienfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Kanarienvogelfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Wellensittichfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Nymphensittichfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Unzertrennlichenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Agapornidenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Loriidenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Kakadufutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Aras

Mann, der Landschaftsmaler Wilhelm Kaiser, der Bildhauer Wilhelm Rudolph, der Architekt Hermann Eggert, der Kupferstecher Wilhelm Unger, der Lithograph Wilhelm Loeillot, der Medailleur Wilhelm Wachsmann, der Porzellanmaler Wilhelm Kühn, der Glasmaler Wilhelm Ahrens, der Xylograph Wilhelm Hasselhorst, der Stahlstecher Wilhelm Schmidt, der Graveur Wilhelm Hoffmann, der Stempelschneider Wilhelm Wolf, der Kupferdrucker Wilhelm Hoffmann, der Steindrucker Wilhelm Hoffmann, der Buchdrucker Wilhelm Hoffmann, der Buchbinder Wilhelm Hoffmann, der Papierfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Tuchfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Seidenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Baumwollfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Leinenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Wollfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Teppichfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Gardinenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Spitzenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Bandfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Litzenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Quastenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Fransenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Knopffabrikant Wilhelm Hoffmann, der Schnallenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Hakenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Ösenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Nietenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Schraubenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Mutternfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Unterlegscheibenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Federfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Drahtfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Kettenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Seilfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Bindfadenfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Schnurfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Strickfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Netzfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Fischereigerätefabrikant Wilhelm Hoffmann, der Angelfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Köderfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Fischfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Vogelfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Hundefutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Katzenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Pferdefutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Rinderfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Schweinefutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Ziegenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Schafsfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Kaninchenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Meerschweinchenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Hamsterfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Mäusefutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Rattenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Eichhörnchenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Igelfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Maulwurffutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Fledermausfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Eulenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Storchenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Reiherfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Kranichfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Schwanenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Gänsefutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Entenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Hühnerfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Truthahnfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Perlhuhnfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Fasanenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Rebhuhnfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Wachtelfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Taubenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Papageienfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Kanarienvogelfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Wellensittichfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Nymphensittichfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Unzertrennlichenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Agapornidenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Loriidenfutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Kakadufutterfabrikant Wilhelm Hoffmann, der Aras

Bellini's Tod.

Ein fürchterliches Gerücht verbreitet sich seit einiger Zeit über den Tod Bellini's. Der außerordentlich schnelle Verlauf seiner Krankheit, sonderbare Vorsichtsmaßregeln und unüberlegte Redensarten haben einen Verdacht erregt, der aufgeklärt werden muß. Die Trauer um den Verlust des jungen Componisten würde noch schwerer werden, wenn sich die Thatsache bestätigte, daß er vergiftet worden sey.

(Gaz. d. Salons.)

Der General Allard.

In diesem Augenblick erregt Niemand so großes Aufsehen in Paris, als dieser General. Alle Lorguetten, alle Augen sind auf ihn gerichtet. Allard herrscht in diesem Augenblicke durch die Macht der französischen Kriegskunst über das weite Lahore. Er ist Generalissimus der Armee des Runjet-Sing, der Kaschemirischen Majestät. Ueberall hört man nur von der Urbanität des Generals und von der Pracht der Kaschemire, die er auf die königlichen Schultern der französischen Prinzessinnen ausgebreitet hat. Bis jetzt weiß man aber noch nicht, was Louis Philipp dem General als Gegengeschenk darbringen werde.

Allard ist fünfzig Jahre alt, sein Wuchs ist mittel, sein Gesicht schön; man findet darin einen Ausdruck von edlem Stolze. Beim ersten Anblick wird man von dem asiatischen Typus überrascht, der in seiner Physiognomie sich kund gibt. Er drückt sich zierlich und bestimmt aus, obgleich er stark accentuirt, sein Organ ist angenehm, seine Worte athmen Bescheidenheit.

Er gefällt sich darin, von den entfernten Ländern zu sprechen, die er bewohnt; immer bemerkt man in seinen Erzählungen mehr die Gefälligkeit, seine Zuhörer zu unterhalten, als jene Eigenliebe, die den Reisenden so gewöhnlich ist; dabei fühlt man sich innig überzeugt, daß er nur die Wahrheit spreche. Im J. 1815 verließ Allard Frankreich, und reiste durch Egypten, den Isthmus, Persien und Kabbul.

Der General ist mit einer Verwandten Runjet-Sing's verheirathet, die er während seines Aufenthaltes in Paris in Saint Tropez im Var-Departement, wo er geboren ist, zurückgelassen hat. Sie wünscht sehnlich, nach Indien zurückzukehren. — Die europäischen Sitten beleidigen ihre religiösen Ideen.

Nur mit vieler Mühe hat Runjet-Sing seinem General die Erlaubniß ertheilt, nach Frankreich zu reisen, das dem alten Krieger nach so langer Abwesenheit noch immer theuer geblieben war.

Man sagte uns, daß General Allard manchmal europäisch gekleidet ginge; wir sahen ihn jedoch nur im orientalischen Costüm; es soll ihm schon begegnet seyn, die Truppen des Sultans von Lahore in französischer Generals-Uniform zu commandiren. Vor einigen Tagen wohnte er einer Vorstellung der Oper bei in einer Baignoire des Herzogs von Choiseul. Sein Bart ist acht Zoll lang, an der Wurzel schwarz wie Kohle, ungefähr zwei Zoll, dann immer weißer, bis er zuletzt glänzend

weiß wird. Sein weiter Dollman von carmoisinrother Seide und dessen reiche Verzierungen erregten besonders die Aufmerksamkeit der jungen Tänzerinnen, die mit dem Finger nach ihm zeigten, ihn anlächelten und ihm Grüße zuwarfen, die er wohlwollend erwiderte; wahrscheinlich riefen sie ihm die himmlischen Bajaderen Hindostan's in's Gedächtniß. Man gab den Aufruhr im Serail, dessen orientalischer Zuschnitt ihn erfreute. Sein großer Bart scheint ihm beschwerlich zu seyn, er hindert die freie Bewegung des Kopfes; beim Essen theilt er ihn und befestigt eine jede Hälfte über dem Ohre.

In einigen Monaten will er nach Lahore zurückkehren. Er kam hauptsächlich deßhalb nach Frankreich, um seine Kinder erziehen zu lassen und seinen Verwandten eine beträchtliche Summe zu schenken. Ein Sklave seines Worts, will er jedoch Runjet-Sing nicht verlassen.

Er scheint mit unserer Civilisation zufrieden zu seyn, lächelt jedoch über unsern sogenannten Luxus, den er die Misere des Occidents nennt, wenn er ihn mit dem vergleicht, was er in Indien gesehen.

Der General hat Kanonen für seine Armee in Frankreich gießen lassen, und eine Anzahl von Leuten engagirt, die das Kugelgießen verstehen, um sie in Lahore zu beschäftigen.

Das Veilchen.

In Paris ist im Oktober alles voller Veilchen. Dies Blümchen erscheint dort, wenn alle Blumen bereits ihr Lebewohl sagten. Es ist die Blume der Reichen, die Blume der Armen; die Grisette schmückt damit ihr Corsett; die Dame steckt sie in ihren Gürtel.

Ueberall werden Veilchen ausgeboten; im Palais-Royal, auf dem Boulevard, auf den Brücken, in den Straßen. Ueberall tritt uns das holde Blümchen entgegen; es verfolgt uns in den Omnibus und in das Theater und spricht:

„Nimm mich!“ —

„Ich bin frisch und duftig; ich bin sanft und heiter; ich bin ein Bild des Lenzes im Herbste; ich bin Königin, wenn die Rose ihre Herrschaft niederlegte; kaufe mich um einen Sou!“

„Mich friert; erwärme mich in deinem Busen. Ich bin das Sinnbild der Bescheidenheit, so wie auch der Dankbarkeit; denn ich erfülle den Busen, der mich erwärmt, mit Wohlduft!“ —

Welch' ein reizendes Liedchen könnte man von dem Veilchen singen, von dem was es selbst zu uns spricht in seinem süßen Hauche! —

Mußte ja diese zarte Blume selbst auch historische Bedeutung nach Napoleons Rückkehr von Elba erhalten. Ludwig XVIII. sagte eben so fein als liebenswürdig:

„La violette est comprise dans l'amnistie!“ —

Gesundheitspflege.

Polenta-Chocolade, von dem Pharmaceuten Cadet-Gassicourt verfertigt, wird in Paris jetzt häufig getrunken. Sie ist besonders für Brustübel empfehlenswerth.

Komische Gerichtshändel.

Der Gerichtsdiener ruft: Adelaide Moscau, genannt la Moskowa!

Eine Frau mit einem grauen Schnurrbart, die einem alten bärbeißigen Invaliden gleich sieht, tritt vor, und legt ihre Hand, zum militärischen Gruße, an ihre Haube. „Mit Verlaub, Herr Präsident," spricht sie, „ich heiße Blanchard. La Moskowa ist nur ein Zunamen, den man mir gab, weil ich mit dem gewissen Jemand in Moskau gewesen bin, als ich noch beim 4ten Armeecorps stand, jetzt bin ich verabschiedet; ich handle mit kleinen Kuchen." (Man lacht.)

Der Präsident. Ihr seyd grober Thätlichkeiten gegen die Person der Frau Dumanet beschuldigt.

La Moskowa. Thätlichkeiten? Daß ich nicht wüßte. Ich weiß von nichts, als von meiner Waare, die ich schon seit zwanzig Jahren vor dem Ambigu-Theater feil halte.

Die Frau Dumanet. Aber das verhindert Euch nicht, arme Leute zu mißhandeln; wie Ihr mich z. B. eine Diebin geheißen habt, und dabei einen Faustschlag auf den Magen versetztet. (Man lacht.)

La Moskowa. Warum habt Ihr mir auch gesagt, daß mich meine Kuchen nur einen Griff und ein wenig Angst kosteten?

Der Präsident. Wenn gleich! Eure Aufführung bleibt dennoch strafbar. —

La Moskowa (weinend). Strafbar? Ich? ein altes Soldatenweib?

Der Präsident. Immerhin! das gibt Euch nicht das Recht —

La Moskowa (immer weinend). Die zwanzig Jahr beim Militär gestanden —

Der Präsident. Ihr hattet Unrecht. —

La Moskowa. Die von der ganzen großen Armee gekannt ist — (Allgemeines Gelächter.)

Der Präsident. Die arme Frau hier klagt aber, daß Ihr sie mißhandelt. —

La Moskowa (ganz in Thränen zerfließend). Die unter dem Marschall Ney gedient hat! —

Das Tribunal schien Rücksicht auf die langen Dienste der Beklagten in der großen Armee zu nehmen, und verurtheilte sie nur zu drei Franken Geldbuße. Die Zuschauer geben Zeichen der Zufriedenheit.

La Moskowa (grüßt militärisch). Schönen Dank, meine Herrn, der liebe Gott beschütze sie! —

Vermischtes.

In Venedig ist der talentvolle Tenorist Cittadini mit Tode abgegangen.

— Manzoni, der berühmte Verfasser des Romans „I promessi sposi", hat sich durch einen Sturz vom Pferde so bedeutend beschädigt, daß man für sein Leben fürchtet.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Das Modebild der vorigen Lieferung, das bereits dort erklärt wurde.
2) Eine Ansicht von St. Cloud.
3) Ein Lied von Rückert, von Meyerbeer komponirt.

Die Abbildungen des Kannstadter Volksfestes und der Münchener Oktoberfeier werden nächstens folgen.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 5. 28. Oktober. 1835.

Kunst.

München. Seit einigen Tagen zieht das restaurirte Isarthor die Vorübergehenden sehr zahlreich an. Das Hauptgemälde stellt den Einzug Kaiser Ludwigs in München nach der siegreichen Schlacht bei Ampfing dar; in den Rosetten über den Durchgängen für die Fußgänger, ist die heilige Maria mit dem Kinde und der Landespatron St. Benno auf Goldgrund gemalt. Die Komposition ist von Herrn Neher aus Stuttgart entworfen, und unter Mitwirkung der Herren Bruckmann und Kögl ausgeführt. Rechts und links an dem Hauptthore befinden sich zwei Statuen: St. Georg und St. Michael von Herrn Professor Eberhardt komponirt und modellirt. Die Wappen, welche an den Thoren als Erinnerung an jene, welche an der Schlacht bei Ampfing vorzüglich Antheil nahmen, angebracht sind, malte der in dieser Art von Malerei besonders gewandte Künstler Helldobler, und die Restauriruna des Thores selbst wurde unter der Leitung des Herrn Professor Gärtner ausgeführt.

Journalistik.

Man meldet aus Berlin, daß Theodor Mundt vom neuen Jahre statt W. Alexis, die Redaction des Freimüthigen übernehmen werde.

— H. Laube soll — wie es heißt — statt Dr. Köchy die Mitternacht-Zeitung redigiren.

— Von Dr. Elsner's Befreiungskampf der nordamerikanischen Staaten (Stuttgart, Scheible) heißt es im „Eremiten“:

Bis jetzt liegen uns zwei Lieferungen von diesem neuen Unternehmen der thätigen Verlagshandlung ver. Wir können dieß Unternehmen empfehlen, und da wir bereits eine Probe daraus mittheilten, vermögen unsere Leser selbst zu urtheilen, in welchem Tone und Geist Herr Elsner seinen Gegenstand auffaßte.

— Der Freimüthige bringt eine sehr lobende Recension des Handbuchs der Mythologie von Herrn Dr. Vollmer, das hier in der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung erscheint. Auch wir haben unsere Leser bereits auf dieses tüchtige Werk aufmerksam gemacht.

Theater.

In Berlin gefällt ein neues Quodlibet: „Der Kapellmeister und die Prima Donna, nach dem Italienischen von Carl Blum. Da diese Gattung stets beliebt war, so ist es uns nicht einleuchtend, daß die treffliche: Prova d'un Opera seria von Guecco noch nicht übersetzt wurde. Guecco, ein junger Komponist, hatte eine ernste Oper geschrieben, die durch die Intriguen der Künstler Fiasco machte. Aus Rache schrieb er die Prova, die das Treiben jener Herren und Damen meisterhaft persiflirt. Sie spielen sich nun selbst und gefallen sich und dem Publikum darin.

— Herr Rott, Schauspieler des Berliner Hoftheaters, hat einen zehnjährigen Contrakt daselbst unterschrieben.

— Vor einiger Zeit ereignete sich in E. bei Danzig der unerhörte Fall, daß ein ehrgeiziger Schauspieler, welcher in der letzten Scene eines Stückes nicht mehr beschäftigt war, seinen Mantel umwarf, in das Parterre ging, und sich dort mit überlauter Stimme bemühte, sich selbst herauszurufen; die Intrigue wurde jedoch von einigen Zuschauern entdeckt, und der Schauspieler ausgezischt.

Musik.

Das Musikfest in Halle am 20. bis 23. October, veranstaltet vom Hrn. Universitäts-Musikdirektor Dr. Naue.

(Aus einem Schreiben aus Halle.)

Herr M.-D. Dr. Naue hat wiederholt bewiesen, daß seine Musikfest-Veranstaltungen zu den ausgezeichnetsten gehören. Auch das bevorstehende berechtigt zu ungewöhnlichen Erwartungen, denn nicht bloß ist dasselbe in innerer sowohl als äußerer Hinsicht mit großer Sorgfalt vorbereitet, sondern auch viele Künstler von ausgezeichnetem Rufe werden sich hier vereinigt sehen. Am 20., als am Vorabend des Festes, so wie am zweiten Tage desselben, d. 22., werden, außer den einzelnen Virtuosenleistungen und Operngesängen (bei welchen letztern der Name der Dlle. Vial obenan steht), zwei Symphonien von Beethoven, eine eigens für dieses Fest componirte Ouverture von Lindpaintner u. s. w. aufgeführt werden. Der Haupttag des Festes (d. 21.) ist zur Ausführung des Oratoriums Absalon von Dr. Fr. Schneider, bestimmt, und hat der verdienstvolle Componist die Direction gefälligst übernommen. Am dritten Tage des Festes (am 23.) werden wir Quartettmusik hören. Die Chöre werden ausgeführt von den zahlreichen hiesigen und mehren auswärtigen Dilettanten und Dilettantinnen, dem akademischen Sing-Verein und dem Stadtsingchore. Das Orchester wird aus der Herzogl. Dessauschen Hofkapelle und vielen andern auswärtigen Künstlern und Dilettanten bestehen.

Der Komet.

Der berühmte Astronom Herr v. Boguslawski macht folgende Notiz in der Breslauer Zeitung bekannt: Bei der weiteren Beschauung des Kometen dürfte zweckmäßig seyn, an die alte bekannte Erfahrung zu erinnern, daß dazu große Fernröhre die allerschlechtesten Dienste leisten, und um so weniger der Erwartung entsprechen, je stärker sie vergrößern. Das Gesichtsfeld wird dabei so klein, daß man vom Schweif gar nichts zu Gesicht bekommt, während die nur schwach erleuchtete Nebelhülle des Kopfes um so unscheinlicher wird, je weniger concentrirt sie sich darstellt. Ein scharfes Auge sieht unbewaffnet den Kometen schon am besten, ein schwächeres dagegen wird durch einen Operngucker noch am allermeisten befriedigt werden.

Von der Leipziger Messe.

Der Zudrang ist noch im Wachsen, obgleich viele Verkäufer, welche aufgeräumt haben, schon fort sind. — Wild ist da, und wird die Musikfreunde entzücken.

Von Sehenswürdigkeiten muß noch eines mechanischen Kunsttheaters, einer Menagerie, Kunstreiter u.s.w. erwähnt werden. — Die junge Sängerin Francilla Pixis wird erwartet. — Rappo hat großen Zulauf und erwirbt vielen Beifall. — Das Panorama von Petersburg wird allgemein bewundert.

— Der geschätzte Künstler Cornelius Suhr aus Hamburg hat seine malerische Reise um die Welt aufgestellt; von seinen Bildern zieht in unserer für die Eisenbahnen empfänglichen Zeit besonders die Darstellung der Reise von Liverpool nach Manchester auf der Eisenbahn für Menschen und Thiere an. Von noch größerem Interesse ist ein erst im Jahre 1824 vollendetes sehr deutliches und treues Panorama von Petersburg. Der Standpunkt ist von der zwischen dem großen Winterpalaste und dem weitläufigen Gebäude des Generalstabes sich erhebenden Alexander-Säule gewählt, und die ganze Darstellung trägt das Gepräge der Großartigkeit; mit vielem Vergnügen betrachtet man die tausend interessanten architektonischen Einzelnheiten, die aus dem chaotischen Gewirre der Straßen und Häuser-Massen mit Meisterhand hervorgehoben sind. Dieses Kunstwerk geht nach beendigter Messe nach Dresden, und kommt nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte nach Berlin, für welche Hauptstadt der Eigenthümer mit sehr gültigen Empfehlungen versehen ist,

während sein Kunstwerk ihn überall selbst am besten accreditiren wird; man hat keine schönere Darstellung jener Hauptstadt bisher in Deutschland gesehen.

Selbstmord.

Ein unverheiratheter Mann, ehemaliger Beamter, B. in Danzig, hatte schon mehrmals Versuche der Selbstentleibung gemacht, und war auch vor einiger Zeit um eine neue Anstellung mit der Drohung eingekommen, daß er, wenn diese Anstellung nicht erfolge, sich das Leben nehmen würde. Diese strafbare Drohung wurde ihm verziehen, indeß ließ er nicht von seinem Vorsatze ab. Vor einigen Tagen ging er mit einem Freunde Arm in Arm an der Weichsel spazieren, füllte sich die Taschen voll Steine und ersuchte den Freund, mit ihm in die Weichsel zu springen. Der Letztere bezeigte natürlich dazu wenig Lust; B. aber band seine Kriegsdenkmünze, welche er sich als freiwilliger Jäger erworben, aus dem Knopfloch, und sprang in der That, ohne daß sein Begleiter es hindern konnte, in die Weichsel und ertrank.

Wilddieberei.

Wie seltsam der Mensch um sein Leben kommen kann, geht aus folgendem Ereignisse hervor. Im Guhrauer Kreise, in Schlesien, hatte sich der Tagearbeiter Schröter im Walde hinter Schilfrohr niedergekauert, um Reifenstäbe zu schneiden. Ein anderer, als Wilddieb verdächtiger, Tagelöhner hielt ihn in der Ferne für ein Wild, gab ihm eine starke Ladung Schrot, und ließ ihn sodann hilflos liegen.

Anekdote.

Als der große Devrient nach der Darstellung des Franz Moor hervorgerufen wurde, sagte er zum Publikum: „Vorhin drückte ich aus, was ich nicht fühlte; jetzt fühle ich, was ich nicht ausdrücken kann.“

(Posaune.)

Allerlei.

Dem Herausgeber des Sonntagsblattes, Dr. Meyer in Minden, ist aus Warburg eine seltene Naturmerkwürdigkeit als Geschenk für sein Naturalienkabinet, nämlich ein Hahn-Ei, angekündigt worden. Ein städtischer Beamter und Oekonom in Warburg hatte einen Hahn, der beinahe 10 Jahr alt war, schlachten lassen. Als die Haushälterin ihn ausnahm, fand sich ein Ey in den Eingeweiden. Der äußern Form nach ist die Schale dieses Eies wie die eines jeden Huhneies, besteht also ebenfalls aus kohlensaurem Kalke mit etwas Phosphorsäure, ist aber nicht so glatt, wie die Schale eines Huhn-Eies. Das Ei hat auch nicht die Dicke wie ein Huhn-Ei, und ist nach vorne hinzu etwas gebogen. Bei dem Ausblasen desselben ergab es sich, daß es bloß eine weiche, schleimige, gelbe Materie enthielt.

— In Jena hat man in diesem Jahre mit Glück Zuckerrohr gezogen. Der Universitätsgärtner, welcher diesen Versuch machte, erhielt von 5 Pfd. Rohr 3¾ Pfd. Saft, also 15 pCt. mehr, als in Westindien, doch enthielt dieser Saft 10 pCt. weniger an Zuckerstoff.

— Am Steinberge bei Würzburg wurde ein Traubendieb, dem die Feldwache schon längere Zeit nachstrebte, erwischt. Er nahm die Begleitung derselben nach der Stadt, wohin er seinen „Kauf“ tragen wollte, ohne Umstände an. „Der 34er war gut, da ließ man mich ungeschoren — den 35er aber will ich wässern,“ mit diesen Worten entsprang der Dieb den gefälligen Herren, und durchschwamm glücklich den nahen Mainfluß.

— Eine Schrift, welche auf die Reinheit und Aufklärung der Zeit von entscheidendem Einfluß zu werden verspricht, wird von der Wagner'schen Buchhandlung in Neustadt empfohlen; sie ist von Matthison verfaßt, und führt den Titel: „Wichtige Mittheilungen langjähriger praktischer Erfahrungen und der neuesten Erfindungen in der — Seifen- und Licht-Fabrikation.“ (Dorfz.)

— Das Münchner Tageblatt enthält unter der Ueberschrift Nobel

einschenken: Bekanntlich heißt man es „nobel einschenken," wenn ein Halbmaß- oder Maßkrug gerade so viel Bier enthält, daß wenigstens noch ein Zoll fehlt, um ganz voll zu seyn. So viel ich mich erinnere, werden nach einer sehr genauen Durchschnittsberechnung im Isarkreise allein jährlich einhundert und zwanzig Millionen Maß Bier getrunken. Nimmt man an, daß ein Zoll auch nur den achten Theil einer Maß beträgt, so gewinnen die Bierschenker im Isarkreise, wenn sie nobel einschenken, die Maß Bier zu 5 kr. gerechnet, bei jeder Maß 5 Heller, die außer aller Anrechnung stehen, also zusammen dreimalhundertzwölftausend fünfhundert Gulden. —

Nach diesem Ansatze kann jedem Biereinschenker, der nobel einschenkt, sobald man nur weiß, wie viel Bier er ausschenkt, genau nachgerechnet werden, welchen großen Gewinn er auf diese noble Art sich verschafft. Was mich betrifft, so verlange ich gar nicht, daß man mir „nobel" einschenke; je „gemeiner" desto lieber! Zum „Abstreichen," oder noch lieber — „Eintreten!" —

— Für Poeten. Das Reimlexicon von Peregrinus Syntax hat Herr Brockhaus in Leipzig von 6 Thlr. auf 2 Thlr. herabgesetzt, um die Anschaffung dieses nützlichen (!) Werks zu erleichtern.

— Am 28. Sept. ward in London der neue Sheriff beeidigt, ein Israelit. Ganz London war auf den Beinen. Der Sheriff legte nach jüdischer Weise den Eid mit bedecktem Haupte auf einer hebräischen Bibel ab, und kein Spott, kein Hohn, selbst von Seiten der Geringsten im Volke, ließ sich vernehmen. So weit ist man in der wahren Humanität und Aufklärung in England! Wie weit ist man bei uns? (Der Eremit.)

— Stuttgart. Der Kapellmeister Strauß aus Wien ist mit seinem Orchester hier eingetroffen. — Marr und Raimund werden erwartet.

— Aus Lübek. Am letzten Tage des Monats August d. J. starb im 61sten Lebensjahre, am Schlagflusse, der als Schauspieler unter den Namen Ludwig Brand rühmlichst bekannte Prüske (geb. in Hamburg den 14. Febr. 1775). — Brand, schon im Mai d. J. hier angekommen, hatte die Absicht, Gastdarstellungen zu geben; doch wurden dieselben bis September verschoben. Als passionirter Jäger reiste derselbe den 1. August auf's Land, um den Hühner-Jagden beizuwohnen. Am oben genannten Tage war er gesonnen, eine Fußreise von Poggensee (dem Orte seines derzeitigen Aufenthalts), hieher zu machen. In Jägerkleidung, eine schwere Jagdtasche und eine Flinte um die Schulter hängend, von seinem schönen großen Pudel begleitet, — mit dem er noch in diesem Jahre in Riga, Reval, Königsberg, Berlin und andern Orten, in dem Melodram: „Der Hund des Aubry," Vorstellungen gegeben hatte, — schritt er munter fort, als ihn 1½ Stunde von hier, bei dem Dorfe Cramsforde, hart an der Chaussee, der Tod ereilte. Da die Besichtigung und Secirung des den Findern noch unbekannten Jägers erst am nächsten Morgen vorgenommen werden konnte, so mußte die Leiche bis dahin auf dem Felde liegen bleiben. — Die seltene Treue und Anhänglichkeit des Pudels an den Todten gewährte einen rührenden Anblick; unter lautem Winseln bedeckte derselbe die Leiche mit seinem Körper und leckte unaufhörlich das kalte, blasse Gesicht des Entseelten, als wolle er ihn dadurch in das Leben zurückrufen. — „Da lag der deutsche brave Künstler, todt, unbekannt und verlassen auf fremder Erde, ohne Theilnahme und Liebe, von keinem Auge beweint!"

— In Hannover haben dieser Tage die Land-Dragoner bei ihren Manoeuvres einen Schneider über das Gesicht geritzt, was zu sehr ernsthaften Auftritten, bei welchen Militär einschreiten mußte und Verwundungen vorfielen, Anlaß gab.

— Berlin. Im hiesigen neuen Hospital belief sich bis ult. Dezember 1834 die Zahl der darin verpflegten Personen auf 312. Die Ausgabe im gedachten Jahre betrug 15,189 Thlr. 16 Sgr. 1 Pf. Die Verpflegung einer Person kostet 44 Thlr. 26 Sgr. 7 Pf. Das Kapital-Vermögen der Anstalt betrug Ende des Jahres 1834 20,250 Thaler.

Pawla Kolowska.

Novelle.

Wie hold iſt ein Frühlingsmorgen, wenn die Sonne mit langen Purpurſtreifen den Schleier der Dämmerung durchdringt, und ſtrahlend und glänzend die ſchlafende Natur begrüßt und erweckt; wenn der erſte Hauch des Zephyrs die Blüthen ſchaukelt und ſie erſchließt, und die feuchten Perlen ihnen entfallen. Alles iſt noch ſtill, nur der frühwache Haſe hat den Raſen beſchritten, und der Geſang der Vögel beginnt und verkündet das Ende dieſer Ermattung von wenigen Stunden, worin die Natur begraben lag. Wohl der Seele, welche dieſes rührende Schauſpiel betrachten kann, um Glück und Ruhe daraus zu ſchöpfen.

Pawla, bleich und ermüdet von einer langen Nacht voll Angſt und Kummer, die ſie am Bett ihres Vaters zugebracht hatte, benützte jetzt einen Augenblick ſeines Schlummers, um an das Fenſter ihres kleinen Zimmers zu treten, und die reine Morgenluft zu athmen. — Eine ungeheure Buche bedeckte mit ihrem Schatten das gaſtliche Dach, und unweit davon ließ eine Nachtigall ihren zarten, melancholiſchen Geſang ertönen. Pawla's Herz wurde bewegt. Ihr ſchwaches Haupt neigte ſich auf ihren Buſen; ein Lächeln erſtarb auf ihren Lippen, denn der Geſang des Vogels harmonirte mit den Schmerzen ihrer Seele. —

Nachdem ſie eine Weile, in anmuthige Träume verſenkt, geſtanden hatte, ſchloß ſie das Fenſter, und ging vorſichtig in das anſtoßende Zimmer. Es war alterthümlich bekleidet mit einer ſtarken Tapete, die aber ſchon von den Würmern halb zernagt war; ſchwere Vorhänge hingen an den Fenſtern, und verwehrten dem Lichte den Eingang. Ein Bett ſtand im Hintergrunde einer finſtern Alkove; einige ſchlechte Stühle

und ein Schrank von Nußbaum machten das ganze Geräthe aus. Die Dunkelheit verhinderte Pawla, augenblicklich die Gegenstände zu sehen, die erst nach und nach deutlicher wurden. Ihre Augen hefteten sich auf eine Sanduhr, und sie sprach mit leiser Stimme: „Jetzt schläft er schon länger als eine Stunde“; dann trat sie zum Bett ihres Vaters, hob die Vorhänge in die Höhe, und betrachtete das Gesicht des Greises, das in diesem Augenblicke ihr zugekehrt lag. Sie schauderte; es war ihr, als kenne sie dieses Gesicht nicht. Kein Ausdruck belebte die Züge des Kranken; kalter Schweiß bedeckte die gerunzelte Stirne, und das fahle Weiß seiner Wangen stimmte überein mit dem Polster, auf dem sein Kopf ruhte. Sein Athem ging schwer und ängstlich, und das Mädchen bemerkte nun alle Verwüstungen, welche die Krankheit auf den Mann gemacht hatte. In fürchterlicher Verzweiflung ließ Pawla den Vorhang zufallen, rang heftig ihre Hände, und heiße Thränen stürzten hervor, um ihren tiefen Schmerz zu lindern.

Pawla hatte ihre Mutter noch sehr jung verloren; ihr Vater war untröstlich darüber, und übertrug seine ganze Zärtlichkeit auf sie. Er stammte aus einer alten Familie Polens. Seine Ergebenheit für die Sache Johann Casimir's hatte ihm die Verbannung und die Confiscation seiner Güter eingetragen. Er verließ sein Geburtsland mit seiner jungen Tochter und einer alten Dienerin, die sein Schicksal theilen wollte. Er floh nach England, und lebte dort mehre Jahre unbekannt und ruhig in der Nähe von London. Pawla war damals achtzehn Jahre alt. Sie hatte die Schönheit ihrer Mutter geerbt, eine orientalische Schönheit, welche wie die Verkörperung poetischer Träumereien erschien. Ihr Charakter war leidenschaftlich glühend, und ihre lebendige Einbildungskraft schuf ihr ein träumerisches Glück in der Zukunft. Ihre kleine Bibliothek bestand aus einigen Romanen und den Meisterwerken der dramatischen Literatur. Dort brachte sie ihre einsamen glücklichsten Stunden zu. Ihre Liebe zu ihrem Vater war ohne Gränzen, und die Zurückgezogenheit, in welcher sie lebten, trug noch dazu bei, ihre Anhänglichkeit für ihn zu vergrößern; bis dahin war ihre Einsamkeit nur durch einen einzigen Freund unterbrochen worden.

John Bulwer war einer von jenen enthusiastischen Geistlichen, die zu jener Epoche so häufig waren. Von Natur hart und streng, verachtete und verdammte er die Vergnügungen der Menschen, und fühlte sich glücklich in den Entbehrungen, die er sich auferlegte, durch das Gefühl, mehr als seine Nebenmenschen zu seyn. Sein Geist war stark, aber beschränkt, und sein Enthusiasmus war noch nie von etwas Großem oder Erhabenem bewegt worden.

Es wäre schwer gewesen, zwei unähnlichere Charaktere aufzufinden, als John Bulwer und den edlen Polen, dessen Gemüth duldsam und sanft war, und welcher der Eleganz der Sitten einen feinen Geschmack beigesellte, den der Andere verachtete; jedoch hatten, seitdem sie als zwei Nachbarn in demselben Flecken wohnten, ununterbrochene Relationen zwischen ihnen Statt gefunden. Kolowski, der durch die Verhältnisse gezwungen war, einer Gesellschaft nach seinem Geschmacke zu entsagen, empfing John, und ertrug geduldig seine schneidende Controverse und stoische Beredtsamkeit. Bulwer seinerseits schätzte mehr, als er es sich selbst gestand, das sanfte Wesen des edlen Polen, was ihn aber noch mehr demselben näherte, war die schöne und liebenswürdige Pawla, in deren stolzem und ungestümen Charakter man leicht das liebende Mädchen herausfinden konnte. Die Freundschaft, die John für ihren Vater zu empfinden schien, hätte leicht das Herz des Mädchens für ihn stimmen können, aber seine rauhen Sitten, die Bitterkeit, womit er ihr immer widersprach, die Strenge, die er ihr in den gewöhnlichsten Dingen zeigte — er wollte nämlich durch diese äußere Rauhigkeit sich vor sich selbst entschuldigen, daß er ihr einen großen Theil seiner Zuneigung einräumen mußte — kurz, seine ganze Aufführung entfernte sie von ihm, und nur mit Unwillen sah Pawla ihn stets in ihre stille Wohnung eintreten.

Ungefähr einen Monat vor dem Anfange dieser Geschichte befand sich Bulwer allein bei dem armen Kranken. Die Geduld, die dieser in seinen Leiden zeigte, die Resignation, womit er sein Schicksal ertrug, rührten den strengen Puritaner. Die Conversation hatte eine ungewöhnliche Wendung genommen, der Greis drückte seine Besorgniß aus über das Schicksal seiner geliebten Tochter, wenn er sie als schutzlose Waise zurücklassen würde. Fürchterliche Gedanken erdrückten ihn in diesem Augenblick, und seine religiöse Standhaftigkeit schien ihn verlassen zu wollen, als sich plötzlich John Bulwer erhob, und Pawla von ihm zur Gattin verlangte.

Man kann sich nur schwer die Ueberraschung denken, welche Kolowski bei diesem unerwarteten Antrage ergriff. Da er daran gewöhnt war, seine Tochter stets an seiner Seite aufwachsen zu sehen, so hatte er nicht ihre Jahre berechnet, und ein Gedanke, wie dieser, war ihm nie in den Sinn gekommen. Auch hätte ein Gatte, wie er ihn für seine Tochter gewünscht haben würde, anders seyn müssen, als John Bulwer; jedoch in diesem Augenblick ermaß er ganz den Vortheil des Antrags, und wenn gleich der Charakter des Mannes, der seinem Kinde Stütze und Schutz verhieß, seiner väterlichen Zärtlichkeit nicht zusagte, so erschien ihm doch die entsetzliche Lage, worin sein

Tod es unausbleiblich stürzen mußte, so augenscheinlich, daß er ein Seufzen unterdrückte, und die Einwilligung zu der Verbindung ertheilte.

In diesem Augenblick trat Pawla in's Zimmer, und ihr Vater theilte ihr Bulwer's Antrag mit. Das Mädchen nahm ihn nicht nur mit Kälte, sondern mit Verachtung auf. John wurde darüber im höchsten Grade verstimmt. Er verließ zornig Vater und Tochter, jedoch innerlich hoffnungsvoller, als diese wohl ahnten; denn in der That schmeichelte ihm sein Stolz vor, daß er diese Abweisung nur einem augenblicklichen Unwillen zuzuschreiben habe. Er schob daher das Ganze auf die nachsichtige Schwachheit des Vaters, und war bald mit sich einig, sogleich diese Laune zu seinen Gunsten zu wenden.

Die Verschlimmerung von Kolowski's Zustande gab ihm einen Vorwand, seine Besuche zu erneuern, und bald schien nichts verändert in dem Benehmen des Wirthes und des Gastes. Die Beleidigung, die er erfahren, hatte sein Vorhaben nicht verrückt; seine Eigenliebe ließ ihn die Frauen tief unter den Männern erblicken, und er war überzeugt, daß Pawla's Neigung im Widerspruche mit ihrer abschlägigen Antwort stand, und daß diese nur in einer augenblicklichen Launenhaftigkeit entstehen konnte. Es kam ihm wieder in den Sinn, die väterliche Gewalt für sich in Anspruch zu nehmen. Kolowski aber erklärte ihm förmlich, auf keine Weise die Neigung seiner Tochter zu beschränken, und in dieser Sache nichts als seine Einwilligung geben zu können.

Bulwer, hiedurch unzufriedener und zorniger gemacht, setzte seine Bewerbung mit mehr Hartnäckigkeit fort. Er täuschte sich selbst, und schmeichelte seinem Stolze, indem er sich heimlich vorhielt, daß es sein einziger Zweck sey, Pawla der Schande und dem Elende zu entreißen, worin sie nach seiner Meinung bei dem Tode ihres Vaters gestürzt werden müßte. Er mochte sich nicht gestehen, daß ein zärtlicheres und würdigeres Gefühl seine Schritte lenkte, denn in seinen Augen war die Liebe eine Schwäche, und er würde erröthet seyn, ihr zu erliegen.

Als inzwischen Kolowski seine Hoffnungen zerstört sah und sein Ende herankommen fühlte, glaubte er einen letzten Versuch machen zu müssen, um die Abneigung seiner Tochter zu überwinden, und ihr die Einwilligung zu einer Verbindung zu entreißen, die er selbst mehr nothwendig als wünschenswerth fand.

So standen die Sachen in Kolowski's Hause in dem Augenblick, da unsere Geschichte beginnt.

Eines Morgens erwachte der Kranke aus einem ruhigen Schlummer und fühlte sich erleichtert; er wollte aufstehen, der Tag war prächtig, und seine Tochter bat ihn, sich unter die alte Eiche zu setzen,

die inmitten ihres bescheidenen Hofes stand. Die Atmosphäre war lau und durchwürzt, die Sonnenstrahlen blitzten durch die dicken Aeste, welche ihre Köpfe beschatteten. Eine Menge Blümchen bedeckten den feinen Sammtrasen, auf welchem ihre Füße ruhten; die bunten Farben, die sie umgaben, das Zwitschern der Vögel, Alles dieses übte einen sanften und wohlthätigen Einfluß auf ihren Geist aus, und waren sie auch nicht glücklich, so waren sie doch mindestens ruhig.

Durch die Schlehdornhecken, welche die Wiese umgaben, erblickte man den Weg, der zum Dorfe führte. Plötzlich sah man Pawla ungeduldig werden, indem sie einen Schatten wahrnahm, der sich nach dem Hause hinzubewegen schien.

„Welch ein Unglück!“ rief sie, „da stört uns wieder Herr Bulwer.“

„Warum, meine Tochter,“ versetzte der Greis mit Sanftmuth, lässest Du den Eigenschaften eines Mannes nicht mehr Gerechtigkeit widerfahren, der Dich so innig schätzt? Der Augenblick ist vielleicht nicht entfernt mehr, wo Deine einzige Hoffnung die Neigung zu John Bulwer seyn wird. Wenn ich Dich damit kränke, so geschieht es nur zu Deinem Besten. Glaubst Du denn nicht, daß Deine Zukunft meine ganze Sorge erweckt; so jung, so schön, und ohne Beschützer! Pawla, ich werde ruhiger sterben, wenn Du John Bulwer's Frau wirst.“

Pawla sah ihren Vater mit einem melancholisch zärtlichen Blicke an, kniete vor ihm nieder, und antwortete:

„Mein Vater, mein guter Vater! Der Himmel ist mein Zeuge, daß Du mir das Liebste auf der Welt bist, und daß ich Dich vor Allem zufrieden sehen wollte. Du kannst es aber nicht wünschen, daß ich die Frau Bulwer's werde. Dieß ist keine eitle Abneigung, aber unsere Meinungen, unsere Empfindungen sind zu verschieden. Mein schlichter Verstand sieht nur Heuchelei und Herzensdürre in seinen Grundsätzen. Diese unschuldigen Vergnügungen, aus denen er unverzeihliche Verbrechen macht, diese unbedeutenden Zerstreuungen, gegen welche er seinen Fluch schleudert, die ewige Verdammniß, womit er uns beständig bedroht, sind das jene Principien der Duldung und Demuth, die Du mir eingeflößt, ist das jene reine Religion, jene zarte Liebe, die ich gegen alle Menschen hegen soll? Du weißt es, Vater, in welchen Grundsätzen Du mich erzogen hast; sie stehen im geraden Widerspruch mit denen, welche John Bulwer anerkennt. Ich kann ihn nicht lieben, und Du kannst es nicht wünschen, daß ich seine Frau werde.“

Der Greis erwiderte hierauf nur durch Liebkosungen. Pawla sprang freudig in die Höhe und sagte mit kindlicher Freundlichkeit:

„Fürchte nichts für mich, mein geliebter Vater, ich bin jung und gesund, und voll schöner Hoffnung. Ich kann arbeiten, um mich der Noth zu entziehen, und werde immer so viel erwerben können, als ich brauche.“

Welche Illusionen schafft sich nicht ein junges Gemüth in seinem Wunsche, unabhängig zu bleiben! Wie viel phantastische Projecte entstehen nicht in dem glühenden Kopfe voll Jugend und Hoffnung, und nehmen so leicht den Schein der Wirklichkeit an! Wäre es nicht Barbarei, mit kalten Gründen eine an Glückseligkeit so reiche Zukunft zerstören zu wollen?

Kolowski wurde durch Bulwer's Ankunft aus seinen Gedanken gerissen.

„Ich finde Euch allein,“ sagte Letzterer kalt und streng, „doch bemerke ich Unruhe in Eurem ganzen Wesen.“

Kolowski antwortete ihm nur, indem er ihn zum Sitzen nöthigte. Er wollte ihm an seiner Seite Platz machen, und dabei fiel ein kleines Buch auf die Erde. Bulwer hob es auf, warf einen Blick auf das Titelblatt, und sah, daß es Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ war.

„Ist das ein Studium, das Ihr Eurer Tochter erlaubt?“ sprach er, indem er das Buch mit Zorn hinwarf. „Sind das Bücher, die ihren Geist schmücken, die ihre Seele erfüllen sollen? Es überrascht mich nicht mehr, daß ihr Kopf mit ihr durchgeht, und sie sich eine Traumwelt denkt. Fluch diesen Werken! Würdige Erfindungen des Teufels, die ihm besser dienen, als man es glaubt! Verwünscht diese Bücher voller Abscheulichkeiten und falscher Lehren, welche den Geist von der heiligen Schrift entfernen, über die allein wir mit ganzer Kraft nachdenken sollten.“

„Ich bitte Euch um Verzeihung, mein Freund,“ erwiderte Kolowski, „ich sehe nicht, daß das Herz des Menschen durch das Lesen dieser Werke von dem Schöpfer abgewendet werde. Der Dichter, wenn er uns mit seinen Compositionen vertraut macht, erleuchtet uns und macht uns besser. Die Erzählung heldenmüthiger Thaten entflammt uns, das Gemälde mütterlicher oder kindlicher Liebe bewegt uns und läßt uns süße Thränen vergießen. Die Seele des Dichters schwebt über uns, und durchdringt uns mit ihrem göttlichen Feuer, wie die Sonne nach einem heftigen Sturme durch ihre Wärme die niedergebeugten Pflanzen wieder belebt, und wenn das Vergnügen, welches uns das Lesen dieser Werke verschafft, uns auch nicht durchaus nothwendig ist, so läßt es uns doch für einen Augenblick unsere eigenen Schmerzen vergessen. Ich glaube mehr an die allmächtige Gnade und an die Erbarmniß Gottes, als an seinen Zorn, und ich denke

nicht, daß dieser so gütige Gott uns deshalb zürnen werde, daß wir unsern Kummer zu erleichtern suchen, indem wir ihm unsere Huldigung darbringen."

Bulwer antwortete nicht; seine Aufmerksamkeit war abgezogen worden durch einen Schatten, der sich an dem Fenster zeigte. Er bemerkte, daß Pawla, mit einer Handarbeit beschäftigt und dem Garten den Rücken kehrend, nicht im Sinne zu haben schien, herabzukommen.

„Ich glaube, daß Eure Tochter mich flieht," sagte er heftig.

„Das Hauswesen erfordert ihre Gegenwart," erwiederte der Greis.

„Ein anderer Grund entfernt sie von mir," versetzte Bulwer; „ich kenne ihren hitzigen und leichten Sinn. Herr Kolowski, vor einiger Zeit bot ich Euch für Eure Tochter das Haus und den Namen eines rechtlichen Mannes an. Sie schlug es aus, und warum? Weil ihre Einbildungskraft, genährt durch gefährliche Schriften, in ihr den Gedanken keimen läßt, daß sie dazu bestimmt sey, die Heldin eines Romans zu werden, weil sie die einfachen Genüsse des wirklichen Lebens verschmäht, um sich in eine phantastische Nebelwelt zu verlieren. Was wird sie dadurch gewinnen? Einsamkeit. Ohne Zufluchtsort, ohne Vermögen, ohne Freunde wird ihre zarte und schwache Natur Armuth und Entbehrung nicht ertragen. Ihre Schönheit — denn sie ist schön, sehr schön! — ihre Schönheit wird das Herz irgend eines Herrn vom Hofe entflammen; zuerst wird sie ihn zurückstoßen, aber ihr Elend wird die Gefühle ersticken, die Ihr ihrem Herzen eingeflößt habet, und sie wird die Schande ergreifen, die sich ihr in glänzender Gestalt anträgt. Doch dies ist nicht Alles; lasset mich das Gemälde vollenden," sagte er, indem er die ungeduldige Bewegung seines Freundes wahrnahm. „Nach der Eitelkeit wird der Ueberdruß folgen, die Liebe ermattet bald, wenn sie nicht wahr und tief ist, und auch das Mädchen wird sich verändern; mit der Jugend wird ihre Schönheit dahin fliehen; Trauer und Gewissensbisse werden folgen; der Tod wird ihr entsetzlich und schrecklich erscheinen. So wird das Kind Eures Herzens in Verzweiflung stürzen, es wird denken an seine Fehltritte, an sein unnützes Leben, und die Furcht vor einem andern Leben wird seine Qualen vermehren."

„Ich danke Euch für Eure Prophezeihung," sprach Kolowski mit einem leisen aber festen Tone.

Sobald Pawla Bulwer's Stimme gehört hatte und eine unangenehme Erörterung für ihren Vater befürchtete, hatte sie sich beeilt, ihre Arbeit zu verlassen und sich nach dem Garten zu begeben. Als aber John's Worte mit ihrer ganzen Bitterkeit zu ihr drangen, hatte sie ruhig das Ende seiner Rede abgewartet. Dann trat sie mit

flammendem Gesichte vor ihn, mit dem Lächeln der Verachtung auf den Lippen und Zorn in den Augen. „Und ich danke Euch auch," sagte sie; „aber nun hört meine Worte, wie ich die Eurigen angehört habe. John Bulwer, ich zöge vor, die Schande und Verachtung zu ertragen, wozu Ihr mich eben verdammtet, und die Ihr mit einer unbeschreiblichen Barbarei meinem sterbenden Vater in einem schrecklichen Bilde darstellt. Ich würde eine solche Schande dem gräßlichen Loose vorziehen, Eure Frau zu werden." Hierauf ohne ein Wort weiter zu sagen, ergriff sie den Arm ihres Vaters, und führte ihn in das Haus.

Einige Minuten später sah man John Bulwer mit schnellen Schritten den Weg zum Dorfe hineilen. —

Pawla saß auf dem gewohnten Platze neben der Alkove ihres Vaters, um seinen Schlummer zu bewachen. Fast zwei Stunden schon schien er zu schlafen, da richtete er sich plötzlich im Bette auf.

„Gib mir zu trinken, mein Kind," murmelte er mit einer schwachen Stimme, obgleich er sich sehr dabei anzustrengen schien.

Sie nahm die Tasse, und reichte sie ihm dar, aber ein Zittern ergriff sie, als sie das Gesicht des Greises erschaute.

„Oeffne das Fenster, meine Liebe, die Luft ist erstickend."

Die Kälte der Nacht hatte Pawla ergriffen, aber dennoch hob sie die dicken Vorhänge auf, und öffnete ein Fenster. Die Nacht war prächtig, der Mond verbreitete sein Silberlicht, und seine Strahlen, indem sie in das Zimmer fielen, vernichteten den schwachen Schein der Lampe. Die Zweige der Bäume waren durch einen zu leisen Wind bewegt, der nicht im Stande war, das Athmen des Kranken zu erleichtern. Doch schien er ruhiger. Nach einigen Augenblicken machte er eine Bewegung, als wollte er etwas unter dem Kopfkissen hervorziehen. Es war ein kleines Buch in schwarzem Einband mit Silber.

„Hier, mein Kind; bis zu dieser Stunde war dieses Buch mein unzertrennlicher Gefährte; von jetzt an möge es der Deinige seyn. Pawla, es ist die Bibel Deiner Mutter."

Kolowski's Kopf ruhte auf der Schulter seiner Tochter, die nun plötzlich einen eiskalten Schweiß auf den Wangen ihres Vaters fühlte. Sie stieß einen fürchterlichen Schrei aus. Der Greis hatte zu leben aufgehört.

Zwei Tage später stieg ein Trauerzug langsam den Weg hinab, der zum Dorfe führte. Zwei Frauen folgten, die Eine jung, die Andere älter. Es war Pawla und die alte Anna, ihre Dienerin, die Kolowski zu seiner letzten Wohnung begleiteten. Das Mädchen hob ihren Schleier erst, als sie den Blick dem Sarge in das Grab nachschicken wollte. Der Gottesdienst begann, und eine heftige Bewegung

bemeisterte sich ihrer, als sie die Stimme John Bulwer's die Trauergebete sprechen hörte. Sie blieb auf den Knien, starr und unbeweglich, bis daß die erste Schaufel Erde, die auf den Sarg fiel, sie erweckte. Sie stürzte zu dem Grabe hin und rief: „Laßt mich ihn noch einmal sehen, ehe die Erde mir ihn auf immer raubt.“ Indem sie die Hände mit Verzweiflung rang, versuchte sie es, sich von der alten Anna loszureißen, welche sie hielt, und fiel dann bewußtlos in John Bulwer's Arme.

Er ließ sie in seine Wohnung bringen, die nur zwei Schritte von da lag. Hier wurde Pawla in das kleine Sprechzimmer gebracht, welches sich neben der Hausthür befand. Mit einer ihm sonst fremden Zärtlichkeit legte John sie in einen großen Lehnstuhl und ließ sie dann mit ihrer Dienerin allein, um Hülfe herbeizurufen. Nach einigen Augenblicken erhielt Pawla ihr Bewußtseyn wieder, und ihre Thränen strömten reichlich. Die tröstenden und theilnehmenden Worte der alten Dienerin hatten sie ein wenig beruhigt, und sie erhob sich schon, um fortzugehen, als Anna ihr bemerkte, sie möge sich zuvor bei Herrn Bulwer bedanken.

„Ist dieses Bulwer's Haus?“ rief Pawla erblassend.

„Ja, Du bist bei ihm,“ erwiderte dieser, der die Frage gehört hatte, „und Du bist ihm ein willkommener Gast.“

Pawla beruhigte sich bei dem zurückhaltenden und wohlwollenden Tone, den er angenommen hatte. Sie dankte ihm für seine Artigkeit und nahm es an, einige Erfrischungen aus seiner Hand zu empfangen.

„Wissen Sie wohl,“ sagte er nach einer Pause, „daß schon der Befehl ertheilt war, Ihr Haus zu restauriren und mit neuen Geräthschaften zu versehen.“

„Ich wußte es seit einigen Tagen,“ erwiderte sie.

„Es war keine schickliche Wohnung für ein junges Mädchen.“

„Ich wollte auch nicht dort bleiben.“

„Haben Sie für die Zukunft einen bestimmten Plan?“

„Ja!“

„Sie werden wahrscheinlich in der Nachbarschaft wohnen bleiben?“

Pawla erwiderte nichts, aber der ungeduldige Bulwer konnte sich dabei nicht zufrieden geben.

„Ich glaube, Ihren Vorsatz errathen zu haben. Graf Oxford ist der neue Besitzer ihres bisherigen Hauses. Er ist jung, reich und unbeweibt — für eine Romanheldin ein guter Fund!....“

„Halten Sie ein, mein Herr, lassen Sie es mich nicht bedauern, daß ich hier geblieben bin. Um mich indeß Ihren boshaften Voraus-

setzungen zu entziehen, will ich Ihnen meine Plane mittheilen. Ich verlasse dieses Dorf, und begebe mich nach London."

Der Anblick eines entsetzlichen Gegenstandes hätte keinen markirteren Abscheu in Bulwer's Zügen hervorbringen können, als diese letzten Worte. „Nach London?" wiederholte er mit einem fürchterlichen Tone. „Die Stadt des Unglücks und der Verderbniß, Neubabylon, wo man nur Verbrechen und Fluch begegnet! so jung, so liebenswerth und so schön! Jungfrau, Dein böses Geschick oder Dein Hochmuth führt Dich dahin!"

„London ist der einzige Ort, wo meine schwachen Talente Beschäftigung finden können," sprach sie voll Sanftmuth.

Bulwer erwiderte nichts; die Schnelligkeit seiner Schritte in dem kleinen Zimmer zeigte die Ungeduld, die ihn erfüllte. Endlich blieb er vor Pawla stehen, und sprach mit unterdrücktem Zorne: „Jungfrau, als ich Dich sterbend vor wenigen Augenblicken in mein Haus trug, glaubte ich nicht, daß meine Worte oder Blicke Dich verdrießen könnten; aber ich kann es nicht dulden, daß die Tochter meines Freundes einen unklugen Entschluß fasse, der für sie die traurigsten Folgen haben kann. Ich liebe Dich stark und wahrhaftig; für Dich wollte ich Fehler ablegen und Gewohnheiten verbessern. Ich war vielleicht hart und rauh in meinen Worten, aber was ich wollte, war gut: ich wollte Deine Jugend von Ausschweifungen und Armuth erretten, und deshalb habe ich Dir meinen ehrlichen Namen angeboten, den Du verweigertest. Immerhin! Um Dich zu erretten, wiederhole ich meinen Antrag."

Aus Pawla's Augen drangen Thränen. Sie drückte Bulwer's Hand, und erwiderte mit zitternder Stimme: „Ich bin dankbar für Ihre Anerbietungen, aber ich kann sie nicht annehmen. Ich würde als Ihre Frau nicht glücklich seyn. Nein, Herr Bulwer, ich kann Ihre Hand nicht annehmen."

Er stieß sie zurück, denn sie hatte seine letzte Hoffnung zerstört.

„Verflucht sey für immer die Stunde, wo ich die Schwachheit hatte, meine Blicke auf Dich zu richten. Fahre hin, und empfinde den Schmerz und die Bitterkeit, womit Du meinen Lebenskelch anfülltest. Könnte ich einst erfahren, daß Du arm, mit Verbrechen belastet, unglücklich und verlassen seyst! möge Dein Leben von Traurigkeit und Kummer überfüllt seyn, aber dann erinnere Dich daran, daß, was Dir auch begegnen möge, dieses Dach, das Du heut verschmähtest, Dir keinen Schutz verleihen wird."

Pawla ward erschüttert von seinem Zorn, und verließ das Sprechzimmer; er machte eine Bewegung, ihr zu folgen, aber sein Stolz

hielt ihn zurück. In seiner Verzweiflung warf er sich in den Lehnstuhl, den sie eben verlassen hatte, und die Nacht überraschte ihn unter quälenden Träumen.

Am andern Morgen begab er sich in Kolowski's Haus; es war leer. Er vernahm, daß Pawla und Anna am frühen Morgen nach London gereist waren.

* * *

Schon waren drei Jahre verflossen, seitdem die Waise das alte Haus verlassen hatte; schon drei Jahre lebte Pawla mit Anna in einer kleinen Wohnung in einer finstern und engen Straße der City. Früh setzte sie sich an ihre Stickrahme, die sie nur spät in der Nacht verließ. Die Einförmigkeit ihres Lebens wurde nur durch wiederholte Angst und Sorge unterbrochen. Ungeachtet ihres Muthes und ihrer Beharrlichkeit genügte ihr Verdienst nur knapp ihren dringendsten Bedürfnissen.

Ihre Wohnung bestand aus zwei Zimmern im Erdgeschosse und zwei Zimmern im ersten Stocke. Sie mußte sich entschließen, die letztern zu vermiethen. Der Zufall diente ihr unmittelbar, indem er ihr einen Miethsmann zuwies.

Ihr Gast war ein Mann, dessen Alter schwer zu ermitteln war; er schien zwischen fünf und zwanzig und dreißig zu stehen. Sein bleiches und hageres Gesicht kündigte Leiden an, seine Haare, glänzend blond, fielen schön und ließen eine breite und gewölbte Stirne sehen. Seine großen blaß blauen Augen waren voll Feuer und das Ganze seiner Physiognomie war von einem unerklärlichen Reiz. Seine Kleidung war nicht ohne Eleganz. Er hatte wahrscheinlich keine Freunde, denn Niemand kam, ihn zu besuchen; er auch ging wenig aus und wachte bis spät in die Nacht hinein. Es herrschte um ihn ein geheimnißvoller Schein, und die alte Anne glaubte, ihn in der That im Einverständnisse mit dem Fürsten der Finsterniß.

Eines Abends, als nach ihrer Gewohnheit Pawla in ihrem kleinen Zimmer saß und an ihrer Stickerei arbeitete, trat ihr Miethsmann zu ihr ein, um Licht zu fordern. Seine Augen fielen auf eine kleine Bibliothek; er ergriff eins von den Büchern und öffnete es; es war Shakespeare's Hamlet; die merkwürdigsten Stellen waren mit Noten begleitet, denn es war Pawla's höchstes Glück gewesen, die Bemerkungen ihres Vaters an den Rand zu schreiben.

„Welch' ein Meister," rief feurig der junge Mann, „welch' ein Genie spricht aus dieser reichen und wahren Dichtung! Welche frucht-

baren Keime verbreitet sie nicht in allen Herzen, und zu welcher Höhe erhebt sich der Gedanke des Dichters in dieser erhabenen Komposition! Wie zärtlich sind seine Liebesschilderungen, wodurch er die Empfindung seines eigenen Herzens zu malen scheint! Nicht bei Andern verwirklicht der Poet seine Hoffnungen, sondern er vereinigt sie alle in den Meisterwerken, die er hervorbringt."

Ein himmlisches Feuer glänzte in den Augen des jungen Enthusiasten. Zum ersten Mal begriff Pawla, wer er sey; sie errieth den Dichter. Sie erfuhr bald, daß er bei ihr so zurückgezogen lebe, um die letzte Hand an ein dramatisches Werk zu legen, das den Titel führte: „Die beiden Königinnen."

Seit diesem Abend besuchte der Dichter Pawla oft. Sie fand in seiner Unterhaltung eine glückliche Zerstreuung von dem Kummer, der sie seit lange schon drückte. Es schien, als wären ihre entschlummerten Fähigkeiten plötzlich wieder erwacht gleich verwelkten Blumen, die der Frühlingsregen wieder erhebt. Sie bemerkte mit Betrübniß, daß die lebhafte Einbildungskraft ihres Gastes seine Gesundheit angriff; seine Wangen wurden bläsſer; der Glanz seiner Augen erlosch; eine immerwährende Schlaflosigkeit überließ seinen Kopf allnächtlich den Verirrungen einer phantastischen Traumsucht.

„Ich weiß, daß meine Gesundheit sich verzehrt," erwiderte er, als sie ihm seine Nachtwachen vorwarf; „es ist aber ein Opfer, welches ich mit Freuden der Unsterblichkeit bringe, die den geistigen Theil unserer Existenz ausmacht. Der Mensch kann sterben, nicht aber Das was den letzten Athemzug überlebt. Die Gleichgültigkeit meiner Freunde macht manchmal meine Seele erstarren; dann empfinde ich eine furchtbare Leere, eine völlige Entmuthigung bemächtigt sich meiner, ich fühle meinen Enthusiasmus und das Feuer meines Geistes verlöschen, und ich bin gleich jenem Zauberer, der im Augenblicke der Beschwörung die Formel vergessen hat. Glücklicher Weise sind diese peinigenden Augenblicke nur von kurzer Dauer. Zu anderer Zeit stütze ich mich auf mich selbst, und blicke um mich; dann belebt mich das Gefühl meines Uebergewichts mit Vertrauen. Ich verachte jede Eitelkeit, ich widme mich meinen Studien, und zehre von meinen eigenen Ideen. Von der Zukunft erwarte ich den glorreichen Ruhm meiner Arbeit; ein edler Wetteifer bemächtigt sich meines Herzens; alles Gute und Wahre enthüllt sich vor meinen Augen, dann bin ich glücklich, ja sehr glücklich."

An einem Nachmittag kam er zu Pawla. Er hatte sein Drama vollendet, und bat sie, es ihm vorzulesen. Das Mädchen willigte freudig ein. Ihr Organ, voll Adel und Sanftmuth, die anmuthige

Bedeutung, welche ſie den einfachſten Ausdrücken zu ertheilen wußte, erfüllten den Dichter mit Bewunderung, und gaben ihm die Hoffnung eines vollkommenen Erfolgs.

Nachdem die Lectüre beendigt war, blickte er Pawla unruhig an, und ſagte lebhaft zu ihr:

„Sie würden Roxana ſchön ſpielen.“

Dieſe unerwartete Aeußerung frappirte das Mädchen. Nie hatte ſie noch ſo Etwas gedacht; — in einem Augenblick erregten Zweifel, Zagen, Hoffnung, Neigung vielleicht, ihr junges Gemüth. Das Mittel, aus ihrer jetzigen Lage ſich zu reißen, das Talent, das ſie ausbilden konnte, der Erfolg, der ihr entgegen glänzte, entſchieden ſie ſchnell, ihre monotone Exiſtenz gegen ein Leben voll glänzender Beweglichkeit und Begeiſterung zu vertauſchen. Sie nahm den Vorſchlag des Dichters an.

Bald wurde ſie dem Director eines der erſten Londoner Theater vorgeſtellt. Künſtler und Künſtlerinnen und die Elite der höchſten Geſellſchaft wohnten ihrer Aufnahme bei. Sie überſtieg die allgemeine Erwartung, und errang den ſchmeichelhafteſten Sieg.

Pawla gab ſich ihrer neuen Beſtimmung mit dem ganzen Feuer hin, deſſen ihre Seele fähig war. Endlich erſchien der Abend des Debuts, der Gegenſtand aller ihrer Wünſche, wie aller ihrer Beſorgniſſe. Ihr Erſcheinen auf der Scene ſicherte ihr die Huldigung der ganzen Verſammlung. Sie trug ein orientaliſches Coſtüm, welches vollkommen ihrem würdigen und ernſten Ausdrucke entſprach. Ein dunkelrother Turban mit einem prächtigen Paradiesvogel umgab ihre Stirne. Lange ſeidene Haarflechten berührten ihre Schultern, um ihre Weiße noch zu erhöhen, und ein prachtvolles Sammtkleid, mit Gold bedeckt, ſchloß ihren eleganten Wuchs ein, während ein Schleier von Silbergaze, auf der rechten Seite herunterhängend, ihr Profil gleich einem Hauch umhüllte. Pawla's Erfolg war vollſtändig. Von dieſem Augenblick an war ſie die Dame der Mode, die Schauſpielerin par Excellence. Alle Dichter ſtritten um die Ehre, für ſie zu ſchreiben; alle wurden von der Wahrheit hingeriſſen, womit ſie ihre Compoſitionen in's Leben rief.

Ich glaube nicht, daß es einen Triumph gibt, der mit dem zu vergleichen wäre, den der Beifall des Publikums im Theater bereitet. Der Dichter errichtet die Statue; das Publikum verleiht ihr das Leben.

* * *

Drei Monate waren nach Pawla's Debut verſtrichen, als zwei junge Spaziergänger in Hyde-Park nachſtehendes Geſpräch führten:

„Ich verſichere Sie, mein Lieber, daß ich keine Hoffnung habe.“

„Bah!“ erwiderte leichthin der Andere. „Liſt der Frauen; ſie ſind alle gleich. Unſere ſchöne Roxane denkt, daß ihr Widerſtand Ihre Wünſche nur mehr erregen, und Sie am Ende zu einer Heirath beſtimmen wird. Der Titel einer Gräfin von Oxford reizt die ſchöne Sultanin.“

„In der That, Buckingham, Sie ſind im Irrthum. Dieſes iſt die einfachſte, uneigennützigſte Frau, die ich kenne.“

„Immerhin, wenn's Ihnen beliebt. Sie werden mir aber eingeſtehen, daß ihre Scrupeln nichts als Kindereien ſind, denn Sie haben ja doch nicht im Sinne, ſie zu heirathen!“

Eine lebhafte und ſtolze Bewegung des jungen Menſchen antwortete verneinend auf Buckingham's Fragen.

„Was wollen Sie denn mit all dieſer platoniſchen Liebe machen, und was ſoll das Ende ſeyn?“

„Seyn Sie kein Kind. Ich habe Ihnen ein ſicheres Mittel angegeben, Alles auszugleichen. Sie wollen nichts davon wiſſen, und doch kann es allein nur die Scrupel Ihrer ſchönen Göttin beruhigen.“

„Ich habe noch nicht darüber nachgedacht. Nur das weiß ich, daß ich närriſch verliebt bin in die Schauſpielerin, und daß nichts in der Welt mir zu viel wäre — eine Heirath ausgenommen — um ſie zu beſitzen.“

„Ein Wort, und ich laſſe meine kleine Kapelle einrichten, welche ſeit einiger Zeit unbenutzt geblieben. Mein Stallmeiſter, ein geſchickter Menſch, der noch andere Talente beſitzt, als Pferde zu dreſſiren, ſoll den Geiſtlichen ſpielen; er wird Ihre Verbindung mit eben ſo vieler Gravität einſegnen, wie ein anglikaniſcher Biſchof; ich werde den Brautführer machen; eine ungeheure Großmuth, wenn ich daran denke, wie ſchön ſie iſt!“

Nach einigen Widerſprüchen des jungen Grafen, die Buckingham aus dem Felde ſchlug, wurde Alles unter lautem Lachen beſprochen und zur Ceremonie feſtgeſetzt.

* *
*

Pawla lag nachläſſig auf ihrem Divan, und hielt ein kleines Billet in der Hand, welches ſie mit großem Vergnügen zu leſen ſchien, als man ihr ihren alten Miethsmann, den Dichter, meldete, der ſie zum Theater gebracht hatte.

„Sie haben ſich geſtern ſelbſt übertroffen,“ ſprach er, „nie ſah ich Sie noch ſo wahr und ſo ſchön.“

„Ohne Zweifel, weil ich zum letzten Male auftrat,“ antwortete ſie. „Sie haben mir ſo viel Intereſſe und Zuneigung bewieſen, daß ich ihnen mein Glück nicht länger verſchweigen will. Es wird Sie freuen, deſſen bin ich gewiß, denn ich bin glücklich, ſehr glücklich; ich werde die Gattin des Grafen Oxford.“

Bei dieſen Worten ſtieß der junge Mann einen durchdringenden Schrei aus, eine plötzliche Bläſſe bedeckte ſein Geſicht; er ſtand auf und ſah Pawla mit einem Blicke an, der bis in die tiefſten Falten ihres Herzens zu dringen ſchien.

„Gräfin Oxford,“ ſagte er langſam und gepreßt, „das kann nicht ſeyn. Pawla, Sie betrügen mich, oder vielmehr ich habe mich ſelbſt betrogen. Ich glaubte, daß mein Herz nur einen Gott hatte, mein Leben nur ein Ziel. Ihre grauſame Aufrichtigkeit zeigt mir, daß ein geliebterer Gegenſtand in meinem Herzen herrſchte, und mein Genie belebte. Mein Glück hatte mich blind gemacht. Die Gewohnheit, Sie zu ſehen, Sie zu hören, meine Gedanken von Ihnen beherrſchen zu laſſen, ließ mich glauben, daß mein Daſeyn an das Ihrige gekettet wäre. Der Gedanke, von Ihnen getrennt zu leben, iſt mir ſchrecklich, und ich wag' es nicht, ihn zu denken. Wenn Sie wüßten, wie theuer Sie mir ſind! Mein Talent erhielt nur Nahrung von Ihnen; meine Erfolge verdankte ich Ihnen; mein Ruhm gehört Ihnen! Ich war glücklich durch Sie, was werde ich nun ohne Sie ſeyn!“

Er ſchwieg einen Augenblick, und verbarg ſein Geſicht mit beiden Händen; er ſchien in trübes Nachdenken verſunken. Als er ſich daraus erhob, blickte er auf's Neue die Waiſe an und ſprach: „Und nur das Intereſſe allein beſtimmt Sie zu dem Schritte. Pawla, reden Sie offen. Wenn mein Stand dem ſeinen gliche, würden Sie ihn dennoch heirathen?“

Sie blieb einen Augenblick verwirrt und unentſchloſſen, dann erwiderte ſie ſanft aber feſt:

„Ich liebe ihn!....“

Bei dieſen Worten malte ſich ſtumme Verzweiflung auf den Zügen des Dichters. Er nahte ſich ihr zum letzten Mal und ſagte zärtlich:

„Fahre hin, letzter Traum meines Daſeyns! Pawla, Sie beſaßen meine erſte und einzige Liebe; es wird meine letzte ſeyn. Ich betete zum Himmel um Glück. Er hat mich nicht erhört. Eine letzte Illuſion war mir geblieben, Sie haben ſie zerſtört. So fahre denn hin, Hoffnung, Ehre, Ruhm, Poeſie, ich ſcheide von Euch ohne Bedauern, denn das letzte Band, was mich an dieſe Welt knüpfte, iſt nun für

immer zerrissen.“ Er ließ ihre Hand fahren, die er in der seinigen hielt, und indem er das Zimmer verließ, warf er noch einen letzten Blick voll Bitterkeit und Verzweiflung auf das Weib, das er liebte. Pawla sah ihn nie wieder, nur einmal hörte sie noch von ihm sprechen. Sie erfuhr, daß er den Verstand verloren habe und in einem Irrenhause seine Tage verlebte.

Seit zwei Monaten wohnte Pawla mit dem Grafen Oxford in dem Hause, das sie seit dem Tode ihres Vaters verlassen hatte. Es waren zwei Monate, daß die vorgebliche Hochzeit mit dem Grafen in der Kapelle des Herzogs von Buckingham eingesegnet worden war. Seit diesem Augenblicke war ihr Glück ungetrübt; sie gab sich ohne Furcht und Mißtrauen der Liebe hin, die sie für ihren Gatten empfand. Sie hatte die Ueberzeugung, daß die Bande, welche sie vereinigten, unauflösbar seyen.

„Familienverhältnisse zwingen mich zur größten Zurückgezogenheit,“ sagte er ihr oft. „Pawla zürne mir nicht deshalb. Ich muß für einige Zeit unsere Ehe verschweigen. Ich mag Dich den unbescheidenen Fragen und den neidischen Auslegungen nicht aussetzen.“

Pawla antwortete ihm mit den zärtlichsten Liebkosungen. Sie liebte ihn ja so sehr! Sie gehörte ganz ihrer Liebe und sah nicht darüber hinaus; auch war ihr die Einsamkeit nicht unangenehm.

Oxford dachte oft über die Ungewißheit ihrer gegenwärtigen Lage nach. Täglich wurde ihm Pawla theurer, und wenn er sich von ihr entfernen mußte, so verdoppelte dies das Glück, sich wieder mit ihr zu vereinigen. —

Fast eine Woche war der Graf schon abwesend, und man erwartete ihn an demselben Abend. Pawla, um ihre Sehnsucht zu beschwichtigen, machte einen Spaziergang. Es war einer jener schönen Tage des Herbstes, die uns gleichsam trösten wollen bei dem Scheiden der schönen Jahreszeit. Pawla ging einige Zeit in Gedanken, und ließ die reine, balsamische Luft auf sich einwirken.

Nur wenige Bäume besaßen noch ihr grünes Laub; die meisten zierte eine purpurne Krone, und von den trockenen Zweigen fielen gelbe Blätter als trauriges Lebewohl. Einige Blumen waren noch da, aber sie hauchten keinen Wohlduft mehr; die Augen jedoch ruhten mit Wohlgefallen auf ihren matten Farben; denn diese Blumen waren ja die letzten.

In angenehmen Träumen versunken hatte Pawla ihren Spaziergang weiter ausgedehnt, als gewöhnlich, und als sie umkehren wollte, gewahrte sie, daß sie sich fern von ihrer Wohnung befand. In der Absicht, ihren Weg abzukürzen, schlug sie eine Straße ein, die sie

nicht genau kannte, und die sie nach einer kurzen Zeit in ein Ulmengehölz führte, unweit von dem Grabe ihres Vaters. Ein einziges Mal seit ihrem Aufenthalt auf dem Lande, hatte sie es besucht, um den Urheber ihrer Tage anzuflehen, ihre Ehe zu segnen, und über das Glück seiner Tochter zu wachen, die er als hülflose Waise hier zurückgelassen hatte. Es ist der trostreichste Gedanke, der an die Unsterblichkeit der Seele; die Ueberzeugung, daß geliebte Wesen, deren Verlust wir beklagen, noch in einer andern Welt für uns sorgen und uns während der traurigen Wanderschaft hienieden beschützen.

Die Waise wollte an dem Grabe niederknien, als die Gegenwart eines Dritten, der sich ihr bemerkbar machte, ihr einen Schrei auspreßte. Sie befand sich dem finstern Schatten John Bulwer's gegenüber.

„Zurück, Frevlerin," sagte er, indem er sie mit Kraft zurückstieß. „Beflecke nicht mit Deiner Gegenwart dieses heilige Grabmal. Du spottetest meiner, als ich Dir Schande und Verzweiflung vorhersagte. Je nun, habe ich Dich betrogen, und bist Du nicht heute das, was ich Dir einst verkündigte? Zurück, Du hast Deinen Gott vergessen; in seinem Namen verbiete ich Dir den Eintritt in seinen Tempel."

Pawla warf auf den Redner einen Blick voll Unwillen und Verachtung. „Ich weiß nicht," sagte sie kalt, „mit welchem Rechte Ihr der Gemahlin des Grafen Oxford verbieten möget, dem Grabe ihres Vaters zu nahen. Aber ich gehe, denn ich will nicht, daß zwischen mich und seinen Schatten ein treuloser Freund trete."

„Eine solche Kühnheit ist unerhört; ich weiß, Pawla, daß Du das Heilige mit dem Profanen zu vereinigen wünschest; ich weiß, daß Dein eigener Wille Dir Dein ehrloses Glück verschafft hat. Seit drei Tagen erst kenne ich Dein Verbrechen; seit drei Tagen weiß ich, daß die verführerische Schauspielerin darein willigte, des Grafen Oxford Buhlerin zu werden. Fluch über Euch Beide! Und Du wagst es, durch eine niederträchtige Lüge das Grab Deines Vaters zu entweihen? Unglückliche Tochter! Im Bußhemde solltest Du Deinen Fehltritt sühnen. Mit blutigen Thränen solltest Du Vergebung erflehen. Im Namen Deines Vaters! verlasse jenes verfluchte Babylon, bete und bereue, Pawla Kolowska!".

„Genug," erwiderte sie, „ich verachte zu sehr diese Beleidigungen, um darauf zu antworten; aber ich darf nicht leiden, daß sie einen rechtlichen und ehrenwerthen Mann beschimpfen, das darf und will ich nicht hören!" Sie verließ ihn schnell, ehe er fortfahren konnte.

Im ersten Augenblicke wollte Bulwer ihr folgen; aber er blieb zurück, und begnügte sich, ihr einen finstern Blick nachzuschicken, bis die dichten Ulmen sie seinen Augen entzogen hatten.

Pawla erreichte eilends ihr Haus. Man sagte ihr, daß ein kranker Diener sie bitten lasse, in seiner letzten Stunde zu ihm zu kommen. Sie war überrascht, denn man fügte hinzu, daß er nicht in Frieden sterben könne, ohne seine Gebieterin gesprochen zu haben. „Vielleicht," dachte sie, „läßt er ein Kind zurück ohne Hülfe, ohne Zuflucht, wie mein Vater mich zurückließ; in solchem Falle darf ich ihm meinen Trost nicht versagen."

Sie stieg in das Zimmer hinauf, das sie beim Beginne der Krankheit für ihn hatte einrichten lassen, und nachdem sie den Wärter fortgeschickt, setzte sie sich zu seinem Bette. Es war einer der Leute, die die Zeugen bei der Trauung abgegeben hatten.

Schrecklich muß das Geheimniß gewesen seyn, das er ihr enthüllte, denn sie fiel zurück, bleich, kalt und der Besinnung beraubt.

„Großer Gott, ich habe sie getödtet!" schrie der Sterbende; der Schreck ließ ihn auf einen Augenblick wieder zu Kräften kommen. Bei diesem Ausrufe kam Pawla wieder zu sich, erhob sich, näherte sich dem Bette, und streckte ihre Hand über den Unglücklichen, der im letzten Kampfe lag. „Ich verzeihe Dir," sprach sie, „und will zu Gott beten, daß er Dir auch verzeihe. Mache Frieden mit dem Himmel! Möge die Gnade, die ich für Dich erflehe, auch mir dereinst zu Theil werden."

Sie verließ ihn, und begab sich eiligst in ein Kabinet, wo ihr Gemahl zu seinem Vergnügen Experimental-Physik trieb. Hier ergriff sie eine kleine Phiole, verbarg sie in ihren Busen, und ging in ihr Zimmer.

„Ich will diesen Abend närrisch gekleidet seyn," sagte sie zu ihrer Kammerfrau. Ihre langen Haare wurden geflochten und berührten ihre weißen Schultern; ein reicher Kaschemir wurde als Turban um den Kopf gewickelt, und ein schwarzes prächtig gesticktes Sammtkleid hob den Reiz ihres zarten Wuchses. Es gelang ihr vollkommen, das Kostüm wieder herzustellen, in welchem ihr Geliebter sie zum ersten Mal gesehen hatte. Nachdem ihre Toilette beendigt war, ging sie in die Bibliothek und warf sich auf die weichen Polster, seine Ankunft erwartend. Einen Augenblick später, und der Graf saß an ihrer Seite.

„Meine schöne Maske," sagte er zärtlich, indem er sie umarmte, „ich werde Dich öfter verlassen, wenn Du Dich zu meinem Empfange immer so schön machen willst."

Es war in der That unmöglich, sie zu betrachten, ohne von Bewunderung hingerissen zu werden. Dieses orientalische Kostüm harmonirte so vollkommen mit dem Ausdruck ihrer Physiognomie; die lebhaften Farben, die von ihrem Gesichte strahlten, der feurige Blick, der aus den langen Wimpern hervordrang, Alles an ihr war idealisch, himmlisch. Der Graf ließ seine Augen in diesem Anblicke schwelgen.

Dann legte er kostbare Dinge zu ihren Füßen, die er in der Stadt für sie gekauft hatte. „Mitten in den Zerstreuungen Londons," sagte er, „habe ich, Geliebteste, nur an Dich gedacht." Und hiebei schlang er um ihren Schwanenhals kostbare Perlen. Man meldete, daß die Mahlzeit bereitet sey. Der Graf bemerkte, daß alle Schüsseln seine Lieblingsspeisen enthielten.

„Ich habe keinen Hunger," sagte Pawla, „aber ich will Deine Mahlzeit erheitern." Sie nahm eine Laute, und begleitete ein einfach harmonisches Lied.

„Du bist zu verführerisch, meine Freundin," rief Oxford, nachdem sie geendet hatte. „Was würde ich ohne Dich seyn?"

„Und doch könntest Du mich leicht verlieren," rief Pawla mit dumpfer Stimme. Sie legte ihre Laute auf ein Polster neben sich und näherte sich ihrem Geliebten. Dann senkte sie das Haupt auf seine Schulter und zog aus ihrem Busen die Phiole, welche sie darin verborgen hielt, und verschluckte den Inhalt mit dem Ausdrucke einer wahnsinnigen Freude.

„Begreifst Du, Geliebte, wie gränzenlos unglücklich ich seyn würde, wenn ich Dich verlöre?" wiederholte er.

„Das erfreuet mich," antwortete sie, ihm einen wollüstigen Blick zuwerfend, „denn Dein Unglück wird mich rächen. Graf Oxford, das Gift, welches diese Phiole enthielt, die ich zu Deinen Füßen schleudere, habe ich getrunken .... ich habe sie in Deinen Armen geleert. Ich weiß Alles, Du hast mich hintergangen durch eine falsche Trauung, durch einen verstellten Priester; Du hast mich entehrt und meine Glückseligkeit zerstört; Du hast mich und meine Leichtgläubigkeit verlacht; Du hast meine erste Liebe genossen; es ist gerecht, daß Du auch meinen letzten Seufzer empfängst."

Mit diesen Worten sank sie erschöpft durch die innere Bewegung und die Schmerzen, die das Gift in ihr hervorbrachte, auf die Polster zurück. Ihr Gesicht verzerrte sich; ihre Glieder wurden steif durch den Krampf. Ihre schönen Züge waren mit einem Male entsetzlich anzusehen; die Adern ihrer Stirne schwollen an, und ihre bläulichen Lippen bedeckten sich mit Schaum. Sie wollte aufstehen, aber die Kräfte hatten sie verlassen und sie schmetterte auf den Boden nieder. Man vernahm nur noch ein dumpfes Aechzen, das sich ihrer Brust entrang.

Der Graf kniete neben ihr in einer schwer zu beschreibenden Bewegung; die Diener und der Arzt, der sich noch im Hause befand, wurden herbeigerufen. „Es ist keine Hoffnung mehr," erwiederte dieser,

dem ängſtlichen Blick, den Oxford auf ihn richtete, „keine Wiſſenſchaft kann die Wirkung eines ſo heftigen Giftes, in ſo großer Menge genoſſen, aufheben.“

Nach und nach hörten die Convulſionen auf. Der Graf trug ſeine Geliebte auf ein Sopha, welches neben einem geöffneten Fenſter ſtand. Die kühle Luft ſchien ſie nach und nach zu beleben; ſie blieb einige Minuten in einem gänzlich ruhigen Zuſtand. Kurz darauf erhob ſie ſanft den Kopf, ſtrich die ſchwarzen langen Flechten aus dem Geſichte und legte die feuchte Stirne auf die Schulter des Grafen. Dann hob ſie noch einmal die ſterbende Wimper, und hauchte leiſe: „Aubry, meine einzige Liebe, vergib mir!“

Ihre Stimme erſtarb nach dieſen Worten; der letzte Krampf zog ihre Zunge zuſammen. Der Graf hielt eine Leiche in ſeinen Armen.

Vertraute Briefe aus Berlin.

Von

E. Beurmann.

Der Verfaſſer iſt durch ſeine „Bilder aus den Hanſe-Städten“ und die „Frankfurter Bilder“ der Leſewelt bereits vortheilhaft bekannt geworden. Jetzt gibt er unter obigem Titel ein Buch über Berlin heraus, welches hier in der Brodhag'ſchen Buchhandlung zum neuen Jahre erſcheinen wird.

Leichter, gefälliger Styl, pikante Lebendigkeit der Darſtellung, ein geiſtreiches Urtheil und Freimüthigkeit ſind daran beſonders zu loben. Wir geben hier einige Fragmente, und ſind überzeugt, daß ſie im Stande ſeyn werden, dem Buche recht viele Leſer zu verſchaffen.

Achter Brief.

Du biſt neugierig, Etwas von G..... zu erfahren, der von dem Miniſterium des Cultus zum executor testamenti Hegels ernannt worden iſt. Es hat einiges Erſtaunen erregt, daß einem Bayreuther Schuldirektor, der nur mit einer Propädeutik, deren zweiter Theil wegen mangelnder Theilnahme des Publikums nicht erſcheinen konnte, als Schriftſteller debutirte, der Lehrſtuhl Hegels übertragen worden iſt; ja Hegels Jünger in Berlin haben es nicht ohne Neid vernommen, daß man keinen von ihnen für tüchtig hielt, zum Apoſtel Paulus ihres Chriſtus berufen zu werden. In der That mochte man deßhalb in Verlegenheit ſeyn; nicht Herr von H....., nicht M..... wurden für würdig erfunden, von Amtswegen Propheten ihres Meiſters zu werden.

Herr L. von H..... verſteht ſich auf ein brillantes Raiſonnement und auf einen imponirenden Vortrag, womit er die verſchiedenartigſten Stoffe zu umkleiden weiß. Hört man ihn über Ethik, Göthe'ſche Farbenlehre, Strafrechts-Philoſophie, National-Oekonomie,

preußisches Landrecht u. s. w. lesen, man wird stets eingestehen müssen, es verstehe Keiner so sehr zu blenden, wie Herr von H.....; er ist Meister in der Dialektik und rhetorischen Form, hinreißend in seiner Suada. Aber zu einer ernsten Disputation möchte er wenig geeignet seyn. Er wird sich immer des Sieges in seinen Vorlesungen rühmen können, wo kein Widerspruch und keine Gegen-Argumente zulässig sind, wo man sich so gern seinem Redestrome überläßt; jedoch träte ihm eine gewichtige aristotelische Logik entgegen, so möchte er bald hors de combat gesetzt seyn.

M..... hat über Philosophie der Moral geschrieben; aber er ist Schulmann und kein Professor einer Universität, der durch lebendigen Vortrag zur Ueberzeugung hinreißen soll. Wer den Glauben nicht mitbringt in seine Vorlesungen, der wird auch keinen aus denselben hinwegnehmen; diese einförmige Weise, dieser magisterliche Pedantismus imponiren nicht.

G....., der logische Schärfe mit einem Vortrage, der dem H.....'s nicht nachsteht, verbindet, ist schon von Hegel ein Absalon gescholten worden; die Jurisprudenz hat ihm jedoch nicht sowohl eine andere Richtung gegeben, als die Zeitverhältnisse: er glaubt an die Zukunft mehr als an die Nothwendigkeit.

Also man mußte die Blicke nach Bayreuth richten. Da war jener Mann zu finden, von dem Hegel behauptet hatte: er habe ihn am Besten verstanden, aber doch mißverstanden. Dieser mystische Ausspruch ist in Deutschland von Mund zu Mund gelaufen; man hat darüber viel Kopfzerbrechens gehabt, was es sagen wolle: verstehen, aber doch mißverstehen; indeß, das Ministerium des Cultus, das nun einmal die Hegel'sche Philosophie zu einer preußischen gemacht hat, begnügte sich damit, daß hier ein verborgener Sinn unterliege, und meinte, G..... sey immer noch der beste Paulus Hegels, man setzte sich über den Nachsatz hinweg und hielt sich an den Vordersatz, G..... wurde berufen, und somit jene gordische Erklärung Hegel's auf einen Hieb durchhauen. — Obschon Hegels Berliner Jünger sich bereits in den Mantel ihres Meisters getheilt hatten, obschon sein Professorat und sein Gehalt zersplittert war, so liest man nun doch im Lections-Catalog von G.....: Lectiones ex valvis publicis indicabit. Wir müssen es erwarten, wie er das Testament seines Lehrers vollziehen wird, ob er die Sonne Hegel, die alle philosophischen Systeme zu einzelnen Strahlen ihres Systems vereinte, am preußischen Himmel erhalten wird oder nicht.

Daß diese Sonne zu einem Einfluß in Preußen gelangte, verdankt sie lediglich dem Herrn Joh. S....., der ihr ein Brennglas

unterhielt, groß genug, um alsbald die verſengende Dürre ihrer Glut über alle junge Köpfe Preußens zu verbreiten. Dieſes Brennglas war das Miniſterium des Cultus.

Herr von K....., der frühere Direktor des Cultus, leiſtete Hegel'n keinen Vorſchub; er begnügte ſich mit dem Alten. Als aber S..... an ſeine Stelle gelangte, gewann Hegel jenen Einfluß auf den Staat, durch welchen er in Preußen ſo mächtig geworden. Seine Philoſophie wurde als die Religion der Monarchie betrachtet, die ihre Selbſterhaltung auf die Nothwendigkeit Hegel's ſtützen zu müſſen glaubte. Hegel's Jünger wurden auf die akademiſchen Lehrſtühle berufen, wie z. B. jetzt ein Jüngling an Jahren den alten Sitz Immanuel Kant's einnimmt. Hegel's Grundſätze vertrugen ſich mit allen beſtehenden, und machten jeden Verſuch des Fortſchreitens indifferent. Das war eine gefährliche, aber ſtaatsgemäße Philoſophie, eine Philoſophie, die Nichts verdammte, was einmal gehörig organiſirt war. Ich kann nicht umhin, ſie das tragiſche Leid Preußens zu nennen, wie denn überhaupt der Fatalismus das größte Uebel für den vernunftgemäßen Zuſtand iſt.

Dazu kommt noch, daß man ſogar den Pietismus, der eigentlich dem Hegel'ſchen Syſteme ſowohl, wie ſeiner Perſon ganz fremd war — denn er war bekanntlich ein ſocialer, heiterer Mann, der ſich in ſeinem Sammet-Barett nichts weniger als pietiſtiſch ausnahm, und endlich an einer Indigeſtion ſtarb — daß man dieſen Pietismus mit dem Hegel'ſchen Syſteme in Verbindung gebracht hat. Der verſtorbene Chriſtus war nämlich allerdings nicht ohne myſtiſchen Beiſatz; er hielt etwas auf Jakob Böhme und Angelus Sileſius; ſeine Herleitung der chriſtlichen Dreieinigkeit aus ſeinem philoſophiſchen Syſtem beweiſet dieſes myſtiſche Weſen in Hegel's Charakter allerdings. Nun kam der ehemalige Ober-Landesgerichts-Direktor G..... in Naumburg nach Berlin, und witterte aus dieſem Umſtand allerlei heraus, was einem Manne, der gerne alle Welt vereinigen möchte, wenn auch nicht nahe, doch nicht ſo entfernt liegt, daß er es nicht erhaſchen und für ſeine Zwecke anwenden könne. Göthe wurde von ihm dem Chriſtenthume angepaßt, oder vielmehr das Chriſtenthum Göthe. G..... fand, daß der Verfaſſer des Fauſt nicht ſowohl die Welt und Menſchheit, als Chriſtum und die Chriſtenheit vor Augen gehabt habe. Er verſteht ſich meiſterhaft auf die Vermiſchung von allerlei Ideen für ſeine Abſicht, die wie die Fauſt auf's Auge zu einander paßten. Er iſt ein frommer, gemüthlicher Mann, ſcheitelt Göthe'n das Haar zu beiden Seiten der Schläfe glatt herunter, und macht aus ihm einen Heiligen mit einer Wichtigkeit des Ernſtes, die ſich kaum zum Spaß geeignet

haben würde. Auch Hegel wird von ihm in die Presse genommen. Die mystischen Elemente, die ich oben bezeichnet habe, reichen hin, um ihn für den Pietismus zuzustutzen. Das geschah denn auch; G..... wandte Hegel'n eine Parthei in der Hauptstadt zu, die viele Anhänger zählt; Hegel's Einfluß dehnte sich von dem Staate auf die Kirche aus, freilich ohne sein Zuthun.

Es bleibt nur noch die Kunst übrig. Auch sie spürt den Einfluß der Hegel'schen Schule. Man gibt alle Subjectivität der Idee Preis; nicht die Form, nicht die Schönheit, sondern die Objectivität wird als das Wesen der Kunst betrachtet; ja ich glaube, Herr Professor H.... ging einst sogar so weit, zu erklären, es gäbe eigentlich gar keine Kunst mehr. Die Nüchternheit und Leere, welche die Anwendung der Philosophie auf die Poesie hervorrief, konnte in der That — wollte man consequent bleiben — kein anderes Resultat zur Folge haben. Was ist die Kunst ohne die Form? Die Form ist ihr Leben, wenn die Idee ihre Lebenskraft ist; aber H.... erkannte nur den Gedanken an. Außer Göthe's Faust gibt es nach ihm keine Poesie mehr. Wohin führt dieß!

Hegel ist nun von dem Schauplatz abgetreten; sein System war so scharfsinnig, wie unhaltbar, will man nicht die Bestimmung von Welt und Menschheit ganz und gar an die Nothwendigkeit fesseln, und die Freiheit des Willens verwerfen, die Indolenz und Resignation als die Grundbedingungen dieses Lebens annehmen. Aber Hegel war wenigstens ein eifriger, kühner, ja sogar überzeugender Verfechter seiner Ansicht, der Christus seiner Lehre. G..... verstand ihn am Besten, und doch hat er ihn mißverstanden. Die anderen seiner Jünger sind noch weniger dazu geeignet; die Elemente, die Hegel so mächtig machten, sind in ihnen zersplittert, es ist Keiner vorhanden, der das Vermächtniß Hegel's sicher stellen konnte. Das Leben verwirft es; die Zeit klopft mit ihren Hammerschlägen an das Bestehende; man behauptet, es sey nichts, als Spiegelfechterei, nichts als Sophisterei, was Hegel gelehrt habe. Aber in Berlin fühlt man den traurigen und zerrissenen Zustand, den sein Gewebe von Trugschlüssen hervorgerufen hat. Die Philosophie Hegel's ist in die Köpfe der jungen Literaten, die von ihm das Denken lernten, übergegangen; dieser Philosophie steht die Zeit entgegen und ruft: Vorwärts. Sie schieben sich nun mit dem ganzen Wust ihres Wissens in das Leben, die Bewegung ergreift sie; aber Hegel läßt sie nicht los. Es ist zum Erbarmen!

Ich war heute wieder in Charlottenburg. Dieses Städtchen ist das Versailles von Berlin; nicht nur der Hof, sondern Alles, was

ſich an der Natur erholen will, begibt ſich hieher. In der That iſt das Brandenburger Thor das Einzige, welches zu einer milden, behaglichen Natur geleitet. Wenn wir die Linden verlaſſen und den Triumphwagen der Victoria hinter uns haben, ſo empfängt uns der freundliche Thiergarten mit ſeinen vielen Vergnügungsörtern, ein Sammelplatz des Volks. Eine ſechszig Fuß breite, Abends erleuchtete Chauſſée theilt ihn in zwei ungleiche Hälften, rechts die kleinere, links die größere. Beide ſind mit dichtem Baumwuchſe angefüllt, die dieſem Volksgarten den Anſchein eines Forſtes geben, der ſich an einigen Stellen zu einem engliſchen Park lichtet. Die Gartenkunſt hat in der jüngſten Zeit intereſſante Partien in ihm hervorgerufen. Linden, Kaſtanien, Ulmen, Buchen, Birken, Fichten, Tannen, Eichen u. ſ. w., durch die ſich in buntem Gewirre Alleen für Fußgänger, Wagen und Reiter ziehen, ſtellen ſich hier vor die ſterile Natur, und das rege Leben, der ſtete Menſchen-Verkehr nimmt ſich gar anmuthig in den geſchlängelten Gängen des Luſtwaldes aus, der die Gipfel der Bäume zu einem dichten, ſchattigen Laubdach wölbt. Der Thiergarten zieht ſich in einer Länge von 760 rheinländiſchen Ruthen bis zum Chauſſéehauſe von Charlottenburg. Dieſes Städtchen liegt offen und frei, ohne an einem Steinpflaſter zu leiden, das dem ländlichen Charakter Eintrag thun würde, der es ſo anziehend macht. In ſeiner äußeren Geſtaltung könnte man es mit Wandsbeck bei Hamburg vergleichen; indeß iſt es eleganter und modiſcher.

Im Pavillon des Schloßgartens iſt das Arbeitszimmer des Königs bemerkenswerth; wenigſtens war es ſolches mir. Ich lernte Einiges von den täglichen Beſchäftigungen Friedrich Wilhelms kennen. Ein kleines Mahagoni-Schreibpult, an welchem er Tags zuvor gearbeitet hatte, ſtand offen, wie es ſchien, mit Bittſchriften belegt, oder mit Königlichen Reſcripten. Die Federn daneben bewieſen, daß der König mit der Durchſicht und einer Reſolution der Papiere beſchäftigt geweſen war. Auf dem Pulte ſtand die Büſte der ruſſiſchen Kaiſerin. Auch das alte Schloß bewahrt eine Alabaſter-Bildſäule von ihr. — Rechts an der Wand gewahrte ich die ganze königliche Familie in ſehr getroffenen Kupferſtichen. Durch einen ſchmalen Gang, deſſen eine Wand, ſeltſam genug, mit Tellern behangen iſt, auf welchen alle Waffenarten der ruſſiſchen Armee abgebildet ſind, gelangte ich zum Schlafzimmer des Königs. Jene feinen Porzellan-Teller, ein Geſchenk des Kaiſers von Rußland, bilden ein vollſtändiges Service. Der König ließ, weil er die Zerbrechlichkeit der ruſſiſchen Armee fürchtete, alle golden einrahmen. An derſelben Wand ſtand ein Tiſch, auf welchem Häuſer's Geſchichte des Kirchengeſanges neben dem Gothaiſchen

genealogischen Almanach lag, das neue Testament, ein Erbstück aus dem Nachlaß der Königin Sophia Dorothea, neben Zeitschriften und Broschüren über das Kriegswesen, unter welchen sich eine mit dem preußischen Titel: „Vorwärts“ auszeichnete. Weiter lagen daselbst: „Chroniques de l'oeil de boeuf des petits Appartements de la Cour et des salons de Paris.“ Im Schlafzimmer des Pavillons, welches jedoch jetzt von dem Könige nicht mehr bewohnt wird, standen zwei Glasschränke, in welchen die Waffengattungen der ganzen preußischen Armee in puppenartiger Beschaffenheit — wie zum Kinderspiel — paradirten. Weiter gewahrte ich daselbst ein Bett mit einem Shawl der verstorbenen Königin, als Bettdecke. Friedrich Wilhelm sehnt sich überall nach Erinnerungen der Vielgeliebten. Auf demselben lag, zierlich zusammengelegt, eine Garde-Uniform des Königs mit dem eisernen Kreuz, dem Annen- und rothen Adler-Orden und der Dienst-Medaille. Er scheint wenige Bedürfnisse zu haben; beide Zimmer waren klein und weniger als einfach eingerichtet. Aber er hält auf Kleinigkeiten, und soll nach vierzehn Tagen noch wissen, wo und wie er ein Paar Handschuhe hingelegt hat, ob eine Feder in dieser oder jener Richtung lag, ein Buch geöffnet oder geschlossen war. Er verlangt hier von seiner Bedienung die größte Genauigkeit, und sein Unwille trifft Denjenigen, der sich eine Veränderung mit seinen Anordnungen erlaubt. Das Bild eines umsichtigen Königs.

Im eigentlichen königlichen Schlosse werden die ehemaligen Zimmer Friedrichs des Großen von der Fürstin von L..... bewohnt. Auch hier herrschte die größte Einfachheit. Auffallend war mir ein Bettschirm vor dem grünbehangenen, einschläfrigen Bette der Fürstin; er war über und über mit ausgeschnittenen Bildern beklebt, das Merkwürdigste aber dabei war, daß zwei verabschiedete Offiziere sich dieser Arbeit unterzogen, und der Fürstin ein Geschenk mit dem Erzeugniß ihrer bewunderungswürdigen Geduld gemacht hatten.

Saphir stand im Wohnzimmer der Fürstin auf einem Aufsatz, hinter Tassen versteckt, neben einer neufundländischen Dogge. Die Gräfin H..... ist, trotz der morganatischen Ehe, dem König wohl nie mehr als Freundin geworden. Man erzählt sich, daß, als einst bei einem Krankheitszufalle der nunmehrigen Fürstin der Leibarzt des Königs aus gewissen Symptomen einen Schluß habe ziehen wollen, dieser ihm mit den Worten in die Rede gefallen sey: „Das ist unmöglich!“ Man hat sich seitdem gehütet, jemals mit ähnlichen Folgerungen hervorzutreten. Oeffentlich beobachtet der König, in Betreff seiner Gemahlin, alle Etiquette; selten, fast nie, sieht man dieselbe

mit ihm in einer Equipage fahren; der König fährt hier voraus, ihm folgt die Fürstin in einem zweiten Wagen.

Die Zimmer im eigentlichen königlichen Palais in Berlin, so wie die des Charlottenburger Schlosses werden keinem Neugierigen geöffnet. Es mußte vielleicht den König incommodiren, seine Persönlichkeit im Wohn- und Schlafzimmer von dem Publikum begaffen zu lassen, um so mehr, da er sich jetzt mehr, als je, in der Zurückgezogenheit gefällt. Deßhalb ist es auch Niemanden gestattet, den Charlottenburger Park zu betreten, wenn Friedrich Wilhelm daselbst lustwandelt. Die Abgeschlossenheit, die seine Erziehung anregte, hat nunmehr seinen Charakter ganz und gar in Beschlag genommen; er vermeidet die Menschen, reitet selten, und fährt — wie gesagt, stets allein. Es war ein großes Festmahl im Charlottenburger Schlosse, und die königlichen Equipagen geleiteten die heimkehrenden Gäste nach Hause; der letzte zweispännige Wagen führte den König an mir vorüber. Er saß nachdenkend, unbekümmert um die Außenwelt, im Fond der Chaise, wie ich ihn unter den Linden erblickte. Nur im Kreise seiner Familie soll er dann und wann in eine heitere Stimmung versetzt werden. Als ich von Charlottenburg nach Berlin zurückkehrte, wies mein Begleiter auf drei mit grünen Jalousieen versehene Fenster an der linken Seite des Palais, im oberen Stocke: „Hier ist die Kapelle des Königs, wo er mit dem Bischoff E..... betet.“

Eilfter Brief.

Die beiden Aeußerlichkeiten des socialen Lebens: die Industrie und der Luxus mögen in diesem Schreiben ihre Stelle finden. Mit Recht kann man in ihnen den Maßstab der Intensität jenes Lebens erblicken.

Der Mauth-Verband, dieses nationale Institut, wird der Industrie der preußischen Hauptstadt nicht zuträglich erachtet. Man klagt über ihn, wegen der dadurch bewirkten Konkurrenz mit Sachsen. In der That mag man hierin nicht Unrecht haben. Das ganze sächsische Voigtland ist eine Fabrik, Alles arbeitet sich in die Hände; von früh bis spät sorgt die Bevölkerung für den Webstuhl. Diese große Thätigkeit, die wenigen Bedürfnisse und die Wohlfeilheit des dortigen Lebens neigen offenbar die Wage zum Vortheil Sachsens; sie beweisen, wie wenig rathsam es ist, Fabriken in große Hauptstädte zu verlegen. Die Nachtheile fallen hier sofort in die Augen, sie sind nur allzu wesentlicher Art.

Natürlich ist der Arbeitslohn in größeren Städten bedeutend höher, dem Holzbedarf wird nicht so leicht abgeholfen, man muß, mit einem Worte, Mittel anwenden, die nicht im Verhältniß zum Resultate stehen.

Weiter aber ist die Anhäufung der Fabrikarbeiter, der sentina gentium, in großen Städten nicht rathsam. Diese Leute bilden stets eine Korporation, ohne Seele. Das Geschäft kettet sie an einander, sie suchen einen Einfluß geltend zu machen, aber die moralische Kraft fehlt ihnen. Von Jugend an, für oft kärglichen Lohn, mit dem Mechanismus beschäftigt, wird ihnen jede geistige Richtung abgeschnitten; sie lernen nur die Rohheit aus dem Grunde und werden stets geneigt seyn, von derselben in der Praxis Gebrauch zu machen. Ich verweise hier nicht auf die Lyoner Vorfälle; ich erinnere nur an die Achener Unruhen, die auf nicht viel mehr, als offenbare Plünderung hinausliefen.

Die Berliner Weber, die Arbeiter von Posamentier- und Gaze-Waaren haben durch den Zufluß der englischen Fabrikate sehr gelitten. Sie schleppen sich mühsam von einem Tage zum andern hin, und nur der Pietismus, der vorzugsweise diese Klasse heimsucht, gibt ihnen Ersatz für den entzogenen Materialismus, gewissermaaßen göttliches Brod. Die Leute fügen sich in die Schickung des Himmels, und leben dem Gebete, wenn es ihnen an Arbeit fehlt. Ich will nicht sagen, daß die Regierung die übergroße Frömmigkeit begünstigt; aber sie kann es nur gern sehen, wenn dieselbe die Dürftigkeit vergessen macht.

Reichthum wirst Du, unter solchen Verhältnissen, in Berlin nicht suchen können; das Armenwesen leidet sogar an einem horrenden Deficit. Im Durchschnitte lebt man von der Hand in den Mund und deckt dabei die kleinen Vorschüsse. Der Beamte ist mittelmäßig besoldet; 6 bis 800 Thaler sind die jährliche Einnahme aller jener Militärs mit Civil-Anstellung, die Einem in Preußen rechts und links begegnen und denen der Titel: Hof-, Intendantur-, Kriegs-, Rechnungs-Rath u. s. w. als Knochenzugabe gegeben ist. Diese Leute kränkeln meistentheils an der Unordnung ihrer Finanzen; sie wollen dem Titel gemäß leben und gerathen in Schulden. Einem in der öffentlichen Meinung bevorzugten Stande angehörend, fehlen ihnen die Mittel zum Luxus und zu den Vergnügungen, die eine große Stadt auszeichnen. So genügsam, wie auch der Berliner ist, dies oder jenes muß er doch des Anstandes halber mitmachen. Aber was kann man von 6 — 800 Thalern erwarten? Kaffee und Wein sind theuer, und Weißbier zu trinken ist gegen das ästhetische Gefühl. Man hilft sich hier, ist man sehr ökonomisch, dadurch, daß man zur Mittagszeit seine

Thür verſchließt, und ſich mit Kartoffeln und Salz begnügt, um Abends einen Sperrſitz in der Oper von der Erſparniß bezahlen zu können.

Mit dieſen Beamten ſtehen parallel die Beſitzer von Häuſern mit zwei Stockwerken und die Handwerker mit vier bis fünf Geſellen. Das Leben dieſer Leute beſteht in der täglichen Arbeit, man ſieht nach dem Rechten und geht Abends in die Theerbuſchiſche Reſource, wohin alle vierzehn Tage ein ſogenanntes „Kränzchen“ Frauen und Töchter zum Tanze zieht. Wer nicht Theerbuſch beſucht, der geht in die Schachklubbs. Man iſt dabei ein guter Patriot, lieſt Morgens die Spenerſche oder Voß'ſche Zeitung und hat Ausſicht, es bis zum Stadt-Verordneten zu bringen. Ohne von den Anforderungen geplagt zu werden, die die große Menge an den Beamtenſtand macht, hat man im Ganzen beſſere Einkünfte; man richtet ſich ſolider und comfortabler ein.

Die untere Klaſſe Berlins lebt leider nur von der Armuth. Soldaten verheirathen ſich mit einem Sold von monatlich acht Thalern. Im engen Stübchen zuſammengedrängt, in ewiger Berührung mit dem Weibe, wird die Kinder-Erzeugung ihnen zur anderen Natur; die Nachkommenſchaft nimmt mit Blitzesſchnelle zu und das Elend kann nicht ausbleiben. Rechnet man hiezu die verdorbenen Handwerker, die zu Lohnarbeitern und Eckenſtehern herabſteigen, Klaſſen, die einen großen Theil der Berliner Bevölkerung bilden und bei denen Armuth und Demoraliſation zum Charakter gehören, ſo muß man unwillkührlich jene Beängſtigung empfinden, die ſich dem Vorurtheilsfreien, bei Betrachtung der ſocialen Zuſtände unſerer Zeit, aufdringt. Malchus hat das Elend der Uebervölkerung mit lebhaften Farben geſchildert. Aber wo iſt hier Abhülfe? Wir müſſen auf den Grund ſteigen und nicht allein auf die moraliſche Kraft ſehen. Die iſt ſchwach der Natur gegenüber. Es wird ſich immer mehr herausſtellen, daß in unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen Mängel exiſtiren, die eine Reform derſelben unabwendbar machen. Von Gutzkow kurſiren über dieſe Frage ſehr intereſſante Aeußerungen.

Die erſte Klaſſe Berlins bilden die hohen Staatsbeamten, die Stabs-Offiziere, mit bedeutenden Service-Geldern, und jene jüdiſchen Häuſer, die ſich zum Mittelpunkt des ſocialen Lebens geſtaltet haben. Hier iſt materieller Fond und Grazie der Socialität; man glänzt mit Bällen bei Jagor und im engliſchen Hauſe, mit Diners und Soupers, mit Gaſtfreiheit und Literatur; man wendet Alles an, um allen Bedürfniſſen des Luxus und des geſellſchaftlichen Lebens zu entſprechen.

Was nun den Hof betrifft, ſo muß man hier den älteren Theil von dem jüngeren trennen.

Jener bekümmert sich wenig um den Luxus. Der König insonderheit hält die einfachste Tafel und speiset rasch, nur aus Bedürfniß, nie zum Vergnügen. Ein russischer Obrist, der bei Angely wohnte, war zum Diner in's Palais geladen. Er kam ziemlich verwundert zurück, klagte, daß Alles zu schnell servirt worden sey, und meinte, daß von Königlichen Delicen an der Königlichen Tafel gar keine Rede gewesen; Caviar, auf welchen Friedrich Wilhelm so viel zu geben scheine, esse in Rußland Jeder. Der gute Mann mochte allerdings den russischen Epikuräismus, jene Ueberladung von Champagner und Portwein, bei Hofe vermissen.

Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, wird durch seine Gemahlin, die Oberhofmeisterin des Luisen-Ordens, auf kleine religiöse Zirkel beschränkt, die den Luxus ganz und gar ausschließen. Ich zweifle daran, daß hier irgend von Delicen die Rede seyn kann und von anderen süßen Gerüchen, als denen, die dem Worte Gottes entquillen.

Der Kronprinz liebt kleine geistreiche Zirkel, ebenfalls ohne Luxus und Fülle an Essen und Trinken. Man trinkt hier sehr viel Thee, und es soll sogar dann und wann der Fall eintreten, daß sich die Gäste bei schicklichen Gelegenheiten auf einen Augenblick entfernen, um sich anderweitig zu restauriren. Seine Königliche Hoheit wurden einmal auf dieses momentane Verabschieden aufmerksam, ein paar Damen von hohem Adel wollten sich auf ein halbes Stündchen zurückziehen. Da man ihm die Ursache davon hinterbracht hatte, so eilte er auf die beiden Schönen zu, bot ihnen seinen Arm und erinnerte sie höflich daran, daß ihre Königliche Hoheit, die Kronprinzessin, noch nicht die Gesellschaft verlassen habe.

Nur die jungen Prinzen sorgen für den Glanz der Monarchie. Ich nenne zuerst den jungen Prinz E....., der die Mode Berlins repräsentirt und nichts versäumt, was einen eleganten Fashionable auszeichnet. Er fährt im Tilbury und Cabriolet raschen Trabes durch die Straßen, und in diesem Augenblick stets mit seiner Gemahlin. Es geschichet dieses aus Liebe zu ihr, indem sich im Publikum das Gerücht einer zwischen Beiden statt gefundenen Uneinigkeit verbreitet hatte, die er öffentlich widerlegen will. Mit ihm rivalisirt Prinz A....., weniger in Betreff der Mode, als im Betreff der Tonangabe im socialen Leben des Hofes und des höheren Adels, der sich in den Salons dieses Prinzen versammelt. Die Prinzessin A..... aus den Niederlanden, eine durch Sitte, Geist und Literatur gleich ausgezeichnete Dame, ist die Seele jenes feineren Hoflebens, das in Soiréen und offenen Salons waltet, von Orangerien duftet und sich

mit franzöſiſchen Luſtſpielen und dramatiſchen Sprichwörtern die Zeit vertreibt. Die Reſidenz dieſes Fürſtenpaars iſt das alte Schloß der Prinzeſſin Amelie, der Schweſter Friedrichs des Großen, jener blauäugigen Athene, die hier einſt muſicirte und dem Organiſten Graun die Schöpfungen italieniſcher Komponiſten nur aus der Ferne zeigte, indem ſie nicht duldete, daß er ſich unterſtünde, ſie anzurühren!

Die alten preußiſchen Landwehrmannsſitten, jene beaux restes des ſiebenjährigen Krieges, die die pommer'ſche Farbe tragen und Blüchern an die verſtorbene Königin ſchreiben ließen: „Loviſe, wie geht es Dich?“ werden durch den Prinzen W....., den Sohn, repräſentirt. Sie halten der feinen Etiquette des Prinzen Albrecht das Gegengewicht und ſtreben dahin, den preußiſchen Grundton, jene Derbheit, die man eigentlich wenig mehr in der Mark findet, feſtzuſtellen.

Du ſiehſt, die Königliche Familie hat die verſchiedenartigſten Elemente aufzuweiſen: Einfachheit, Geiſt, Pietismus, Courtoiſie, derbe Kraft, Witz. Der Letztere wird von dem Kronprinzen gepflegt, und man erzählt ſich in dieſer Hinſicht die ergötzlichſten Geſchichten, die an Friedrich den Großen mahnen. Haſt Du von jener Charade gehört, die der Thronfolger einem Miniſter in Magdeburg zu rathen aufgab? Hier iſt ſie:

Das Erſte frißt das Vieh,
Das Zweite haben Sie nie,
Das Ganze ſind Sie;

oder von jenem Einfall, der dieſen Prinzen ein Sechsgeſpann vor eine Equipage ſpannen ließ, nämlich zwei lahme Hinterpferde, zwei blinde Mittelpferde und zwei kräftige raſche Vorderpferde? Der König befragte ihn wegen dieſes ſeltſamen Verfahrens und er ertheilte die auffallendſte Antwort, die ich mir mündlich vorbehalte.

Tivoli wird Dir dem Namen nach bekannt ſeyn. Es iſt jenes Inſtitut, welches die Gebrüder Gerike in der Nähe des Kreuzberges, mitten im Sande, angelegt haben. Sie ſollen indeß bei der Entrepriſe auch immer nur auf Sand gekommen ſeyn. Heute war Feuerwerk daſelbſt; die Einladung zu demſelben prangte ſchon einige Tage zuvor an allen Straßenecken und in den Voß'ſchen und Speneriſchen Zeitungen. Sie war ungefähr folgenden Inhaltes: man habe eingeſehen, daß niedrige Preiſe ſogar die Literatur begünſtigen, die Pfennigs-Magazine liefern den auffallendſten Beweis davon; um wie viel mehr werden nicht die Berliner begierig ſeyn, reelle Vergnügungen zu höchſt billigen Preiſen zu genießen; ſonach haben ſich die Gebrüder Gerike entſchloſſen, an dem heutigen Tage für zweitauſend Eintrittskarten in Tivoli den Preis von zwei Silbergroſchen feſtzuſetzen; erſt, wenn dieſe verkauft ſeyen, werde der volle Preis von fünf Silbergroſchen eintreten. Um der Sache einen äſthetiſchen Anſtrich zu

geben, beriefen sich die Unternehmer auf die Literatur, und die mittleren wie die unteren Klassen der Einwohner zogen schaarenweise hinaus. Es war Sonntag.

Als ich Mittags vier Uhr in dem weitläufigen Etablissement anlangte, war kaum noch Platz zu erhalten. Was einigermaßen auf feinen Ton Anspruch machte, trank Kaffee oder Thee und bediente sich der Rutschbahn, während das niedere Publikum sich an Weißbier hielt und die Schaukeln in Beschlag genommen hatte, für welche kein Geld erlegt zu werden brauchte. Die Gebrüder Gerike hatten in ihrer Einladung an das Publikum zugleich einen Aufruf an alle Taschenspieler und Inhaber von Sehenswürdigkeiten ergehen lassen, man solle sich mit ihnen wegen eines Platzes im Bezirke Tivoli's verständigen; aber von diesen Leuten, die hier, wo Alles auf Billigkeit abgesehen war, keine Rechnung zu finden glaubten, hatte sich Keiner eingefunden. Es ist nicht zu läugnen, aus den Gästen und dem ganzen Leben in Tivoli sprach eine ziemliche Dürftigkeit; es war hier Alles berechnet und spärlich abgemessen; viele saßen sogar mit ziemlich trockenem Munde, bis die Stunde des Feuerwerks schlug und man sich auf Tische und Bänke stellte, oder auf die Terassen der Gebäude begab, um die Anschauung besser genießen zu können. Bei dem Allen wurde die Rutschbahn nicht leer; was man dem Magen entzog, wurde an dieses Vergnügen gewendet. Wieder ein Beweis, daß der Berliner jeden anderen Genuß dem eigentlich materiellen vorzieht. Die Beweglichkeit und Rapidität fällt selbst an älteren Leuten auf. Ich sah eine dicke Schneidersfrau, die es nicht erwarten konnte, daß ihr das Vergnügen der Rutschbahn zu Theil wurde. „Ist denn Keener da, der Eenen stoßen duht?“ Dies war die unaufhörliche Ausrufung der Dicken, die am Gipfel der Rutschbahn stand und mit ihren beiden Töchtern die beiden Wagen in Beschlag genommen hatte.

Auf dem Kreuzberg erblickt man das aus Eisen gegossene Denkmal in gothischem Style, welches an die Hauptschlachten des Befreiungskrieges erinnert. In den zwölf Nischen desselben stehen die Bildsäulen der Feldherren, die jene Schlachten schlugen und mehre Prinzen des Königlichen Hauses, die man gleichfalls als siegreiche Heerführer bezeichnet hat, in antiker Form. Ein Invalide, der seit 1804 in der reitenden schlesischen Artillerie diente und vor Paris sein Bein verlor, ist als Wächter dieses Denkmals angestellt, welches, nach Schinkels Entwurf gearbeitet, mit dem Fußgestell 72 Fuß hoch ist und eine thurmartige Pyramide bildet. In der Nähe des Kreuzberges befindet sich die Hasenheide, die durch Jahn und das Turnwesen einen Ruf in Deutschland bekommen hat. (Fortsetzung folgt.)

Seydelmann
und die deutschen Schauspieler.

Von Heinrich Laube.

Ein neues Buch Laube's erregt stets das Interesse der Lesewelt im hohen Grade. Wir theilen deßhalb hier einen Auszug aus seinen so eben bei C. Löwenthal in Mannheim erschienenen „Modernen Charakteristiken“ mit. Das Thema ist ein in diesem Augenblicke vielfach angeregtes; auch in der so eben im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung fertig gewordenen „Allgemeinen Theater-Revue“ befindet sich ein Seitenstück zu dem Folgenden, unter dem Titel: „Seydelmann und die Theater-Recensenten“ von dem Herausgeber dieser Zeitschrift, das auf merkwürdige Weise mit den Aeußerungen und Urtheilen Laube's übereinstimmt.

»Denn seine Seel' ist stille; sie bewahrt
Der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut.«
Iphigenia auf Tauris.

Seydelmann hat vor Kurzem eine Anzahl Rollen in Berlin gegeben und außerordentlich gefallen. Die Berliner konnten sich gar nicht darin finden, daß es einen guten Schauspieler in Deutschland geben könne, der nicht bereits in Berlin gespielt habe, der nicht von den Berlinern gekannt sey. Sie haben rücksichtlich des Theaters eine Art Tradition: daß nämlich Alles über den Gensdarmen-Markt gegangen seyn müsse, was in der deutschen Schauspielerwelt Sitz und Stimme einnehmen wolle. Frühere Zeiten, und die Ahnen des Berliner Theaters, Fleck, Iffland, Devrient, Wolf haben sie dazu verleitet. Aber diese Zeiten sind schon lange vorüber, einer dieser Herren war längst vor seinem Tode gestorben, und der andre hatte sich nie des ganzen Publikums oder doch nie des eigentlichen Tons bemächtigen können, war nie Regent geworden. Weder Devrient noch Wolf haben

ſo organiſch auf die Bühne eingewirkt, daß ſie eine allgemeine Richtung, eine Schule geſchaffen hätten, von welcher das Theater zu Berlin noch heute Ton und Farbe trüge. Es iſt nichts mehr von ihnen zu ſehen, als die ſchönen Büſten in der Vorhalle des Concertſaals. Das iſt am meiſten von Wolf zu bedauern. Nicht daß er etwa ein größerer Schauſpieler geweſen ſey, als Devrient — o nein, er war nur ein bedeutender Menſch neben dieſem Titanen. Aber dieß bedeutſam Menſchliche iſt es eben, was dem Schauſpiele jetzt ſo völlig abgeht. Das Theatraliſche, das Gemachte hat trotz dem Vorgange Wolf's Alles bedeckt.

Devrient konnte und durfte nur ſehr bedingt, nur anregend einwirken. Er war keine Gattung, er war ein Individuum, deſſen Geſetze nur für die eigne Perſon reichten und paßten. Seine Erſcheinung war die eines ſtrahlenden Kometen, ſein Verhältniß zum ganzen Sonnenſyſteme der Schauſpielkunſt war ſo ſchwer zu definiren, daß alle Bildung nach ihm auf's Leichteſte und Schnellſte ſich zur Fratze, zur Karrikatur verkehren mußte.

So iſt es gekommen, daß das Berliner Schauſpiel Jahre lang ohne durchdringende Einwirkung eines bedeutenden künſtleriſchen Genius geblieben, daß es in den Zuſtand einer verworrenen Mittelmäßigkeit gerathen iſt, und keineswegs noch den erſten Rang in Deutſchland einnimmt. Das fällt um ſo mehr auf und betrübt um ſo mehr, als vielleicht nirgends mit ſo großer Freigebigkeit und Liberalität Alles für die Kunſt gewährt wird, wie dieß in Berlin geſchieht. — Alle Mittel ſtehen zu Gebote, die reichſte, ausgebreitetſte Unterſtützung wird beſchafft — es fehlt nur das Glück, ohne welches die Kunſt ein ärmlich Machwerk bleibt, es fehlt der Grund. Und wie es denn immer zu geſchehen pflegt, das Gleiche geſellt ſich zum Gleichen: Publikum, Dichter und Schauſpieler finden ſich in genauer Wahlverwandtſchaft zu einander; es vereinigt ſich Alles zur Mittelmäßigkeit.

— — Seydelmann's Auftreten in Berlin wird manchem theilnehmenden Zuſchauer die Augen geöffnet haben, auf welchem längſt ausgefahrnen, von der Kunſt längſt verlaſſenen Wege unſere Schauſpieler ſich wieder herumtummeln. Licht zeichnet den Schatten.

— — Der Sieg Seydelmanns über die Kunſtanforderungen iſt kein plötzlicher, ſondern ein allmähliger; darum iſt er aber auch für die nächſte Entwickelung unſerer Bühne um ſo wichtiger. Das Genie überraſcht und entzückt, aber es lehrt weniger, die Mittelſtufen ſeines Weges bleiben verborgen, es rückt in zu großen, vehementen Bewegungen vorwärts, als daß man ſeinen Weg zum Muſter aufzeichnen könnte, ſeine Fußtapfen fehlen den Suchenden auf zu weiten Zwiſchen-

räumen. Das Genie weckt allgemeine, Epochen-Kräfte; das überlegene, beſonnene Talent mäßigt, fügt, ordnet das oft nur chaotiſch Aufgeregte zu voller, ſchöner Form, zu künſtleriſcher Schönheit. Auf dieſem Wege kommt man zu dem eigentlichen Namen der eigentlichen Beziehung Seydelmanns: er iſt ein Künſtler.

Dieſe Begrenzung, dies Maaß, dieſe Faſſung, Begriffe, welche in dieſem einen Worte ruhen, ſind es vornehmlich, welche mich darauf gebracht haben, die Berliner Schauſpieler hier mit in Rede zu bringen. Die Herrſchaft dieſer Begriffe fehlt eben den einzelnen Talenten, welche dieſe ſonſt ſo reich ausgeſtattete Bühne noch beſitzt. Sie fehlt namentlich Rott, einem Schauſpieler von ſchönen Mitteln, der ſich ſchon ſo lang und ſo thätig um die höchſten Stufen herumbewegt. Temperament, Gewohnheiten mögen oft mit im Wege ſtehen, aber ſie laſſen ſich beſiegen, denn ſie weichen denſelben Mitteln, mit welchen man eine geläuterte Bildung erwirbt, und eine ſolche kann Jeder erwerben. Es fehlt dieſem Manne nämlich nur die Concentration all ſeiner Fähigkeiten und Thätigkeiten, das, was die Franzoſen à plomb nennen, er hat noch nicht den Schwerpunkt ſeines Weſens gefunden, auf welchen ſich Alles ſtützt, der Alles trägt. Iſt der Menſch und der Schauſpieler ſo weit — denn die Bildung im Allgemeinen und die Kunſt, vollkommen darzuſtellen, begegnet ſich hier — dann vereinzelt ſich nichts mehr an ihm und ſtört durch ſeine Vereinzelung, dann ſchließt ſich Alles zu einer erfreulichen Rundung und abgeſchloſſenen Figur, wie die Zweige der Cypreſſe geſchloſſen, gedrängt nach dem Gipfel aufwärts ſtreben, dann tritt auch bei den unbedeutendſten Dingen jene Harmonie hervor, welche wohlthut und beglückt, das Endziel aller Kunſt.

Dieſe künſtleriſche Ruhe Seydelmann's iſt der Born alles Wohlgefallens, was er erregt; ſie iſt das Hauptmoment, was die Schauſpieler von ihm gewinnen müſſen. Und, einige Veteranen, wie Beſchort, Weiß und Lemm abgerechnet, iſt es juſt dieß, was der Berliner Bühne fehlt, und Lemm vernachläſſigt auf der andern Seite die eigentliche Schönheit zu ſehr, oder wird ihrer doch nicht in ſo weit Herr, als daß jenes Element bei ihm ausreichend genannt werden könnte.

— — Publikum und Schauſpieler ſchaffen einander gegenſeitig. Das Publikum in der Burg zu Wien iſt das beſte, was man finden kann: die ſtörenden, alle höhere Harmonie des Stücks vernichtenden Abgänge, Bravaden an's Parterre gehen erfolglos vorüber, wenn ein Gaſt oder ein Neuling den Verſuch damit macht, nicht das äußerliche Deklamiren, ſondern das richtige Wort, was in das innerſte Weſen

des Stücks gehört und dieß herausstellt, nicht die grobe, auffallende Erscheinung, sondern der feine, wesentliche Zug werden beklatscht. Die Damen, welche die zarten Beziehungen der Geselligkeit am Zartesten herausfühlen, sind nicht so blöde oder vornehm, wie in Nord-Deutschland; sie klatschen, wenn der Schauspieler einen glücklichen Moment gewinnt.

Dort in der Burg war es auch, wo Seydelmann mit offenen Armen empfangen wurde, wo man ihm sogleich ein glänzendes Engagement bot.

— — Seydelmann ist ein Schlesier; in der wald- und bergumkränzten Grafschaft Glatz, diesem originellen, mannigfaltigen Ländchen, ist er geboren. Dort in der Grafschaft, wie es die Schlesier kurzweg nennen, wuchs er auf zwischen Bergen, häuserhohen Krucifixen, Wallfahrern, Festungssoldaten, friedlichen, beschränkten Ackerbürgern. Denn diese kleine schlesische Schweiz ist noch ganz österreichisch katholisch, und wenn die jungen Gymnasiasten oder Studenten sie in den warmen Sommertagen bereisen, so finden sie ein so stilles, friedsames Ländchen, daß sie in eine weitläufige, schöne Kirche zu treten glauben. Die meisten Wege sind in Stationen eingetheilt, welche zu diesem oder jenem Heiligenbilde führen, bald links, bald rechts sieht man über das Feld oder durch eine grüne Schlucht die wallfahrenden Landleute wie gejagte Schatten dahinstreichen, oder man hört im grünen, klangreichen Bergwalde ihre monotonen Gesänge durch die stillen Blätter ziehen. Dazwischen fährt auch einmal ein lustiger Schwarm Badegäste aus Landeck auf modernen Wagen, mit modischen, scheinbar protestantischen Kleidern angethan.

Dieß war das Terrain, auf welchem unser Held als Bube umherſprang. Das abgeschlossene Leben dieses Ländchens, was da in einem äußersten Winkel Deutschlands von Bergen zusammengedrängt wird, durch welches nur hie und da ein buntes Band, ein bunter Schleier aus der großen, modernen Welt geflogen kam, mochte frühzeitig die Phantasie, das sinnende Nachdenken des Knaben erwecken. Die einfachen Zustände seiner Heimath prägten sich vielleicht tief in sein Wesen ein, und gaben ihm später den Typus für die charakteristische Genre-Malerei, die jetzt ein wesentlicher Theil seiner Kunst ist. Wirklich erinnert mich noch heute seine Erscheinung oft an die Grafschaft. Er ist von mittlerer Größe, sein Auftreten ist leicht, sicher, aber nicht ohne jenes Zurückhalten gewisser Ueberlegenheit, welche mehr schweigsam und lächelnd, als sprechlustig und laut die Gesellschaft beherrscht. Dieß und ein klerikalisches Etwas des ganzen Kopfes und dessen Ausdrucks ruft mir oft das Bild eines klugen Weltgeistlichen

vor die Augen, wie man ihn im ſtillen, katholiſchen Ländchen umhergehen ſieht: er iſt über die groben Formen einer unklaren Religioſität hinaus, aber er mag die Leute nicht ſtören, und lächelt, ohne zu verlachen, aus ſeinen klugen Augen leuchtet die Erkenntniß, daß alle Reize und Schönheiten der Welt dem Menſchen zugänglich und offen ſind, aber der verſchloſſene Mund deutet an, man ſolle die Welt nicht mit Geräuſch und Lärm, ſondern mit Sammlung und Concentration genießen; eine leichte Ironie, aber keine mephiſtopheliſche, ich möchte ſie eine humane oder gar eine conſervative nennen, ſpielt um die Mundwinkel, und die kleinen gerundeten Worte, welche dazwiſchen hervorgleiten, haben ſo etwas Unvergängliches für die ſchnellen, flüchtigen Laien.

Die Unterredungen mit Seydelmann prägen ſich den Leuten tief ein, ſeine Worte erheben ſich wie Hautreliefs im Gedächtniſſe, und darin liegt vielleicht das Hauptgeheimniß ſeiner theatraliſchen Macht: er deklamirt nicht, er recitirt nicht — er ſpricht. Das Wort ſelbſt und den einfachen Gedanken hat er wieder zu Ehren gebracht, das Atomiſtiſche, Unklare, Durcheinandergeworfene im Vortrage unſerer meiſten Schauſpieler hat er zuſammengefaßt, geordnet; ſeine Sätze, ſeine Worte treten einfach aber gebietend auf, ſie erſcheinen mit den klaren, unwiderſtehlichen Augen, welche die Aufmerkſamkeit erzwingen. Der Mittelpunkt des Menſchen liegt in ihnen: Seydelmanns Rolle mag noch ſo unbedeutend ſeyn, man glaubt, den Mittelpunkt des Stücks in ihm zu ſehen, weil er alles im Stücke webende geiſtige Element auf ſeinen Worten zu verſammeln weiß. —

— — Seydelmann hat ſich ſeine hohe Stellung erfochten, ſie iſt ihm nicht in den Schooß gefallen; er iſt ſeiner Größe eigner Schmid. Man erzählt von Demoſthenes, daß er Steine in den Mund genommen, und am Strande des brauſenden Meeres geſprochen habe, um ſeine ſchwachen und mangelhaften Sprachorgane zu ſtärken und zu bilden. Seydelmann hat ſich vielleicht eben ſo viel Mühe geben müſſen, um ein widerſtrebendes Organ zu kultiviren. Von einem Theater zum andern iſt er gewandert, und erſt nach vielen Jahren hat er in Süd-Deutſchland Anerkennung und Ruhe gefunden.

Dort hat er denn nun die Stellung, welche ihm ſeine Mittel und Fähigkeiten anweiſen, nach allen Seiten von Schutt und ſonſtig Störendem gereinigt, und ſchon als er im Sommer 1829 zum erſten Male wieder nach Breslau, ſeinem Ausgangspunkte, zurückkehrte, bewährte er ſich unwiderleglich als den Helden, den Anführer einer neuen Manifeſtation der theatraliſchen Kräfte.

Er hat das Wort, den Gedanken, die Darſtellung einer um und

um fertigen künſtleriſchen Figur auf der Bühne emancipirt. Nur Wolf macht ihm ſcheinbar das Prioritätsrecht ſtreitig. Aber nur ſcheinbar. Wolfs Weſenheit war ebenfalls Wort und Gedanke, aber in anderer Richtung, zu anderem Zweck. Er gehörte eben auch zu der Hauptrichtung unſerer Schauſpieler, zu der rhetoriſchen. Sie war nur in ihm zu größter Feinheit und Grazie ausgebildet, und in dieſer Richtung hin, in der Richtung hin, ſchön zu ſprechen, hatte er die widerſtrebenden Elemente ſeiner Perſönlichkeit bezwungen. Nicht dieſe zunächſt liegende Schönheit des Worts iſt Seydelmanns Weſenheit, nicht dieß nahe, kürzere Ziel erſtrebt er: die Schönheit des Ganzen, das heißt die fertige, abgerundete Kunſtfigur einer dramatiſchen Perſon iſt es, worauf alles Einzelne hinwirkt, zuſammengeht. Darum iſt er im Einzelnen mehr charakteriſtiſch als ſchön, darum iſt er bei all der ſcheinbaren Proſa, die für den Unkundigen in dieſem Mangel an Aufwande liegt, viel mehr Poet, Schöpfer, als alle die Schönredner ſind.

Und in dieſem Betracht iſt er ein vollkommen moderner Schauſpieler, wenn man Göthe in den Mittelpunkt der modernen Poeſie hinſtellt, und dieſe dahin definirt, daß ſie das in der wirklichen Welt Gegebene, das Aechte zur Kunſtform, zur Schönheit entfaltet, ohne die Zuthat und den Aufwand fremdartiger Elemente.

Ich würde zu breit, wenn ich dieſem Schauſpieler, der wohl ſchon ſeit einiger Zeit der beſte iſt, den wir in Deutſchland haben, wenn ich ihm bis zu den einzelnen Rollen folgen, und wenn ich ſeine Kunſt daran erklären wollte. Der Leſer möge alle die Attribute, welche dieſem Manne im Laufe des Artikels zugekommen ſind, zuſammenfaſſen, und ſeinen Carlos in Göthe's Clavigo, die gewöhnliche Antrittsrolle Seydelmanns, damit bekleiden. Es iſt ſehr bezeichnend, daß Seydelmann dieſe Rolle gewöhnlich zum Anfange wählt: ſie entwickelt in ihrer Kleinheit, in ihren engen Gränzen alle Kräfte, die ihm zu Gebote ſtehen, oder richtiger: ſie iſt die Spitze all ſeiner Kräfte. — Carlos, ein routinirter Hofmann, tritt auf bei ſeinem Freunde Clavigo. Er iſt fein gekleidet, und es iſt ihm doch Alles bequem, er iſt zu Hauſe in den vornehmen Kleidern, nirgends ſieht man etwas vom Gecken. Seine Rede iſt leicht hingeworfen, aber auch im halben Ton liegt die Schärfe, die Sonderung, jedes Wort ſchneidet ſich — man fühlt: Carlos iſt geſcheidt und Seydelmann iſt geſcheidt. Dieß klare Scheiden der kleinen Worte und Begriffe, dieß Ordnen der unbedeutenden Dinge zu einer ganzen, großen Vorſtellung charakteriſirt Beide, den gedichteten und den ſpielenden Carlos. —

Clavigo, der Sanguiniker, hat ſich übereilen laſſen, er will die ſchwindſüchtige Marie Beaumarchais heirathen, Carlos kommt nicht

zu Worte vor dem Eifer des Freundes, welcher Tugend und alte Liebe in dieser Heirath zu finden glaubt, der sie wenigstens finden will, und dem man selbst in diesem Eifer, in dieser Hast die Furcht vor des Carlos unbestechlichen Augen ansieht. Seydelmann-Carlos kreuzt die Hände über den Claquehut, sein stark markirtes, aber vornehmes Gesicht blickt dem Freunde nach, kein grober Wechsel rennt über die Züge, die Verwunderung, der Aerger, die ganze Einsicht in diese falsch geschobenen Zustände fliegt rasch, kaum bemerklich durch das Auge, er kommt langsam, nachdenklich vorn bis an die Lampen, und spricht — immer noch mit halber, von der plötzlichen Erscheinung und der Sorge um den Freund bedeckter Stimme: „Da macht wieder Jemand einmal einen dummen Streich.“

In diesen wenigen Worten legt er dem Publikum den ganzen Menschen Carlos vor Augen: sein wirkliches Attachement für Clavigo, sein Nichtbegreifen eines Herzensinteresses, was gegen Vortheil, ja gegen eigenes Herzensinteresse fortreißen kann, seinen Plan, mit Clavigo vernünftig und wie ein Mann, der in der Gesellschaft lebt, darüber zu sprechen.

Er beschwört und drängt den ganzen Geist seiner Rolle so mächtig auf diese wenigen Worte, daß er ein empfängliches Publikum wie mit einer unsichtbaren Macht trifft. Es schlägt ein elektrischer Schlag aus diesen unbedeutenden Worten durch das ganze Haus, Jeder fühlt die ungewöhnliche Erscheinung eines ganzen, ächten Menschen da oben hinter den Lampen, die Manifestation eines ganzen inneren, menschlichen Getriebes. Ich hab' es gesehen und gehört, daß ein Publikum nach diesen acht Worten in einen rauschenden, allgemeinen Beifall ausbrach. Und dieses Publikum sah Seydelmann zum ersten Male, und es gehen, wie gesagt, diesen Worten nur ein Paar scheinbar ganz unbedeutende Scenen des Carlos vorher.

In dieser geistigen Kraft liegt Seydelmanns Größe. Und diese Kraft verbindet sich nun mit dem vollkommensten Maaße, nicht einen Augenblick wird der feste Kreis der Rolle überschritten, nicht einen Augenblick erhält die Seele Freiheit zu dem Gedanken, es sey ein Schauspieler, dieser Carlos; man sieht nirgends die Kunst, nur das Kunstwerk.

Von dieser neuen, ungewöhnlichen Größe ward denn auch das Berliner Publikum im vierten Akte, wo Carlos in der Ueberredungs-Scene seinen völligen Menschen entwickelt, dermaßen überwältigt, daß einstimmiger, donnernder, und zu drei Malen sich wiederholender Beifall die Vorstellung unterbrach und Carlos zum Stillschweigen nöthigte. Die lang vermißte Wahrheit und Aechtheit machte sich plötzlich geltend, und alle späteren Rollen: „Ludwig XI., Ossip, Marinelli, Advokat Wellenberger, Graf Klingsberg, Nathan ꝛc.“ erhielten die Berliner Theaterfreunde fortwährend so in Athem, daß trotz des lockenden Frühlingswetters das Haus immer gefüllt war. Seydelmann erwarb dem Schauspiele einen glänzenden Triumph: die berühmte Heinefetter, die gerühmte Vial konnten im Opernhause und in der Königsstadt nicht aufkommen neben diesem Herren des Worts und Gedankens.

Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß man sich der vielfach aufgeworfenen Vergleichung mit Devrient ganz entschlagen hätte. —

Seydelmann und Devrient sind Pole, die einander gar nicht berühren. Was dem Einen fehlt, das besitzt der Andere, und umgekehrt. Devrient war der Held aller Leidenschaft, das Geniale, das Ungewöhnliche, das Uebermenschliche, was aus einer andern Welt in die unsere hineinragt, das riß er mit Titanenkraft plötzlich, erschreckend in unsere Mitte. Er war eine Gewitternacht mit all ihrer grellen Schönheit. Seydelmann besitzt nichts von diesen außerordentlichen, genialen Kräften, er ist ein heiterer, ruhiger Tag, wo die Erscheinungen nicht durch Ueberraschung interessiren, sondern durch ihre helle, um und um abgegrenzte Wirklichkeit und Wahrheit. Was ihm an Glanz und Schimmer neben jenem abgeht, das ersetzt er durch künstlerisches Maaß, künstlerische Vollendung seiner Gestalten. Wenn man ein übertreibendes Gleichniß statuiren will, so verhält er sich zu Devrient wie Göthe zu Shakespeare. Wenn man aber solche an sich unstatthafte Vergleichsweise benutzen will, um diese theatralische Erscheinung zu charakterisiren, so könnte man sie vielleicht am Treffendsten mit der Situation Lessings in der literarischen Welt zusammenstellen. Diese Bekämpfung des Schwulstes, der Uebertreibung, dieß Drängen auf Einfachheit, Klarheit, Schönheit im Ganzen und Großen, diese Geltendmachung des Worts und Gedankens findet sich dort wie hier. Und auch in dem fraglichen Momente dürften sich dieser Dichter und Schauspieler begegnen, ob ihre Kräfte für den auf's Höchste hebenden Schwung der Poesie ausreichen dürften.

Damit wäre auch zugleich Seydelmann die wichtige Position in unserer Theaterwelt angewiesen: die Komödianten mit ihrem Klingklang von den Brettern zu vertreiben, der Scenen- und Effektspielerei ein Ende zu machen, und auf Kern, Geist und Wahrheit zurück zu führen.

Es ist zu vermuthen, daß sein Einfluß auf die Berliner Bühne ein sehr günstiger geworden ist, wenn auch nicht zu verhoffen steht, daß er selbst für sie gewonnen werden könne. Er ist lebenslänglich und auf das Vortheilhafteste in Stuttgart engagirt, lebt dort in dem ihm angemessensten, bedeutendsten Kreise, und wird in seinem ganzen Umfange gewürdigt. Schon bei dem lockenden Wiener Engagement bewies man ihm in Stuttgart durch Wort und That, wie werth man ihn halte.

Man möchte das bedauern, da Berlin allerdings ein umfangsreicheres Terrain für seine Wirksamkeit wäre, und die dortige liberale Verwaltung gewiß kein Opfer scheuen würde, ihn zu gewinnen, und seine Thätigkeit so einflußreich als möglich zu machen.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Wien, 7. Dezember.

(Die Hofmeisterin.) — Von Wien, 6. Dezember, wird uns geschrieben:

Es war zu erwarten, daß die Hofmeisterin gegen die Hofschauspielerin Marie Geistinger, welche sie in ihrem Buche „Vierzig Jahre am Burgtheater" so arg mitgenommen hat, nicht ungerächt bleiben werde. Diese Rache ist nun in einer Form zum Ausdrucke gekommen, die wohl nicht anders als eine gemeine zu bezeichnen ist.

Die Hofschauspielerin wurde in einer Weise verhöhnt, daß sie sich genöthigt sah, Klage gegen mehrere Personen zu führen. Diese Klage wurde vor dem Strafgerichte verhandelt und endigte mit der Strafe zu Gunsten der Klägerin. Nun ist aber die Hofmeisterin nicht gewillt, diese Strafe zu bezahlen, und es wird wohl nicht lange mehr dauern, bis sie ihre Wohnung mit einer Gefängnißzelle vertauschen muß.

Wenn dieses auch nicht recht viel zur Ehre Wiens und Oesterreichs beiträgt, so ist es

einen Besuch Ihrer Ehre wohl nicht werth. Wir wollen daher lieber von etwas Anderem sprechen. Ich will von Ischl sprechen, wo ich mich gegenwärtig befinde.

Die Gemeinderäthe gehen auf und ab, und Bürgermeister Zauner ist ganz verzweifelt, daß er nicht weiß, was er mit mir anfangen soll. Ich bin Gast des Kaisers. Diese Gastlichkeit wurde mir bereits in Wien zu Theil, und ich habe sie hier in Ischl noch nicht verlassen.

Man weiß im Schreibhause Zauner, wenn man mich nicht hat, nicht, wo man mich hinsetzen soll. Auf 10 Klafter Entfernung sieht man mich in Ischl, und wenn ich mich in Wien, Ischl oder Aussee befinde, so ist es immer dasselbe Gesicht, das man sieht.

Man weiß im Schreibhause Zauner, wenn man mich nicht hat, nicht, wo man mich hinsetzen soll. Auf 10 Klafter Entfernung sieht man mich in Ischl, und wenn ich mich in Wien, Ischl oder Aussee befinde, so ist es immer dasselbe Gesicht, das man sieht.

(Ein Kaiserwort.) — Der Kaiser hat, wie bekannt, dem Wiener Männer-Gesang-Verein das Protektorat angenommen. Bei der Generalversammlung des Vereines, welche am 3. d. M. stattfand, wurde dem Kaiser ein Glückwunschtelegramm gesendet, worauf folgende Antwort einlief:

„Ich danke dem Männer-Gesang-Verein für die Glückwünsche, die er mir zu meinem Namenstage gesendet hat, und bitte ihn, mir auch ferner seine Anhänglichkeit zu bewahren. Franz Joseph."

Wenn Sänger auch nicht viel reden, so wissen sie doch, was sie sagen.

kalische ist im höchsten Grade lächerlich. Dieser Meinung scheint übrigens auch das Pariser Publikum zu seyn, das sich in Masse zu den Vorstellungen der italienischen Künstler drängt, und wir können mit vollem Rechte denen zurufen, die in dem Constitutionnel jeden Morgen verkünden: »Das théatre italien stirbt — es ist schon todt —«

»Les gens que vous tuez se portent assez bien!« —

In Anna Bolena, von dem jungen Donizetti (seit Bellini's Tode ist er Italiens Hoffnung), debutirte Signora Albertazzi. Eine glänzende und zahlreiche Versammlung hatte sich eingefunden. Leider war die Wirkung, die diese auf die Debutantin hervorbrachte, zu einschüchternd. Sie ist erst 19 Jahre alt. Man kann ihr Talent daher nach diesem ersten Versuche nicht beurtheilen. Ihre Stimme ist in der Tiefe stärker, schöner und sicherer als in der Höhe. Auch verrieth sie in der an Heinrich VIII. gerichteten Bitte Geschmack und Gefühl. Sie zeigte übrigens in ihrer ganzen Gestalt den Typus italienischer Schönheit, und wir hoffen, daß ihre ferneren Debuts mehr Anklang finden werden.

Die Hauptpartie von der Grisi und der König von Lablache sind zu bekannt, als daß man noch etwas darüber sagen sollte. Letzterer kopirt in dieser Rolle ein Portrait Heinrichs VIII. im Tower.

Iwanoff's Stimme ist immer frisch, immer mild, man könnte den Ausdruck gebrauchen: immer jungfräulich. Nur sollte er sich hüten, Rubini nachahmen zu wollen; die Töne die aus dieses Meisters Kehle dringen, sind unnachahmlich für ihn. Eine bekannte Fabel von Lafontaine könnte man ihm als Warnung empfehlen. — A. C.

Literarische Uebersichten.

SKIZZEN AUS DEN HANSE-STÄDTEN.

Von

Eduard Beurmann.

Hanau. 1838. Verl. von Friedrich König.

— Von demselben Verfasser sind früher Frankfurter Bilder erschienen, welche vorliegendem Werke an Gehalt weit nachstehen. Bei Frankfurt mußte der Stoff zu sehr breit geschlagen werden; die Hanse-Städte bieten viel mehr Wechsel, Originalität des Lebens. Beurmann schreibt diese Skizzen aus dem Gedächtnisse, sie sind darum vielleicht fester, bestimmter geworden, weil er von seiner Schreibstube nicht in das Treiben, welches er zu zeichnen hatte, heraustrat und in einer gefaßten Ansicht durch einen Zwischenfall, durch eine leicht verzeihliche Rücksicht gestört werden konnte. Beurmann ist meistens ein tüchtiger Genremaler, er sollte indessen seine anziehende Malerei nicht zu viel durch Details über administrative Institutionen unterbrechen, die hier nicht gesucht werden und mehr dem Studium der Staatswissenschaften heimfallen. Auch möchte dieses interessante Buch eher bis zur letzten Seite gefesselt haben, wäre es von Wiederholungen frei. Die litterarischen Streifzüge sind nur als Zwischenwürfe zu betrachten, durch welche Beurmann seine Anhänglichkeit an Gutzkow und dessen Streben darzuthun bemüht ist. — Daß Hamburg das glänzendste, mit den manchfaltigsten Farbübergängen geschmückte, Tableau bildet, versteht sich von selbst. Die Skizzirung des traurigen Lübeck schrecke den Leser nicht ab. Der Verfasser hätte es freilich besser in die Mitte gestellt; in der Mitte des Lebens hält man ein Leichenbegängniß am leichtesten aus, man hat sich da eine Anzahl von Jahren lustig in der Welt bewegt, und sieht noch Decennien vor sich, um den Schmerz zu bemeistern. Die socialen Verhältnisse der drei Hansestädte sind treffend geschildert. Beurmann wird sich aber, kehrt er einst wieder nach Bremen, nicht zu sehr durch Einladungen weder von Seiten der Geistlichkeit, noch von Seiten der Damen belästigt finden. —

LEBENS- und REGIERUNGS-GESCHICHTE JOSEPHS II.

und Gemälde seiner Zeit.

Von

Gross-Hoffinger.

Stuttgart. 1835. Brodhag'sche Buchhandlung.

— Je mehr es der Zeit, von der dieses Werk handelt, namentlich im Beginnen an tüchtigen Memoiren gebricht, wie sie spätere Geschichtschreiber der Napoleon'schen Periode zur Benützung in Masse vorfinden werden, desto verdienstlicher ist Groß-Hoffingers historisches Gemälde. Man hat ihm die sorgfältigste Benützung aller vorhandenen Aktenstücke, eine sehr fleißige Kompilation aus den besten Geschichtswerken und eine Zuthat interessanter, minder bekannten Ueberlieferungen zu verdanken. Dieser Beitrag zur Geschichte des vorigen Jahrhunderts wird besonders als Hülfsmittel für das Gedächtniß zum Nachschlagen über die einzelnen Data einen bleibenden Werth erhalten. Das Werk ist mit den sauber lithographirten Bildnissen der berühmtesten Zeitgenossen Josephs geziert.

GALLERIE DER BERÜHMTESTEN DENKER

aller Zeiten und Länder.

Herausgegeben von *Gross-Hoffinger.*

Stuttgart. 1835. Brodhag'sche Buchhandlung.

— Der erste Cyklus dieses sehr ausgedehnten Werkes umfaßt die Stifter der neuen

Denkweise in Frankreich. Bis jetzt ist der erste Band erschienen, welcher den Geist aus Voltaires Schriften enthält. Was zerstreut in einer Menge französischer Werke sich findet, hat der Verfasser in der ersten Abtheilung nicht ohne eine liebreiche Apotheose zusammengestellt, wodurch der Leser ein klares Bild von Voltaires Leben erhält. Dann folgen eine kurze Würdigung seiner Philosophie, seiner Schriften, und dann gleichsam als Beispiele einige Uebersetzungen aus Voltaires Werken. Man wird eine leichte Uebersicht gewinnen, wenn dieses Werk vollendet ist, welches schon im Entstehen den Beweis einer tüchtigen Leitung, einer gediegenen Auswahl und glücklichen Verknüpfung bietet. —

Aus der Gesellschaft.

— Es ist seit einigen Tagen in der Pariser eleganten Welt von nichts die Rede, als von der improvisirten Heirath des Lord B., Neffen eines englischen Ministers, und der Tochter der Marquise von A., bekannt durch ihre Anhänglichkeit an die ältere Linie der Bourbons und durch ihre glänzenden musikalischen Soiréen im Faubourg St. Germain.

Man versichert, daß diese Geschichte abgeredet, negociirt und abgeschlossen wurde in nicht länger als vierzehn Tagen. Die beiden jungen Gatten sahen sich zum ersten Mal bei der Eröffnung der italienischen Oper.

Die Hochzeits-Corbeille soll ein Wunderwerk des feinsten und reichsten Geschmacks seyn.

Köstliche Kleider, graziöse Peignoirs, Spitzen von Seide, Mousseline, Cachemire, Hauben, gestickte Jacken, vierzig Dutzend Handschuhe, fleischfarben, rosa, weiß, gelb und gestickt, und viele andere Gegenstände finden sich in dieser schönen Corbeille vor. Das Ganze beläuft sich auf 35,700 Fr.

Die Trauung fand in St. Roch statt. Nach der Ceremonie wird Lord B. seine junge Frau sogleich nach London entführen.

La Roncière.

Man liest in der Chronique de Seine et Marne unter'm 22. Oktober: „Herr de la Roncière, der von dem Assisenhofe der Seine zu zehnjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt wurde, ist in das Detentionshaus von Melun gebracht worden. Sein alter ehrwürdiger Vater und eine seiner Schwestern begleiteten ihn. Er behauptet noch fortwährend, unschuldig zu seyn."

Die Blinden auf der Scene.

So bald ein berühmter Autor in Paris irgend eine auffallende Rolle schafft, die Aufsehen erregt, gleich sind die Schauspieler der andern Theater da, und begehren sich in ähnlichen Rollen zu zeigen.

Auf solche Weise kamen Bucklige, Taube, Narren, alte Soldaten nach und nach in die Mode. Wir wollen hier nicht mehr von dem artigen Stücke „L'if de Croissey" sprechen, das in sechs verschiedenen Bearbeitungen erschien, von welchen eine nun auch in Deutschland unter dem Titel „das goldene Kreuz" bekannt worden ist. In diesem Augenblick weiß man schon, daß ein Dutzend „Ni jamais ni toujours" nach Paul de Kocks Roman einstudirt werden, und eben so viele Laides zum Mindesten.

Die Blinden sind schon früher oft da gewesen. Jetzt aber wird diese interessante Infirmität abermals am dramatischen Horizonte auf's Neue erscheinen. — Nachdem Ancelot das

Mittelalter gehörig ausgebeutet hatte, ist er über irgend ein empfindsames Buch gekommen, worin eine interessante Geschichte von einem Blinden erzählt wird. Dieser liebt nämlich leidenschaftlich eine Frau, ohne sie gesehen zu haben. Durch ihre Sorgfalt und Pflege erhält er das Gesicht wieder, und von diesem Augenblick an liebt er sie nicht mehr, sondern eine Andere. Hieraus hat nun Herr Ancelot sein Vaudeville gemacht, das er „un regard“ benannte. Aber zu gleicher Zeit ist diese Blindengeschichte auch in die Hände des Hrn. Planard gefallen, der sich mit einem Herrn St. Georges verband, und mit ihm einen Operntext verfertigte, wozu Hr. Halevy die Musik gesetzt. Damit ist es aber noch nicht aus. Jetzt wollen alle Theater ihren Blinden und sollen bereits schon 15 bis 20 im Vorrath daliegen, die von jetzt bis zum Jahresschlusse an die Reihe müssen. Alle ersten Schauspieler der verschiedenen Theater müssen nun nicht anders als mit geschlossenen Augen applaudirt werden. Sogar Rubini und Nourrit wollen sich mit dem modischen dramatischen Augenübel behaftet dem Publikum zeigen, und Rossini und Meyerbeer zu diesem Ende eine Blinden-Musik schreiben.

Italienische Pracht.

Als Napoleon im Jahre 1805 nach Genua kam, erfand die Schmeichelei wunderbare Feste. So wurde auch der prächtige Garten des Pallastes Doria mit einem schwimmenden Garten verbunden, der auf mit Erde bedeckten Pontons angelegt war, worauf reiche Zelte und kostbare Gewächse angebracht waren. Als Napoleon sich auf diesem befand, wurde er von dem Lande gelöst und in die Mitte des Hafens getrieben, wo eine splendide Mahlzeit dem Kaiser gegeben wurde. Gegen das Ende derselben, wobei Genua mehr Gold verschwendete, als erforderlich gewesen wäre, um ein Monument zu errichten, warfen die Diener alle reichen Gefäße von Silber und Vermeil, die bei dem Feste gebraucht worden waren, in das Meer. Diese Pracht, welche eine Parodie der Galanterien des Antonius für Kleopatra zu seyn schien, erregte Napoleons Verwunderung nicht im Geringsten; sein Genie regte solch' eine Kleinigkeit nicht auf; er zweifelte nicht daran, daß die edeln Genueser ihm treu seyen, aber er glaubte nicht an eine solche Narrheit, denn das wäre es wohl gewesen, den Nereiden und Tritonen Silbervaisselle für Neptuns Tafel zu spenden.

Und in der That hatte er Recht. Zwar konnte Niemand läugnen, daß Platten und Vasen, mit den Wappen der edelsten Geschlechter in den Golf von Genua geworfen wurden — ma — nun kommt's! — rings um die Pontons waren Netze ausgespannt, welche getreulich Alles auffingen und in die Schatzkammern der edeln Genueser zurücklieferten, die über einen ingeniösen Einfall herzlich erfreut waren, der so wenig kostete.

Pariser Witze.

Die Anwesenheit König Leopold's in Paris gibt den kleinen Blättern vielfältigen Stoff, ihre zum Theil alten Witze wieder aufzuwärmen. — Sie sind lustig genug, und da sie in Paris keinen Anstand fanden, hoffen wir sie um so mehr unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Dieß

Pröbchen mag übrigens zeigen, was es mit der verschrienen strengen Censur dort für eine Bewandniß hat, und welche Rücksichten genommen worden sind. In dieser Beziehung gehört diese Notiz in den Bereich der Europa.

Zuerst ist es stehend, darüber zu spotten, daß Leopold noch immer die Mitgift von seinem Schwiegervater nicht erhalten haben soll, darauf bezieht sich Folgendes:

„Der Moniteur zeigt an, daß König Leopold die Minister, Gesandten und Würdenträger empfangen habe. Wir wissen wohl etwas, was unser Schwiegersohn nicht empfangen wird.“ —

„Vorgestern wohnte Leopold der Vorstellung von Robert le Diable bei. In der Scene, wo der Teufel dem jungen Bräutigam die Mitgift gibt, vernahm man unsern Schwiegersohn einen tiefen Seufzer ausstoßen, indem er Herrn Marmitonlivet anblickte.“ — (Mit Marmitonlivet wird stets Montalivet gemeint, der bekanntlich Minister des Hauses ist, und dem die Sorge für die Küche attribuirt wird. Marmiton heißt bekanntlich Küchenjunge.)

„Gestern sah Leopold die Oper „la Juive,“ und wohnte also dem wahrhaft königlichen Bankett im dritten Akte bei. — Es scheint, daß Herr Marmitonlivet unserm Schwiegersohn mindestens eine schöne Mahlzeit in effigie habe darbieten wollen.“

Diese Scherze lösen sich in Nichts auf, da man weiß, daß große Feste am königlichen Hofe von Paris vorbereitet wurden, um den König der Belgier und seine Gemahlin würdig zu empfangen.

Komische Gerichtshändel.

Herr Delcambre, Handelsmann in der Halle, führt Klage gegen seine Ehehälfte, die er in krimineller Konversation mit Herrn Catel angetroffen. Er hatte früher einen Brief, einen unbesonnenen Brief, durch sein schwarzes Postkabinet auffangen lassen, der allerdings die Hauptrolle in diesem kleinen Drama spielt.

Der Präsident. Man hat Sie um 5 Uhr des Morgens in der Wohnung des Catel gefunden. Sie hatten keinen Shawl.

Delcambre. Du hattest keinen Shawl.... Ah!

D. Pr. Man fand Ihren Shawl auf einer Kommode.

Delc. Man fand Deinen Shawl auf einer Kommode.... Ah!

Die Beklagte. Ich ging zu Herrn Catel um vier Uhr des Morgens, um fünfzig Franken zu wechseln. Da kam mein Mann, der mit seinen Spionen uns immer auflauerte, ganz à l'improvisse dazu.

D. Pr. Haben Sie einen Brief unter dem Namen Eugenie geschrieben?

Delc. Ah! Ja! der Brief. Erkläre den Brief.... Ah! Da ist der Brief. Mein Advokat, zeigen Sie den Brief. Ah, ah!

D. Pr. An wen ist er gerichtet?

D. Bekl. An Niemand. Ich habe ihn geschrieben, um meinen Mann in Verzweiflung zu stürzen, der mich so unglücklich machte. Es war nichts, als eine Emagination einer Frau, die so unglücklich ist wie ich.

D. Pr. Wie? Sie schrieben einen Brief dieser Art an ein Wesen, das nicht existirt?

D. Bekl. Ja, mein Herr. Es ist einer Frau wohl gestattet, die von

ihrem Mann sechs ganzer Wochen lang toll gemacht wurde, solche Thorheiten zu unternehmen. Dieser Brief ist eine Thorheit, nichts weiter.

Der Advokat des Klägers bringt hierauf den Brief vor, dessen Orthographie aufbewahrt zu werden verdient.

„Mon hami, cinsairre ah combien que g et heue le bonneurre de te çairez dan mai bra que le tan me camble lon. G pacé une coiré bien trisse. Ille fesai ce quille pouvai pourre mégaïerre. Ille ne pouvai pas en venirre à boux... Caitait mon bourot! Anfin ge ne pouvait finirre de me couchez. Ille me manc toujour quai que chose! Ela mon porre coeur ait bien malairreux! Je le dirait que cet nuie g éheu un conge. Je croyet te parler, mon marie ma di, quéque tu dit, diti? G reconu sa voit et je m'é éveillé. Ci ille ne morait pas parlé je morait vandu moi-meme. Aicri moi poure sous la g mon povre coeurre! A révoirre mon tondre ami le plus vitte quille te cera pocibe! Pourre la vie ton

„Hugeni“

„Poscriton. Dimange je monteré te voirre... Ille ma vus hourlé tais mouchoirre. G été aubligéz de dirre quille étais a moi. Ge ceréz aubligé de lais gardé pourre quille ne ce doutte de riens.“

Das Tribunal verurtheilte die Beklagten zu drei Monat Gefängnißstrafe und den Herrn Catel noch außerdem zu hundert Franken.

Anekdoten.

Bei einem halb diplomatischen Diner, das der russische Botschafter in Paris, Graf Pozzo di Borgo gab, wandte sich eine sehr große aber sehr einfältige Dame an Talleyrand, mit den ziemlich barschen Worten: „Ich habe mich über Sie zu beklagen, Fürst, Sie sollen irgendwo gesagt haben, daß ich keinen Geist besitze.“ —

„Sie sind sehr ungerecht gegen mich,“ erwiderte er, „Alle Welt sagt das, nur ich nicht.“

Eine ähnliche Antwort gab er dem Herrn von Flahaut, als er noch Bischof von Autun war.

„Herr Bischof,“ sagte ihm Jener, „man hat mir hinterbracht, daß Sie in einer Gesellschaft, wo man so gütig war, mir nachzurühmen, daß ich Geist besitze, das Gegentheil behauptet haben.“

„Da sind Sie falsch unterrichtet worden, Herr Graf,“ erwiderte Talleyrand, „ich war nie in einer Gesellschaft, wo man Sie für geistreich gehalten hätte, und habe auch nie das Gegentheil behauptet.“

Vermischtes.

Es erheben sich jetzt überall lebhafte Discussionen über die Ehe, daher mag diese historische Notiz nicht ohne Interesse seyn. Folgende berühmte Menschen hatten Abneigung gegen die Ehe: Newton, Locke, Bayle, Gibbon, Hume, Adam Smith, Harvey, Leibnitz, Hobbes, Hamilton, F. Drake, Graf Essex, Michel Angelo, die drei Caracci, Joshua Reynolds, Haydn, Händel, Kant, Wolsey, Pascal, Pope, Akenside, Swift, Goldsmith, Gray, Collins, Thomson, Jeremias Bentham; von den Alten: Plato, Pythagoras, Democrit, Diogenes. Folgende waren verheirathet und hatten Ursache es zu bereuen: Aristoteles, Socrates, Pittacus, Periander, Euripides, Aristophanes; und unter den Neuern: Boccaccio,

Dante, Milton, Albrecht Dürer, Strete, Addiſon, Dryden, Molière, Racine, Sterne, Garrick, Bacon, Byron.

— Es iſt bekannt, daß bei erſten Vorſtellungen auf den Theatern von Paris die Autoren des neuen Stücks viele Freibillete erhalten, um ſich applaudiren zu laſſen. Oft erhalten ſie das ganze Parterre, oder eine Logenreihe u. ſ. w. zu dieſem Behufe eingeräumt. Hiezu kommt nun aber noch, daß andere Autoren und öffentliche Angeſtellte, ſtets ihre Anzahl Freibillete jeden Abend haben, wie z. B. die Miniſter, General-Secretäre und Section-Chefs. Neulich ergab es ſich, daß ein ſolcher Angeſtellter im Miniſterium des Innern an einem Abende 142 Perſonen auf dieſe Weiſe, unentgeldlich, in die verſchiedenen Theater ſchickte. — Was würden deutſche Theater-Adminiſtrationen zu ſolchen Mißbräuchen ſagen? —

— Kürzlich ließ ein Mann in einem Mieth-Cabriolet einen Sack mit 250 Franken liegen. Der Kutſcher bemerkte es und war ſo ehrlich, in den erſten Stock hinaufzuſteigen, um den Fund wieder zurück zu erſtatten. Es iſt bemerkenswerth, daß während dieſer Zeit dem rechtſchaffenen Manne ſeine Peitſche vom Wagen geſtohlen wurde.

— Ein franzöſiſcher Kritiker ſagt von Jal's neuem Werke über Italien, das ſo eben unter dem Titel „de Paris à Naples“ erſchienen iſt: „Man erwarte hier keine pomphafte Beſchreibung, keine in's kleinliche gehende Erwähnung der Merkwürdigkeiten. Der Verfaſſer ſah Italien wie ein ächter Bürger von Paris, aber wie ein Bürger der die Kunſt kennt, das Seeweſen, die Malerei, den Journalismus — (welche herrliche Zuſammenſtellung!). Es iſt ein Bonhomme-Buch von beſcheidenem Anſtriche, das eine ſehr liebenswürdige Frau und eine goldene Brille hat, gerade wie ſein Autor Herr Jal ſelbſt.“ — (Iſt das nicht trefflich?) *)

— Man verkündet die baldige Herausgabe der Handſchriften, Reden und Correſpondenzen des Generals Lafayette.

— Die Verſetzung der irdiſchen Hülle Boyeldieu's von ihrer proviſoriſchen Ruheſtätte nach dem Monumente, das dem berühmten Komponiſten errichtet worden iſt, fand den 14. Oktober ſtatt. Bei dem Gottesdienſte waren Gelehrte, Schriftſteller und Künſtler gegenwärtig. Das Lacrymosa beſtand aus einer Stelle der „Chevaliers de la Fidélité“ von Boyeldieu; dann kam ein Trio von Berton, das Senſation machte.

— Die Kirche von S. Roch in Paris iſt ein wahres Muſeum zu nennen. Sie enthält, außer dreizehn reich dekorirten Altären, eine prächtig gearbeitete Kanzel, zwei Orgeln, ſechs und dreißig Werke der Bildhauerkunſt, ſowohl Statuen als Basreliefs, ſieben und vierzig Gemälde, zwei große Plafonds, zwei Tiſche von koſtbaren Steinen uud die phantasmagoriſche Kapelle von Falconnet. Alle Fremden bewundern ſie.

— Heirathsgeſchäfte. — Wir leſen in Pariſer Blättern:

3,000 Franken!

Alle haben unverſchämt gelogen, die nicht errötheten, bekannt zu ma-

*) Wir geben in unſerm nächſten Stücke eine Probe aus Jal's Werk.

chen: daß ſie eine neue Methode erfunden haben, Heirathen zu vermitteln. Sie mögen hiedurch wiſſen, daß die Methode des alten Hauſes de Foy die einzige in Ausübung geſetzte und unveränderliche ſey, um durch Hülfswege (voies auxiliaires) zum Abſchluß der Ehen zu gelangen; daß zwei verſchiedene Arten zu operiren unmöglich ſeyen; und endlich, damit Niemand dieſen Ausſpruch bezweifle, ſo macht ſich dieſes Haus anheiſchig, tauſend Thaler demjenigen zu bezahlen, der einen andern und einleuchtenderen Weg zur allgemeinen Kenntniß bringen wird. — Wir wollen hoffen, daß man in Zukunft ähnliche Abſurditäten unterlaſſen werde, wenn man nicht unangenehme Wahrheiten zu hören bekommen will.

De Foy et Comp.

Agent matrimonial de première Classe,

rue bergère Nr. 17.

Nekrolog.

Am 18. d. M. ſtarb in Berlin nach längerer Kränklichkeit der geſchätzte Maler Conſtantin Schröter. Derſelbe verfolgte ſtets die Anſicht, daß es in ſeiner Kunſt nicht allein darauf ankäme, wie etwa gemalt würde, ſondern auch zugleich, was da gemalt würde, und ſomit lag ſeinen ſehr beliebten Genrebildern meiſtens ein ſinniger, oft ſogar recht poetiſcher Gedanke zum Grunde, der dieſen Gebilden, mehr als die nicht immer ſtreng artiſtiſche Ausbildung, ſtets einen ſo allgemeinen Eingang und Beifall verſchaffte. Faſt ein jedes Kabinet der zum weiteren Gedeihen der Malerei ſich täglich mehrenden Liebhaber von Werken der heutigen Künſtler enthält eins oder gar mehrere der anſprechenden Werke dieſes Künſtlers, dem alſo das achtbare Andenken, welches ſeinen Beſtrebungen gebührt, dauernd geſichert bleibt. Er iſt 41 Jahre alt geworden.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unſern Leſern:

1) Eine Darſtellung des engliſchen Unterhauſes. Man bemerke auf dieſem Bilde die nachläſſige Haltung der Mitglieder und den Lehnſtuhl des Präſidenten, welcher Letztere hier aus Ironie »Speaker« (Sprecher) genannt wird, weil er niemals ſpricht.

2) Eine Scene aus dem franzöſiſchen Drama Ango von Dieppe, das nach Fieſchi's Attentat ſogleich verboten wurde, noch ehe die neuen Preßgeſetze erlaſſen worden waren. Es iſt der Moment gewählt, wo Franz I. von Ango überraſcht wird, der ihm den Leichnam ſeines von ihm entführten Weibes zeigt und ihn zwingen will, ſich mit ihm zu ſchlagen. Franz I. fällt in Ohnmacht und der wüthende Ango ſetzt ihm den Fuß auf die Bruſt. Dieſe Scene wurde immer wüthend beklatſcht, weil Ango die Worte dazu ſprach: »Le peuple a horreur de l'Assassinat!« welches man auf Fieſchi's Attentat zu beziehen geneigt war. Dieſe Aufregung hat wahrſcheinlich das Verbot herbeigeführt.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph vom Deutschland.
Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 6. 4. November. 1835.

König Otto.

Der König Otto hat sich nun auf seine Reise begeben, und wird, wie man sagt, in Triest, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Marseille, Lyon, Paris, Brüssel, Amsterdam, Hamburg, Kopenhagen, Stockholm, Petersburg, Moskau, Berlin, Dresden, Wien, München, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Frankfurt, Kassel, Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Lübeck, Bremen, Hamburg, Kiel, Schleswig, Flens

Mad. Helmholz von hier; David, Tenor: Hr. Diedicke von Dessau, und Joab, Baß, Hr. Krüger ebendaher), machten einander durch ihre ausgezeichneten Leistungen den Rang streitig.

Beethoven.

Bonn, 19. Okt. Das Comité des Vereins zur Errichtung eines Denkmals für den großen in Bonn gebornen Tondichter van Beethoven hat unter den Unterschriften: A. W. von Schlegel, Präsident, Breidenstein, de Claer, Gerhards, Kneisel, Nöggerath, von Salomon und Walter, vorläufig bekannt gemacht, daß laut Benachrichtigung des Königl. Ober-Präsidiums der Rheinprovinz vom 23sten September l. J. von Seiten der betreffenden hohen Königl. Ministerien die Genehmigung zur Bildung und fernern Wirksamkeit des Vereins erfolgt und derselbe mithin jetzt gesetzlich und förmlich constituirt sey.

Madame Pleyel in Hamburg. — Ich kann heute nur sagen, daß ich Mad. Pleyel, die Klaviervirtuosin, am 21sten October in ihrem Concerte gehört, und von ihrem Spiele im hohen Grade befriedigt — entzückt worden bin. Ihre Kunst steht auf einer solchen Höhe, daß selbst die frühern von allen Seiten ihr laut gespendeten ultracölestischen Prädicate der Wirkung ihres Spiels nicht Abbruch thun konnten. Das Nähere im nächsten Blatte. Ehre der Künstlerin, der in der Jugend schöner Blüthe schon der Lorbeer der Vollendung die Schläfe umwindet. (Freischütz.)

— Moscheles gab in seinem Concerte in Leipzig unter Anderem seine Ouverture zu Schillers Jungfrau, die von ihm erst kürzlich componirt wurde, dann sein „Hommage à Haendel“ von ihm und Mendelssohn-Bartholdy vorgetragen. Zum Schlusse eine freie Fantasie.

Theater.

Die elegante Zeitung berichtet:

„Eine junge Dichterin aus Sachsen, die sich gegenwärtig in Wien aufhält, und einen Aufsatz über die Kunstleistungen des Dresdener Emil Devrient der Wiener Theater-Zeitung übergeben hat, beklagt sich bitterlich, daß der Schluß derselben angeblich von der Censur gestrichen sey, obwohl, wie sie schreibt, kein Gott und kein Mensch in ihren Aeußerungen etwas Beleidigendes habe finden können. Folgendes ist die gestrichene Stelle:

„Im Trauerspiel gehören zu Devrient's vorzüglichsten Rollen: König Enzio, Hamlet, Tasso, Posa, Leicester, Gaston, Beaumarchais u. s. w. Im Lustspiel: Don Cesar, Wehringer in der Braut in der Residenz, Gluthen, Baron Zinnburg, Student Mauser u. s. w. Im Lustspiel gehört er unstreitig zu den vorzüglichsten Künstlern Deutschlands, obwohl er hier mehre seines Gleichen finden mag; dagegen im Trauerspiel steht er wohl als jugendlicher Held und Liebhaber einzig da, und schwerlich möchte Jemand die Vollkommenheit der Darstellung eines Königs Enzio und seines Orest erreichen, wie dieß auch schon ziemlich einstimmig anerkannt ist.“

So etwas durfte Bäuerle natürlich nicht aufnehmen! —

— Das meiste Glück macht im Theater an der Wien Nestroy's: „Zu ebener Erde und erster Stock.“ Diese Posse wird schon einen halben Monat fortgegeben, und täglich müssen Hunderte weggehen, welche in dem großen Hause keinen Platz finden. Man kann den Ertrag der ersten 15 Vorstellungen ohne Uebertreibung auf 15,000 Gulden Conv. Münze ansetzen. Wirklich ist das Stück, im Vergleich mit den Erbärmlichkeiten, welche in letzterer Zeit von dieser Direction geboten wurden, ausgezeichnet, keineswegs berechtigt es jedoch zu der in einem Wiener Blatte ausgesprochenen Behauptung, es sey Raimund's „Verschwender“ vorzuziehen, von dem es doch nur eine schwache, in vieler Rücksicht mißlungene Copie ist. Dieß setzte Herr Wiest im „Sammler“ in einem sehr gelungenen Aufsatze bescheiden in's Licht; der ergrimmte Dichter nahm aber dieses so übel, daß er an demselben Tage, als das Blatt erschien, in seiner Rolle, bei einer Stelle, wo vom Whist-Spiele die Rede ist, folgende Worte einschaltete: „daß das Spiel nicht Sache des Verstandes ist, zeigt sich aus dem, daß das Whist (nach Wiener Mundart ausgesprochen) das geistreichste Spiel, den Namen des dummsten Menschen trägt, der, zur Schande Wiens, Theater-Recensent ist.“ — Diese abgeschmackte Selbstrache

werden zum größeren Theil auf Bestellung auf Märkten verkauft, zum kleineren Theil werden sie in Fässern nach Amerika, Holland und England versandt. Die Fischerei hat verschiedene Hauptsitze, die sich meistens an Flußmündungen befinden. Die Fischerei ist ein sehr lohnender Erwerb, und wird deshalb besonders auch von Fremden betrieben.

Was ist Heilmittel?

Heilen ist Alles, was die Krankheit vertreibt, und dem Menschen wieder seine Gesundheit verschafft. Heilmittel sind also Alles, was heilen kann, und dies sind sehr viele Dinge. Wasser, Luft, Licht, Wärme, Kälte, Bewegung, Ruhe, Speise, Trank, Arzneien, Operationen, Alles ist Heilmittel, wenn es die Krankheit vertreiben kann. Es ist aber nicht jedes Heilmittel für jede Krankheit gut, sondern es muß immer dasjenige gewählt werden, was für eine Krankheit Hilfe bringt. Wasser ist z. B. ein gutes Heilmittel gegen Durst, Hitze, Fieber, Hautausschläge, Verbrennungen, Verletzungen und Gift, aber es kann nicht gegen Hunger helfen, denn dagegen ist Speise das Heilmittel. Ebenso ist Licht ein gutes Heilmittel gegen Dunkelheit, aber nicht gegen Kälte, denn dagegen ist Wärme das Heilmittel.

Es ist also sehr gut, daß es viele Heilmittel gibt, denn wenn eines nicht helfen will, so kann man ein anderes versuchen, und wenn dieses auch nicht hilft, ein drittes, bis man das Rechte findet.

Manche Heilmittel sind so gut, daß sie fast alle Krankheiten heilen können, z. B. Wasser, Luft, Licht, Wärme, Kälte, Bewegung, Ruhe, Speise, Trank, Arzneien, Operationen, Alles ist Heilmittel, wenn es die Krankheit vertreiben kann. Es ist aber nicht jedes Heilmittel für jede Krankheit gut, sondern es muß immer dasjenige gewählt werden, was für eine Krankheit Hilfe bringt. Wasser ist z. B. ein gutes Heilmittel gegen Durst, Hitze, Fieber, Hautausschläge, Verbrennungen, Verletzungen und Gift, aber es kann nicht gegen Hunger helfen, denn dagegen ist Speise das Heilmittel. Ebenso ist Licht ein gutes Heilmittel gegen Dunkelheit, aber nicht gegen Kälte, denn dagegen ist Wärme das Heilmittel.

Es ist also sehr gut, daß es viele Heilmittel gibt, denn wenn eines nicht helfen will, so kann man ein anderes versuchen, und wenn dieses auch nicht hilft, ein drittes, bis man das Rechte findet.

Manche Heilmittel sind so gut, daß sie fast alle Krankheiten heilen können, z. B.

Heilpflanzen.

Das Eis.

Eis ist Wasser, welches durch Kälte gefroren ist. Wenn es sehr kalt ist, so gefriert das Wasser sehr schnell, und es entsteht Eis. Wenn es aber nicht so kalt ist, so gefriert das Wasser nicht so schnell, und es entsteht Schnee. Wenn es noch weniger kalt ist, so gefriert das Wasser gar nicht, sondern es bleibt flüssig.

Schiffbruch.

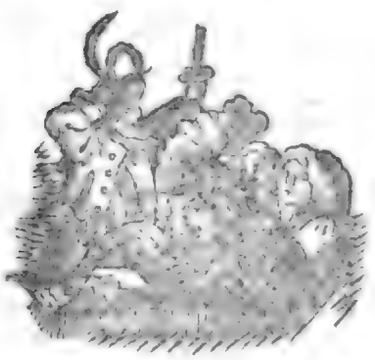
Am 1. November 1860 ging ein Schiff, Namens Wilhelm in Amerika, in See. Es hatte 200 Menschen an Bord, und war mit Waaren beladen. Am 3. November kam ein heftiger Sturm, welcher das Schiff an die Küste trieb, wo es an einem Felsen zerschellte. Es ging in Stücken, und Alles, was darauf war, ging verloren. Nur 3 Menschen retteten sich auf einem Brette, welches vom Schiffe losgerissen war, und trieben damit an's Land.

Alkohol.

Alkohol ist ein flüssiger Stoff, der sich in allen Pflanzen findet, und der Hauptbestandtheil des Weines, des Bieres und des Branntweines ist. Alkohol ist ein

immer mehr steigert. Auch die Industrie-Ausstellung hat das allgemeine Interesse der hiesigen Einwohnerschaft erregt, und wird fortwährend ungemein zahlreich besucht.

Wie man dem Untergang der Welt sicher entgehen kann.



In einer kurhessischen Stadt unterhielten sich zwei Bekannte über den Kometen, und einer von ihnen machte die Bemerkung, daß derselbe wohl den baldigen Untergang der Welt bedeuten solle. Wenn das wahr wäre, erwiederte der Andere, so würde ich nach — Flachsenfingen reisen. — „Nun, und was würde ihnen das helfen?“ — „Ei, das würde mir viel helfen, dort sind die Leute noch um einige hundert Jahre zurück!“

Räthsel.

Ich bin ein allbekanntes Etwas, kein Der und keine Die, zeige mich aber in ganz verschiedenen, oft gar nicht wieder zu erkennenden Gestalten, bin also eine Art Chamäleon, gerade wie — die Männer, trage auch Beinkleider zuweilen, welche jedoch nichts kosten, welche kein Schneider genäht hat und die größten auf Erden sind. Ich bin in Wahrheit wie die Männer nach der Mode, welche still und mit glatter Physiognomie dahinwandeln, aber desto gefährlicher sind, welche als Liebhaber eine andere Gestalt annehmen, die Farbe der Unschuld tragen, ganz nachgiebig, für den leisesten Eindruck empfänglich sind, wie Butter an der Sonne zerfließen, und doch kalt und gefühllos bleiben. Ja ganz so bin ich. Ach! die Männer, die Männer! unbändig sind sie, wenn sie zwangfrei, aufbrausend, wenn die Frau ihnen den Kopf warm macht. Ganz mein Bild! Denn wenn man mich in Hitze bringt, so werde ich ganz umgewandelt, bin aufbrausend, wie die Männer und bin in meiner furchtbaren Kraft gar nicht wieder zu erkennen. Ich bin nicht lebend, aber Bedingung alles Lebenden, bin nicht, wie die Männer, aus Fleisch und Bein, sondern aus zwei anderen Stoffen zusammengesetzt, die jeder Chemiker kennt, ich bin höchst nützlich, und viel nothwendiger als die Männer, welche doch nur ein nothwendiges Uebel sind. Triumphiren sie nicht dieser Vergleiche halber, meine Damen, denn auch sie, wie man zu sagen pflegt, sind nicht unvergleichlich. Sie tragen geduldig so manche Last, als da sind: schöne Kleider, Shwals ꝛc., was den Männern oft unerträglich ist; ich trage auch so manche Last, die den Männern einträglich ist. Sie machen oft viel Lärm um Nichts, und in allen Fällen, wo sie Recht behalten wollen, auch ohne Grund, ich lärme auch, aber nur in gewissen Fällen, wo ich immer einen Grund habe. Sie werden das freilich nicht zugeben, und ich schweige, denn sie haben bei jedem Fall immer viel Gründe, ich aber bei allen Fällen nur einen. Von ihrer Gefallsucht will ich gar nicht reden, denn sie findet man selten ohne Spiegel, mich auch, sie sehen aber hinein, ich heraus. Sie werden sich über mich ärgern, was mir Leid ist, denn ihre Galle macht sie garstig, die meinige aber mich nicht, denn sie ist außer mir, die ihrige aber bringt sie außer sich. Sie werden mein Geschwätz kopflos nennen, es sey, denn ich habe keinen Kopf, oder ihn schaubar nur hinter mir, also nicht auf drm rechten Fleck, und dieser Kopf ist ein kranker Kopf. Sie haben ein Köpfchen und auf dem rechten Fleck, und ist ein schönes Köpfchen, aber ein — Trotzköpfchen. Ein Wunder ist es nicht, wenn sie vor mir Scheu haben, da ich sie nur hinter mir habe, und alle Welt sie dann vor mir hat.

(Aus d. Breslauer Zeit.)

Fürst Clemens von Metternich.

Von

Dr. Wilhelm Binder.

Es liegen Blätter vor uns, denen die größte Aufmerksamkeit der Lesewelt nicht entgehen wird. Herr Dr. Wilhelm Binder gibt hier die Geschichte des großen Staatsmannes und seines Zeitalters, und spricht es an mehren Orten seines Werkes deutlich aus: „daß er in Berührung mit Männern gestanden, welche mit dem Gegenstande seiner Darstellung innig vertraut sind.“ Man hat alle Ursache, zu glauben, daß diese Schrift unter höherem Einflusse entstanden ist. Durch eine besondere Vergünstigung wurde es uns gestattet, die gegenwärtigen Bruchstücke schon jetzt unsern verehrten Lesern mitzutheilen, da das Ganze von der C. F. Nast'schen Buchhandlung in Ludwigsburg erst mit dem Ende dieses Jahres versandt werden kann. Wir beschränkten uns darauf, hier nur Das zu geben, was für unser Publikum von besonderem Interesse zu seyn schien. Die „Chronik der gebildeten Welt“ kann die wichtigsten Dokumente der Zeitgeschichte nicht mit Stillschweigen übergehen, doch ist sie weit entfernt, eine bestimmte Meinung oder Farbe sich zu erwählen und dadurch kund zu geben, sondern zeichnet nur auf, was der Tag ihr liefert, und was in der gebildeten Gesellschaft die freieste Discussion zuläßt.

I.

(Des Fürsten Geschlecht, und seine Jugend.)

Unter Deutschlands großen Geschlechtern, deren Stammburgen einst die prachtvollen Ufer des Rheinstromes schmückten, ist das der Metterniche eines der ersten an Glanz des uralten Herkommens, an Ausdehnung und Blüthe des Besitzes, und was das Höchste ist, an Menge und Bedeutsamkeit der aus seinem Schooße hervorgegangenen ausgezeichneten Männer. Schon in den frühesten Zeiten, lange vor

seiner Erhebung zur reichsgräflichen Würde, hatte es Sitz- und Stimmrecht auf den deutschen Reichstagen ausgeübt; drei seiner erlauchten Sprößlinge hatten im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert den churfürstlichen Hut von Trier und Mainz auf ihrem Haupte getragen und die mit solcher Würde verbundene königliche Ehre genossen; — eine Auszeichnung, die unter dem gesammten, vormals unmittelbaren Adel des Reiches nur allein den Familien Schönbronn und Wied in gleichem Grade zu Theil geworden ist.

Dem Ursprunge des Namens Metternich — früher Metternicht geschrieben — legt eine uralte Legende aus den Zeiten des letzten sächsischen Kaisers, Heinrich des Heiligen, welche durch spätere Urkunden zu hoher Wahrscheinlichkeit erhoben wird, nachfolgende Begebenheit zu Grunde. Genannter Kaiser hatte einen vornehmen, durch Adel und Tapferkeit ausgezeichneten Hauptmann der Leibwache, den er seiner Treue und Ergebenheit wegen besonders hoch in seiner Gnade hielt. Hiedurch zum Neide gereizt, ersannen einige Große bei Hofe, in der Absicht, Metter'n zu stürzen, den niederträchtigen Plan, durch Verfälschung seiner Handschrift einen hochverrätherischen Brief abzufassen, der sodann bei Gelegenheit dem Kaiser in die Hände gespielt wurde. Allein Heinrich, durch diesen Anschlag in der guten Meinung von seinem Diener nicht irre geleitet, wies beim Anblick der Urkunde die Verläumdung unwillig von der Hand, indem er laut die Worte aussprach: „Nein, solche schwarze Unthat hat Metter nicht gethan!“ Zum ewigen Andenken an dieses Ereigniß sollen sich alle Nachkommen Metter's den Namen „Metternicht“, später „Metternich“ beigelegt haben. —

Jetzt ist von den sechs Linien, worein sich dieses Geschlecht in frühern Zeiten theilte, nur noch die jüngere, oder die Linie zu Winneburg und Beilstein vorhanden, welche 1679 die reichsgräfliche und 1803 die reichsfürstliche Würde erworben hat. In den Besitz der beiden Herrschaften Winneburg und Beilstein, im ehemaligen Churfürstenthum Trier, zwischen der Mosel und dem Hundsruck gelegen, gelangte die Familie Metternich nach Aussterben der früheren Eigenthümer zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts durch die Begünstigung des damals regierenden Churfürsten Lothar des Großen von Trier, eines geborenen Metternich. Diese Besitzthümer blieben auch, nebst mehren andern unmittelbaren Herrschaften jenseits des Rheins, ungestörtes Eigenthum des Metternich'schen Hauses, bis solche im Jahre 1801, bei Beendigung der Reichsfriedens-Entschädigungs-Angelegenheit, an die französische Republik abgetreten werden mußten. Als Ersatz für diese verloren gegangene reichsständische Herrlichkeiten wurde

sodann dem Hause zuerst die oberpfälzische Abtei Waldsaßen angeboten, da aber Pfalzbaiern dieselbe, als mittelbar, für sich reklamirte, so wurde die vormalige Reichsabtei Ochsenhausen in Oberschwaben hiezu ausersehen, und den 30. Juni 1803 zum Reichsfürstenthume erhoben. Wirklich trat auch im genannten Jahre Fürst Franz Georg, Vater des jetzigen, in den Besitz dieser, aus der Abtei und dem Markte Ochsenhausen, nebst 22 Dörfern und 14 Maierhöfen mit 7000 Einwohnern bestehenden Entschädigung, verlor aber schon 3 Jahre darauf, durch die Bildung des Rheinbundes, seine Souverainetät, welche auf den König Friedrich von Würtemberg überging. An dessen Nachfolger Wilhelm trat darum auch Fürst Clemens im Jahr 1825 seine Herrschaft käuflich ab, welche seitdem einen Theil der unmittelbaren Privat-Domänen des königlichen Hauses bildet. Allein der Fürst besitzt gegenwärtig noch weit ansehnlichere Mediat-Herrschaften in verschiedenen europäischen Ländern: die schöne und reiche Grafschaft Königswart in Böhmen; seit 1816 das Herzogthum Portella im Königreiche beider Sicilien; die, vormals dem französischen Marschall Kellermann gehörige, herrliche Herrschaft Johannisberg im Herzogthum Nassau, so wie mehre nicht unbeträchtliche Besitzungen in verschiedenen Theilen der österreichischen Monarchie.

Es war im Alterthume eine Sitte, selbst der aufgeklärtesten Schriftsteller, die gewiß manches Anziehende hat, oft mit sichtbarer Sorgfalt Umstände aufzusuchen, wodurch die öffentliche Laufbahn und Wirksamkeit der Helden ihrer Darstellung eine gewisse schicksalartige Vorbedeutung erhielt. Nicht selten ist dieß auch von Biographen der neueren Zeit nachgeahmt worden; und obschon wir es gerne unsern Lesern überlassen, wie weit sie Thatsachen solcher Art einen Werth beimessen wollen, so darf es in dieser Geschichte doch nicht ganz unbeachtet bleiben, daß, schon mehr als Einmal seit drei Jahrhunderten, vorzugsweise das Geschlecht der Metterniche von der Vorsehung berufen zu seyn schien, dem Habsburgischen Kaiserhause in Augenblicken gefahrvoller Entscheidung treue Diener und wohlmeinende, kräftige Helfer zu erwecken. Werfen wir zu diesem Zwecke einen flüchtigen Blick in die Geschichte zurück, und wir werden unsere Andeutung auf eine wahrhaft überraschende Weise bestätigt finden.

Unter den erlauchten Sprößlingen dieses Stammes, die in älterer Zeit den Ruhm desselben verherrlicht und sich durch Größe des Charakters und ausgezeichnete Wirksamkeit ein bleibendes Denkmal in der Geschichte gegründet haben, steht der schon einmal genannte, im Jahr 1599 zu dieser Würde erhobene Churfürst Lothar von Trier unstreitig oben an. Sein hoher, feingebildeter Geist, seine väterliche Milde als

Regent und seine rastlose Thätigkeit machten ihn zum Gegenstande der allgemeinen Verehrung bei seinen Zeitgenossen. Durch strenge Staats-Oekonomie und musterhafte Verwaltung der Finanzen sah er sich in den Stand gesetzt, viele für sein Land nützliche Anstalten zu treffen, den Dom zu Trier und die Festung Ehrenbreitstein wieder herstellen zu lassen, und Künste und Wissenschaften mit fürstlicher Freigebigkeit zu unterstützen. Nicht minder thätig war er in jenen unheilvollen Zeiten des kirchlichen Zwiespaltes, worein seine Regierung fiel, für das Beste der in ihren Grundvesten angegriffenen und erschütterten katholischen Kirche; weit entfernt, sich von dem damaligen ungünstigen Gange der Ereignisse meistern zu lassen, griff er vielmehr mit Weisheit und Kraft in das Rad der Zeit ein, vermittelte gern zwischen streitenden Partheien, verglich und versöhnte mit dauerhaftem Erfolge, und wußte nicht selten durch vortheilhafte Bündnisse und kluge Rüstungen das Schwert seiner Feinde in der Scheide zu halten. Aber größer als durch alles Andere, was der rastlose Geist dieses Mannes zum Ziele führte, hat er sich durch die Stiftung eines Bündnisses gezeigt, das, selbst weltberühmt durch seine weitgreifenden Erfolge, ihm einen der ersten Plätze in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges eingeräumt hat. Als nämlich im Jahre 1608 die protestantischen Reichsfürsten zu Anhausen in Franken jene, unter dem Namen der evangelischen Union bekannte Coalition geschlossen hatten, wodurch den Vertheidigern der Rechte der katholischen Kirche vereinter Widerstand geleistet werden sollte; — als jene gräßliche, manche protestantische Reichsstände selbst empörende Verwüstungen, welche sich diese Vereinigung mit Hülfe der Schaaren Heinrichs IV. von Frankreich im Elsaß und in der Pfalz erlaubte, noch weit Schlimmeres für die Zukunft befürchten ließ: da war es Churfürst Lothar, dessen entschlossene Thätigkeit das Einzige, wovon in dieser kritischen Zeit Heil und Rettung gehofft werden konnte, in's Werk zu setzen wußte, indem er Stifter und Begründer der katholischen Ligue ward, welche, auf dauerhafterem Grunde gebaut und sorgfältiger unterhalten, als die Union, dieser eine kräftige Spitze bot und bald ihren Einfluß völlig zu nichte machte.

Lothar's Werk war es gleichfalls, daß in den allerbedrängtesten Augenblicken, unter den drohendsten auswärtigen Gefahren und schrecklichsten Zerwürfnissen im Innern; — nach dem unseligen Bruderzwiste zwischen den beiden Erzherzogen Rudolph und Matthias, und als Ferdinand II. nach ihrem Tode den Pfalzgrafen Friedrich als Gegenkönig in Böhmen und Bethlen Gabor'n als Ursurpator in Ungarn sahe — die Kaiserkrone dennoch im Besitze des Hauses Oester-

reich verblieb. Lothar ſtarb den 28. Auguſt 1623, im 75. Jahre ſeines Lebens.

Nicht minder berühmt, und zwar nicht allein ſeines Sohnes wegen, ſondern durch ſich ſelbſt und eigenes Verdienſt um das Haus Oeſterreich, war in neuerer Zeit Franz Georg, erſter Fürſt von Metternich, geboren zu Coblenz den 2. Mai 1746, Vater des jetzigen Fürſten. Vermählt am 9. Januar 1771 mit der Gräfin Beatrix von Kagenegg, dem Sprößling eines uralten, Breisgauiſchen Geſchlechtes, trat er im Jahre 1774 in öſterreichiſche Staatsdienſte und bekleidete kurz nach einander die Stellen eines kaiſerlich-königlichen außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſters bei dem niederrheiniſch-weſtphäliſchen Reichstage, ſo wie an den churfürſtlichen Höfen von Mainz, Trier und Cöln. Im Jahre 1780 leitete er die auf den Erzherzog Maximilian von Oeſterreich gefallene Coadjutorswahl zu Cöln und ſah ſeine Verdienſte bei dieſem Geſchäfte mit dem Großkreuze des königlich ungariſchen Sanct Stephan-Ordens belohnt. Bei der Wahl und Krönung Leopold's II. zum römiſchen Kaiſer, im Jahre 1790, verſah Graf Franz Georg die Funktion eines zweiten churböhmiſchen Wahlbotſchafters. Eine unendlich ſchwierige Stelle aber, die eines bevollmächtigten Miniſters unter Herzog Albert von Teſchen und der Erzherzogin Chriſtiana in den kaum erſt wieder unterworfenen, aber keineswegs völlig zur Ruhe gebrachten Niederlanden, wurde ihm im darauf folgenden Jahre anvertraut. In dieſem Amte, welches damals unſtreitig den beſten Mann in Oeſterreich zu ſeiner Beſorgung erforderte, war ihm die dornenvolle Aufgabe geſetzt, dem Kaiſer die Herzen irregeleiteter Unterthanen wieder zuzuführen, die auf's Aeußerſte gegen einander erbitterten Partheien zu beſänftigen, und die lange vermißte Eintracht unter dem Volke wieder herzuſtellen. Dieſer Anforderung wußte er auch auf eine Weiſe Genüge zu leiſten, daß ſich die Urtheile der Verſchiedenſtgeſinnten in der Anerkennung der Rechtlichkeit ſeiner Handlungsweiſe, ſowie der Menſchenfreundlichkeit ſeines Charakters mit einander vereinigten. Zweimal mußte der General-Gouverneur die Niederlande der Fluth der franzöſiſchen Waffen überlaſſen: zuerſt im Jahre 1792 nach Dumourieu's Siege bei Jemappe, und ungeachtet ſo mannigfacher blutiger Waffenthaten, welche Coburgs und ſeines tapferen Heeres Ruhm verewigten, zum zweitenmale nach der Schlacht bei Fleurus, wider Jourdan, im Jahre 1794. Sowohl im erſtern Jahre, als auch 1793 und 1794, nachdem Erzherzog Carl dem Herzog Albert im Gouvernement gefolgt war, hatte Graf Metternich raſtloſe Anſtrengungen gemacht, um die Großthaten des Heeres auch durch alle Kräfte des Landes zu unterſtützen, die neuerdings aufgeregten

Gemüther zu beruhigen, und den argliſtigen Künſten der Verführung das Steuer anzulegen: Verdienſte, die ſein Monarch mit der Verleihung des Ordens vom goldenen Vließe ruhmvoll ausgezeichnet hat. Nach Räumung der Niederlande lebte der Graf zu Wien, bis er im December 1797 als k. k. erſter Bevollmächtigter dem Reichsfriedens-Congreſſe zu Raſtadt beiwohnte. Er war es auch, der ſein, an alter Freiheit und Unmittelbarkeit längſt fürſtengleiches Haus im J. 1803 zuerſt zur reichsfürſtlichen Würde emporbrachte, welche mit dem Fürſtenthume Ochſenhauſen dem jeweiligen Haupte der Familie zuerkannt wurde. Im Jahre 1810 verwaltete Fürſt Franz Georg während der Abweſenheit ſeines Sohnes zu Paris proviſoriſch das Portefeuille des Auswärtigen, und ſtarb am 11. Auguſt 1819 als k. k. Staats- und Conferenz-Miniſter für die inneren Angelegenheiten.

Franz Georgs älteſter Sohn, Clemens Wenzeslaus Nepomuk Lothar, Graf und ſeit 1813 Fürſt von Metternich-Winneburg, Herzog von Portella, Ritter des goldenen Vließes und Inhaber faſt aller höchſten und hohen europäiſchen Orden, Seiner Oeſterreichiſchen kaiſerlich-königlichen Majeſtät wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Haus-, Hof- und Staats-Kanzler und Conferenz-Miniſter wurde geboren zu Coblenz den 15. Mai 1773. Er zählte unter ſeinen Taufpathen den damals regierenden, letzten Churfürſten von Trier, Clemens Wenzeslaus, königlichen Prinzen von Polen und Litthauen, Herzog von Sachſen, welchem zu Ehren er auch ſeine Taufnamen erhielt. — Nachdem er unter den Augen ſeines Vaters von den vorzüglichſten Meiſtern eine, die Entwicklung trefflicher Naturanlagen und frühe ſichtbarer Talente auf's Zweckmäßigſte fördernde Erziehung genoſſen hatte, bezog er im Jahre 1788, nach zurückgelegtem fünfzehnten Jahre, die Univerſität zu Straßburg, wo er ſich zwei Jahre lang — alſo gerade in der erſten Periode der damals ausgebrochenen franzöſiſchen Revolution — dem Studium der Philoſophie widmete. Von hier aus begab er ſich im Jahre 1790, als Begleiter ſeines Vaters, zur Wahl und Krönung Kaiſers Leopold II. nach Frankfurt am Main, und verſahe bei den dortigen Feierlichkeiten das Amt eines Ceremonienmeiſters des katholiſchen Theils des weſtphäliſchen Grafen-Collegiums, während der Graf von Solms-Laubach mit denſelben Funktionen von Seiten des proteſtantiſchen Theils dieſes Collegiums beauftragt war. Um nach ſorgfältig begründeter vorbereitender Bildung dem eigentlichen Fachſtudium der Staats- und Rechtswiſſenſchaft obzuliegen, bezog er nunmehr die damals in hoher Blüthe und hohem Anſehen ſtehende Univerſität Mainz, wo er mit kurzen, durch die Krönung Kaiſers Franz II. und einige Reiſen nach Belgien, wo ſein Vater damals die

Stelle eines k. k. bevollmächtigten Ministers bekleidete, veranlaßten Unterbrechungen bis zum Jahre 1794 verweilte. Nach vollendeter akademischer Laufbahn, und bereits im Cabinete seines Vaters in die Staatsgeschäfte eingeführt, unternahm er noch in demselben Jahre eine Bildungsreise nach England.

Der mittlerweile eingetretene Verlust der Niederlande, in Folge dessen sein Vater sich wieder nach Wien verfügt hatte, führte auch den jungen Grafen Clemens im Oktober des Jahres 1794 an den kaiserlichen Hof, wo sein anerkanntes Talent in rascher Folge die ehrenvollste Auszeichnung finden sollte. Er ward nämlich für den Gesandtschafts-Posten im Haag ausersehen; allein die im Winter darauf erfolgte Eroberung Hollands durch die französischen Waffen machte leider die wirkliche Antretung dieses, seiner ersten Wirksamkeit angewiesenen Amtes unmöglich. So trat er denn einstweilen in's häusliche und wissenschaftliche Leben zurück, dessen Reize ihm seine, im Jahre 1795 vollzogene Vermählung mit Marie Eleonore, einziger Tochter des Fürsten Ernst von Kaunitz-Rittberg und Enkelin des berühmten Haus-Hof- und Staats-Kanzlers, Fürsten Wenzeslaus Anton, noch genußreicher und beglückender machte.

Im Jahre 1797 eröffnete Graf Metternich seine diplomatische Laufbahn durch die, nach seines Schwiegervaters Ableben übernommene Vertretung des westphälischen Grafen-Collegiums auf dem Friedens-Congresse zu Rastadt; er verließ jedoch denselben noch vor seiner Beendigung: glücklich genug, nicht mehr Augenzeuge seines tragischen Ausganges seyn zu dürfen.

Erst mit dem Jahre 1801 kehrte er wieder zu den öffentlichen Geschäften zurück, indem er die Stelle eines k. k. bevollmächtigten Gesandten am damaligen churfürstlich-sächsischen Hofe zu Dresden erhielt, woselbst er während der ganzen Zeit der Reichsfriedens-Entschädigung, deren Angelegenheiten sein eigenes Haus so nahe berührten, verweilte. Wirklich mußte die Achtung vor seinem umfassenden Verstande und dem feinen Takte seines Geistes sich damals schon fest genug begründet haben, da Seine k. k. Majestät sich entschließen konnden, dem erst 28jährigen jungen Manne einen so bedeutsamen und glänzenden Posten anzuweisen, den er jedoch fast nur darum zu bekleiten schien, um ihn in Kurzem mit einem noch weit einflußreicheren zu vertauschen. Gleichzeitig, als im Jahre 1805 sein Freund, Graf Stadion, auf die Botschaftersstelle in St. Petersburg abging, wurde Metternich auf den Gesandtschaftsposten am königlich preußischen Hofe berufen. Hier erst war ihm so recht die lang ersehnte Gelegenheit gegeben, den damaligen politischen Zustand Europa's mit umfassendem

Blicke zu begreifen, sich zu überzeugen, daß Oesterreich der Mittelpunkt und das Panier werden sollte, um welches alle Freunde des Rechtes und der bestehenden Ordnung sich sammelten. Sein scharfer, hellsehender Verstand befreundete sich auch gar bald mit der ganzen Constellation der Ereignisse, die sich in Kurzem auf der politischen Weltbühne entfalten sollten. Er schien jetzt schon seine künftige Bestimmung, Lenker der europäischen Politik zu werden, im Geiste vorauszusehen, und legte Hand an das Werk, um derselben allmählig näher zu rücken.

II.

(Stimmung und Umtriebe der Liberalen, vornämlich in Deutschland, nach Publikation der Aachener Congreßbeschlüsse. Congreß zu Carlsbad 1819. Oeffentliches Leben und Gang der Regierung in Oesterreich. Deutscher Minister-Congreß in Wien 1819, 1820.)

Als die liberale Welt von den Resultaten des Aachener Congresses und den auf demselben beschlossenen Maßregeln wider die beliebten Ideen der Zeit Kunde erhalten hatte, so erhoben ihre Wortführer in und außer Deutschland von Neuem das Haupt, und forderten mit einem Ungestüme, der die Cabinete nur das Schlimmste und Gefahrbringendste ahnen lassen mußte, die bestehende Ordnung der Dinge zum Zweikampfe heraus. Diese Leute, von jeher gewöhnt, allen Widerstand gegen ihr Treiben als eine Art von Glaubens-Verfolgung zu betrachten, zogen nunmehr die heterogensten Interessen in den Kreis ihrer politischen Leidenschaften hinein: Wissenschaft, Kunst, Begeisterung, Obscurantismus und Aufklärung, kurz alles zusammen mußte ihren einseitigen Zwecken seine Dienste leisten. Die mannigfaltigsten Schattirungen von Opposition, in ihren Haupttendenzen einander nicht selten geradezu entgegengesetzt, wurden von nun an zu ein und derselben Confession gerechnet; selbst die Sache der Partheien des Auslandes ward zur heimischen gemacht: ihre Triumphe und ihre Niederlagen wurden im Vaterlande mitgefeiert, mitempfunden. Hiezu kam noch das Leben auf den deutschen Hochschulen und die eigenthümliche Richtung der deutschen Jugend überhaupt, welcher seit der Feier des Wartburg-Festes das Blut wieder siedender als je in den Kopf gestiegen war: es kam hiezu jene meuchelmörderische Begeisterung, welche Sands und Löhnings Dolche geschärft und in ursprünglich guten, nur von bedauernswürdiger Selbsttäuschung befangenen Gemüthern Schandthaten und Verbrechen erzeugt hatte. Man hatte — so aben-

mannlich sind und es Ehre bringen muß — durch vollendete ritterliche Bescheidenheit in ihren Gedanken gewinnt, daß namentlich durch viele von eigener Neigung gänzlich freien Ehen, durch Ehen, wozu eine oder die andere Verbindung vorangegangen, gewissen Standes genossen sind, durch Ehen, wozu Geld und Gut, Ansehen und Macht, Verwandtschaft und gar Verwandtes weiter den nächsten Anlaß gegeben, durch Ehen, welche die Gemüther einander nicht verbinden, sondern trennen.

Wie sehr dieß Alles der Fall, wie sehr es sich in Ehen, die nicht wirklich Ehebruch sind, dennoch dem Ehebruche nähert, geht ungemein klar daraus hervor, daß selbst Personen, die mit einander nicht verheirathet sind, sich dennoch

an; fremde Diplomaten aber erhielten keinen Zutritt, obgleich sich die geheimen Agenten aller übrigen größern Mächte in, oder wenigstens in der Nähe von Carlsbad eingefunden hatten, was wegen der Eigenschaft des Ortes als Bad um so ungehinderter geschehen konnte.

Da bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt die in den verschiedenen Bundesstaaten eingeleiteten Partial-Untersuchungen noch keine erhebliche Ausbeute geliefert hatten, so mußte manches, was nach dem Plane des Fürsten von Metternich seine Erledigung auf dem Kongresse selbst finden sollte, einem spätern Termine aufbehalten bleiben: nichts desto weniger aber wurden die wesentlichsten Anordnungen zur Verbesserung des öffentlichen Geistes in Deutschland getroffen, wie dieß aus nachfolgenden, von dem Fürsten selbst proponirten Punkten erhellt:

In Beziehung auf den Inhalt und die aus demselben entsprungenen Mißdeutungen des dreizehnten Artikels der Bundes-Akte äußerte er den Wunsch, daß bald eine angemessene Auslegung und Erläuterung des fraglichen Artikels erfolgen, und vor dem Erscheinen derselben, bei den ständischen Arbeiten, welche damals in mehren Bundes-Staaten vorlagen, keine Beschlüsse gefaßt werden möchten. Auch sollte hinsichtlich der unrichtigen Vorstellungen über die der Bundes-Versammlung zuständigen Befugnisse und die Unzulänglichkeit der Mittel, wodurch dieselben geltend gemacht werden könnten, dem Bundestage durch den k. k. österreichischen Präsidial-Gesandten der Entwurf einer Vollziehungs-Ordnung zur Prüfung und Entscheidung vorgelegt werden. Um ferner den anerkannten Gebrechen des Schul- und Universitäts-Wesens in Deutschland abzuhelfen, sollte bei jeder Hochschule ein mit zweckmäßigen Instructionen und Vollmachten versehener landesherrlicher Commissär angestellt werden, welcher, ohne direkte Einmischung in das Wissenschaftliche und die Lehrmethode, über die Befolgung der bestehenden Gesetze und Disciplinar-Vorschriften zu wachen, den Geist der öffentlichen und Privat-Vorträge genau zu beobachten, und endlich der studirenden Jugend eine heilsame, auf den Staatszweck und Beförderung der Sittlichkeit, so wie des äußeren Anstandes berechnete Richtung zu geben hätte. Gleichfalls verpflichteten sich die Regierungen, in allen gegen widerhandelnde Lehrer und Schüler zu treffenden Maßregeln in wechselseitigem Einverständnisse zu handeln. Dem Mißbrauche der Presse und dem mit Zeitungen und Flugschriften bisher getriebenen Unfuge sollte durch ein provisorisches Gesetz gesteuert werden, welchem gemäß in jedem Bundesstaate periodische Blätter und alle unter zwanzig Bogen enthaltenden Schriften vor ihrem Erscheinen der besondern Bewilligung der Landes-Behörde unterlagen, und überdem jeder Druckschrift der Name des Verlegers

beizusetzen war. Auch konnte die Bundes-Versammlung über Schriften unter dreißig Bogen, deren Inhalt der Würde und Sicherheit des Bundes nachtheilig wäre, das unbedingte Veto aussprechen. Was endlich die sträflichen und gefährlichen Umtriebe zur Bewirkung einer Umwälzung in Deutschland betraf, so schlug das österreichische Cabinet die Einsetzung einer Central-Commission vor, welche eine vom Bundestage ausgehende und unter dessen unmittelbarer Aufsicht stehende Untersuchung der demagogischen Umtriebe in Deutschland einleiten, und bis zum Gewinnen genügender Resultate fortführen sollte.

Die Execution dieser verschiedenen Punkte selbst glaubte der Congreß dem Bundestage überlassen zu müssen, und begnügte sich daher mit der Bezeichnung der Hauptgrundsätze, nach welchen in Zukunft verfahren werden sollte. Demgemäß eröffnete der k. k. Präsidial-Gesandte auf dem deutschen Bundestage, Graf von Buol-Schauenstein, am 7. September die zu genanntem Zwecke veranstaltete Sitzung, in welcher die obigen Anträge alle, ohne besondere Einsprache, zu Beschlüssen erhoben, am 20. desselben Monats bekannt gemacht, und alsbald in sämmtlichen Bundesstaaten wirksam durchgeführt wurden.

Für Oesterreich selbst waren die Carlsbader Beschlüsse im Grunde so gut als nicht vorhanden, denn mit Ausnahme der noch nicht völlig verglimmten Asche des Carbonarismus im lombardisch-venetianischen Königreiche und einiger unbedeutenden Bauern-Aufstände in Ungarn finden wir in dieser weiten Monarchie kaum eine Spur von Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, weder durch thätlichen Widerstand, noch durch geheime Umtriebe. Dem Eindrange modern-constitutioneller Ideen und der beliebten Reformsucht des Tages stellten sich hier von allen Seiten die unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg. Zwar haben ausländische, bis zum wahren Ueberdrusse gehörte Stimmen sich geäußert, als ob der Grund hievon in dem mangelnden Interesse für das öffentliche Leben, welches man bei den Völkern Oesterreichs wahrnehmen wollte, zu suchen sey; offenbar Uebelwollende glaubten sogar Spuren eines von oben herab genährten politischen Indifferentismus dahinter zu entdecken: allein der Sachkundige bedauert oder belächelt in Aeußerungen dieser Art nur wieder eines jener althergebrachten, ohne alle Kenntniß der inneren Verhältnisse gefällten Urtheile Solcher, die Oesterreich vielleicht kaum mit einem Auge gesehen, kaum mit einem Fuße betreten haben. Denn, wäre auch dieses Fernebleiben von den heillosen Bewegungen der Zeit, um die wir wahrlich weder Frankreich, noch dessen Nachahmer beneiden, nicht schon durch Gründe der Vernunft zur Genüge gerechtfertigt: so müßte ja ein aufmerksamer Blick auf die Natur und das Wesen des österreichischen Staaten-

Verbandes alles Befremden vollends mit Einem Male verschwinden machen. In einer aus so verschiedenartigen Bestandtheilen und Interessen zusammengesetzten, in so verschiedenen Zeiträumen zu Einem Ganzen vereinigten Monarchie, wie die Oesterreichische ist, kann nur von der consequentesten Aufrechthaltung eines durch allmählige geschichtliche Entwickelung ausgebildeten öffentlichen Rechtes, kann nur von der Concentrirung aller Regierungs-Ideen in der Person des Monarchen kräftige Einheit und Erreichung des höchsten Staatszweckes — welcher ist: das Wohl Aller, nicht bloß einzelner Theile zu befördern — gehofft und mit Grund erwartet werden. Jedes andere System wäre unter gleichen Verhältnissen eine reine Unmöglichkeit, wenn auch nicht in der Theorie, doch gewiß in der Ausführung. — Dieß erkennen längst die österreichischen Völker von selber, und fühlen sich bei der bestehenden Ordnung der Dinge wohl und glücklich, indem sie getrost den sogenannten politischen Weltverbesserern die Frage zur Beantwortung vorlegen: „welches Volk ist glücklicher und aufgeklärter, jenes, das im Gefühle des Unbehagens nur immer nach neuen Formen hascht, die es, nicht minder als die alten, abermals unbequem findet und abwirft, und darüber seinen Erwerb vernachlässigt und verarmt, oder dasjenige, das, wie das österreichische, in der Ueberzeugung, daß Umsturz der Ordnung kein Uebel heile, sondern nur vergrößere, in seinen gewohnten Formen einem nützlichen Erwerbe nachstrebt, und allezeit bereit ist, der Obrigkeit zur Handhabung der Ruhe hülfreich die Hand zu bieten?“ Und so findet denn auch in der eben angegebenen praktischen Nothwendigkeit die ganze Politik des Fürsten von Metternich nach Innen und Außen ihre vollkommene Erklärung, und wir werden, sobald wir das von ihm begründete System nicht nach dem gleichen Maßstabe beurtheilen, wie das Staatsleben der in Natur und Volks-Charakter von Oesterreich ganz verschiedenen Staaten des constitutionellen Deutschlands, in diesem Systeme gewiß keinen Widerspruch mit den anerkannten Principien eines den Forderungen wahrer Aufklärung genügenden Staatsrechtes finden.

Doch, wir kehren nach dieser Abschweifung zur Geschichte zurück. Der Hauptsache nach schienen zwar die aus dem Carlsbader Congresse hervorgegangenen Bundesbeschlüsse Alles zu enthalten, was für die nächste Zukunft die Sicherstellung der Regierungen und die Beruhigung der Völker selbst verbürgen konnte. Nichts desto weniger ward zu festerer Begründung des bereits Eingeleiteten eine nochmalige genauere Besprechung der gemeinsamen Interessen für nöthig erachtet, und Fürst Metternich ordnete deßhalb einen zweiten Congreß nach Wien an, zu dessen Besendung sämmtliche deutsche Bundesstaaten eingeladen wurden,

und die noch am Sonntage vor seinem Tode in Zeitel von C. L. Hoch, Carl und Alexander Hoch, sowie Dr. Eisenschmidt aus Jena in das Grab getragen wurden. Ein Nachruf, welchen der Vorsitzende unserer hiesigen Ortsgruppe gestern sowie in vor- liegender Nummer unserer Zeitung dem Verstorbenen widmete, sowie die Trauer-Ansprache Namens der verschiedenen hiesigen Vereinsbrüder einiger Nachbar-Städte, war der Gesellschaft, welche sich zu dem Leichenbegängnisse eingefunden hatte, ein Beweis, wie hochgeachtet und geehrt der Verstorbene gewesen. Auch unsere Ortsgruppe hatte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt, und ihm zu seinem Jubiläum als Lehrer, welches er vor 2 Jahren feierte, ein Diplom überreicht. Ein Kranz mit Schleife, welche die Inschrift trug: „Unserm Ehrenmitgliede“ schmückte seinen Sarg. Der Verstorbene hatte sich durch seine Gutmüthigkeit, Bescheidenheit, durch seine Liebe zu Kindern, durch seine Treue und Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Berufspflichten, durch seine Humanität gegen Jedermann, durch seine Vorsicht und Besonnenheit in Rathschlägen, durch seine Ehrlichkeit und Redlichkeit, durch seine Bereitwilligkeit, Jedem zu helfen, wo er konnte, durch seine Liebe zu Gesang und Musik, durch seine Anhänglichkeit an Kirche und Schule, durch seine Vaterlandsliebe, durch seine Treue gegen Fürst und Vaterland, durch seine Anhänglichkeit an seine Vorgesetzten, durch seine Liebe zu Ordnung und Gesetzlichkeit, durch seine Gastfreundschaft, durch seine Liebe zu Freunden und Bekannten, durch seine Anhänglichkeit an seine Familie, durch seine Liebe zu Frau und Kindern, durch seine Sorgfalt für

greſſes, auf den Vortrag des k. k. Präſidial-Geſandten in dem Plenum der Bundes-Verſammlung als Grundgeſetz angenommen.

III.

(Tod der Gemahlin und des Sohnes des Fürſten. Kurze Schilderung des öſterreichiſchen Einfluſſes. Blick auf das Innere der öſterreichiſchen Monarchie.)

Im März des Jahres 1825 rief die gefährliche Lage, in welcher die Geſundheit ſeiner Gemahlin ſchwebte, den Fürſten nach Paris, wo ihn auch, nach dem Rathſchluſſe der Vorſehung, der längſt befürchtete ſchmerzliche Verluſt bald nach ſeiner Ankunft wirklich traf. Doch, die ſchwerſte Prüfung ſollte das Vaterherz im Jahre 1828 erfahren, welches ihm den einzigen hoffnungsvollen Sohn, den Prinzen Victor, in der ſchönſten Blüthe des Lebens raubte.

Von Paris aus hatte ſich der Fürſt im Mai 1825 zu Seiner Majeſtät dem Kaiſer nach Mailand begeben und verweilte daſelbſt bis zum Julius, wo ihn die Eröffnung des ungariſchen Landtages nach Wien zurückrief. Nach dem Tode des Staats- und Conferenz-Miniſters, Grafen Carl von Zichy-Ferraris, übertrug ihm nun der Kaiſer auch — Oktober 1826 — das Präſidium in den Miniſterial-Conferenzen für die inneren Angelegenheiten.

Seiner, aus eigener feſteſter Ueberzeugung hervorgegangenen und durch Oeſterreichs eigenthümliche Verhältniſſe und Intereſſen gebotenen Politik, blieb Fürſt Metternich auch während der ganzen Periode bis und nach der franzöſiſchen Julius-Revolution getreu. Er wußte mit einer ſeltenen Mäßigung in der Form die größte Energie im Feſthalten der Prinzipien und im Vertheidigen der Sache ſelbſt, mit der liberalſten Berückſichtigung und größten Achtung der Intereſſen aller Mitſtaaten, die feinſte Umſicht in Behauptung der eigenen zu verbinden. Selbſt in ſolchen Fällen, wo jedes andere Kabinet von Oeſterreichs Bedeutſamkeit Dictatur gegen minder Mächtige geübt haben würde, waren es nur die Grundſätze des Rechts und der Billigkeit, höchſtens und nur ſelten der unabwendbaren Nothwendigkeit, die ſeine Schritte zu leiten pflegten. Es war ihm gelungen, Männer zu finden, die, theils durch innige Freundſchaft und Uebereinſtimmung der Geſinnungen enge mit ihm verbunden, theils aus ihm und durch ihn gebildet, würdige und zugleich auch tüchtige Organe ſeines politiſchen Einfluſſes waren. Graf Apponyi in Paris; Eſterhazy und Weſſenberg in London und den Niederlanden; Lebzeltern in St. Petersburg;

Münch-Bellinghausen auf dem deutschen Bundestage; Graf Lützow und nach ihm Baron Ottenfels bei der Pforte: dieß waren die Männer, welche Oesterreichs diplomatische Interessen bei den vornehmsten Kabineten Europas repräsentirten. Eine Einfachheit der Form, eine Klarheit und Würde des Ausdruckes, die um so mehr wirkte, je ungekünstelter und aus ruhiger Auffassung der jedesmaligen Verhältnisse sie hervorgegangen war, zeichnete alle Akte und Manifeste des Staatskanzlers aus und die kräftig blühende Sprache seines Freundes, des geistreichen Ritters von Gentz, erhöhete noch deren Wirksamkeit. Auf diese Weise hat Metternich, auch den Leuten der Bewegung gegenüber, sich in einem Respecte zu erhalten gewußt, der bis auf diesen Tag nicht nur in seinem ganzen Umfange fort besteht, sondern in demselben Grade zunimmt, als sich die Consequenz seiner Grundsätze und die Aufrichtigkeit seines Systems in den Augen Aller stets deutlicher erproben.

Im Geiste dieser Politik nun fuhr der Fürst fort, theils unmittelbar, theils mittelbar, durch seinen Rath und sein moralisches Ansehen, auf die Angelegenheiten Europas einzuwirken. Blicken wir zu dem Ende zuerst auf Deutschland, in dessen Bundesverfassung sich Oesterreichs politischer Einfluß am deutlichsten herausgestellt und gesetzliche Anerkennung besitzt, so sehen wir, wie sich dieses Land, früher nur zu sehr der Spielball ausländischer Politik und ausländischer Umtriebe, mit jedem Tage kräftiger und selbstständiger in seinem Innern erhob. Wenn auch gleich das Daseyn einer, aus den verschiedenartigsten Cotterien gebildeten, Opposition nicht in Abrede gestellt werden mag, so galten deren Bestrebungen in der letzten Zeit doch mehr der Erzielung ausgedehnterer materieller Vortheile, als der Verbreitung gefährlicher politischer Dogmen. Der meistens gesetzmäßige Weg, auf welchem dieselbe ihre Thätigkeit kund gab, ließ auf beiden Seiten mit Grund hoffen, daß nach und nach die moralische Kraft eines bessern Zeitgeistes alle, aus früherer Zeit noch zurückgebliebenen Differenzen zwischen Regierungen und Unterthanen ohne weitere Störung beseitigen würde. Die französisch-liberale Partei war, ebenso wie die Deutschthümler, vom Schauplatze abgetreten, und ihr Verschwinden hatte auch eine lässigere Anwendung der Carlsbader Beschlüsse möglich gemacht, welche man bereits in einigen Bundesstaaten fast nur noch dem Namen nach kannte. Kräftig dagegen wurde den neuen Versuchen des revolutionären Geistes in Neapel gewehrt, jedoch nicht ohne Mißbilligung mancher allzuschroffen Maßregel, wodurch die Regierung dieses Landes mehr Abneigung zu erregen, als den gewünschten Zweck zu erreichen Gefahr lief.

Der Einfluß des österreichischen Cabinets bewährte sich fortwährend auch in den Angelegenheiten der schweizerischen Eidgenossenschaft, so wie bei dem Souverainitäts-Streite Portugals mit Brasilien, wo es sich zu Gunsten der, von England vermittelten Unabhängigkeit des neuen Kaiserthums entschied; auch war es zu Wien, wo Don Miguel im Jahr 1826 die portugiesische Verfassung beschwor. Hingegen nahm Oesterreich aus den bereits früher entwickelten Gründen an dem am 6. Julius 1827 zwischen Rußland, Großbritannien und Frankreich geschlossenen Bündnisse zur Pacification Griechenlands keinen Antheil, blieb aber gleichwohl, — obschon der russisch-türkische Krieg nachtheilbringende Erfolge für Oesterreich nach sich ziehen konnte — mit Rücksicht auf das einmal erwählte System des Friedens, während der ganzen Dauer desselben neutral. So lagen den kriegerischen Demonstrationen gegen Marocco im Jahre 1829 ebenfalls keine offensiven Absichten zu Grunde, sondern es sollte dadurch blos der österreichischen Flagge die gebührende Achtung verschafft werden.

Auch das Innere der österreichischen Monarchie bot in der Periode von 1823 bis 1830 manche anziehende Momente dar, deren Erscheinen nicht mit Unrecht auf die Thätigkeit des Staatskanzlers zurückgeführt wird, welcher auch diesen Theil der öffentlichen Angelegenheiten mit unermüdlichem Interesse besorgt. Die Literatur lieferte, aufgemuntert und unterstützt durch ihn, vieles Ausgezeichnete im Fache der Geschichtsforschung, der Staats- und Naturwissenschaften; die schönen Künste genossen unter seinem Protectorate den weitesten Spielraum und ruhmvoll war der Wetteifer, der zwischen dem kaiserlichen Hause und ihm in der Ausbildung und Vervollkommnung derselben herrschte. Tyrol sah das Standbild seines treuen Andreas Hofer zu Inspruck aufgerichtet und dadurch ein neues Band der Liebe um Regent und Unterthanen geschlungen. Der Geist religiöser Duldung nahm mit jedem Tage zu, dagegen sorgte die unter der obersten Leitung seines Freundes, des Grafen Joseph Sedlnitzky musterhaft verwaltete Polizei für gewissenhafte Entfernung aller geheimen Einflüsse politischer Schwärmerei, überhaupt alles dessen, was auf den öffentlichen Geist und die Sittlichkeit nachtheilig einwirken konnte.

IV.

(Metternich's Benehmen in Bezug auf die Juli-Revolution. Italien. Schweiz. Wirkungen auf Deutschland.)

Als um die Mitte des Jahres 1830 die Revolution in Frankreich einen Erfolg errang, den ihre Urheber selbst vielleicht weder beabsichtigt noch erwartet hatten, mußte dieser plötzliche Sieg schon der Natur der Sache nach auf das ganze übrige Europa mehr oder weniger seine verderblichen Wirkungen ausbreiten. Noch aus früherer Zeit waren in so manchen Ländern der unreinen Säfte genug übrig geblieben, welche das Wachsthum der bösen Lehre glücklichere Fortschritte machen ließen, als dasjenige der bessern Grundsätze, so daß es schon damals dem tieferen Blicke nicht entgehen konnte, es dürfe hier und dort die neue Umwälzung auf zahlreiche Anhänger und Partheigänger rechnen. Diese und ähnliche Besorgnisse, welche Fürst Metternich zuerst gegen die befreundeten Cabinete ausgesprochen hatte, wurden auch durch den Erfolg nur allzubald als gegründet erwiesen. Das Beispiel Frankreichs ergriff mit Sturmesschnelle die Niederlande, Polen, die Schweiz, einen großen Theil Deutschlands und mehre italienische Staaten. Ueberall wurden die Glaubensartikel der Juliusrevolution als politische Religion mit Eifer verkündet und mit Strömen von Blut besiegelt.

Nichts geringeres, als der Umsturz aller Rechtsverhältnisse unter dem Vorwande einer neuentdeckten Freiheit, war es, womit diese Ereignisse die ganze bürgerliche und sittliche Ordnung in Europa bedrohten: es that Noth, solchem Unwesen mit Ernst und Energie entgegen zu treten. Dieß durfte aber nicht auf eine befangene Weise, nicht durch unbedingtes Gegenstreben geschehen, vielmehr mußte die Ueberzeugung gewonnen werden, daß, wie in der physischen, so auch in der politischen Welt die Gegensätze sich nicht nothwendig zerstören, daß der gegen alle beunruhigenden Erscheinungen anzuwendende Widerstand nicht als ein fremdartiges, sondern als ein nothwendiges Element des Bestandes erscheinen müsse, als ein Element, welches blos den ungebändigten Zeitgeist regeln und in sein Geleis zurückführen, nicht aber ihn vernichten soll. Es kam deshalb im gegenwärtigen Augenblicke vor Allem darauf an, die ganze politische Constellation in ihrem inneren Zusammenhange und in ihren Wechselwirkungen richtig aufzufassen und zu würdigen, die der Natur des Feindes angemessensten Waffen zu ergreifen, den Prinzipien wieder Prinzipien, der falschen Staatsweisheit die richtige entgegen zu stellen.

Dem österreichischen Cabinet und dessen großem Lenker gebühret das Verdienst, die Nothwendigkeit dieser Art von Bekämpfung der Revolution zuerst eingesehen und mit weiser Benützung seines hohen politischen Einflusses, glücklich durchgeführt zu haben. Wir wollen es versuchen, unsern Lesern den Weg, auf welchem Fürst Metternich diesem Ziele entgegenschritt, etwas näher zu bezeichnen, einer Quelle folgend, von der wir wenigstens versichern können, daß sie eine untrügliche, eine bis jetzt noch nicht allgemein bekannte ist.

Der Fürst ging nämlich von dem Grundsatze aus, daß politische Umwälzungen, seyen sie durch was immer für Veranlassungen herbeigeführt worden, eine Versöhnung mit ihren Urhebern in dem Falle nicht geradezu unmöglich machen, wenn dieselben, freiwillig oder aufgefordert, sich den allgemeinen Gesetzen der öffentlichen Ordnung wieder zu unterwerfen bereit sind. Als allgemeines Staats-Gesetz aber kann nur anerkannt werden, was durch lange Erfahrung die Probe seiner Zweckmäßigkeit bestanden hat; ein Gesetz, das aus der Geschichte des ganzen Volkes, dem es gilt, nicht aber aus der Vernunft Einzelner herausgebildet ist. Denn würde Letzteres statuirt, so wäre damit die subjektive Willkühr der Individuen, die ja eben in dem Gesetze ihren Damm finden soll, selbst zur Gesetzgeberin erhoben. Sobald daher die Anmaßung der Neuerer ein neues Recht, eine neue Sitte, eine neue Freiheit zu begründen unternimmt, sobald die Zeitvernunft gewisser gesetzgebender Versammlungen ihre beschränkte Einsicht zum Gesetze zu erheben und — weil Ideen immer nur von Einzelnen ausgehen, von der Mehrzahl aber nachgebetet werden — eben dadurch zum Despotismus und zur Vernichtung aller wahren Freiheit zu führen strebt: dann darf keine Versöhnung, keine Kapitulation mit den Leuten der Umwälzung mehr eingegangen werden.

Diesen Grundsätzen getreu und mit Rücksicht auf seine gedoppelte Eigenschaft als Minister einer europäischen Großmacht und eines Monarchen, dem die Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten des deutschen Staatenbundes gesetzlich übertragen ist, haben sich die leitenden Maximen des Fürsten Metternich in seinem ganzen Benehmen gegen die Julius-Revolution und gegen Alles, was mit derselben zusammengehängt, hauptsächlich in nachstehenden Punkten bemerkbar gemacht. Vor Allem mußte

1) die Grundlage des ganzen positiven Staatsrechtes in Europa, nämlich die Legitimität des Thrones, aufrecht erhalten und gegen jede Art von Angriff sicher gestellt werden; denn sie ist die erste unter allen denkbaren irdischen Garantien des Bestandes; die Grundbedingung für die Wahrung aller übrigen Rechtsverhältnisse im Staate

und für das aus diesen hervorgehende Glück der Völker; die Verletzung der Legitimität in Einem Staate ist zugleich ein Stoß für Alle. Dieser Grundsatz wurde von dem Fürsten theoretisch immer und in der Ausübung bis an die Gränzen der Möglichkeit festgehalten. Wir sagten absichtlich: „bis an die Gränzen der Möglichkeit;“ denn

2) die Festhaltung eines Grundsatzes schließt die Zulässigkeit einer Verbesserung und Reinigung niemals von sich aus: es kann nie die Absicht eines Cabinetes seyn, dem Buchstaben eines Gesetzes zu Liebe die Welt in Unheil und Zwiespalt versenken zu lassen. Bei den einzelnen Fällen aber, wo in neuester Zeit wirklich Anomalien von dem Legitimitätsgrundsatze in's Leben getreten sind, darf nicht außer Erwägung gelassen werden, wie tief die neue Gestaltung der Dinge bereits Wurzel gefaßt hatte und wie leicht jede gewaltsame Wiederherstellung des vorigen Zustandes eben jenes innige Verhältniß zwischen Fürsten und Völkern, worauf allein alle Hoffnung des Besseren beruht, in seinen Grundstützen erschüttern konnte. In solchem Falle mußte es genügen, eine Ordnung der Dinge eingeführt zu sehen, die, wenn sie sich auch jenem Gesetze nicht unterwarf, dasselbe doch auch nicht zu vernichten strebte, sondern es stillschweigend anzuerkennen bereit war.

3) Blieb jedoch auf alle Fälle der Gesichtspunkt, daß mit der Pseudo-Liberalität unseres Jahrhunderts, mit jenen falschen Ideen von Freiheit, worin alle Leiden der Zeit, alle Kränkungen politischer Rechte ihren letzten Grund hatten, unter keiner Bedingung Frieden zu schließen sey, in der Ueberzeugung des Fürsten von Metternich fest und unerschütterlich; denn so lange der Grundsatz, daß die Vernunft des Einzelnen für den einzigen Titel des Rechts gelten sollte, nicht ausgerottet war, konnte auch nicht verhindert werden, daß derselbe stets neue Zweige trieb: so lange blieb der Zweck seiner Politik unerfüllt.

Die consequenteste Ausübung dieser Grundsätze, verbunden mit gewissenhafter Beobachtung der Verpflichtungen, welche der heilige Bund vom Jahre 1815 der österreichischen Politik auferlegt hatte, erkennen wir in allen den Beziehungen, worein das Wiener Cabinet durch die Ereignisse der neuesten Zeit zum Auslande gestellt worden war. Als am 4. September 1830 der General Belliard dem kaiserlichen Hofe die Nachricht von der Thron-Besteigung Ludwig Philipps überbrachte, wurde er freundschaftlich empfangen, und auch der dreifarbigen Flagge in allen österreichischen Seehäfen freier Zugang eröffnet.

Beim Ausbruche der polnischen Revolution erhoben sich zwar viele Stimmen, die es dem österreichischen Cabinete nahe genug legten, daß eine Unterstützung derselben ihm der Vortheile gar viele,

und dem ſtets ſich vergrößernden, mit jedem Tage drohender werdenden öſtlichen Nachbar-Staate einen lähmenden Stoß auf lange Zeit hinaus geben könnte. Allein, während auf dieſe Weiſe von den politiſchen Wortführern gekannegießert wurde, wählte der Leiter des Cabinets den Weg der Treue, der Gerechtigkeit und der Menſchlichkeit. Die ſtrengſte Neutralität — eine viel ſtrengere, als das benachbarte Preußen ergriffen hatte — wurde beobachtet, um durch militäriſche Demonſtrationen weder Rußlands Mißtrauen zu provociren, noch auch die ſanguiniſchen Hoffnungen der Inſurgenten auf Oeſterreichs Beiſtand in irgend einer Weiſe zu begünſtigen. Erſt, als aus dem Verlaufe der Ereigniſſe ſich für das benachbarte Gallizien Gefahr befürchten ließ, ward unter den Befehlen des Feld-Marſchall-Lieutenants, Baron von Stutterheim, ein Armee-Corps von beiläufig 50,000 Mann an der polniſchen Grenze concentrirt, und dieſelbe ihrer ganzen Länge nach von Streif-Commandos, denen ſich ein Theil der galliziſchen Landleute anſchloß, bewacht. Als aber nach Warſchaus Falle das öſterreichiſche Gebiet von einer großen Zahl geflüchteter polniſcher Krieger betreten wurde, bewies die Regierung auf eine ihre Tadler wahrhaft beſchämende Weiſe, wie ſie die Forderungen der Humanität mit denen einer gebieteriſchen Politik auf's Schönſte in Verbindung zu ſetzen wiſſe. Die Flüchtlinge wurden mit ausgezeichneter Milde behandelt, jeder gemeine Soldat erhielt täglich die zu ſeinem Unterhalte nöthigen Mittel, und Offizieren wurde die doppelte Gabe gereicht. Auch lebte der geweſene polniſche Generaliſſimus Skrzyneeky unangefochten als ruhiger Privatmann zu Linz, und nirgends im ganzen Kaiſerreiche wurden Zwangs-Maßregeln angewendet, um die Polen, welche von der angebotenen ruſſiſchen Amneſtie keinen Gebrauch machen wollten, aus demſelben zu entfernen.

Ungleich dringender aber mußte dem Staats-Kanzler die Nothwendigkeit erſcheinen, ſeine Aufmerkſamkeit Italien zuzuwenden, wo der wiederausbrechende Revolutions-Sturm die Grundveſten der öffentlichen Ordnung von Neuem auf's Gefährlichſte bedrohte. Sobald im Herzogthum Modena ſich die erſten Ausbrüche von Unruhen zeigten, wurde das in der Lombardei ſtehende Armee-Corps um einige Regimenter verſtärkt, und dem commandirenden General, Freiherrn von Frimont, der Befehl ertheilt, auf Nachſuchen der betreffenden italieniſchen Regierungen, Truppen zur Wiederherſtellung der geſetzmäßigen Ordnung an die bezeichneten Orte zu ſenden, weil die Verträge, welche zwiſchen der öſterreichiſchen Regierung und den meiſten Fürſten Italiens beſtanden, eine ſolche Hülfeleiſtung zur Pflicht machten. Durch dieſe Vorkehrungen und das brave Benehmen der kaiſerlichen Truppen wurde

es möglich gemacht, die Revolution in Modena und Parma, erstere am 5. und letztere am 13. März schnell und kräftig zu unterdrücken. Auch wurde, als die päbstliche Regierung sich außer Stand fühlte, die in den Legationen Bologna und Ferrara ausgebrochene Revolte mit eigener Macht zu unterdrücken, zwischen Oesterreich und Gregor XVI. ein Vertrag abgeschlossen, dem zu Folge der Kaiser zur Unterdrückung des Aufruhrs im Kirchenstaate ein Hülfs-Corps von 20,000 Mann Infanterie und Cavallerie stellte. Am 19. März erließ General Frimont von Mailand aus eine Proclamation an die päbstlichen Unterthanen, worin er ihnen ankündigte: „er komme mit Heeres-Macht, um den römischen Stuhl gegen die Rebellen zu schützen. Aber die Oesterreicher kämen nicht als Feinde, sondern zu Hülfe gerufen von dem schändlich verrathenen Souveraine, um die Schrecken der Anarchie von dem Kirchenstaate abzuwenden.“ Nach einem scharfen Gefechte bei Rimini zwischen der österreichischen Avantgarde unter General Mengen und den Insurgenten, dessen Erfolg durch die Tapferkeit der Lichtenstein'schen Husaren zum entschiedenen Nachtheile der Letzteren ausgefallen war, hielt Frimont am 21. März seinen siegreichen Einzug in Bologna, und schon am folgenden Tage kam auch von Modena her der Cardinal-Legat Oppizzoni zurück und ergriff wieder die Zügel der Regierung. Frankreichs und Englands diplomatischer Einfluß hatte jedoch die österreichischen Heere früher wieder aus Italien entfernt, als die immer noch bedrohte öffentliche Sicherheit erlaubte, und so konnte denn der furchtbare Bund des „jüngern Italiens“ desto ungestörter sein Haupt erheben, jener Bund, der nichts Geringeres bezweckte, als die radikale Umgestaltung aller bisher bestandenen staatsrechtlichen Verhältnisse, wobei unter Strömen von Blut das Unterste zu oberst gekehrt werden sollte. Daß die österreichische Regierung nichts verabsäume, um einer solchen Gefahr drohenden Conspiration wirksam entgegen zu treten, durfte von ihrer weisen Umsicht erwartet werden; allein zur Steuer der Wahrheit ist hier auch nicht zu verschweigen, daß der Kampf gegen das schleichende Gift verderblicher Doctrinen weit schwerer, als selbst gegen die drohendste thätliche Gewalt war, bis es endlich gelang, den vollkommenen Sieg darüber zu erringen.

Während nun aber von allen Cabineten die Erhaltung des Friedens mit dem größten Eifer betrieben und auch die belgischen Angelegenheiten durch eine zu London aus den Bevollmächtigten der fünf Großmächte niedergesetzte Commission auf friedlichem Wege entschieden werden sollten, rief die neutrale Schweiz ihre Milizen unter die Waffen. Ein allen früheren Verträgen zuwiderlaufendes Bestreben nach radi-

kalen Reformen, bedenkliche Umtriebe der hier vereinigten politischen Unruhestifter aus allen Nationen, endlich der unsinnige, mit Wissen oder doch wenigstens aus unverzeihlicher Nachlässigkeit einiger Cantonal-Regierungen bewerkstelligte Zug nach Savoyen und gesetzwidrige Vereinigungen hier fremder Staatsangehöriger aus der Klasse der Handwerker, hatten zwischen dem Cabinete des Fürsten Metternich und den eidgenössischen und bernischen Behörden unangenehme Correspondenzen veranlaßt, deren Inhalt und Zweck aller Welt bekannt ist. Das Recht war auch hier, nach dem Zeugnisse aller Partheien — die ultraradikale allein ausgenommen — auf Seite der österreichischen und aller der Regierungen, welche sich mit ihr in gleichem Falle befanden. Um so mehr können wir uns jetzt, da diese Anstände als beseitigt anzusehen sind, mit dem öffentlichen Urtheile begnügen, welches ein der liberalen Parthei angehöriges Schweizerblatt noch während obschwebender Differenzen über das Benehmen des Fürsten von Metternich in den Verhältnissen zur Schweiz gefällt hat. „Oesterreich — heißt es in demselben — hat sich gegen die Schweiz immer aufrichtig gezeigt und so gehandelt, wie es seinen politischen Verhältnissen und seiner Stellung gemäß handeln mußte; es ist mit seinen Forderungen, deren Erfüllung ihm völkerrechtlich begründet und zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe nothwendig erschien, gleich anfangs gerade hervorgetreten. Der Fürst von Metternich ist jeder Veränderung des Bundesvertrages von 1815 entgegen, weil nur dieser, als mit dem damals begründeten öffentlichen Rechte harmonirend, von den Mächten garantirt wurde, und wird keiner revolutionären Richtung gleichgültig zusehen, die den Umsturz der garantirten Föderativ-Verfassung der Eidgenossenschaft nach sich ziehen könnte. Dieß ist auch die Tendenz, welche dem ganzen Gange zu Grunde liegt, den das österreichische Cabinet hinsichtlich der schweizerischen Angelegenheiten im Vereine mit den übrigen deutschen Mächten für jetzt und für die Zukunft nehmen wird.“

Auch auf Deutschland hatte die Julirevolution ihre unseligen Folgen geäußert, und diese waren um so erschütternder, je tiefer die Ruhe gewesen war, in der unser Vaterland von diesem Ereignisse überrascht wurde. Kaum war der Nachhall jener hochgepriesenen, so selten richtig verstandenen Wörter: „Freiheit, Gleichheit, Volkssouveränität“ über den Rhein herübergelangt, so eilte auch bei uns fast Alles, sich eine veränderte Gestalt anzueignen. Aus lauter Freude über das Neue vergaß man nur allzuschnell des mannigfaltigen Guten, was die Heimath gar nicht sparsam darbot; man vergaß, daß alles Volksglück, alle bürgerliche Freiheit nur auf dem Boden des eingeborenen Rechtes Wurzel zu fassen vermöge, und blickte lüstern hinüber

nach Frankreich, wo aus den Krämpfen der Revolution eine neue Freiheit geboren werden ſollte. Eine Menge vorher ungekannter Namen trat plötzlich hervor und forderte mit frecher Anmaßung eine neue Ordnung der Dinge; ja, es waren noch nicht einmal die ausſchweifendſten Koryphäen der Umwälzung, welche Conſtitutionen nach franzöſiſchem, engliſchem und nordamerikaniſchem Zuſchnitte begehrten. — Vernünftige Meinungen fanden keinen Halt mehr in den Gemüthern der Tageshelden, welche, alle erprobte Staatsweisheit der Jahrhunderte für Nichts achtend, klug zu ſeyn ſich vermaßen auf eigene Art; verſpottet, wo nicht gar als verkauften Knecht proſtituirt ſah ſich derjenige, der die unſtät Irrenden auf den ſicheren Pfad zurückzuweiſen unternahm.

V.

(Bemühungen des Fürſten um Begründung und Wiederherſtellung der landſtändiſchen Verfaſſung in Deutſchland und Entwickelung ihres wahren Prinzips. Anerkennung der Verdienſte Metternich's um das innere Staatsleben Oeſtreich's; 25jähriges Dienſt-Jubiläum. Schluß-Betrachtungen.

Was den ſpeciellen Antheil des Fürſten von Metternich an dem deutſchen Verfaſſungsweſen und ſein beſonderes Verdienſt um daſſelbe anbelangt, ſo ſtellen ſich nachfolgende Anſichten und Thatſachen als aktenmäßig begründet heraus. Derſelbe Fürſt von Metternich, den wegen ſeines entſchiedenen und bekannten Widerwillens gegen alles revolutionäre Treiben falſcher Freiheitsfreunde die Unkunde und Leichtgläubigkeit vieler Zeitgenoſſen nur zu oft ſchon als den Mittelpunkt alles Abſolutismus zu bezeichnen gewöhnt war: eben dieſer war auf dem Congreſſe Urheber des Antrages geweſen, welcher die abſolutiſtiſche Willkür des napoleoniſchen Syſtemes abzuſchaffen, die Rechte deutſcher Unterthanen gegen Unrecht und Bedrückung von oben herab ſo viel möglich ſicher zu ſtellen, und zu dem Ende die, unter der Ungunſt der Zeitumſtände in ſo vielen Staaten Deutſchlands untergegangene landſtändiſche Verfaſſung wieder in's Leben zu rufen beabſichtigte. Denn als in der Miniſterial-Conferenz vom 20. Oktober 1814 der Bevollmächtigte eines ſüddeutſchen Hofes im Namen ſeines Souverains die Bemerkung äußerte: „es dürfe in dem zu entwerfenden Grundgeſetze unter keiner Bedingung von Verhältniſſen einzelner Unterthanen gegen ihre Souverains die Rede ſeyn,“ da erklärte Fürſt Metternich: „eine Feſtſtellung dieſes Verhältniſſes ſey durchaus nothwendig, denn es ſeyen in letzter Zeit in einzelnen Staaten Deutſchlands ſolche Bedrückungen eingetreten, wider welche die Unterthanen in Zukunft durch ein Rechtsverhältniß, wie ſie deſſen in der früheren Reichsverfaſſung

theilhaftig gewesen, sicher gestellt werden müßten.“ Wie kommt es nun, fragen wir billig, daß der Staatsmann, der solche Gesinnungen an den Tag gelegt hatte, von obscuren Demagogen in den letzt verflossenen fünf Jahren auf's Neue wieder als der leidenschaftlichste Beförderer eines unbedingten Absolutismus angefeindet werden konnte? Gewiß nur von solchen, bei denen Ordnung „Tyrannei“ und Zügellosigkeit „Freiheit“ genannt wird.

Werfen wir nun auch einen Blick auf die innern Verhältnisse der österreichischen Monarchie, so verdient es gewiß unsere größte Achtung, daß Fürst Metternich, mitten unter den großen Ansprüchen einer so bewegten Gegenwart und in einem Berufe, der allein schon die ungetheilte Kraft eines ganzen Lebens in Anspruch zu nehmen scheint, ohne Vorliebe oder Vorurtheil seine Sorgfalt allen Angelegenheiten des Staats und des öffentlichen Lebens zugewendet, umfassenden Unternehmungen zur Beförderung des allgemeinen Wohls und zur Unterstützung Nothleidender mit Umsicht vorgestanden, und unter den großen Elementen des Staates und des Krieges auch vaterländische Kunst und Wissenschaft mit dem lebhaftesten Eifer befördert hat. Wie sein großer Verwandter Kaunitz Stifter der Akademie der vereinigten bildenden Künste in Wien gewesen war, so war Metternich Wiederhersteller derselben geworden, und hat während seiner 25jährigen Curatel den sprechendsten Beweis geliefert, zu welch hoher Stufe von Vollkommenheit Künste und Wissenschaften sich emporzuschwingen, welch segensreichen Einfluß auf alle Geschlechter dieselben auszuüben im Stande sind, wenn ihre Beschützer, von ächtem Interesse beseelt, ihnen eine Achtung gebietende Stellung im Staate einzuräumen bemüht sind. Dieselbe hohe Achtung vor der Wissenschaft hat er auch an den Tag gelegt, als er die am 18. September 1832 zu Wien eröffnete Versammlung von 700 Naturforschern und Aerzten oft und mehre Stunden nach einander mit seiner Gegenwart beehrte, und ein solch lebendiges Interesse beurkundete, daß es Keinem in den Sinn kommen konnte: diese Stunden seyen dem schweren Berufe des Amtes und der so höchst sparsam vergönnten Erholung oft mit ängstlicher Berechnung abgeborgt. Wie viel Metternich auch für deutsche Alterthums-Kunde, wie viel für Oesterreichs Geschichte gethan habe, kann so manches verdienstvolle Werk bezeugen, das unter seinen Auspicien an's Licht getreten ist. Und wie befriedigend lautet nicht auch für ihn, als Privatmann und Glied der Gesellschaft, das vereinte Zeugniß Aller, denen eine nähere Berührung mit ihm vergönnt war: „daß nicht leicht ein Fürst oder großer Staatsmann gefunden werden dürfte, bei welchem die gemüthreichste Herablassung und Leutseligkeit auf eine so ungezwungene Weise

mit der nothwendigen äußeren Würde Hand in Hand gehe, als bei dem Fürsten von Metternich!“ Ja, er hat selbst seinen abgesagtesten politischen Gegnern das Geständniß abgenöthigt, daß unendlich mehr wahre Würde in seinem ganzen Wesen liege, als in den moralischen Halbgestalten so vieler liberalisirender Notabilitäten Frankreichs und solcher Staaten, wo man sich in Copirung des Franzosenwesens vorzüglich zu gefallen scheint.

Endlich mag es hier noch, als ein bisher nicht Statt gehabter Fall in der Geschichte, bemerkt werden, daß außer den bereits von uns angeführten Ehren-Bezeugungen, welche das Vaterland und das Ausland ihm zollten, der Fürst Inhaber aller höchsten europäischen Orden, mit alleiniger Ausnahme des Großbritannischen Kniebund-Ordens ist, und daß sie ihm von den Monarchen und Fürsten sämmtlich als Anerkennung der entschiedensten politischen Verdienste im Laufe der letzten dreißig Jahre ertheilt worden sind. Unter den wohlthuenden Gefühlen dieses Bewußtseyns feierte denn auch Fürst Metternich am 8. Oktober des letztverflossenen Jahres das Jubiläum seiner 25jährigen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten der österreichischen Monarchie, umgeben von den Männern, welche während längerer oder kürzerer Zeit seine Bemühungen getheilt und unterstützt hatten, und begrüßt mit dem innigen Wunsche, daß zum Heile aller Gutgesinnten der Himmel der segenreichen Wirksamkeit des Fürsten ein noch recht fernes Ziel vergönnen wolle. Solchen Gesinnungen huldigten auch Seine jetzt regierende k. k. Majestät, Ferdinand I., Allerhöchstwelche in einem an dem Tage Ihrer Thronbesteigung an den Staats-Canzler erlassenen Handschreiben denselben, in Anerkennung seiner vielfältigen Verdienste um Ihr Haus und den Staat, Ihrer Huld und Gnade zu versichern, und zur gleichmäßigen Fortsetzung seiner Dienste aufzufordern geruhten.

In einem Zeitalter, wie das unsrige ist, als dessen eigenthümlicher Charakter uns überall das Unstäte, das Jagen nach Ideen, Träumen, Meinungen und Wünschen entgegen tritt, wo wir, was gestern ersehnt und heute errungen wurde, morgen wieder verschwinden und übermorgen in Vergessenheit gerathen sehen: in einer solchen Zeit müssen gewiß die seltenen Erscheinungen, von denen auch die Nachwelt etwas wird festhalten können, einen doppelten Werth in unsern Augen haben. Und in der Reihe solcher Erscheinungen, die etwas klar Ausgesprochenes und Bleibendes darstellen, behauptet abermals der öffentliche Charakter des Fürsten Metternich eine der ersten Stellen. Monarchien sind entstanden und sind wieder untergegangen; die Welt ist erobert und wieder aus den Ketten des Eroberers befreit worden; Systeme haben auf Europas Thronen gewechselt; unzählige Male erhob

die Revolution ihr ſiegtrunkenes Haupt und erlag eben ſo oft wieder der ſtärkeren Kraft der Wahrheit; Ereigniß drängte das Ereigniß und die politiſche Welt zitterte von einem Ende bis zum andern; aber Metternich behauptete unter allen Verhältniſſen dieſelbe Stellung, die er immer behaupten wird. Die Waffen aller Leidenſchaften haben ſich an ihm abgeſtumpft, ohne ihn auch nur eine Linie breit aus ſeiner Bahn rücken zu können. Die Einen haben ihn einen Lügner genannt, und er iſt offenbar derjenige Staatsmann, der am wenigſten Geheimniſſe machte, noch ſeine Denkweiſe verhüllte, ſondern immer offen ſagte, was er wollte. Andere wieder haben ihm allerlei kleinliche Liſt zugeſchrieben, vermeintliche Plane von Eroberung und ähnliche Erbärmlichkeiten; aber ſein Benehmen ſeit dreißig Jahren hat ſie alle zu Schanden gemacht. Wieder Andere nannten ihn einen Finſterling und beſchuldigten ihn des Hochverrathes an der Civiliſation; wer ſich ihm aber nahete, ſah den hellſten Kopf vor ſich, den eben ſo entſchiedenen Freund der Kunſt und Wiſſenſchaft, als den entſchiedenen Gegner von Traum, Wahn und Götzendienſt des Tages. Wie oft wurde ihm nicht der nahe Fall ſeines Syſtems angekündigt; aber die wüthendſten Angriffe konnten es nicht erſchüttern, konnten nicht verhindern, daß es im entſchiedenen Vortheile und als das einzige in ſich Geſunde, Haltbare da ſtand. Wie oft meinten ſeine Gegner, er ſchwanke und zittere in ſeinen Bewegungen; aber ſie wußten wohl, daß ſie Unwahrheit ſprachen und nicht Einer war unter ihnen, der ſelbſt daran geglaubt hätte. Bald hieß es wieder: „er vergißt die nächſten Intereſſen Oeſterreichs und Deutſchlands und opfert ſie dem Wahne der Bekämpfung der Revolution,“ aber dieſe Intereſſen blieben alle geſichert, während die Revolution ihn immer auf dem Felde des Kampfes gegen ſie gerüſtet fand. Wann ihn ſeine Verbündeten verließen, ſo blieb er allein auf ſeinem Wege; kehrten ſie, eines Andern überzeugt, wieder zurück, ſo fanden ſie ihn eben dort, wo ſie ihn verlaſſen hatten. So reifte allmählig bei Cabineten und Völkern die Ueberzeugung: „ſein Weg iſt der rechte, nur auf dieſem kann der Endzweck des Staates verfolgt und erreicht werden.“

So liegt denn nun der bewunderungswürdige Erfolg ſeines Strebens, ein reiches Daſeyn, eine gehaltvolle Wirkſamkeit aufgeſchloſſen vor unſern Augen. Es können noch viele ruhmwürdige Thaten zu ſeinem Leben hinzukommen, und erſt die Nachwelt wird ſeine Verdienſte als Staatsmann in ihrem ganzen Werthe zu würdigen verſtehen. Allein in ſeinem Geiſte und Willen, in der Beziehung zu ſeiner Zeit kann er jetzt ſchon erkannt und begriffen werden: ſeine Geſchichte rufe Allen, die über ihn urtheilen, die ernſte Mahnung zu: „discite justitiam moniti!“

Aus Mainz.

Societäten für Kunst und Wissenschaft.

Kunstverein.

Die Blüthe eines höhern wissenschaftlichen Lebens beginnt in unserer Rheinstadt sich erst wieder zu entfalten, seitdem die Segnungen des Friedens sich fühlbar machen. Es ist bekannt, daß unsere ehrwürdige Universität ein Raub von Ereignissen geworden ist, welche die Welt umkehrten, sie verschwand in dem großen Drama, in welchem Mainz nur zu oft handelnd auftrat, und man kann in der That nicht sagen, daß die berühmte Aula maguntiaca etwa durch innern Zerfall zu Grabe gegangen wäre, da sie im Gegentheil stets rüstig und musterhaft dastand. — Nachdem der Moment der Ruhe gekommen war, ward auch wieder das Bedürfniß nach edlern Genüssen rege, als sie eine vulkanische Zeit gewähren konnte. Es öffneten sich die Hallen der Kunst, und gewährten ihre freundlichen Gaben; der Geist, bisher stets aufgeregt von einem ewigen Tosen in der Außenwelt, hatte Muße, sich zu sammeln; man wendete sich wieder mehr dem innern Leben zu, forschte, strebte und schuf. In dieser Periode entstand auch unser Kunstverein. Sein Anfang war unbedeutend, beschränkt, selbst dürftig. Es versammelten sich nämlich mehre gute Köpfe, die Reste einer glücklichern Epoche, in der Absicht, sich ihre wissenschaftlichen Bestrebungen gegenseitig mitzutheilen, sich an diesem und an jenem Kunstgebilde zu erheitern, sich zu erheben im geweihten Kreise des Wissens von der faden und überlästigen Alltäglichkeit des Lebens. Bis dahin hat das Institut alles unserem talentvollen Professor Müller zu danken. — Allmählig begann der Verein, an innerer Gediegenheit zu gewinnen, und zugleich auch an äußerem Umfange zuzunehmen. Man fand ein geschmackvolles Lokal, einen heitern Sitz für den Genius der Kunst; man fand Theilnahme im kunstsinnigen Publi-

kum; man fand die Mittel, etwas für Gemälde und Kunstgegenstände zu verwenden, und — was besonders beachtungswerth ist — man fand einen Mann von umfassenden Kenntnissen und ausgezeichnetem Rufe, der sich an die Spitze des jungen Institutes stellte und es mit seltener Liebe und strengster Pflichterfüllung leitete. Es war das unser so sehr hochgeschätzte Professor Braun. Was unter der einsichtsvollen, kräftigen und thätigen Leitung dieses außerordentlichen Mannes innerhalb einer Reihe von Jahren aus diesem Kunstverein geworden ist, läßt sich wohl denken. Er schwang sich empor zur Würde einer Kunstanstalt ersten Ranges, und hat von diesem Standpunkte aus neubelebend auf den Sinn und das Gefühl für das Große und Schöne und Erhabene bei unsern Bewohnern eingewirkt. Er hat verborgene Talente an das Licht gezogen, schüchterne hat er aufgemuntert, unberufene aber hat er mit der Allgewalt seines Einflusses niedergedonnert. Mit einem Worte, dieser Kunstverein hat die alte Wahrheit bethätigt, daß heitre Kunst und heitres Leben am Rheine traulich zusammen leben. — Nun ist Braun, der Unvergeßliche für das Institut, zwar nicht mehr; denn ein neidisches Gestirn hat ihn, zu früh für die Wissenschaft, allzufrüh für den Kunstverein, aus der Mitte seiner Schöpfung herausgerissen! Aber die Anstalt blüht fort, denn sein Geist lebt in ihr, der Boden ist gut bearbeitet, eine treffliche Saat ruht in ihm, und was emporkeimen wird, muß gut seyn. Dieses wird auf eine erfreuliche Weise durch die gegenwärtigen Leistungen des Vereins bestätigt. Wöchentlich versammelt sich die Gesellschaft einmal im Kunstvereinslokale, wo sie zwei Stunden verweilt. Dort ist alles Dasjenige ausgestellt, was der Kunstfleiß der Mainzer Werthvolles erzeugt, sowohl im Gebiete der Malerei und Plastik, als auch im Gebiete der Mechanik und Industrie. Das alles wird in der ersten Stunde betrachtet, und nach Verdienst gewürdigt. In der folgenden Stunde werden Vorträge gehalten, im Allgemeinen aus dem ganzen Bereiche des menschlichen Wissens, im Speciellen aber aus dem Bereiche der schönen Literatur und Kunst. Die Vorträge sind meist von gediegenem, kernigem Gehalte, und viele Belehrung strömt aus ihnen in die Masse der Zuhörer. Vierteljährig aber wird eine große, öffentliche, für das ganze Publikum berechnete, Kunstausstellung, meist in den Sälen unsers schönen Theaters, veranstaltet, und gerade jetzt, wo ich dieses schreibe, schwebt mir eine solche große Ausstellung von Gemälden der Düsseldorfer und Münchner Schule vor der Seele, welche wir vor ganz kurzer Zeit erst zu bewundern das Glück hatten. Mich freute damals nur die Liebe für das Schöne, die durch unsern Kunstverein so allgemein verbreitet worden ist. Aus

allen Klassen strömte man herbei; man konnte nicht enden mit Bewunderung der Meisterwerke, man war wie gebannt im Kreise dieser genialen Schöpfungen. Heil der Stadt, wo man diese Masse von Kunstsinn in alle Adern der Gesellschaft verbreitet weiß! Heil und Ehre aber auch jenen Meistern zu Düsseldorf und München, welche, wie Kunstapostel, auch die Bewohner ferner Städte durch die Macht ihres Genius beseligen, Heil besonders Cornelius und Schadow!! — Ich darf noch in Bezug auf den Kunstverein nicht vergessen, daß auch von den Direktoren desselben zuweilen Zusammenkünfte veranstaltet werden, woran die Damen der Gesellschaftsmitglieder Theil nehmen. Diese Einrichtung ist löblich; denn wahrlich neben dem Kunstinteresse sind solche heitere Stunden am meisten tauglich, dem Verein Einheit, Eintracht und Kraft zu geben.

Rheinisch-naturforschende Gesellschaft.

Unter weit günstigern Auspicien — für den Anfang wenigstens — entstand unsere rheinisch-naturforschende Gesellschaft, eine Anstalt, die für Mainz das in der Wissenschaft seyn wird, was ihr der Kunstverein für die Kunst ist. Das Institut ist kaum ein Jahr alt. Wer möchte es aber glauben, daß dasselbe, nach so kurzer Zeit, schon ein entschieden würdiges Gepräge trägt, daß es aus sich selbst, wie durch einen Zauberschlag, schon ein herrliches zoologisches und mineralogisches Kabinet hervorgerufen hat, daß es in seiner Mitglieder-Reihe — die sich jetzt schon auf 500 erstreckt — die ausgezeichnetsten Naturforscher und Aerzte Deutschlands zählt, daß überhaupt die Wissenschaft schon jetzt mit Stolz auf diese ihre jüngste Tochter hinblickt? Und doch ist es so! Die Entwicklung dieses Instituts grenzt wirklich an das Außerordentliche, und ich kann nicht umhin, hier einen ganz kurzen Blick auf seine Geschäfte zu werfen. Was rief diese Anstalt in's Leben? Die Antwort liegt nah. Die paradiesische Gegend am Rheine ladet mit unwiderstehlichem Reize zum Studium der Natur. Man müßte todt seyn für die Bedeutung des Lebens, wenn man in dieser reizumhüllten Gegend sich nicht mehr als irgendwo sehnsüchtig in die Arme der ewigen Mutter Natur würfe, um die Geheimnisse des Lebens an ihrer Brust zu erspähen. Darum in unserer Gegend so viele und so ausgezeichnete Naturfreunde und Naturforscher. Diese sehnten sich, einen Anhaltpunkt für ihre Studien zu gewinnen, und

glaubten in der Gründung naturhiſtoriſcher Cabinette an dem Centralpunkte Mainz dieſen Anhalt zu finden. Wie aber der Menſch die Blüthe der Natur, ſo iſt die Heilkunde die Blüthe der Naturſtudien. Wollte man alſo etwas Vollſtändiges erzielen, mußte man mit den Asklepiaden am Rheine Hand in Hand ſchreiten. Dieſen war es ebenfalls höchſt willkommen, einen Vereinigungspunkt für den Austauſch der Erfahrungen am Krankenbette und für gegenſeitige Aufſchlüſſe und Belehrungen in der heiligen Kunſt zu finden, vor deren Tempel leider immer noch ſo viele ernſte Sphynxe lagern! Zugleich aber auch lag es dieſen Hypokraten daran, nach einer Sammlung anatomiſch-pathologiſcher Präparate zu tendiren, der einzigen lichten Quelle des Heils in dieſem dunklen Theorien-Labyrinthe. Dieſe gemeinſamen Bedürfniſſe riefen die rheiniſch-naturforſchende Geſellſchaft hervor. — Kaum in's Leben getreten nahm ſich unſer allverehrter Großherzog dieſes ſeltenen Kindes ernſtlich an, und man durfte von dieſer väterlichen Pflege alles erwarten. Die Protectur des Fürſten für dieſes wiſſenſchaftliche Inſtitut ward aber bei den andern ein ſichrer Bürge für deſſen kräftiges Gedeihen. Daher wuchs daſſelbe ſo raſch und unerwartet heran; die Schenkungen floſſen nun von allen Seiten herbei; die werthvollen Schätze, welche unſere Stadt aus den Zeiten ihrer mediziniſchen Schule noch beſaß, wurden großmüthig der Geſellſchaft zur Verfügung geſtellt. Bald fand das Unternehmen noch allgemeinern Anklang. Die begüterten hieſigen Einwohner eilten mit patriotiſchem Eifer, ſich als befördernde Mitglieder der Geſellſchaft einzeichnen zu laſſen, um durch ihre Beiträge die Fonds zur Anſchaffung koſtſpieliger Naturgegenſtände zu bilden, denn ſie ſahen ein, daß dieſe Anſtalt dereinſt ſowohl eine Zierde der Stadt werden mußte, als auch für ihre Söhne eine reiche Quelle für Bildung, Belehrung und Veredlung. Nicht weniger ergingen von Seiten des einſichtsvollen Vorſtandes Diplome der Ehrenmitgliedſchaft an alle deutſchen Notabilitäten der Naturkunde, wodurch man ſich deren thätige Mitwirkung und Theilnahme verſprach, und ſich nicht täuſchte. Die zahlreichen aktiven Mitglieder aber verpflichteten ſich gegenſeitig, jeder wolle eine gewiſſe Strecke des großen Gebietes der Natur- und Heilkunde vorzugsweiſe kultiviren, und die Reſultate ſeines Fleißes und ſeines Strebens zum Frommen des Ganzen in den monatlichen wiſſenſchaftlichen Verſammlungen mittheilen. — Und ſo iſt es denn auch bis jetzt gehalten worden. Redlich haben die aktiven Glieder bis jetzt ihr Wort gelöst, denn ſie brachten uns äußerſt zahlreiche Vorträge. Würdig haben ſich die Beförderer der ſchönen Anſtalt bisher bezeigt; denn unſere naturhiſtoriſchen Sammlungen entwickeln ſich zuſehends. Trefflich hat der Vor-

ſtand ſeine ſchweren Pflichten erfüllt; denn die Geſellſchaft conſolidirt ſich von allen Seiten unter ſeiner leitenden Hand, und es bleibt für jetzt für das Inſtitut kein Wunſch übrig, als daß dieſer wunderbare Eifer und dieſe ſeltene Theilnahme nicht erkalten möchten. Auch die Gründer des Inſtituts verdienen hier genannt zu werden, damit ſie dereinſt nicht dem Danke der Wiſſenſchaft entgehen. Es ſind die beiden Ehrenmänner Bruch und Gergens, zwei für die Naturwiſſenſchaften ſich mit Leib und Seele hingebende Mainzer, welche ſelbſt reiche Privat-Sammlungen haben, die wohl früher oder ſpäter ein Gemeingut der Geſellſchaft ſeyn werden. Möchten ſie in dem wunderbaren Gedeihen des Inſtituts den Lohn für ihr ſchönes Werk finden! — —

Liedertafel.

Dieſes dritte Kunſtinſtitut in unſerem Mainz gehört Euterpen an. Es iſt ein Verein, deſſen ſchöne Aufgabe darin beſteht, den Sinn für ächte Tonkunſt rege zu halten, und dem kränkelnden Geſchmack für ſchimmernden Tonflitter, der den Sinn kitzelt, aber das Herz kalt läßt, bei uns wenigſtens nach Kräften einen Damm entgegen zu ſetzen. Wahrlich unſere Liedertafel entweiht nicht das Andenken Mozarts, Haydns, Glucks! Wer nur irgend das wollüſtige, eckelhafte Spiel, das heutzutage ſo oft mit Polhymnien getrieben wird, mit Widerwillen betrachtet hat; wer die Frivolität ſo vieler Kompoſitionen des Tages kennt, von welcher Frivolität Beuermann ſo wahr ſagt, daß ſie aus den Armen der Janitſcharen-Muſik an das Herz der Orgel taumelt, aus dem Allerheiligſten in das Wirthshaus, von dem Throne zum Galgen; wer die charakterloſen, wahnſinnigen, ephemeren Tongeburten unſerer Zeit durch den ſteten Hinblick auf Beethovens ewige Werke zu belächeln gewohnt iſt; — der wird, wenn er das Wirken und die Bedeutung unſerer Liedertafel richtig abwägt, mit Wonne ausrufen: Wahrlich hier wird mit der himmliſchen Kunſt kein Spott getrieben! Die Konzerte und Muſikfeſte, welche dieſe Anſtalt jährlich zu wiederholten Malen veranſtaltet, ſind ächte andächtige Feier der Tonkunſt; es thut einem unbeſchreiblich wohl, ſie zu hören; man labt ſich an den heiligen, kräftigen, geſunden Tönen; man wird entzückt, und zum Himmel emporgehoben. — Zwei ſolcher Tonfeſte gab dieſe Anſtalt in der letzten Zeit, das erſtere für die hieſigen Armen, das zweite für das Denkmal Guttenbergs. Die Leiſtungen waren ausgezeichnet, die Genüſſe einzig, und der doppelte Zweck ward erreicht, mit dem Ertrag des einen Feſtes die Thränen des Elends zu

trocknen, mit dem Ertrage des Andern ein Scherflein beizutragen zur Tilgung der großen Schuld, welche die Welt an unsern unsterblichen Landsmann Guttenberg abzutragen hat. — Das Institut der Liedertafel bestand früher meist aus Dilettanten; Liebe für das Schöne hat sie zusammengeführt, Sinn für das Erhabene hat sie innig verbunden. Bald aber gesellten sich auch Meister dazu, und wenn Männer, wie Meyerbeer ꝛc., sich die Seinigen nennen, so mußte wohl die Tendenz des Instituts bedeutungsvoll seyn. Die wahre Weihe zur Kunstanstalt erhielt die Liedertafel aber erst durch ihr neuestes Wirken, wo sie vor den Augen von mehr als 10,000 Menschen Löwe's klassisches Oratorium, „die eherne Schlange“ und andere geniale Produkte mit wahrhaft künstlerischer Weihe ausführte. Jenes Musikfest vom 8. August wird in der Erinnerung der Freunde des Schönen fortleben! — Gesang-Direktor bei dieser Liedertafel ist unser ausgezeichneter Pianist Messer, ein junges Talent, das seine Seligkeit darin findet, die schwierigsten und vorzüglichsten Tonstücke von den Mitgliedern mit allem Aufwande von Fleiß einstudiren zu lassen, um sie würdig dem großen Publikum vorführen zu können. Auch der Präsident der Anstalt, Herr Schott, hat hohe, unzweideutige Verdienste um die Liedertafel. — Erwähnungswerth ist auch die hohe Verehrung, welche diese Anstalt in Mainz genießt. Aber man lebt und webt hier auch für Musik! Scheint es doch fast, als sey wirklich Mainz in Bezug auf Gesang das deutsche Florenz. Die Sonntag, welche die Welt entzückte, hat hier das Licht der Welt erblickt; die Heinefetter, jene deutsche Philomele, die zu Mainz geboren ward, entzückt sie noch heute; Dem. Hauß, hier geboren, ergötzt die Bewohner Stuttgarts mit ihrem köstlichen, dramatischen Gesang. Mad. Pirscher, die bekannte Gesangmeisterin, nennt unser Mainz ihre Vaterstadt. Und noch viele andere ausgezeichnete Tonkünstler nennen wir mit Stolz unsere Landsleute, und thun uns nicht wenig darauf zu gut, zumal wenn wir bedenken, welche schöne Talente noch aus unserer Liedertafel hervorgehen werden. — —

(Wird fortgesetzt.)

Vertraute Briefe aus Berlin.

Von

E. Beurmann.

(Fortsetzung.)

Vierzehnter Brief.

Der Conditor Stehely wird Dir, wenigstens dem Namen nach, bekannt seyn. Die gelesensten Journale des In- und Auslandes ziehen dorthin eine große Menge Berliner Nobilitäten und Curiosităten, die Du kennen lernen mußt. Zuvor jedoch will ich Dich mit den Lokalitäten dieses Institutes bekannt machen.

Am Gendarmen-Markte, an der Ecke der Jägerstraße, findest Du in einem kleinen unansehnlichen Hause jene Conditorei, die von Berlin aus Ruf in Deutschland erlangt hat. Sie zeichnet sich nach Außen hin nur durch die großen venetianischen Spiegelfenster aus; im Innern findest Du eine Auswahl von Süßigkeiten, wie sie schwerlich irgend eine Conditorei der Welt besser bietet. Du trittst von der Straße gleich in ein kleines Vorzimmer, das durch einige Gäste über die Maßen beengt wird. Hier hält der Unternehmer mit seinem Compagnon Stopani, hinter dem reich besetzten Conditorladen, Wache, drei bis vier Marqueure versorgen von hier aus die Gäste. Aus dem Vorzimmer gelangst Du in ein schmales, längliches Mittelzimmer, das mit Tischen zu beiden Seiten besetzt ist, auf welchen die neuesten deutschen politischen und belletristischen Journale zu beliebiger Auswahl vorliegen. Es herrscht hier tiefes Schweigen; Alles ist mit Zeitungslesen beschäftigt. Einige Stufen aufwärts führen in ein drittes geräumiges Zimmer, wo Du die französischen und englischen Blätter findest, und dieselbe Lautlosigkeit und Zeitungs-Vertieftheit.

Nur durch ein Geflüster werden den Marqueurs die Befehle ertheilt; aber die Bedienung ist rasch und bewunderungswürdig zuvorkommend. Zu jeder Tageszeit, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, ist dieß Lokal mit Gästen angefüllt, die hier für Geist und Magen eine Befriedigung erhalten, wie man sie nur wünschen kann.

Ich habe mich mit dem Geist und der inneren Einrichtung dieses Instituts während meines jetzigen Hierseyns zur Genüge bekannt gemacht. Hier die Resultate meiner Beobachtung.

Was den Unternehmer betrifft, so ist er eine gravitätische, imposante Figur mit vornehmem Kopfe und noblen charakteristischen Zügen, mit einem Worte, eine markante Erscheinung. Er steht ziemlich lautlos, Alles übersehend und Befehle ertheilend, hinter dem Büffettisch. Ihm zur Seite erblickst Du eine geschäftige Person, von bedeutendem Embonpoint, im galanten Wirthsstyle, rasch und behend die Marqueurs befriedigend, sich rechts und links wendend in steter Arbeit. Es ist Herr Stopani, der bei Waterloo mitgekämpft haben soll, und alle politische Parteien, die sich, wie Du später erfahren wirst, bei ihm einfinden, vermittelt. Er ist Morgens, den preußischen Garde-Offizieren gegenüber, Absolutist; Abends, wenn jener hagere und gebückte Friseur, der einst Jakobiner war und für Robespierre enthusiasmirt ist, nahet, Republikaner; Mittags, wenn der Tänzer H..... Stehely besucht, er, der — ein treuer Anhänger der Bourbonen — neben dem Wagen Carls X. herlief, als dieser durch Spandau fuhr, Legitimist; und findet sich endlich ein Verehrer des großen Kaisers vor, so erzählt er ihm mit Begeisterung von der alten Garde, von Cambronne, von den Marschällen von Frankreich, und weßhalb die französische Armee bei Waterloo besiegt worden sey. Er ist ein ächter Wirths-Charakter und die causa movens des socialen Lebens bei Stehely.

Um zwölf Uhr Mittags, wenn die Wachtparade am Schloßplatz beendigt ist, präsentirt sich Dir im Vorzimmer bei Stehely der Absolutismus. Die preußischen Offiziere versammeln sich daselbst; die Stille schwindet auf einen Augenblick, man unterhält sich lebhaft.

Vor der Börse, gegen ein Uhr, tritt die Juste-Milieu-Zeit ein. Kaufleute, die die Börse besuchen wollen, frühstücken bei Stehely.

Nachmittags erblickst Du in dem mittleren Zimmer Künstler und Literaten, die die Zeitungen verschlingen und leise mit einander wispern.

Das hintere Zimmer wird von den Politikern in Beschlag genommen. Ich traf hier mehre Male, von fünf bis zehn Uhr Abends,

Liberale. Unter ihnen nimmt der Peruquier W..... die erste Stelle ein. Du triffst hier einen exaltirten Republikaner, einen Erz-Jakobiner, einen Helden der Bastille, einen Partisan Robespierre, der an dem 10. August und dem 9. Thermidor den lebhaftesten Antheil nahm, und als Freiwilliger in der Vendée mitkämpfte. Eine hagere und gebückte Gestalt, mit gepudertem Haar, in einen langen grauen Ueberrock gekleidet, eine vollständige Landkarte von Leidenschaften auf seinem Gesichte, sitzt W..... still und harmlos bei Stehely, ein lebendiges Denkmal der Revolution mit reinen, saubern, blutabgewaschenen Händen, seinen Ingrimm häufig an den Journalen auslassend, die er zerrt und zupft, und mit geballten Fäusten zusammenknistert, wenn sie Dinge berichten, die nicht im Einklange stehen mit den Hoffnungen der Julius-Revolution, die seine Wiedergeburt wurde. Will man ihn in ein Gespräch verwickeln, so muß man in die Saiten von 1792 schlagen; Roland, Clavière und Servan, Danton, Monge und Lebrun beschwört er dann aus ihren Gräbern, über seinen Manen schwebt ein verklärter Grimm, er erzählt von der Bestürmung der Tuilerien, von der Niedermetzelung der Schweizer, von dem National-Convent des „souverainen Volks", von den Häuptern der Cordeliers, von Robespierre, den er Abends, wenn er vor der Thüre seiner Geliebten Wache hielt, allein, ohne Begleitung, in seinem sorgfältigen Anzuge, mit dem netten gepuderten Haarputz, aus dem Convente zu seinem Dachstübchen zurückkehren sah, von Robespierre, dem Ideale des Jakobinismus, dem er bis zum letzten Augenblick mit Leib und Blut ergeben blieb, für den er am 9. Thermidor beim Stadthause kämpfte, nachdem Tallien das „Nieder mit dem Tyrannen!" veranlaßt hatte. Dieser alte Schreckensmann ist ein geborner Berliner. Wie seltsam nimmt er sich mitten unter den patriotischen Preußen aus, die nur für ihren „guten König" glühen. Stopani aber unterstützt ihn. Erhebt das Juste-Milieu oder gar der Absolutismus seine Stimme, so schiebt W..... die Zeitungen rasch von sich, beißt die Zähne zusammen, wüthet mit den Augen und ergreift seinen Hut, um so schnell als möglich aus einer Gegend zu kommen, die ihn wie Pesthauch anweht. Es ist interessant, dieses lebendige Schreckenssystem in den friedlichen Berliner Straßen, die alle mit treuem Legitimismus gepflastert sind, umherwandeln zu sehen.

Ein lebendiges Gegenstück zu ihm bildet der oben erwähnte Tänzer H...., ein eben so exaltirter Royalist, wie W..... Republikaner. Der Emigranten-Pli, jene gepuderte Galanterie und höfische Etiquette, zeichnen ihn aus. Vom Kopf bis zur Zehe ist er franzö-

sische Grandezza und tanzmeisterliche Agilité, Eitelkeit und Wohlgefälligkeit mit einem höchst geordneten Anzuge. Sein „Vive le Roi!“ am Wagen des Exkönigs signalisirt ihn zur Genüge.

„Wer ist jener Jude, der sechs bis sieben Zeitungen in Beschlag genommen hat und so volubil und hastig seinem Nebenmann docirt?“ „„Dr. S.....““ — war die Antwort — „„wollen Sie ihn, falls Sie vielleicht ein Maler sind, portraitiren, so rathe ich Ihnen, solches nicht hier zu thun. Gehen Sie zu ihm, ersuchen Sie ihn um eine öffentliche Empfehlung, er wird dann Beweise Ihrer Kunst verlangen, und Sie auffordern, ihn zu zeichnen. Auf diese Weise ist er bereis ein Dutzend mal portraitirt worden, er kann sich nicht genug an die Wand malen lassen.““ Es war mir interessant, diesen Mann, der in alle Berliner und auswärtige Blätter über Theater schreibt, im Gespräch zu beobachten. Er sprach, wie es schien, mit vielem Enthusiasmus und in einer sehr blumenreichen Sprache über das Talent des Schauspielers R..., der ihn vor einiger Zeit im Thiergarten durchgeprügelt hatte. Indeß, über diesen Vorfall schien bereits Gras gewachsen zu seyn, denn selbst in seinen Theater-Kritiken, die an jedem Morgen, von Dr. S..... unterzeichnet, in den Berliner Blättern emporblühen, trug er R... jene Prügel nicht mehr nach. Es ist in Berlin ziemlich bekannt, daß Herr S..... von seinen kritischen Referenten klingende Zinsen zu ziehen weiß. Die „Blätter für Geist und Herz“ und der „Figaro“ räumen ihm zu dem Ende ihre Spalten ein. Er hat einen sehr fließenden, schwülstigen Styl aufzuweisen, der von jeanpaulisirenden Blüthen und Blumen durchwebt ist. Wie im Tadel, so im Lobe bekundet er ein seltenes Savoir faire. Er ist der Medicin wegen des Examens, das er, wie das gebrannte Kind das Feuer, fürchtet, untreu geworden und hat sich nun auf die ästhetische Anatomie gelegt. Er secirt die Leistungen der Schauspieler. Will, oder muß er tadeln, weil dieser oder jener Patron unter dem Personal des königlichen Hoftheaters es verlangt, so legt er nun die Krebsschäden und Schwächen der Leistung dem Publikum vor; sind keine vorhanden, so ersinnt er deren. Will, oder muß er aus dem obigen Grunde loben, so versteht er es eben so geschickt, die Lichtpunkte der Leistung herauszuheben oder zu erfinden. Hier schreibt er anonym, dort mit Unterzeichnung seines Namens und Doktortitels. Solchergestalt kann er mehren Partheien dienen und schwarz und weiß vereinen. Persönlichkeiten aller Art laufen in den anonymen Referaten mitunter. Mit einem Worte, Herr S..... ist der Löbel Groschenmacher und Isidorus Morgenländer der Berliner Theater-Kritik

in einer Perſon. Seine Perſönlichkeit enthüllt einen elaſtiſchen Embonpoint; er gibt ſich viele Mühe, im Geſpräche witzig zu ſeyn, iſt aber nur hitzig und abſprechend in Allem.

In einem Winkel des mittleren Zimmers bemerkte ich Nachmittags einen ſchüchternen Menſchen, mit etwas gebücktem Oberkörper und einem ſchwarzen Schnurrbart, einen Menſchen, der halb wie Angſt, halb wie Vermittlung ausſah, ein Mittelding zwiſchen Berliner Freimüthigkeit und ſchriftſtelleriſcher Zerriſſenheit. Der Marqueur bedeutete mir auf mein Befragen, daß dieſer Mann H..... heiße und den „Freimüthigen“ redigire. „Iſt das Herr H.....?“ fuhr ich auf. Ob es der Menſch im Winkel hören mochte? Er horchte auf, ſuchte mich zu fixiren, blickte jedoch ſofort wieder in die Berliner literariſche Zeitung. Du wirſt ihn kennen, den Verfaſſer des Walladmor, den großen Berliner Unbekannten, den edlen Hutten an der Spree. Wie ich ſpäter erfuhr, ſollen ihm Huttens Nachkommen, deren Einige in Berlin leben, den Prozeß machen wollen, wegen ihres Ahnherrn, der bei Weitem freimüthiger geweſen ſeyn ſoll, als Herr H....., oder als W..... A....., der alle Tage mit ihm Arm in Arm durch die Berliner Gaſſen ſchlendert.

Ein junger Menſch mit einem Schnurrbart zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Es war Herr O. F. G....., der Verfaſſer des Antäus und der Ariadne, er, der nicht ſo groß, wie Ariſtoteles und doch größer iſt. Dieſer kleine ſchnurrbärtige Mann, der nun endlich durch ſein neueſtes Produkt, die Ariadne, wirklich Ariſtoteles verdunkelt hat, der bewieſen hat, daß Herrmann und Schlegel als Kommentatoren der alten Tragiker ſich nicht im Entfernteſten mit O. F. G..... meſſen können, dieſer jugendliche Nimrod im Gehege der Hegel'ſchen Philoſophie — ich ſah ihn bei Stehely, mitten auf der Erde, mitten in Berlin, ewig unüberwindlich, ſo lange nicht ein Herkules naht und ihn in der Luft ſeinen Geiſt aushauchen läßt. Ich frage nur, wie will Herr G..... den Himmel der Philoſophie ſtürmen, da es doch die Taktik verlangt, daß er ſtets mit dem einen Fuß auf der Erde bleibt? Herr G..... ſoll jenes ariſtophaniſche Luſtſpiel: „die Winde“ geſchrieben haben. Das beweiſet, daß er beſſer mit den Waffen des Humors und der Satyre zu kämpfen verſteht, als mit denen des Ernſtes. Herr G..... ſchreibt auch über Kunſt; er ſoll ſich dabei jedoch des Raths kunſtverſtändiger Patrone bedienen.

„Wer iſt denn jener geſchäftige Israelit?“ — „Dr. med. S....“ — „Er ſpricht ja ſtets im Diminutiv: Hofräthchen, Verdienſtchen,

Procentchen.“ — „Allerdings, er drückt ſich ſelbſt aus; ſein Geiſt wirkt nur im Diminutiv, in hundert homöopathiſchen Theilchen. Zwölf Zeitſchriften werden von ihm unter verſchiedenen Namen redigirt, in zwanzig andere correſpondirt er, noch fünfzig andern hat er Biographien, Nekrologe, Worte der Erinnerung über und an Michael Beer geliefert. Bei dem Allen beſorgt er ſeine mediciniſche Praxis, leitet Abends die Claqueurs in „Robert der Teufel,“ verſorgt den neuen Beobachter an der Spree mit ſtädtiſchen, eine mediciniſche Zeitung mit mediciniſchen Beobachtungen.“ — „Halten Sie ein!“ rief ich aus — „welch' ein Mann!“ — „Dr. S.... iſt ein ächter Berliner an Laune und Bonhommie, und ein wahrer Induſtrieritter im Felde der Wiſſenſchaft und Literatur.

Jetzt eilte eine lange Geſtalt, mit dem Johanniter-Orden geſchmückt, durch die Zimmer, durchflog die Zeitungen, flüſterte hier und dorthin, demonſtrirte rechts und links, und empfahl ſich dann eilig. Das mit Neuigkeiten beſetzte Geſicht zog mich an. „Wer iſt dieſe ewige Beweglichkeit?“ fragte ich einen Naheſitzenden. — „Hr. v. T....., der Beſitzer einer liebreizenden Tochter, ein Mann, der allenthalben Gönner und Freunde hat, ein Protector der Kunſt, ein Vermittler aller Concerte, mit einem Worte, ein Ritter der Muſen und Grazien.“ — „Alſo eine Berliner Notabilität?“ — „Allerdings, eine Berliner Curioſität.“ — „Berlin ſcheint mehre Curioſitäten zu beſitzen?“ — „Ja wohl, da, uns vis-à-vis, erblicken Sie eine zweite.“ Ich richtete meine Augen auf einen Menſchen, der ein Dutzend Zeitungen mit ängſtlicher Fürſorge zu hüten ſchien, indem er ſie mit ſeinem Arm bedeckt hielt. „Es iſt der Zeitungsbär,“ ſprach mein Nebenmann.

Auch Heinrich St..... ſah ich bei Stehely. Eine phantaſtiſche Figur mit großem Quäckerhut durchſtrich in flüchtiger Haſt die Zimmer, rechts und links in die Zeitungen blickend und ſich, nach kurzem Verweilen und einigem Umblicken, eben ſo raſch empfehlend.

Heinrich St..... mag durch das blutige Ereigniß ſeines Lebens noch mehr Unſtätigkeit erhalten haben. Ob Charlotte die Zerriſſenheit ſeines Schriftſteller-Weſens, dieſes Durcheinander von Hegel, Göthe, Liberalismus, ruſſiſchen Oheimen, polniſcher Begeiſterung und amtlichen Pflichten durch ihren entſetzlichen Entſchluß heilen wollte, ob ſie ihrem Heinrich wirklich eine beſtimmte Richtung durch jenen Dolchſtoß geben wollte, tragiſchen Stoff, moderne Liebe und unerhörte Originalität, oder ob Alles Nervenſchwäche, ſich aufopfernde Sentimentalität, kränkelndes Gefühl und Hyſterie war? Ich weiß es nicht. Wer will

hier mit Bestimmtheit entscheiden? Beweise liegen nicht vor. Es handelt sich hier um eine Alternative einer Heldin oder Wahnsinnigen, um Achtung oder Mitleid. Ich stehe über jenen Verhältnissen, die an jede That den praktischen Maßstab anlegen lassen, ich bin nicht geneigt, Alles, was sich nicht mit unsern hausbackenen Begriffen von Moral und Tugend verträgt, für ungereimt zu erklären. Der Selbstmord kann so gut hehrer Muth, wie Feigheit seyn. Im ersteren Sinne haben den Charlottens häufig diejenigen genommen, die ihr ferne standen; sie sahen nur die poetischen Elemente jener That und waren edel genug, sie von allen Flecken zu reinigen, die Staat und Kirche an ihr gewahren mochten. Als gerechte Richter aber mußten sie nun den unglücklichen Gatten um so tadelnswerther finden, ihn, der zwischen den verschiedenartigsten Eindrücken umhergeworfen, es nicht verstand, Wirklichkeit und Poesie von einander zu halten und die Prosa der Parthei von der Dichtung zu sondern. St ..... liebte — wie ein geistreicher Kritiker sagt — russisches Naturleben und polnische Begeisterung, Göthe'sche Poesie und deutsche Freiheit, er litt an Schriftsteller-Ruhmsucht, aber er konnte keine Vermittlung finden, keinen Weg zur Unsterblichkeit. Charlotte, das feste, consequente, in sich einige Weib, das Ideal der Liebe, wollte ihm dazu verhelfen. Diese Ansicht, die frei und edel über die häuslichen Verhältnisse, über den Staat und die Kirche hinwegsieht, die Charlotte als ein Weib der That und nicht der Schwäche hinstellt, findet indeß in Berlin keinen Anklang, vielleicht aus dem Grunde, weil sie rein poetisch und eben über allen Verhältnissen erhaben ist. Man hilft sich hier mit dem besten Aushülfsmittel in dergleichen Dingen, mit der christlichen Liebe und mit Stillschweigen; die praktische Ansicht, daß Alles, was wider die Ordnung der Dinge ist, wider die Grundsätze der Natur — deren wesentlichster die Liebe zum Leben ist — geistige Krankheit sey, sobald nicht praktische, handgreifliche Resultate dadurch erreicht werden, z. B. Aufopferung für Gott, König und Vaterland, gibt hier den Ausschlag; man spricht von Charlottens That mit Achselzucken, mit jenem mitleidigen Gefühle, das für den Gatten wohlthuend ist und für die Todte keine Entscheidung herbei führt.

Es macht hier eine alte, längst verklungene Schrift des verstorbenen Schleiermacher's großes Aufsehen, nämlich seine „vertrauten Briefe über die Lucinde Schlegel's," die von einem Berliner, K. Gutzkow, mit einer Vorrede von Neuem in die Literatur eingeführt wurden. Die Vorrede hauptsächlich hat die Geistlichkeit der

Hauptſtadt allarmirt. Ich habe des Buches, das hier verboten iſt, noch nicht habhaft werden können. Vermuthlich iſt der Vorredner jener junge Schriftſteller, der in dieſem Augenblick das Literaturblatt zum „Phönix“ in Frankfurt a. M. redigirt. Ich bin ſehr begierig, ihn aus dieſer ſeiner neueſten Produktion, die ſociale Verhältniſſe berühren ſoll, näher kennen zu lernen. Bis jetzt kenne ich deren Inhalt nur aus einem gegen ſie gerichteten Angriffe in den „Blättern für literariſche Unterhaltung,“ der von einem Privat-Docenten an der hieſigen Univerſität, Dr. v. Keyſerlingk unterzeichnet iſt und großen Ingrimm blicken läßt.

Feuilleton.

Eberlein Schneider.

Erzählung von Wilhelm Jensen.

(Nachdruck verboten. Fortsetzung.)

Dieser hatte über Eberleins Verschwinden nur wenige Worte gesprochen, daß er ihn nicht gesehen habe und auch nicht wisse, wo er sich befinde, und dann hatte er sich mit dem Gesicht nach der Wand gedreht, worauf er auf seinem Lager in einen tiefen Schlaf gefallen war, aus dem er nicht wieder erwacht war. Dann hatte Meister Adam Wagner Eberlein Schneider gerufen, und als dieser sich nicht gemeldet hatte, war er selbst in die Kammer gegangen, hatte aber auch dort keine Spur von ihm gefunden. Da hatte er sich wieder zu dem Kranken gesetzt und ihn weiter beobachtet, bis er gegen Morgen gestorben war.

Am 16. 5. Monat, Donnerstag in der Frühe, war Meister Adam Wagner, der berühmte Meister, gestorben, und Eberlein Schneider war nicht wieder gesehen worden. Meister Adam Wagner hatte vorgesorgt, daß sein Leib über Nacht nicht in das Leichenhaus

kam, sondern in seinem Hause aufgebahrt wurde, damit er, Eberlein, Zeit hatte, sich zu verabschieden. Aber Eberlein war nicht gekommen, niemand wußte, wo er sich befand, und so war der Leichnam des Meisters Adam Wagner ohne ungebührliche Störung von seinem Lager genommen worden.

Erstes und letztes Kapitel.

1. 5. 6. 7.

Eine interessante Zusammenkunft.

(Nachdruck verboten.)

Am 1. Mai 1870 fand eine Versammlung der Mitglieder des Vereins „Deutsche Einigkeit" statt. Dieser Verein hatte sich gebildet, um die Interessen der Deutschen in Wien zu vertreten, und zählte bereits über 1000 Mitglieder. Die Versammlung fand im Saale des Gasthauses „Zum Grünen Baum" statt, der bis zum letzten Platz gefüllt war. Der Vorsitzende, Herr Ludwig Schmidt, eröffnete die Versammlung mit einer kurzen Ansprache, in der er darauf hinwies, daß Wien in gegenwärtig so großer Not durch Arbeitslosigkeit, besonders unter den Arbeitern, daß

zu kaufen. Der Schreibart entspricht die Erfindung, denn der Titel historische Erzählung ist nur ein Lockvogel für eine Klasse von Lesern, welche noch am Historischen hängt; es ist nichts Geschichtliches darin, wenn nicht, daß einmal ein Gesandter des Kaisers nach Madrid gekommen ist. — Frau von Cinq Mars haßt alle Deutsche, weil ein Deutscher sie früher verführt hat; sie läßt ihre Tochter allen Deutschen Haß und Rache schwören — eine Stunde nachher langt ein verirrter Reisender im Schlosse an. Das ist ein deutscher Graf — bei dem die Tochter natürlich eine Ausnahme macht. Sie liebt den Grafen, und vereitelt den Plan der Mutter, die ihn umzubringen beabsichtigt, und weil ihr das Opfer entgeht, dem eigenen Kinde das Messer ein wenig in der Brust umdrehen will. Die Tochter entflieht mit dem Grafen, der sie sofort treulos verläßt, und eine Andere heirathet. Aus Rache nimmt die Verlassene einen alten steinreichen Edelmann; aus Rache ist sie in allen Gesellschaften enorm liebenswürdig — und stiehlt dann dem Verräther aus Rache sein Kind. Sie kehrt zu ihrer Mutter zurück, welche ihr entdeckt, der Graf sey ihr Bruder. Schrecklich! Sie hat mit ihrem Bruder in einem Verhältnisse gestanden!! Aber es ist auch nicht wahr, denn der Graf müßte ein Jahr jünger seyn, er ist jedoch fünf Jahre älter, als die ehemalige Geliebte, welchen Umstand Mutter und Tochter gar nicht bemerken. Des Grafen Vater muß das erst darthun. Die Frau des Grafen hat sich in das Grab getanzt. Der alte Edelmann ist heimgegangen — Wiedervereinigung — Hochzeit! — Das Ganze ist eine leere Poltronnerie. Fluch — Dolch — Flucht — Kinderdiebstahl — Verführung — und am Ende zum Kreuze gekrochen das ganze Personal!

Kunst.

Der Nürnberger Verein von Künstlern und Kunstfreunden hat für das Jahr 1834 — 35 ein interessantes Gedächtnißblatt für seine Mitglieder veranstaltet. Es ist eine Radirung von J. A. Klein, ein wallachisches Fuhrwerk darstellend. Wir sehen einen Leiterwagen, der ein großes Stückfaß trägt, und mit kreuzweis gelegten Matten bedeckt ist. Die Pferde sind ausgespannt; vier von ihnen stehen um den geöffneten Futtersack gruppirt, ein fünftes liegt weiter vorn. In der Ferne jagt einer der Fuhrleute einem davoneilenden Pferde nach. Neben dem Wagen, im Schatten, schläft ein anderer von den Wallachen, mit seinem zottigen Pelzmantel bedeckt; weiter zurück, zur Linken, sitzen drei Männer um ein Feuer, über dem ein großer Suppenkessel aufgehängt ist. Den Vorgrund bilden große Kräuter, ein Hund und allerlei Pferdegeschirr. Zur Empfehlung dieses Blattes reicht der Name des Künstlers, welcher dasselbe gefertigt, zur Genüge hin. Wir finden hier dieselbe naive, charaktervolle Auffassung, dieselbe meisterhafte Zeichnung und kecke, geistvolle Behandlung der Radirnadel, die aus Klein's anderweitigen Blättern bekannt ist, und die uns letztere fast noch mehr werth macht, als seine ausgeführten Oelgemälde. Möchten doch recht viele selbstschaffende Künstler Klein's Beispiele folgen, und die nicht genug zu schätzende Radirnadel mehr in die Hände nehmen! Und möchten doch auch die anderen Kunstvereine, wie der Nürnberger Verein in dem vorliegenden Beispiele gethan, dafür sorgen, daß auf solche Weise mehr vollkommen originale Kunstwerke in die Hände ihrer Mitglieder übergehen!

Das Blatt, welches zu Klein's größten Radirungen gehört und Liebhabern und Sammlern gewiß willkommen seyn wird, ist von der Joh. Adam Stein'schen Buchhandlung zu Nürnberg für 3 fl. zu beziehen. (Mus.)

— Am Sonntag den 18. Oktober feierte der ältere Künstlerverein von Berlin sein St. Lukas- (Stiftungs-) fest. Die Gesellschaft versammelte sich um Mittag in den Sälen des englischen Hauses, wo eine kleine Ausstellung jüngst entstandener Kunst-

werke — meisterliche Landschaften von W. Schirmer, Bönisch, Krause, historische Gegenstände von Fielgraf, Schoppe, Architekturen von Gärtner und vieles Andere — einen höchst erfreulichen Vorgenuß gewährten. — Auf die Besichtigung der Ausstellung folgte ein Vortrag, welchen, mit Rücksicht auf die zahlreich anwesenden Damen, der Schreiber des Vereins, Herr Dr. Seidel, über die in der Kunstgeschichte ausgezeichneten Frauen — von des Dibutades Tochter und von den mythischen Personen an bis auf Angelika Kauffmann — hielt. Das Festmahl war in dem großen neuen Saale des englischen Hauses angeordnet, der durch den Herrn Schloßbaurath Stüler in geschmackvollster origineller Weise dekorirt worden ist.

Musik.

In Paris sind zwei Musikstücke erschienen, welche den Titel führen: der erste und letzte Gedanke Bellini's.

— Ein bedeutsames Kunstereigniß hatte den 27. Oktober in Berlin den Saal der Sing-Akademie zum Sammelplatz aller Gebildeten gemacht, welche Raum daselbst finden konnten. Die Musik des verewigten Fürsten Anton Radziwill zu Göthe's Faust war zwar längst gekannt, allein doch nur einem geringen Theil wirklich bekannt, und der Ruf, welcher diesem ganz eigenthümlichen Kunstwerke vorangegangen war, hatte nächst der Theilnahme, welche die Verhältnisse an sich erweckten, die Spannung darauf bis zu einem seltenen Grade gesteigert. Wenn gleich ein solches Werk dem Urtheile in der höchsten Bedeutung des Wortes nicht entwächst, weil dieses allein die lebendige Gegenwart verkündet, so erhebt es sich doch über den flüchtigen Richterspruch des Augenblicks, dem nur die täglich entstehenden und vergehenden Erzeugnisse unterworfen sind. Es erhebt sich darüber nicht nur aus dem Grunde, weil ein, ein ganzes Leben hindurch getragenes und mit dem Leben selbst gereiftes Werk auch ein ernstes Studium für den Urtheiler fordert, sondern auch, weil es das Vermächtniß eines Dahingeschiedenen ist, eine heilige, theure Verlassenschaft, die hinzunehmen ist, wie sie uns geblieben, ohne uns andere Rechte irgend einer Art zu ertheilen, als die, welche sich unabweisbar unserm Gefühl mit der Wirkung, die das Werk auf uns macht, aufdringen. — Man hat viel vorweg darüber gestritten, ob Göthe's tiefe, wunderbare Dichtung sich überhaupt zu einer Verschmelzung mit der Musik eigne. Die Frage läßt sich nach unserer Ansicht mit Ja und Nein beantworten: Nein, unbedingt nein, wenn man die Verbindung der Tonkunst mit der Dichtung in der gewöhnlich herkömmlichen Weise zu bewerkstelligen beabsichtigt; ja und eben so unbedingt ja, wenn es mit Einsicht in die Bedeutung des Werks, und dadurch von den bisherigen Formen der Oper oder der Gesangs-Compositionen im Allgemeinen abweichend, geschieht. Diese letzte Antwort gebührt der Auffassung, in welcher der verewigte Kunstfreund und Künstler — denn diesen Namen hat er sich durch sein Werk mit vollstem Recht errungen — die musikalische Behandlung des Gedichts durchgeführt hat. Dasselbe steht nämlich halb im Reich des

frischen, warmen Lebens, halb in dem des Wunders; der Gedanke erhebt sich hoch über die Welt der Empfindungen hinauf in jene geheimnißvollen Regionen. Und ihren halb geahnten, halb begriffenen, halb gefühlten Einwirkungen, ihren unbestimmten Schauern, entspricht die Wunderwelt der Töne, die im Gebiet der Ahnung am mächtigsten herrschen. Für diese Hälfte erscheint uns die Musik als eine Verklärung des Werkes, welche, ein Wiederschein aus einer andern Welt, dasselbe halb in goldenen Duft verhüllt, halb erleuchtet, und es so den Sinnen klarer und lebendiger, und doch zugleich geheimnißvoller vorführt. Unwillkürlich drängen sich uns dabei die Worte des Dichters auf:

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich,
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied der Aeolsharfe gleich.

Aber auch die unmittelbar menschliche, die irdische Seite des Gedichts, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, bietet der Musik eben so im Einzelnen die Hand, wie jene wunderbare Seite im Ganzen. Daher ist auch das Einzelne aus diesem Theile, die Lieder der Soldaten, der Trinker in Auerbach's Keller, Gretchens Gesänge u. s. w. längst und auf die vielfältigste Weise in die musikalische Literatur übergegangen. Schließt sich die Tonkunst diesem Theile des Gedichts natürlich an, so glauben wir doch, daß sie für die andere tiefsinnigere Hälfte, mit Einsicht und Auswahl angewendet, ein ungleich bedeutenderer Verbündeter wird. Mozarts Fuge in C-moll, welche der Fürst selbst zur Einleitung des Werkes ausgewählt, bereitete die Hörer durch ihren wunderbaren, zugleich künstlichen und tiefsinnigen Bau, der sich mit den kühnsten Erfindungen paart, auf würdige Weise zu dem ernsten Genuß vor. Hierauf begann die Vorlesung des Gedichtes (durch Herrn Devrient), die überhaupt jedesmal da eintrat, wo sich die Musik dadurch vorbereitet. Die das Drama beginnenden düstern Betrachtungen Faust's bleiben unbegleitet durch die Töne, bis zu dem ersten Anrufen der Unsichtbaren selbst, wo es heißt: „Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir!“ Hier lassen sich zuerst leise, geisterartige Klänge vernehmen, die nach und nach zum vollen Accorde anwachsen, und in den reinen Intervallen desselben auf- und abwogen. Wie das Wunder der Musik zu dem Wunder des Gedichts gehöre, wurde hier auf ergreifende Weise Jedem anschaulich; der Eindruck war in allen Zügen zu lesen, als das unsichtbare Geisterwehen der Töne von fern her begann und dann immer näher heranwuchs. In melodramatischer Weise, sehr sinnreich, ja tiefsinnig, wird das Gedicht fortbehandelt, bis zu dem Eintritt des Chors: „Christ ist erstanden,“ wo zuerst der Gesang sich vernehmen läßt. Ein fernes, erhabenes Glockenläuten verbindet diesen Chor mit Fausts Worten: „Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton.“ — Es liegt außer den Gränzen dieser Blätter, der Musik in's Einzelne überall zu folgen, wie sie das Gedicht begleitet, hebt, erklärt. Wir heben nur einzelne Momente heraus, deren Eindruck ein allgemein empfundener war. — Dahin gehört der Geisterchor: „Schwindet ihr dunklen Wölbungen droben!“ der an lieblichen, phantastischen, auf's

Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit aufgefallen sind, und ihre Namen sollen in der Gemeinde-Versammlung öffentlich ausgerufen werden. Diese in der Art Ehrenstrafe ist nicht unbedeutend, denn sie kann den Betreffenden in seinem Amte und Ansehen bei seinen Mitbürgern sehr schaden. Die zweite Strafe ist eine Geldstrafe, welche in der Regel 1 Thaler nicht übersteigt, in manchen Fällen aber bis zu 5 Thaler erhöht werden kann. Diese Strafe wird vom Gemeinde-Vorsteher selbst festgesetzt und kann Niemand mit dem Rechte der Berufung an die Gerichte belegt werden. Die dritte Strafe ist eine Gefängnißstrafe, welche in der Regel nicht über 24 Stunden dauert, und ebenfalls vom Gemeinde-Vorsteher selbst verhängt werden kann. Diese Strafe wird nur in den seltensten Fällen angewendet, und kommt in der Regel nur bei Trunkenheit und Raufhändeln vor. Die vierte Strafe ist eine Körperstrafe, welche in der Regel nicht über 25 Stockstreiche ausgemessen werden darf, und nur in den seltensten Fällen angewendet wird. Diese Strafe kann nur durch Urtheil und Recht verhängt werden, und kommt nur bei Diebstahl und Betrug vor. Die fünfte Strafe ist die Todesstrafe durch Erschießen, welche nur bei Mord und Todtschlag angewendet wird.

Charles.

Ein schwarzer Mann, der sich auch Charles nennt, kam vor einigen Jahren in die Gegend von Bethanien. Er sagte von sich selbst, daß er in Afrika geboren sey, und daß er Namens Charles Dempsey, der in Charles Town, Süd-Carolina, wohne, sein Herr sey. Er sagte ferner, daß er sich von seinem Herrn losgekauft habe, und daß er jetzt sein eigener Herr sey. Er hat sich in Bethanien niedergelassen, wo er Charles Brown genannt wird. Er ist ein sehr guter Arbeiter und ein ordentlicher Mann. Er hat sich auch in Bethanien verheirathet, und hat jetzt Kinder. Seine Frau ist eine Weiße, und ist eine Tochter von Herrn Jacob Bonn, welcher früher in Bethanien wohnte.

am 9. Corona von Saluzzo, Fräul. v. Hagn eröffnet den Kreis ihrer Gastspiele; am 12. Isidor und Olga, Herr Rhiem erscheint als Isidor. — Welche Mannigfaltigkeit bietet hier der umsichtige Redakteur seinen Lesern! —

— Die Doppelnamen der Schauspielerinnen nehmen auf eine so lächerliche Weise überhand, daß wir neulich von einer Mad. Pohler-Jukelmann in Pilsen lasen. Die gute Frau würde nichts von ihrer Berühmtheit eingebüßt haben, wenn sie einen dieser Namen weggelassen hätte.

— Mlle. Taglioni hat eine Geschwulst am Knie bekommen, worüber, wie natürlich, der Direktor der großen Oper in Schrecken gerieth. Acht der ersten Pariser Aerzte wurden zur Consultation von ihm zusammen berufen. Sie erklärten den Zufall für bedeutend, verordneten eine complette Ruhe, ohne den Zeitraum anzugeben, in welchem die reizende Patientin wieder hergestellt seyn wird.

Mode.

Die neuesten Mäntel haben einen großen Pelerinkragen und weite Aermel, die den Aermeln der Kleider den nöthigen Raum gewähren, so daß diese nicht gedrückt werden; ein Mantel ohne Aermel ist altmodisch und wird verschmäht. Der Stoff besteht aus gedrucktem Kaschemir mit buntfarbigen Blumen in Sammt von einem trefflichen Effekt.

Zu Putzhüten nimmt man façonirten Atlas, wozu Sammtblumen sehr in Gunst stehen; unter dem Rande bringt man eine hohe gothische Blonde an, leicht gezogen und mit Blumen untermischt. Bei den Italienern und auf den Bällen der Gesandten sieht man leichte Turbane; doch werden Paradiesvögel diesen Winter nicht getragen. In den Schauspielen sieht man kleine Hüte, weil sie schönen Gesichtern besser stehen, und hier weniger geniren. Sie sind von schwarzem Sammt mit rosa, blauen oder weißen Federn; unter dem Rande ist eine Schleife von der Farbe der Feder angebracht und an der Seite ruht ein leichter Blumenzweig. Die Hauben werden von Blonden getragen, mit weißen, broschirten Atlasbändern; nichts steht einer brünetten Dame besser.

Zu Kleidern nimmt man broschirten Atlas häufig.

Garnirte Ueberröcke, durch und durch wattirt, die man Douilletten nennt, sind ein hübsches Negligée.

Zu den Bällen werden Goldstickereien vorbereitet. Es ist jetzt noch eigentlich zu früh, davon zu sprechen. Es heißt, daß der Dichter Alexander Dumas, der von seiner Reise nach Italien bald zurück erwartet wird, und der Maler Camille Roqueplan sehr brillante und originelle Bälle diesen Winter veranstalten werden.

Die neuesten Fächer sind von durchbrochenem Elfenbein, von Federn oder von chinesischen Vergoldungen. Letztere sind für die Mädchen, welche tanzen; die ersten für plaudernde Damen.

Aus der Gesellschaft.

Die Besuche, welche der neue russische Gesandte dem Herrn von Talleyrand abstattet, und die des Herrn von Talleyrand bei dem Könige finden täglich Statt. Eben so häufig sind

die Relationen zwischen der Herzogin von Dino und der Fürstin Lieven.

— Der König und die Königin der Belgier werden Paris nicht verlassen, und es werden weder Feste noch Jagden in Fontainebleau Statt finden. Alles wird sich demnach auf die Tuilerien beschränken, wo die geladenen Soiréen nach dem ersten November beginnen werden. Von anderer Seite wird jedoch wiederholt versichert, daß die Feste in Fontainebleau mit einem Glanze gefeiert werden sollen, der an die Zeiten Ludwig XIV. erinnern wird. Wem soll man glauben? —

— Man spricht, jedoch noch sehr geheimnißvoll, von einem glänzenden Balle in einem der ersten Häuser des Faubourg St. Honoré. Eine cosmopolitische Idee soll diesem Feste zum Grunde liegen, und alle Nationen der Welt, die in diesem Augenblick Repräsentanten in Paris haben, werden dort erscheinen. Ein jeder Gast kleidet sich in das pittoreskeste Costüm seines Landes.

Statistisches.

Es soll in Europa 10,897,333 Arme geben; das ist der zwanzigste Theil der Bevölkerung. Die Anzahl von Leuten, die nur von der Hand in den Mund leben, und die leicht durch jede eintretende Krise in das größte Elend gestürzt werden können, beläuft sich auf 50 Millionen, d. i. der fünfte Theil der Bevölkerung. — London zählt 105,000 Nothleidende auf 1 Million 350,000 Menschen; Liverpool 27,000 auf 80,000. Im Jahr 1804 waren in Wien 37,554 Arme auf 270,000 Einwohner. Im Jahre 1822 war diese Zahl durch weise Maaßregeln der Regierung auf 20,581 zusammengeschmolzen. In Italien beläuft sich die Zahl der Armen auf den fünf und zwanzigsten Theil der ganzen Bevölkerung. In Venedig kommen auf 100,000 Einwohner fast 70,000, also zwei Drittel. Man versteht hierunter keine Bettler. In Amsterdam zählte man noch vor Kurzem 80,000 Arme auf 217,000 Individuen. Im Canton Glarus lebt der vierte Theil der Einwohner in Noth.

Schiller's Denkmal.

Die Direction des k. k. Hofburg-Theaters in Wien bereitet nach der Theaterzeitung die Vorstellung eines Schiller'schen Trauerspiels vor, die im November oder December stattfinden wird, und deren Ertrag für das Monument in Stuttgart bestimmt ist.

Voltaire's Schloss.

Das Schloß von Ferney liegt mitten in dem Dorfe gleichen Namens. Man kommt durch den Park in einen kleinen achteckigen Saal, wo Voltaire seine Freunde zu empfangen pflegte. Er ist getäfelt und mit einigen guten Copien italienischer Meister geziert. — Herr Butler aus Genf, der jetzige Besitzer des Schlosses, hat Alles in dem Zustande gelassen, wie es bei Lebzeiten des Dichters war. Man findet noch in jenem Saale, an der Wand rechts, kleine, bescheiden eingerahmte Kupferstiche von Calas, Franklin und Marmontel; darunter hängen Corneille, Racine, Milton, Delille; auf der andern Seite Helvetius, Thomas, d'Alembert, Leibnitz und der Herzog von Choiseul. Der König von Preußen und Katharina hängen zu beiden

Seiten des Bettes. Das letztere Bild, von der Kaiserin selbst in Seide gestickt, ist ein Geschenk, das sie Voltaire machte. — Nun folgen vier Pastellgemälde, deren Wahl und Ordnung Jeden in Erstaunen setzen müßte, der Voltaire nicht näher kennt: Lekain und Clemens XIV. hängen zwischen seiner Wäscherin und seinem kleinen Savoyarden, deren hübsche Gesichter seltsam mit den beiden großen Männern contrastiren. Seine Bibliothek gründete Ninon, die ihm 2000 Franken zum Ankauf von Büchern hinterließ; seine Schränke waren voll guter Werke in schönen Ausgaben, mit Randnoten bereichert. Nach seinem Tode wurde Alles nach Rußland gebracht, und man versichert, daß noch nichts davon ausgepackt sey.

Anekdote.

Talleyrand sagte von der Gräfin C., einer sehr geizigen und koketten Dame: „sie sey so geizig, daß sie sich anderer Ehemänner bediene, um den ihrigen zu schonen.“

Vermischtes.

— Ein Journal meldet, daß ein zwanzigjähriger Professor der Mathematik an dem Collegium zu Vannes seine Anstellung verlor, weil er sich duellirt hatte.

— In den Straßen von Algier begegnet man schon Frauen und Mädchen, welche den Schleier von ihrer Toilette verbannt haben, der sonst ihr Gesicht verbarg. Sie haben nichts mehr davon zu besorgen, wie dieses noch vor zwei Jahren der Fall gewesen wäre.

— In Bordeaux sind beduinische Künstler angekommen, die einen ungeheuren Zulauf haben. Herr Harel, Direktor des Theaters an der Porte St. Martin, hat schon einen seiner Regisseurs dahin geschickt, um sie für sein Theater zu gewinnen, und sie werden binnen vierzehn Tagen in Paris eintreffen. Ihre Stärke und Geschicklichkeit soll an's Wunderbare gränzen. Es steht zu hoffen, daß wir sie auch in Deutschland sehen werden.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Einen Stahlstich: „Die Heimkehr aus der See.“ Wir glauben zur Erklärung dieses gelungenen und fleißig ausgeführten Blattes nichts hinzufügen zu dürfen.

2) Studien für Schauspieler. Wir werden in dieser Art eine Reihe von Bildnissen liefern, die für den darstellenden Künstler ein ganz besonderes Interesse haben dürften. Sie sind keineswegs als Uebertreibungen zu betrachten. Das Original, welches zu diesem Bilde gesessen, ist ein Schneider in Paris, der elegantesten Art, wie der Schnitt seiner Kleidung genugsam beweist. Er geht mit steifen Knien, die Schultern zurück, und die Ellenbogen nach außen. Hut und Stiefel kontrastiren auffallend mit der Eleganz seines übrigen Accoutrements, und das ist charakteristisch. — Die zweite Figur ist ein Schreiber eines Winkeladvokaten, von der Gattung die in Paris „Saute-Ruisseau“ genannt werden. Diese Leute essen wenig und laufen viel, gucken Alles an was ihnen begegnet und kommen spät nach Hause, wenn sie ausgeschickt werden. Uebrigens müssen sie viel Ungemach ertragen, und werden häufig ausgezankt.

3) Ein Modebild. Musselinkleid mit bunter Seide gestickt; gestickte Peleriuen von indischem Musselin; Atlashut; brodirter Kaschemir-Mantel.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 7. 11. November. 1835.

Theater.

Berlin. Am 29ten Oct. zum ersten Male: „Laßt mich lesen," Schwank in einem Aufzuge von Dr. C. Töpfer. — Diese neue Probe von Töpfer's unbestreitbarem Bühnentalent hat einen guten Zug, der deßhalb um so mehr gerühmt zu werden verdient, weil er selten ist; die Idee desselben ging nämlich ganz aus unserer Zeit hervor. Die Hauptperson des Schwanks, ein reicher Rentier, Hamster genannt, ist über alle Maaßen auf die Journalleserei erpicht. In der Stadt hindert ihn der zu häufige Besuch von Fremden und Freunden am Lesen, er zieht also aufs Land, und muß sich da ebenfalls von Hindernissen überströmt sehen. In der Verzweiflung verheirathet er seine Töchter an zwei Journalisten, welche ihm den Gästeschwarm durch eine gerupfte Gans vom Halse schaffen. Wie? das wollen wir den künftigen Zuschauern zu Liebe nicht verrathen. Gespielt wurde mit allem Fleiß, wenn wir auch keine Rolle besonders hervorheben können: die Personen gehen nur wie Blitze vorüber.

— Im Theater zu Dresden wurde bei vollem Hause ein neues kleines Lustspiel: Die Leibrente, von Baron von Maltitz, mit wahrem unsterblichen Gelächter und Beifallssturm aufgeführt.

— Ueber Herrn Marr's Gastspiel auf dem Stuttgarter Theater wird in der nächsten Lieferung dieses Werkes ein Artikel erscheinen.

— Der arme Leipziger Theaterdirector hat einen schweren Stand. Dortige Theaterfreunde fordern ihn in einem öffentlichen Blatte auf, nicht etwa diese oder jene allgemein beliebte Oper zu geben, sondern sie bitten gleich höflichst, daß er die längst von allen Repertorien verschwundenen Opern: Axur, Armide, Alcidor, Spiegel von Arkadien, Achilles, Aschenbrödel, Aline aufführen möchte. Und das allen Ernstes! Da hätte der gute Mann den ganzen Winter über zu thun, und müßte das bei Seite liegen lassen, was neu ist und sichern Gewinn verspricht.

Musik.

Der berühmte Virtuose, Heinrich Bärmann, erster Clarinettist der baier'schen Hofkapelle ist in Stuttgart angekommen. Wir hoffen ihn in einem Conzerte zu hören.

Gusikows Conzert in Prag.

Den 18. Okt. gab Herr Joseph Gusikow im Convictsaale sein letztes Conzert auf dem Holz- und Stroh-Instrumente, welches denjenigen aus dem Publikum, die es nicht verschmähten, dieser Leistung eines polnischen Juden beizuwohnen, einen Genuß gewährte, den sie wohl noch lange in der Erinnerung nachfeiern werden. Gusikow spielte in diesem Conzerte mit einer Virtuosität, mit einem Aufwande von Begeisterung und Gefühl, daß seine früheren, Erstaunen erregenden Leistungen dagegen weit zurücktraten, und daß selbst die strengsten Kunstrichter unseres musikalischen Prags zu lautem Beifalle hingerissen wurden.

Er spielte zuerst ein Allegro von Sarti und Moscheles, und hob durch sein bekanntes anmuthiges und fertiges Spiel die Schönheiten der Composition bedeutend. Die Variationen über das russische Lied „die gepflasterte Gasse" wurden mit solcher Lebendigkeit und Präcision ausgeführt, es wurde dem Ohre eine solche Masse von Tönen in unbegreiflich rascher und wohlgeordneter Aufeinanderfolge geboten, daß man leicht zu überreden gewesen

wäre, ein Zauberer locke mit einem Anschlage hunderte von Klängen aus beschwingten Saiten. — Wenn der Künstler in dieser Composition seine unvergleichbare Sicherheit und Fertigkeit bewährte, so entwickelte er in dem darauf folgenden Potpourri eine Zartheit, einen Reichthum des Gefühls und einen Geschmack, daß wir unwillkührlich an die süß einschmeichelnden Vorträge eines Maiseder und Lafont erinnert wurden. Mit welcher Anmuth wurden nicht die so schönen Melodien aus Robert le diable, Barbiere di Seviglia und Elisire d'Amore vorgetragen! Mit welchem Gefühle wurde nicht die österreichische Volks-Hymne mit den darüber von ihm selbst verfaßten Variationen gespielt! Wie lebhaft und ermuthigend waren nicht die in dem Potpourri verflochtenen Walzer und Masurek gespielt!

Alle Gänge, Läufe, Triller, Harpeggien und Mordanten, die irgend ein Claviervirtuose der neuesten Schule seinem so künstlich gebauten Instrumente abzwingt, entlockt dieser von der Natur allein herangebildete Genius seinen — Holzstäben, und weiß damit Ohr und Herz seiner Hörer auf die überraschendste Weise zu gewinnen.

Wir wünschen und prognostiziren dem Künstler denselben Beifall, den er in Petersburg, Moskau, Wien und überall, wo er sich bereits hören ließ, gefunden, auch aller Orten, wo es Gefühl für die Kunst gibt, und ein unbefangenes Urtheil laut werden kann und darf. (Bohemia.)

Gesangfeste.

Der erzgebirgische Sängerverein hat am 13. Sept. d. J. zu Chemnitz ein Gesangfest gehalten, welches in Hinsicht auf die Wahl der Gesangstücke sowohl, als auch auf die Aufführung derselben, sehr zur Befriedigung der Zuhörer ausfiel.

— Bei dem dießjährigen Volksfeste in Nürnberg vereinigten sich am zweiten Tage, den 26. August, die Gesangvereine von Erlangen, Fürth, Lauf, Neustadt, Schwabach und Weißenburg, 234 Sänger zu einem schönen Gesangfeste.

— Zur Zeit der großen preußischen Heerschau bei Liegnitz, fand daselbst eine gelungene Gesangaufführung von 400 Stimmen statt, welche der Oberlehrer Carow aus Bunzlau leitete. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen waren unter den Zuhörern.

— Am 7. Octbr. ward zu Dresden in der Frauenkirche von etwa 400 Stimmen eine große geistliche Musik aufgeführt, um deren Leitung sich der Musikdirector Otto an der dortigen Kreuzschule verdient gemacht hat. Mehre auswärtige Sangvereine unterstützten dabei den Dresdener Schullehrerverein, welcher das Ganze zur Begründung eines Fonds für hilflose Schullehrerwittwen und Waisen unternommen hatte. Der Ertrag war nicht unbedeutend. (Allg. Anz.)

Journalistik.

Von dem bekannten Schriftsteller Dr. Bärmann in Hamburg erscheint im Verlage von Schmidt und v. Cossel in Wismar vom Neujahr 1836 an zwei Mal wöchentlich eine Zeitschrift in plattdeutscher Sprache, welche den Titel führen wird „Immen-Honnig in nedderdüüdschen Bläbern.“ Wer bei dem Herrn Bärmann in Hamburg selbst auf ein Jahr subscribirt, erhält als Preis ein Exemplar seines Gedichtes in sieben Gesängen „Adlev VI., der Held von der Schauenburg.“ Wer dagegen in der Verlagshandlung sich auf ein Jahr verbindlich macht, erhält als Preis ein Exemplar von Dichtungen unter dem Titel „Sengebusch, Herz und Welt.“ Ich glaube nicht, daß diese Preise besonders viel Abonnenten anzulocken im Stande seyn werden; viel mehr verspreche ich mir in dieser Hinsicht von dem ausgegebenen „Proovblad.“ Der Herausgeber hat durch plattdeutsche Lieder und ein dramatisches Idyll Kwatern sich bereits Anerkennung und Freunde in Niederdeutschland erworben.

Aus Bremen.

Alle Verehrer der Industrie und des geschäftigen Treibens, der geselligen wie der rauschenden Freuden sollen eingeladen seyn, Bremen in den Tagen des Freimarkts zu besuchen. Dort, wo das ganze Jahr hindurch die regeste Thätigkeit herrscht, ist während des Freimarkts die Geschäftigkeit und das Gewühl verhundertfacht. Die Frequenz des dießjährigen Freimarkts war überaus bedeutend und wohl aus dem Grunde, weil im vorigen Jahre, wo die Cholera in

Bremen sich eingeschlichen hatte, dieses merkantilische Fest nur von wenigen Fremden besucht worden war. Ist auch der Markt, was die dort feil gebotenen Waaren betrifft, nicht mit den großen Messen und Märkten Leipzigs, Frankfurts ꝛc. ꝛc. in Vergleich zu stellen, so möchte der Bremer Freimarkt an Leben und Treiben und an Belustigungen aller Art gewiß keinem jener Märkte nachstehen, da, streng genommen, der Bremer Freimarkt fast mehr ein Volksfest, als ein Geschäftsverein zu nennen ist. Daher denn auch schon lange Zeit vorher die Zubereitungen zu diesem Feste. Unter diesen war das Imposanteste die neue Restauration des Herrn Ohlmeyer, des thätigen und freundlichen Wirths der Börsen-Halle. Dieser industriöse Hospes eröffnete am ersten Tage des Freimarkts sein höchst elegantes und geschmackvoll decorirtes Restaurations-Lokal dem Publikum, das mit Bewunderung die Pracht anschaute, und, wie Fama sagt, vor lauter Staunen am ersten Abende gar nicht zum Verzehren kommen konnte. Es gehört aber auch zu dem Schönsten, was man in der Art sehen kann. Das ganze Lokal ist mit Gas erleuchtet; Kronen und Armleuchter von Bronze sind im neuesten Pariser Geschmack; ebenso das Ameublement von Mahagoni; mehre Wände sind ganz von Spiegelglas; die kleinen, zierlich gedeckten Tischchen laden zu den wohlschmeckendsten Speisen die Gäste ein, die sich auch in solcher Masse einfanden, daß mehre hundert Personen sich den Mund wischen und bis zum nächsten Tage gedulden mußten. Verhungern wird jedoch Niemand in Bremen; muß er auch darauf verzichten, in diesem hellglänzenden Lokale seine blinden Groten zu verzehren, so bietet ihm Herr Knoche, der Gastwirth im Lindenhof, einen leckern Imbiß und einen trefflichen Wein. Hier findet man die schöne Welt in solcher Fülle, daß man oft in Verlegenheit geräth, wie die Gabel an den Mund zu bringen. Da hilft denn der geräumige Speisesaal in der Stadt Frankfurt aus, wo eine freundliche Wirthin rastlos für die beste Bewirthung Sorge trägt. Für ambulirende, leere Magen öffnen sich die Pforten der Hallen des angebeteten Otto's, was freilich etwas mystisch klingt, aber durchaus nicht zu den Mysterien gehört, da kein Bremer ein Geheimniß daraus macht, daß er die Austern-Halle des Herrn Otto zu jeder Tagesstunde besucht. Auch der ehrwürdige Rathskeller, von dem Hauff in seinen Phantasien so dithyrambisch phantasirt hat, steht bis in die späte Nacht hinein den Zechlustigen in seinen Angeln offen. Hier ist der eigentliche Sammelplatz aller Volksklassen. Selbst die Nobili's von Bremen schleichen unbemerkt in die kleinen Kämmerlein an der Seite des Kellers und verzehren dort bei einem Glase Nierensteiner ihre Austern und Neunaugen, wobei sie sorgfältig die Thüren verschließen und die Fenstergardinen zuziehen. In der Mitte des Kellers sitzen die Herren und Damen auf langen Bänken oder unter dem bausbäckigen Weingott, der den Gästen seinen goldenen Pokal entgegen hält, eine Mühe, die er sich übrigens ersparen könnte, denn hier bedarf es keiner Stimulation. Ein Orchester von Prager Musikern unterhält den fröhlichen Humor durch den gediegenen Vortrag der neuesten und besten Opernpiecen. Unter allen wandernden Gesellschaften, die ich bis jetzt gehört habe, gebührt diesem Vereine der Vorzug. Der Vorgeiger verdient den Namen Virtuos und der Clarinettist dürfte in jeder Kapelle seinen Platz als Solist einnehmen. Ich habe die Ouverturen aus „Robert der Teufel" und „Fra Diavolo" gehört und glaubte einen Augenblick (wohl zu bemerken, ich hatte nur zwei kleine Römer erst geleert) mich in ein sehr gutes Opernhaus versetzt, wenn nicht der edle Traubensaft mich daran erinnert hätte, daß ich in der Nähe der weltberühmten Rose mich befinde. Ja, wahrhaftig, wüßte ich nicht, daß es anders ist, ich würde darauf schwören, hier war es, wo Vater Claudius sein Rheinweinlied gedichtet hat, denn hier ist es, wo das Herz sich zum Herzen hingezogen fühlt, hier ist es, wo Haß und Groll vergehen müssen und hier ist es, wo sich der Schmerzbeladene einfinden sollte, um seinen Gram zu stillen; und von hier aus wird, so hört' ich mit Freuden, manchem Kranken und Leidenden ein Labetrunk gereicht, die herrlichen Worte des alten Claudius in Erfüllung gehen zu lassen:

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
„Wir gäben ihm den Wein."

(Posaune.)

Allerlei.

Breslau, 27. Okt. Heute fand in der hiesigen Kathedralkirche die Wahl eines Fürstbischofs für das seit dem Tode des am 27. Dezember 1832 verstorbenen Fürstbischofs, Emanuel von Schimousky, erledigte Bisthum von Breslau statt. Bereits gegen acht Uhr hatte sich die Geistlichkeit des hohen Domstifts in dem Kapitel versammelt, um den königlichen Bevollmächtigten, den Oberpräsidenten, Dr. von Merckel zu erwarten. Se. Exzellenz langte zu der gedachten Stunde in dem großen fürstbischöflichen Gallawagen, geleitet von zwei Domherrn, vor dem Kapitelhause an, woselbst sie von zwei andern Domherrn empfangen und in die Versammlung eingeführt wurden. — Hier übergab der Bevollmächtigte seine Credentiales dem Präses des Domstifts, dem Domprobst, Grafen von Sedlnitzky, mit einer würdevollen Anrede, welche von diesem in angemessener Weise beantwortet wurde. Unter dem Geläute aller Glocken begab sich nun die hohe Geistlichkeit, nebst dem Commissarius in die Kirche, wo von dem Grafen von Sedlnitzky die heilige Geist-Messe gehalten wurde. Nach Beendigung derselben verließ der Bevollmächtigte die Kirche, und wurde von zwei Domherrn in die fürstbischöfliche Residenz begleitet. Zum dritten Mal ertönten jetzt die Glocken, als Zeichen der nun beginnenden Wahl, welche nach Entfernung aller nicht zum Domstift gehörigen Anwesenden in der herkömmlich feierlichen Weise statt fand. Nach publizirter Wahl, welche einstimmig auf den General-Administrator des Bisthums, Domprobst und insulirten Prälaten, Grafen von Sedlnitzky, gefallen war, wurden die Kirchthüren dem versammelten Volke wieder geöffnet, und nachdem der königliche Commissarius wieder an seinen im Presbyterium erhöhten Sitz geleitet worden, verkündigte der Protonotarius Apostolicus der Gemeinde die so eben vollzogene Wahl eines Fürstbischofs von Breslau. Der neue Fürstbischof wurde von zwei vornehmen Prälaten vor den Hochaltar geführt, woselbst der Domdechant das Te Deum laudamus anstimmte. Nach Beendigung desselben wurden dem neuerwählten Fürsten der Kirche die Glückwünsche dargebracht, womit die Feierlichkeit schloß.

— Viele unserer Leser werden von dem Selbstmorde der jungen und liebenswürdigen Frau des ehemaligen Bibliothek-Custos in Berlin, Dr. Stieglitz, bekannt durch seine „Bilder des Orients," gehört haben. Man hat ihr Schicksal allgemein bedauert, und ihr Märtyrerthum, wie man es nennen möchte, hat den Freunden ihres Mannes Gelegenheit gegeben, Mehres über diese traurige Begebenheit bekannt zu machen. Außer einer Schrift des Dr. Theoder Mundt, „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal," die in einer Berliner Buchhandlung kürzlich erschien, hat nun auch ein Dr. Strahl in einem langen, durch mehre Blätter des „Berliner Gesellschafters" gehenden Artikel die unglückliche Frau zu verherrlichen gesucht. Merkwürdig ist dabei, daß auf den überlebenden Gatten in diesen Schriften seiner Freunde manches nicht gar freundliche Licht geworfen wird, und Persönlichkeiten ohne alle Rücksicht enthüllt werden. In psychologischer Hinsicht ist besonders die erste Schrift merkwürdig.

— Herr Professor Möbius in Leipzig kündigt für diesen Winter astronomische Abendunterhaltungen an, denen er durch Anwendung zweckmäßiger Versinnlichungs-Werkzeuge, so wie durch Betrachtung der Himmelskörper mittels der auf der dortigen Sternwarte befindlichen Instrumente die nöthige Anschaulichkeit geben wird. — Der Hofrath Dr. Heinroth wird ebendaselbst für Gebildete anthropologische Abendunterhaltungen geben, wozu sich eine große Anzahl Theilnehmer gemeldet haben soll.

Solothurn. Das Solothurner Blatt schlägt den Verkauf der dortigen Sammlung alter Harnische vor, mit Ausnahme derjenigen, welche historischen Werth haben. Dieser Werth kömmt, in höherem oder geringerem Grade, jedem Harnisch zu, und schade wär's, um des geringen Erlöses willen eine so schöne, von jedem Fremden bewunderte Sammlung zu verstümmeln.

— Ein Frickthalischer Bürger, der seine Schwägerin heirathen und doch die päpstliche Taxe nicht zahlen wollte, ließ sich vom reformirten Pfarrer Aebli in Arisdorf (Baselland) unter dem Jubel der dortigen Einwohner, und zur völligen Zufriedenheit seiner katholischen Mitbürger, kopuliren.

Der Alhambra.

„Der Alhambra scheint mir würdig zu seyn, selbst nach den Tempeln Griechenlands noch bewundert zu werden.“

Chateaubriand.

Als ich den Alhambra zum ersten Mal sah, war ich erst fünfzehn Jahre alt. Wie glücklich war dieser Tag für mich; ich hatte ihn so lange ersehnt! Und als der Moment gekommen war, war es mir doch unmöglich, zu begreifen, was in meiner Seele vorging.

Ich befand mich in dem letzten Asyl der moslemitischen Glorie, in dem letzten Alcazar *) der Nachkommen jener fürchterlichen Krieger und zugleich großmüthigen Sieger, die man mich gelehrt hatte, als die Wiederhersteller der europäischen Civilisation zu betrachten. Berauscht von dem Andenken ihrer Größe, glaubte ich an alle Wunder ihrer Macht, an alle Thaten ihres Heldenthums, an die ganze Zartheit ihrer Galanterie. Alles, was ich von der Größe und der Poesie der Mauren wußte, machte mich noch begieriger nach dem, was ich nicht kannte, um so mehr, als ich bis dahin nur ihre Paläste in Trümmern, ihre Moscheen als Kathedralen gesehen hatte, und einige Steine mit verwitterten Inschriften, einige alte verwilderte Gärten und den einsamen Palmbaum, den Abderamen an dem Tage pflanzte, wo er zum Chalifen des Occidents erwählt wurde. Mithin galt für mich, den Alhambra zu sehen, als ob ich zu dem Aufenthalte der Odalisken dringen und jenen glänzenden Festen beiwohnen dürfte, welche die arabischen Dichter so schön zu beschreiben verstanden haben, und wo Poesie und Musik, Wissenschaft, Ruhm und Schönheit den herrlichen Wettkampf bestanden. Ich durchstrich die duftenden Gebüsche, deren grünende Wipfel sonst zwischen silbernen Zinnen und

*) Königliche Wohnung.

dem Saphir des Himmels hervorragten; es schien mir, als könnte ich mich den jungen Kriegern beigesellen, die Abends ihre Liebesgesänge in den wellenförmigen Gewölben der Grotten ertönen ließen, zwischen Myrthen und Sycomoren und den besternten Zweigen des Jasmin. Ein lauer Wind wehte mir aus den Citronen-Alleen entgegen, als ich die Thür öffnete, und erfrischte meine Stirne. Ich sah das dunkle Grün der Fliederbüsche, und zwischen den Orangebäumen blinkten die tausend Strahlen der Springbrunnen. In meinem Traume vernahm ich ein Geräusch, das mir die Gegenwart der Alhamare, der Gazul's, der Zegri's und der Abencerragen, der mir so wohl bekannten Helden, verkündete; ihre Stimmen, das Geräusch ihrer Waffen konnte mich nicht täuschen. Und in der That, ich hörte sie, ich sah sie, wie ich sie in den poetischen Träumen gesehen und gehört hatte, nachdem ich ihre Dichter gelesen. Ich sagte es ja schon, daß ich erst fünfzehn Jahre alt war.

Fünfzehn Jahre sind seitdem dahingeflossen in Glück und Sorgen; zwei Drittel davon verlebte ich im Exil. Von den Einen verstoßen, von den Andern aufgenommen, fremd für Alle, einsam, umherirrend; aber stets habe ich dieses Gedächtniß bewahrt, als wenn jeder Tag meines Lebens, der vorüberstrich und neuere Erinnerungen verwischte, der Morgen gewesen wäre, wo jene kindliche Rührung sich meinem Gedächtnisse einprägte. Ich erinnere mich noch des alten Castellans, der mich führte; er öffnete die Thür, von seinem Hunde gefolgt, der die Fremden nicht anbellte. — Was hatte er zu bewachen? Er begleitete sie überall mit seinem Herrn, und wenn der alte Mann sich setzte, während die Fremden die Denkmale betrachteten, so legte sich der treue Osmin zu seinen Füßen, denn er hatte seinen Hund Osmin genannt, der Frevler. Er hatte ihm vielleicht den Namen seines Vorderahns gegeben. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm diese Bemerkung zu machen. —

„Ach nein, mein Herr," antwortete mir der ehrliche Greis, „nein, wahrhaftig, nicht ich bin schuld daran, sondern Dolores, meine arme Tochter; haben Sie von ihr noch nicht gehört, mein Herr? Ganz Granada kennt die Wahnsinnige des Alhambra. Das ist meine Tochter, meine arme Dolores." Und eine Thräne fiel auf die gerunzelten Wangen des unglücklichen Vaters.

So geschah es nicht bei meinem ersten Besuche, sondern bei den Besuchen, die ich mehre Monate hindurch alle Sonntage und einige Donnerstage dem letzten Alcazar der Söhne Afrika's abstattete, daß ich mir Rechenschaft ablegte vom Alhambra, und daß ich einige Notizen mir verschaffte von Dem, was meine Aufmerksamkeit auf lebhaftere

Weise anzog. Ich will es versuchen, einige davon hier zusammenzustellen und das letzte Monument der maurischen Macht in Spanien hier zu skizziren.

* *
*

Der Alhambra erhebt sich wie eine unregelmäßige Festung auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges, la Sierra genannt, und erstreckt sich nach der Ebene hin mit den Hügeln, um welche Granada erbaut wurde. Nach Westen erblickt man seine viereckigen Thürme, wenn man den jähen Abhang der Berge hinabzusteigen beginnt, welche die Vega begränzen; man sieht sie auch wieder von der Ostseite, wenn man zu dem Gipfel des Berges Padul gelangt, wo Boabdil, indem er Granada verließ, wie ein Weib über die Krone weinte, die er nicht als Mann vertheidigt hatte.

Der Alhambra war der Thron, den der zweite Herrscher von Granada der Königswürde errichtete, welche Muhamed Alhamar ihm mit den letzten Splittern des maurischen Reiches hinterlassen hatte. Muhamed, genannt Al Amir el Muzzlemin oder Haupt der wahren Gläubigen, legte den Grund des schönen Alcazar's; der Sohn Nazir's vollendete ihn dreißig Jahre später, und hinterließ seinen Namen in allen Inschriften, womit er ihn schmückte.

Das Aeußere der Paläste hat nichts von den Schönheiten, die ihr Inneres umschließt. Man steigt hinauf durch die Calle de los Gomeles oder die Straße der Gomels, wo sonst eine der zwei und dreißig edlen Familien von Granada wohnte; denn jede Familie hatte ihr eigenes Viertel, wie jeder Stamm sein Duar in der Wüste. Das massive Thor, wodurch man geht, ist auf Befehl Carls V. erbaut worden; es ist solid, wie das Thor einer Citadelle, und in dem Geschmack jener Zeit. Ihr befindet Euch dann in einer reizenden Verwirrung von Alleen, Gängen, Gebüschen, Wasserkünsten, Hecken und Ruinen, die bald das Ansehen eines Labyrinths, bald eines verlassenen Gartens zeigen. Was aber dieser wilden Einsamkeit noch mehr Reiz verleiht, das ist die sonderbare Unordnung, die nothwendig der sorgsamen Cultur der Araber und der gänzlichen Vernachlässigung der Christen folgen mußte. Um schöne Grotten und zierliche Pflanzungen von Myrthen und Rosen, Granaten- und Pfirsichbäumen erblickt man nun Fichten, Steineichen und Erdbeerbäume sich vermehren und alle ursprüngliche Ordnung zerstören. Der Epheu schlingt sich um die Zweige der Linde, der Alant schaukelt seine weißen und blauen Glocken zwischen den gelblichen Zweigen der Sycomoren, die Ulme wächst neben dem Flieder

und zwischen den Blättern des Schlehdorns und dem Geflechte der Dornen erblickt man oft eine einsame Lilie, versteckt wie ein Liebesgedanke unter den geheimnißvollen Worten einer Jungfrau. Die Seiten der Felsen sind mit einem sammtartigen Moose bedeckt, dessen Grün die Blutfarbe dieser Erde erhöht, der so viel ritterliche Traditionen, so viel fromme und ernste Legenden entkeimten. Ueberall zeigt sich ein frisches und fließendes Wasser, das furchtsam unter dem Farrenkraut schleicht, oder sich in harmonischen Kaskaden über die Baumäste stürzt, welche den Lauf dieser stillen Gewässer unterbrechen wollen. Mitten unter den unförmlichen Steinen, die sich überall dem Blicke zeigen, findet man welche, die noch eine verlöschte Inschrift oder die Spur eines eingehauenen Turbans zeigen: es sind Grabsteine. Man erblickt sie am Fuße der Weide, der Sycomore oder der Cypresse, wo die klagende Turteltaube ihr Nest gebaut hat.

Wie die Völker Amerika's, haben auch die Nationen des Orients eine tiefe Verehrung für die Ueberbleibsel ihrer Vorfahren. — Der Wilde von Alabama trug stets die Knochen seiner Aeltern mit sich, und kaum hatte er gelernt, ein Haus zu bauen, dessen ihn seine Erzieher später beraubten, so baute er ein Todtenhaus neben seiner Hütte. Im Orient lebt vielleicht nur der verfluchte Paria, ohne zu wissen, wo seine Asche dereinst ruhen werde. Die spanischen Araber hatten dieselbe Anhänglichkeit für ihre Todten bewahrt; anstatt aber ihre Gräber den Entweihungen eines immerwährenden Krieges auszusetzen, wie solches an den Landstraßen der Fall gewesen wäre, so errichteten sie dieselben im Umkreis ihrer Städte oder in ihren Gärten. Diese schönen und melancholischen Parthien, durch welche ihr kommt, um den Alhambra zu betreten, waren Kirchhöfe oder Felder der Seligen, der Mauren von Granada; da wurde das Sühnungsfest begangen, das Id ad hudhea oder der Tag der Schlachtopfer.

Nachdem man durch eine alte Ulmenallee emporgestiegen ist, tritt man auf eine Plattform, worauf sich eine Fontaine, mit Adlern geziert, erhebt. Die lateinische Inschrift: „Dem Kaiser Karl V., König von Spanien," beweist, daß sie erbaut wurde, als der erste fremde König der Spanier die von seinen Ahnherrn eroberte Stadt besuchte.

Man wendet sich dann links, und geht unter den schattigen Mauern der inneren Einfassung hin, worauf sich viereckige massive Thürme erheben, wie an einer Mauerkrone. Man steigt in einen wasserlosen Graben hinab und steht, wenn man ihn verlassen hat, vor dem Haupteingange des Alcazar's: dieß ist ein viereckiger Thurm, Thor des Gerichts genannt, nicht weil hier Urtheil gesprochen wurde, sondern weil dieses Thor als das erste der Königlichen Wohnung von

Niemand betreten werden durfte, bevor er nicht über das Recht seines Besuches nachgedacht hatte. Man geht durch verschiedene Arkaden in Kleeform, die von einem kleinen Simswerk unterstützt werden. Auf einer dieser Arkaden erblickt man eine Hand und einen Schlüssel, das Symbol des Islams und ein mächtiger Talisman der Orientalen. — Hier über dieser, dem Kreuze feindlichen Hieroglyphe und mitten in einer schönen Mosaik von Blau und Gold erblickt man das Bild der Jungfrau, welche die katholische Frömmigkeit auf dieses Thor gemalt, um es zu heiligen, welches aber einen merkwürdigen Gegensatz zu der Inschrift bildet, welche man darüber liest:

„Dies ist das Thor des Gerichtes: Gott lasse mit dir den Ruhm des muselmanischen Volkes gedeihen! Er wolle es gedeihen lassen in der Ausdehnung der Jahrhunderte! Es wurde gebaut durch unsern Herrn, den Kaiser, den Sohn des Schlachtenkönigs Aben Walid des Gerechten, Sohnes von Muhamed el Nazir; Gott beschütze die Werke, welche er erbaut zum Wohl der Gläubigen und zur Vertheidigung seines Volkes; sie mögen Gott angenehm seyn! Dieses Thor wurde vollendet unter dem Monde von Maulem Almnadan im Jahre neun und vierzig und siebenhundert. Allah wolle es auf seinen Grundlagen fest stehen lassen und seine Erhebung verewigen in dem Gedächtniß der Menschen.“

Das Thor des Gerichtes wurde erbaut von Jussuf Abn Hamed, genannt El Haggehg, und vollendet im Monat April 1339 n. C. — Auf den Seitenstufen liest man: „Gott sey Lob! Es gibt außer Gott keinen Gott, und Muhamed ist sein Prophet. Gott ist die Stärke; ohne Stärke kein Gott.“

Indem man diese hallenden Arkaden verläßt, wo Eure Stimme stärker wird und Euer Schritt sich vermehrt in allen Winkeln des Gebäudes, befindet man sich in einem Gange, der von der einen Seite von elenden Häuschen eingeschlossen wird, von der andern aber durch die Mauern des Alcazar's, welche eher einen Kerker, als die wollüstige Wohnung der Herrscher von Granada einzuschließen scheinen, von denen man so viele Wunderdinge erzählt. Der Charakter der arabischen Architektur, so sinnreich, luftig und zauberisch er im Innern sich ausspricht, so bescheiden, ärmlich, geizig erscheint er im Aeußern. Innen schöne Gärten, kostbare Mosaik, auserwählte Arabesken; schöne Poesie zwischen verschlungenen Zweigen und Blättern; das klarste Wasser, Blumen, Bäume, Marmor, Seide, Teppiche, Silber, Gold, alle Reichthümer der Erde! Von Außen Ziegel, Mörtel, Gips. Die Verschiedenheit ist nicht minder bizarr in der Form: zierliche Colonnaden, anmuthige Gewölbe, köstliche Bäder, Rotunden, Gallerien, Alles, was

Wollust, Pracht und Laune zu ersinnen vermochten, findet man von einförmigen, traurigen Mauern eingeschlossen. Dieß erklärt größtentheils die Sitten der Araber in Europa. Vielleicht wird man einmal die Wichtigkeit des Studiums der Architektur kennen lernen, um zur bessern Kenntniß der Geschichte der Nationen zu gelangen: sie ist die moralische Geographie der Völker, wie die Monumente ihre Chronologie in Stein sind.

Nach dem schmalen Gang öffnet sich eine Esplanade, welche die herrlichste Aussicht beherrscht. Es ist die Plaza de los Algives oder der Cisternenplatz, die ehemaligen Wasserbehälter für die Truppen der Festung im Falle der Belagerung oder eines Aufruhrs in der Stadt, wenn man nicht zum Fluß hinabsteigen konnte, der am Fuße des Berges vorüber fließt. Von der Brustwehr sieht man das Darro-Thal, den Hügel Albaizin und die berühmte Vega, wo die Gefechte der Spanier und der maurischen Ritter vorfielen.

Die lebhafteste Einbildungskraft kann sich keine Idee von dem lachenden und malerischen Bilde entwerfen, das sich hier vor den Blicken entrollt. Ein Gebirge, sitzend wie Könige auf ihrem Throne, mit der Krone von ewigem Schnee auf dem Haupte; sanft schwellende Hügel, wie Sammtdivane; ein Fluß, der sich in dem tiefen Bette fortwühlt, das sich zu Euern Füßen öffnet, und der rings um das Gebirge läuft, auf welches man den Alhambra gebaut, und sich mit seinem Goldsande in die Urne des poetischen Xenil stürzt *); die Ufer mit Gärten bedeckt, die sich amphitheatralisch bis zum Doppelgipfel des Hügels erheben; ein Grund, der einem reich nüancirten, ungeheuern Teppich zu vergleichen ist, in dem man alle Abstufungen der Tinten bewundert; der Wald, welcher die Vega wie ein dunkelgrüneres Band durchschneidet; der Fluß, der, wie die Diamanten dieses Bandes, in den Zwischenräumen hindurch blitzt; liebliche Häuser, in fernen Gebüschen versteckt, von denen man hie und da eine weiße Ecke hervorschimmern sieht, gleich wie den Flügel der Taube aus dem Laube einer Ulme; Alles dieses bildet ein herrliches Ganzes, welches den melancholischen Effekt der braunen Mauern des Schlosses neutralisirt und jener kleinen, ganz durchlöcherten und zerspaltenen Pforte, welche die Ueberbleibsel des Wohnsitzes der letzten maurischen Könige verschließt. —

Wenn eines Tages Ihr ermüdet von den Denkmälern des klassischen Alterthums hier an dieses arme, so oft verläumdete Spanien

*) Das Gold des Darro ist keine Fabel. Granada schenkte 1526 Carl V. eine Krone, deren Gold aus dem Sande dieses Flusses gewonnen war.

zurückdenkt, das jeder Reisende entweder zum Vaterlande der Feen und der Götter oder zu dem Lande des Aberglaubens und der Räubereien gemacht hat, und von dem noch Niemand Euch die Wahrheit sagte, dann vergesset nicht Andalusiens, das Byron so unendlich liebte, und sich seiner noch unter dem schönen Himmel Griechenlands, mitten unter den erhabenen Reliquien, der Wiege unserer gegenwärtigen Civilisation, erinnerte; Andalusien, dessen sich mit Rührung der große Wanderer unserer Tage erinnert, der auch das Land Homer's besuchte, und die dem Christen so heiligen Orte, und die Urwälder der jenseitigen Ufer des atlantischen Meeres, der aber dennoch glaubt, daß „der Alhambra würdig sey, betrachtet zu werden nach den Tempeln Griechenlands.“ Dank Dir, großer Mann, im Namen meines Vaterlandes, Dank Dir, Chateaubriand! Bleibt aber nicht bei Cordova stehen, meinem zweiten Vaterlande; Vitruv's Winkelmaß fuhr dort über die größten arabischen Monumente. Sevilla zeigt Euch nur das Andenken der Größe seiner Höfe und der Reichthümer seines Handels. Ein Tag genügt Euch, um Cadix zu sehen, welches die untergehende Sonne zur schönsten Stadt des Occidents macht. Aber verweilet in Granada, dort werdet Ihr erkennen, was der arabisch-spanische Geist aus dieser Nation hätte machen können, die Nebrixa und Virgil zu einem Collegium von Pedanten oder Kapuzinern gemacht haben.

Wenn Ihr hinaufsteiget, um den Alhambra zu sehen, und Euern Namen jenen berühmten hinzuzufügen, die vor Euch dort gewesen sind, so lasset das prächtige Gebäude zur Seite liegen, dessen ovale Kuppel eben so einfach als vollendet ist; später sollt Ihr bewundern die Treppe von blauem Jaspis, die herrliche Gallerie, die Rotunde, von zwei und dreißig Säulen aus Jaspis-Marmor getragen, die Basreliefs, Medaillons und Gesimse. Hier webt eine andere Civilisation, es ist das Grab der arabischen; lest nur auf dem Friese:

IMPERATORI. CES. KAROL. V. HISP. REG.

Geht vorüber! Hier ist eine Nation, die das Latein des Mittelalters spricht, und die Sprache ihres Königs Alfons vergißt und des Dichters Juan de Mena.

Tretet durch die kleine einfache Thüre, die sich zur Linken öffnet; es ist die Thüre des Messuar oder des Rathes. Der erste Hof ist ein längliches Viereck mit einem tiefen, engen Bassin, dessen Steinplatten zerbrochen sind, und zu dem man auf zwei Marmortreppen gelangt. Die Araber nannten diesen Hof das Bad; die Spanier gaben ihm den Namen Myrthenhof oder patio de los arrayanes. wegen der Myrthengesträuche, die, mit Rosen vermischt, eine Blättermauer als

mysteriöse Einfassung um denselben bilden. An beiden Seiten sind Blumen-Parterre und Orangen-Alleen, und an beiden Enden befindet sich eine Gallerie, von schlanken Säulen getragen. Man geht rings um den patio durch ein Peristyl, das mit Marmor gepflastert ist. Die Bogen ruhen auf leichten Pfeilern, und Plafonds und Mauern sind mit Stuc bedeckt, das mit bewundernswerther Delikatesse ciselirt ist. Vier Jahrhunderte sind vorübergeschwunden, ohne daß das Gold und die Farben von ihrer Frische verloren hätten. Der niedrigste Theil der Mauern wird von einer Art Sockel in Mosaik geziert; man sieht hier verschlungene Guirlanden, welche Buchstaben bilden, aus denen verschiedene Inschriften bestehen.

Ueberall schmückte die Poesie die Monumente, die Paläste und Moscheen der Araber. Dieses Volk, welches man gewöhnlich als Typus der Sinnlichkeit betrachtete, überließ sich am liebsten einem allgemeinen Spiritualismus, und Gott, der die Seele ihres Gedankens war, belebt alle Fragmente, verschönert alle Ueberreste, welche die Meister unserer Vorfahren den Kindern der Sieger hinterlassen haben. Die Statuen und die Gemälde, welche die Giaours malen, so sagen die Muselmanen, sprechen zu den Sinnen; nur die Dichtkunst spricht zu dem Geiste.

Wenn zur Stunde des Azala *) der König von Granada seine edlen Ritter in dem Hofe des Bades versammelte, um sich zur Sambre **) zu begeben, so ließ er die Inschriften, die ihn umgaben, von den Mauern ablesen, und dieß war für Alle ein nützliches Vergnügen und eine köstliche Belehrung. Bald ist darin von Gott die Rede, von seiner Erbarmniß, von seiner Gerechtigkeit, von seiner Macht; bald von der Milde der Könige, von der Größe der Nationen, von der Hoffnung der Kinder des Propheten, und immer ist es ein Sinnspruch. So liest man z. B. auf einem Schilde:

„Gott ist das höchste Gut, das allgemeine Glück; er ist die Sonne des Mitleids für duldende Herzen.“

Weiter liest man:

„Gott allein ist Sieger.“

und daneben:

„Ehre sey unserm Herrn Abd-Allah!“

Die Arbeit der Vestibuls, die an jedem Ende der Gallerie sich befinden, ist in Grottenart und von überraschendem Geschmack. Am

*) Abendgebet.

**) Das Fest des Abends, wobei Musik, Tanz und Spiele des Geistes die Hauptvergnügungen ausmachten.

äußerſten Ende zur Rechten tritt man in ein kleines, achteckiges und gewölbtes Zimmer, welches der Saal der Geheimniſſe heißt; aber gegenüber der Pforte des Meſſars, durch die man hereinkam, befindet ſich eine andere, die nach dem Löwenhofe führt, patio de los leones. Dieſer Hof hat hundert Fuß in der Länge und fünfzig in der Breite, und iſt mit einer Colonnade umgeben, die an jeder Seite ſieben Fuß in der Breite hat, und zehn am Ende der Gallerie. An den beiden Enden befinden ſich zwei Pavillons, deren jeder dreizehn bis vierzehn Quadratfuß enthält. Man kann ſich nichts Zierlicheres und Fantaſtiſcheres denken. Es ſind zwei Kuppeln in Moſaik von Gold und Azur, mehr ſchwebend als ſich ſtützend auf Säulen, die feiner ausgeführt ſind, als Alles, was man an ſogenannten gothiſchen Bauwerken in dieſer Art bewundert. Die Ziegel, die den Sockel bilden, ſind gelb und blau, wie die Felder eines Schachbretts. Zwiſchen den zwei Einfaſſungen ſind kleine Schilder mit Gold und blau emaillirt angebracht, und rings herum lieſt man die Deviſe:

„Es gibt keinen andern Sieger als Gott.“

Die Ordnung der Säulen iſt nicht minder bizarr, als der Effekt ſchön. Es iſt ein Kiosk der Huris. Der Plafond dieſes Hofes iſt eleganter, als der des Myrthenhofes. Ueber jeder Arkade hat man ein Viereck von Arabesken angebracht, das mit Verſen und Sentenzen des Korans umgeben iſt. Ueber den Pfeilern iſt wieder ein anderes Viereck in durchbrochener Arbeit, deſſen leichte Züge ſich aus dem Mittelpunkt mit Kühnheit entwickeln und um die maſſiven Kapitäler der graziös ſchlanken Pfeiler zu ſchweben ſcheinen. Ueber dieſen Vierecken, Zierathen und Inſchriften erhebt ſich eine Einfaſſung von Holz, überladen mit geſchickt geſchnittenen Ornamenten. Ein ziemlich leichtes Dach von rothen Ziegeln ſpringt vor und deckt den grünen Dom, der die Quelle beſchattet.

Dieß iſt die Löwenquelle, die ſo berühmt in den mauriſchen Romanzen iſt. Wer hätte nicht gehört von den ſechszig Säulen, die ſie umgeben; ſechszig Säulen von weißem Marmor, rein wie der Marmor von Carrara, glänzend wie der von Paros? Wer kennte nicht dieſe Springbrunnen, die in prismatiſchen Garben emporſteigen und in ihrem Niederfall alle Farben des Regenbogens wiederſpiegeln? Ich muß jedoch geſtehen, daß meiner Begeiſterung zum Trotze jene zwölf Löwen, welche die Araber ſo hoch gerühmt haben, mir nicht würdig ſchienen des ſchönen Beckens, welches ſie tragen. Vielleicht, weil es die erſte nachahmende arabiſche Sculptur war, die ich ſah, vielleicht, weil die Quelle damals nicht floß.

Wie überall, ſo befriedigt auch hier die Poeſie unſere Neugierde, und flößt uns Empfindungen ein, die mit dem Orte, wo wir uns befinden, übereinſtimmen.

Dieß iſt die Inſchrift, wie ich ſie überſetzend in meine Schreibtafel aufzeichnete:

„Haſt du nicht den Nil geſehen? Dieß Waſſer fließt reichlich wie die Fluthen des Nils; es wird immer fließen.

„Dieſe Wildbäche toſen; es iſt das Getöſe des Meers, das ſeine Wellen an den Ufern bricht.

„Wehe dem Schiffer, der die Unklugheit beſitzt, ihrem Zorn zu trotzen; er würde Schiffbruch leiden.

„Dieß Kryſtall fließt nicht für Alle; es gehört den Löwen; es fließt hell und friſch, ihren Durſt zu ſtillen.

„In den Tagen der Schlacht iſt unſer Herr ein Löwe: er iſt unſer König in der Schlacht; und der Nil iſt ſein Ruhm und die Berge verkünden ſein Lob der Welt.

„Löwen bewachen dieſen Garten, welcher der geliebte Aufenthalt unſeres Herrn iſt; ſeine Feinde betreten ihn nie.

„Gott geſtattet nicht, daß unreine Thiere dieſem heiligen Bezirke nahen.

„Eine Blume blüht auf dieſen Beeten, welcher keine andere gleichkommt; ſie verbreitet ihren Duft und ſpendet Leben unſerm Herrn.

„Die Fürſtin iſt die Blume dieſes Gartens und die Königin unſeres Herrn; ſie iſt ſchön wie die Perle, die ihr Buſen noch ſchöner macht; ſchön wie die Roſen, mit welchen ihre Wangen in der Farbe buhlen; ſchön wie dieſe Flammenſtrahlen, welche in ihren Augen leuchten.

„Der Weſtwind liebt die Sultanin; horcht! der Weſtwind ſeufzt. Der Springbrunnen liebt die Fürſtin: ſeht! der Springbrunnen weint. Dieß ſind die Seufzer und Thränen unſeres Herrn, der vor Liebe ſtirbt!“

Nahe bei dieſem Hofe, wenn man in der Colonnade zur Rechten fortgeht, findet man ein zirkelförmiges Zimmer. Hier verſammelte ſich die Jugend der edeln Geſchlechter, welche blind den Befehlen ihrer Fürſten gehorchte, und doch wieder ſo ſchnell ſich gegen ſie empörte, aber immer im Namen der Ehre und der Treue. Auch die Greiſe erſchienen hier, Kaffee und Sorbett zu ſchlürfen; dieſe hörten dann zu und ſprachen nur wenig, wenn ſie aber wieder allein waren, ſo ſangen ſie und tanzten; die Mandoline ging von Hand zu Hand, und der Sahbaa, eine Art Wein, den die Mauren in Spanien tranken, erhöhte die Exaltation in ihren vulkaniſchen Köpfen.

Der Lichtstrahl, der von oben in dieß Gemach fällt und das Stuc der Wände beleuchtet, macht einen unbeschreiblichen Effekt. Hier wurden die Abencerragen schändlich ermordet, hier, wo sie so oft dem Ringelspiele der Jugend beigewohnt hatten, und die herrliche Kuppel von ihren Gesängen und Freudengeschrei wiederhallte.

Noch zwei andere Gemächer stoßen an den Löwenhof, die man für Gerichtssäle hält. Wenn diese Annahme wahr seyn sollte, so können die Gemälde, die man hier erblickt, nicht das Werk der Mauren seyn, sondern sind später hieher gebracht, um die Wohnung der christlichen Könige zu verschönern.

Dem Saale gegenüber, der nach dem Morde der Abencerragen genannt wird, erblickt man die Pforte zu dem Thurme der „beiden Schwestern", den man wegen zweier ganz ähnlichen Marmorplatten so benennt. Der Reisende ist von der Verwirrung an Verzierungen überrascht, die er auf dieser Pforte erblickt. Was aber noch mehr die Einbildungskraft erregt, ist die lange Reihe von Gemächern, die sich hier dem Auge zeigt. In der Ferne zeigt sich eine Perspective von unzähligen Arcaden, deren Beschluß ein großes Fenster macht, wodurch man in's Freie blickt. Der Reichthum der Farben, das launenhafte, aber immer zauberisch angebrachte Licht, der von der Zeit geschwärzte Theil der Wände, Alles macht aus diesem Corridor ein einziges Tableau. Ich habe ihn wohl tausend Mal gesehen und tausend Mal habe ich diesen Anblick bezaubernd gefunden; nur einmal jedoch ward ich so stark davon ergriffen, daß ich den Eindruck nie vergessen werde: das Bild eines Weibes, von ätherischer Gestalt, schwebte schnell durch die lange Arkadenreihe, bis es im Schatten verschwand.

Ich zuckte zusammen; der alte Kastellan bemerkte es und sagte mit einem schwermüthigen Tone:

„Das ist die Wahnsinnige — meine Tochter!" —

Ich hätte es errathen können. Der Hund lief ihr mit freudigen Sprüngen nach; dieß würde er keiner Fremden gethan haben. —

Der Saal der Sultanin war für die Frauen bestimmt, wie der Saal der Abencerragen für die Männer; hier vereinigten sich auch Jene und probirten ihre Tänze und Conzerte, ehe sie sie vor dem Hofe producirten, um seine Huldigungen dafür zu empfangen.

Mitten in dem Zimmer ist ein Springbrunnen; denn nichts war den Kindern der Wüste angenehmer, und überall wird die Spur ihres Durchzugs oder Wohnplatzes dadurch bezeichnet, wie in Cordova, Sevilla, Ecija. Man findet hier alte Springbrunnen und gemauerte Wasserleitungen, in die Erde halb versunken. Man umgab den Brunnen mit Blumen und wohlriechenden Gewächsen, und Gebüsche aller

Art verwandelten das Gemach in einen Garten. Jetzt, wo weder Blumen noch Gebüsche mehr vorhanden sind, kann man die prächtigen Stücke des Bodens hinlänglich bewundern. Sie sind von fleckenlosem Marmor und ihre Größe ist 15 Fuß in der Länge und 7½ in der Breite.

Aus diesem Saal kommt man in den Garten der Lindaraxa, das Wunder seiner Zeit; allein der Ruhm der Gärten stirbt mit ihren Blumen, wie der Ruhm der Völker mit ihren Menschen. Was blieb übrig von dem westlichen Chalifat? Was blieb von der Macht der Spanier? Andenken, welche die Brust zusammenschnüren, wenn man sieht, wie die Söhne El Alman Sur's mit spitzigen Hüten einhergehen, nach einem pedantischen Reglement wie Schüler beherrscht, und wenn man die Abkömmlinge der Cara, der Maurique, der Aguilar, der La-Carda unter dem Joche eines alten dienenden Cavaliers einer französischen Schauspielerin erblickt. Armes Spanien! Gott, beschütze mein Vaterland! —

Der Garten der Lindaraxa hat den Zahn der Zeit gefühlt und die Nachlässigkeit seiner neuen Herren. Die Poesie allein hat das Gedächtniß seiner frühern Schönheit erhalten:

„Ich bin ein Garten der Wonnen," läßt sie ihn sprechen. „Hier wohnen die Reize des Herzens, hier thront das Glück des Daseyns. Die ermüdete Seele kann keine frischere Wiege finden, um auszuruhen.

„Meine Mysterien sind rein; man tritt mit Freuden zu mir ein, und verläßt mich ohne Gewissensbisse.

„Die Zwillinge des Himmels sind das Zeichen meines Bereiches, und der Wahlspruch meiner Behausung. Es soll in den Seelen Derer herrschen, die mich besuchen; es ist dieselbe Ebenmäßigkeit darin, die in meinen Ornamenten herrscht.

„Der Mond scheint für mich; die Frauen genießen hier seines stillen Zaubers; sie lieben mich, wie die Turteltauben den Bach lieben, welcher die Pappel wässert, worauf sie ihr Nest gebaut haben.

„Die Sonne würde stehen bleiben, um mich zu sehen, wenn neidische Gewölke mich einst ihrem Blicke entziehen würden. Ich selbst bin nicht die Schönheit, aber ich bin der Himmel, wo die Schönheit heller glänzt.

„Genieße, genieße meine Freuden; ich ermüde niemals; ich verändere stets meine Reize, wie die Liebe ihre Liebkosungen verändert.

„Meine Pfeiler sind weiß mit silbernen Fußgestellen; mein Herr hat auch das Gold in den Knäufen nicht gespart; aber sie sind dabei schlank und leicht, wie die Jungfrau, die mit Juwelen geschmückt ist.

„Der Schatten des Tages ist hier nur die frische Klarheit der Nacht; die Perlen, womit meine Säulen geschmückt sind, glänzen des Abends wie zur Zeit der ersten Morgenröthe.

„Die Hand, die mich schuf, hat nicht ihres Gleichen; ebenso die Pracht Desjenigen, der mich geschmückt hat; mein Herr überstrahlt an Ruhm alle Menschen, so wie ich im Glanze alle Gärten überstrahle.

„Horcht auf den Sang der Nachtigall; der Abend naht. Kommt und seht mich, wenn die untergehende Sonne mir ihren letzten Blick sendet; die letzten Strahlen der Sonne bedecken mich mit Diamanten. Ich bin die Gattin, welche man schmückt, um sich in das Lager ihres Herrn zu begeben.

„Komm, mein König! Komm, mein Herr! Der wohlduftende Westwind, der durch meine Blumen streicht, wird Deine glühende Stirne fächeln und Deine Gesundheit beleben. Dieß ist mein Ruhm und das Geheimniß meiner Reize.“

Aber gleich, als ob der Garten zu viel von seiner Vollkommenheit gesprochen hätte, befindet sich eine prächtige Ode, in zwei Kreisen eingeschlossen, der obigen Inschrift gegenüber, welche das Lob des Herrn verkündet.

„Ich bin ein vollkommener Bezirk und ich bin schön; aber ich bin nur vollkommen und schön durch Muhamed, der mich besitzet. — Muhamed, mein Herr, überstrahlt alle Menschen, die waren, und Alle, die seyn werden.

„Es gibt fünf Sterne; drei dieser Sterne verdunkeln sich in seiner Gegenwart; der vierte strahlt an seiner Seite; der fünfte glänzt zu seinem Ruhme.

„Er kann der Luft Klang und Melodie geben; er kann sie mit Freuden erfüllen.“

„Die Sterne des Himmels sterben vor Liebe zu Muhamed; Muhamed ist die Liebe der Blumen; wenn die Gestirne am Firmamente strahlen, so ist es für ihn; für ihn nur hauchen die Gewächse ihren Wohlduft aus.

„Er kennt den Gang der Himmel und die Tugenden der Gewächse; sein Auge liest in dem Buche der Zukunft; seine Hand heilt die Sterblichen.

„Wenn er nicht befürchtete, die Gesetze der Welt umzustoßen, so würde er die Sterne herabkommen lassen, ihm zu dienen; aber er läßt sie nun friedlich die Erde bescheinen.

„Die Berge gehorchen seinen Befehlen; er sieht sie an und sie werden schöner; er spricht zu ihnen, und die erschütterten Felsen bleiben unbeweglich auf ihren ewigen Grundvesten.

„Ich will meine Blumen für ihn ernähren, die Luft für meinen Herrn zu durchwürzen; und die Frische wird bis zum Mittelpunkt seines Palastes dringen, um ihn wieder zu mir hinzuziehen, wenn er mich vernachlässigen sollte.“

Ist es nicht, als ob eine leidenschaftliche Sklavin nur für ihren Herrn lebte, ihn nur liebte, ohne seine Liebe sterben müßte? Ist es die Begeisterung eines Weibes? Ist es der Kunstgriff eines Mannes, der seine Geliebte lehren will, wie sie für ihn empfinden sollte? Diese arabisch-spanische Poesie, diese göttliche Blume wollten Pedanten in dem Treibhause einer längst todten Klassicität auferziehen; sie hatten nichts von der Seele des Poeten und wollten es doch seyn, und sie ersetzten diese Poesie durch schaale Uebersetzungen in gereimter Prosa. Was man nun aber von dieser arabisch-spanischen Poesie auch halten möge, so muß man es doch bedauern, daß die schönen Ornamente verloren gingen, welche ehemals die an den Garten stoßende Alcove bedeckten. Die Verse, welche das Bett der Sultanin beschreiben, sprechen davon wie von einem Wunder, dann fügt der Poet hinzu:

„Bett der Wonnen, Wiege der Freuden, kein Lager ist wie du das Nest des Glückes.

„Du verbreitest deine Reize und je mehr du verschwendest, desto mehr bleiben dir.

„Der Mond erblickt dich und beschleunigt seinen Gang. Glücklich Bett! was hat er gesehen?

„Er erblickte nie auf der Erde so viel Glückseligkeit, wie du verbirgst.“

In der Contur des Fensters, welches dem Platze gegenüber liegt, wo sonst das Bett stand, liest man diesen Vers:

„Ich bin nicht wie die einsame Jungfrau; ich bin das Gestade eines Meeres von Licht; Er liebt mich und läßt mich nie in der Finsterniß schmachten. Nie wird die Dunkelheit Nazir's Glanz umschleiern, der die Freunde des Propheten vermehrt und das Reich des Korans erweitert hat.“

Auf dem kleinsten Fenster dieser Alcove liest man:

„Erschaue die Schönheit des Spiegels, o Herr des Lichts und der Farben. Alle Gegenstände erscheinen hier in dem glänzendsten Lichte ihrer Reize.“

Als ich den Alhambra das erste Mal besuchte, sah ich in diesem Gemache die Wahnsinnige. In meiner romantischen Stimmung bemerkte ich das Mädchen nicht sogleich, das uns schon eine Weile gefolgt war. Es war Dolores; sie blieb stehen, wenn wir standen, und wenn wir gingen, heftete sie sich an unsere Schritte. Ihr hoher

Wuchs, ihre schlanken Formen, die Blässe ihres Gesichts, gehoben von zwei der schönsten Augen, die ich jemals gesehen, ein zögernder Gang, das weiße Kleid, welches im Schatten des Corridors flatterte, alles gab ihrer Erscheinung etwas Geheimnißvolles.

„Es ist meine Tochter," hatte der Kastellan gesagt, als er mein Befremden wahrgenommen, „es ist die Thörin!"

„Es ist doch sonderbar, daß sie uns folgt," sprach er darauf, „denn sonst flieht sie stets die Fremden."

„Kommt näher, Sennorita!" sagte ich, „fürchtet nichts!"

„Ach nein, ich fürchte wohl nichts; Ihr seyd aber nicht Der, den ich erwarte."

Ich antwortete ihr einige unbedeutende Worte.

Um mich von dem unangenehmen Eindrucke zu zerstreuen, den der Armen Anwesenheit auf mich hervorgebracht hatte, las ich die letzte Inschrift, die ich hier übersetzt mittheilte, mit lauter Stimme. Dies wirkte wie ein elektrischer Schlag auf Dolores; sie lief auf mich zu, ergriff meinen Arm, heftete den fürchterlichen Blick einer Wahnsinnigen auf mich und schrie dann, nach einer kurzen Pause:

„Nein, er ist es nicht! er trägt einen reichen Turban, mit Perlen geschmückt; sein Albornos ist weiß, wie der Schnee der Gebirge, und seine Scharlachweste habe ich selbst gestickt. Nein, nein, er ist es nicht! Aber Ihr müßt ihn kennen; ja, Ihr habt ihn gesehn! Wann wird er kommen? Wo ist er? Ach, Ihr wißt nicht, wie sehr ich ihn liebe, denn sonst könntet Ihr mich nicht mit Euerm Stillschweigen tödten, Ihr Grausamer, Ihr!"

Ich wollte sie unterbrechen, aber ich war es nicht im Stande, so schnell sprach diese Unglückliche. Und was hätte ich ihr sagen können? Ich litt dabei, aber ich muß es gestehen, ich hörte ihr dennoch mit einem gewissen Grade von Wohlgefallen zu; denn ihre Verwirrung war so schön, ihre Worte waren so poetisch! Sie erschien mir aber noch reizender, als sie schwieg und eine Thräne in ihren Wimpern hing.

Ihr Vater und ich waren stumm. Endlich hatte er den Muth das Wort zu nehmen, um ihrer Manie zu schmeicheln. Er wandte sich an mich:

„Man würde sie böse machen, wenn man ihren Wahn zerstören wollte. Sie hält sich für eine Maurin, meine arme Tochter, welche einen alten Christen und noch dazu einen Edelmann zum Vater hat, der, Gott sey Dank, selbst den Adel des Königs nicht zu beneiden hat. Aber sie wähnt zum Hofstaate der Königin Zoraide zu gehören, die man lebendig hätte verbrennen sollen, ehe mein Kind um ihretwillen den Verstand verloren hätte! Verflucht sey diese Abencerragin, Gott

möge es mir verzeihen! Entschuldigen Sie mich, mein Herr, Sie können aber wohl denken, wie groß mein Schmerz seyn muß. Hätte sie sich doch etwas Andres in den Kopf gesetzt, und nur nicht sich eingebildet, daß sie die Geliebte eines Renegaten sey, der aus Liebe zu ihr in den Garten käme, und nicht aus Liebe zur Königin; daß man ihr nur sage, er sey todt, daß er aber noch lebe, und sie liebe und was dergleichen Abgeschmacktheiten mehr sind."

Der gute Kastellan war so empört darüber, d. h. nicht über den Wahnsinn, den er im Gegentheile als eine Gunst des Himmels betrachtete, sondern über die Liebe seiner Tochter, die doch einen Cardinal oder irgend einen andern Gegenstand hätte wählen können, welcher der Neigung der castilianischen Dame würdig gewesen wäre, daß er die letzten Worte so sprach, daß sie sie hören konnte.

„Ach, mein Herr, ich bin wahnsinnig, und ich muß es ja wohl seyn, da mein eigener Vater es sagt. Ich bin eine Thörin, weil ich die Orte liebe, wo ich geboren wurde, und weil ich sie nicht verlassen will, da es draußen in der Welt nichts Schöneres gibt; ist es nicht wahr, mein Herr? Ich bin wahnsinnig, weil ich Kummer habe, und weine. Auch das ist Wahnsinn, daß ich die Blumen warte, die mich lieben. Ach! ich muß sie begießen; kommt, kommt mit, Herr, Ihr sollt sehen, wie sie mir zulächeln. Die erste Rose des Lenzes ist für meine Mutter; ich bringe sie ihr alle Jahre — denn ich gehe nie von hier, als wenn ich ihr Grab besuche. Kommt mit, Herr, ich will meine Blumen begießen!" —

Sie verschwand wie ein Traum; der alte Kastellan gab mir ein unverständliches Zeichen und ich fuhr fort, meine Beobachtungen zu notiren; die Wahnsinnige — das fühle ich wohl — werde ich nie vergessen.

Wir schritten durch ein Gebäude, welches von Carl V. hinzugefügt wurde, und mit seiner Lieblingsdevise decorirt ist. In einem etwas vorspringenden Thürmchen nach der Nordseite war das Belvedere der Königin; ein hübsches, kleines Gemach, mit Marmor gepflastert, der durchlöchert ist, um die Wohlgerüche heraufströmen zu lassen, die in dem unten liegenden Zimmer brannten. Von dem Söller dieses Gemaches genoß man die schönste Aussicht. Auf der einen Seite erheben sich die Gebirge, und auf dem Gipfel des gegenüberliegenden bewundert man das schöne Lustschloß der Könige von Granada und den Garten el Xeneralife, der jenem den Namen gegeben. Auf den beiden andern Bergen erblickt man das Quartier Albaizin und die Stelle, wo der Alcazaba gestanden. Am Fuße der Hügel, in einem tiefen Grunde, fließt der Darro, und Thal, Wiesen und Gärten bilden

ist, bis sie endlich vollends zerfällt. Endlich in Sternwesen ist es ein Stern, der sich ausdehnt, bis er zu einem Nebel wird, und dann wieder zusammenfällt, bis er wieder ein Stern ist. Und so ist es mit allen Dingen.

Und so ist es auch mit dem Menschen. Er ist ein Stern, der sich dehnt und zusammenfällt. Wenn Sie wollen, dann können Sie auch sagen, er ist ein Nebel, der sich ballt und wieder auflöst

Wäreſt Du nicht edel durch Deine Geburt, ſo wäreſt Du es durch Deine Schönheit. Du bewahrſt hier die Bücher auf, welche die Religion erleuchtet haben, und ſich nie verlieren können. Dein Eifer iſt das Wohl des Volks, das durch Dich aus dem Irrthum gezogen wurde; Die, welche noch ſeine Feſſeln tragen, werden ſie durch Deine Hülfe zerbrechen. Hier hegſt Du die Schätze der großen Wahrheiten; man kann hier alle Tugend erlernen; damit man aber auch ihr Muſter hier finde, ſollteſt Du nie ſterben. Die Tugenden haben alle ihren Urſprung in Deiner Bruſt, aber die Großmuth und Milde herrſchen darin vor allen.“

Die andern Inſchriften, Verſe und Sentenzen, welche man dort findet, haben zum Gegenſtande, dem Stolze des Monarchen zu ſchmeicheln und ſein Herz zur Milde zu ſtimmen. Ich habe Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die am meiſten in der Achtung ſtehenden Tugenden bei einem Volke ſtets mit ſeinen prononcirteſten Fehlern und Laſtern im Widerſpruche ſtehen. Alle despotiſch beherrſchten Länder rühmen als erſte Tugend Großmuth und Milde, denn vom Zorn und der Unmenſchlichkeit ihrer Herrn haben Sklaven am meiſten zu beſorgen.

Es iſt unnöthig, hier noch die Beſchreibung des Erdgeſchoſſes mitzutheilen, ſo wie der Schlafkammern, der Sommerſäle, der verborgenen Stiegen und der unzähligen Gänge des Alhambra; dieß würde ein dickes Buch anfüllen.

Jedoch, bevor ich dieſes Denkmal verließ, war mir noch eine Rührung vorbehalten, wie ſie ſich für Yorick geſchickt haben würde. Dolores hatte ich durch ein Eiſengitter vorüberſchweben ſehen, als ich mich in der Gallerie befand, welche der Kerker der Königin Zoraide geweſen ſeyn ſoll; jetzt ſaß die Wahnſinnige unter dem Roſenbaume, der noch den Namen „Sultanin“ führt. Hier erwartete ſie, wie mir ihr Vater ſagte, den Abencerragen Aben-Hamet, und hieher ging ſie mit jedem Sonnenuntergange.

Dolores hatte eine Turteltaube in der Hand, die mit einem grünen Bande geſchmückt war. *)

Juan Floran.

*) Eines unſerer nächſten Hefte wird die Totalanſicht des Alhambra bringen. Bis jetzt wurden nur immer einzelne Theile dieſes merkwürdigen Gebäudes gezeichnet. D. R.

Café Florian in Venedig.

(Aus dem Werke: „Von Paris nach Neapel“, von A. Jal, welches so eben in Paris erschienen ist.)

Man muß doch etwas unternehmen des Abends, zwischen der Mahlzeit und der Stunde des Träumens am Kamin; denn Besseres gibt es hier nichts, um die letzten Stunden des Abends zuzubringen. Nur wenig Salons sind geöffnet, und Diejenigen, die zwei oder drei Mal in der Woche ihre Pforten aufthun, um einige Fremde neben den Hausfreunden einzulassen, sind nur zu jener Zeit zu besuchen, wo ich schon dem ersten Schlaf in die Arme zu sinken liebe, den ich vorher empfinde, den ich schlürfe, den ich verstehe, wenn ich mich so ausdrücken darf. Erst gegen Mitternacht fangen die Konversationen an, die um zwei Uhr des Morgens endigen; zu früh oder zu spät für mich. Wer mag um acht Uhr aufstehen, wer ist dann zu irgend einer Arbeit aufgelegt? Diese Gewohnheit ist vielleicht zweckmäßig für Leute, die nichts zu thun haben, und ihren Tag in der Mitte beginnen. Ich, der hier sehr beschäftigt ist, und schon früh an die Thüren der Bibliothek von San Marco klopft, wo der Abbé Bettio immer schon fleißig ist; ich liebe es, schlafen zu gehen, wann ich die Stimme der Schiffer nicht mehr auf dem großen Kanal vernehme, und die Laternen der Gondeln nicht mehr in der Dunkelheit vorüber huschen sehe. Und dann, ohne die Langeweile in Anschlag zu bringen, die man beim späten Schlafengehen empfindet; wie ist es unbequem, mitten in der Nacht, in feinen Schuhen und seidenen Strümpfen, auf den naßkalten Fliesen nach Hause zu gehen, womit die Straßen Venedigs gepflastert sind; oder was noch ärger ist, in einer Gondel nach Hause zu fahren, die man nie gut schließen kann, und wo man sich erkältet, bei diesem nebelig regnerischem Wetter, das wir seit acht Tagen haben.

Also für mich ist keine Gesellschaft hier und auch fast kein Theater. La Fenice ist nicht offen, und es erregt Mitleid, was den Venetianern geboten wird, bis daß die illustre Gesellschaft eingetroffen seyn wird. Ich weiß wohl, daß man Sonnette auf den Tenor Filippo Tati von dem Theater Gallo macht, und daß das Quartier San Lucca damit ganz tapezirt ist; deshalb singt aber der Signor celeberrimo nicht besser. — Man macht hier Sonnette auf alle Welt: für einen Geistlichen, der irgendwo in den Fasten gepredigt hat; für den Bischof Monico, dem der Pabst das Barrett geschickt; auf ein neugeborenes Kind; auf ein Mädchen, das sich verheirathet; auf eine Cisterne, die ihr Wasser behielt bei großer Dürre. . . . Worauf machte man keines? Es gibt eine Fabrik hier, und für zwei bis drei Franken bedient uns der Poet mit einigen schnurrenden Reimen, die jedoch schon mehrmals in ähnlichen Fällen gedient haben, und sendet uns andern Tags ein vollständiges, uneigennütziges Lobgedicht in hundert Exemplaren zu, mit Genehmigung der hohen Obern.

Das Apollo-Theater hat einen unterhaltenden Buffo, aber außer diesem Pietro Lej kann man Niemanden applaudiren; nicht als ob die gefälligen Liebhaber der Kunst es nach jedem Stücke an Beifall fehlen ließen und nicht die Prima Donna, den Tenore den Buffo cantante mit lärmendem Geschrei begrüßten; dies kann jedoch mich weder mit fortreißen, noch meine Ohren betrügen; das Apollo-Theater ist nicht besser, als das Theater Gallo San Benedetto.

In San Samuel wird das Drama und die Posse gespielt; ebenso das französische Vaudeville, in's Italienische übersetzt, aber ohne Couplets; das Alles ist sehr mittelmäßig. Bleibt also nichts, als die Marionetten. Ich hege eine tiefe Bewunderung vor Gerolamo, dessen närrischen Jargon ich fast verstehe; ich bewundere Dido, wenn sie ihre poetischen Klagen in halb venetianischer Prosa aushaucht, wovon die Wasserträgerinnen sehr ergriffen werden, die Virgil ohne Zweifel gar nicht rühren könnte; endlich das Ballet spettacoloso. Das ist etwas sehr Hübsches; die hölzernen Tänzer sind viel geschickter, eleganter, lebendiger, künstlerischer, als alle pretentiösen Springer, die ich in Genua, Mailand und hier gesehen habe; sie sollten von den Theatern herunter steigen, um auf der Straße ihre Künste zu zeigen. Aber Gerolamo bleibt immer Gerolamo; ich habe sonst so oft die klassische Tragödie gesehen, daß ich die Marionetten-Dido auswendig wußte; ich habe so oft Madame Montessu dem Bogen Habeneck's gehorchen sehen, daß die Präcision eines mechanischen Tanzes mich nicht mehr überraschen kann. —

Man ſieht alſo, daß das Schauſpiel mir eben ſo zuwider iſt, wie die Geſellſchaft. Eben ſo wenig wird mir die Promenade auf der Riva der Sclavonier zu Theil, die beim Mondſcheine köſtlich ſeyn ſoll. Es regnet faſt den ganzen Tag; der Himmel iſt finſter und kalt; es bleibt alſo wahrlich nichts, als das Café und das Leſe-Kabinet, um zwei Stunden der Verdauung zu pflegen. Das Leſe-Kabinet unter den alten Procuratien iſt ſchön, bequem, warm, aber man findet dort Neuigkeiten, die ſechs Monate alt ſind, und Zeitungen, die man nicht leſen möchte. Man iſt übrigens dort ſehr höflich; man ſpricht franzöſiſch, und gibt ſehr gefällig her, was man hat, indem man leiſe ſein Bedauern hinzufügt, daß es nicht mehr ſey: ma, c'est defendou!

Das Café! aber welches? Hier gibt's zu wählen. Es fehlt nicht an Caffeehäuſern auf dem Markusplatz, aber jedes hat ſeine beſondere Weihe, ſeine habitués, und ſo zu ſagen, ſeine Gebräuche.

La Constanza beherbergt die Griechen, die in ihren kurzen Aermelmänteln, mit Pelz gefüttert, aus ihren langen Pfeifen rauchen, und Dame oder Karten ſpielen, indem ſie ihren Kaffee dabei ſchlürfen. Al Commerzio iſt das Rendezvous der jungen Roués von Venedig, die auf ungeſchickte Weiſe in Koſtume und Manieren gewiſſe franzöſiſche Viveurs nachahmen, die ſich durch ihre breiten Manſchetten, ihre dicken Stöcke mit altmodiſchen Goldknöpfen, ihre engen Röcke und ſteifen Halsbinden, die ſorgfältig den Hemdkragen verbergen, ferner mit Hüten auf einem Ohr und ihrer wenig höflichen Art in den großen Caffeehäuſern des Boulevards und in einigen Logen der Oper auszeichnen. Dieſe jungen Leute ſind ſchon in Paris ſehr lächerlich; man urtheile nun von ihren venetianiſchen Nachahmern.

Al Genio ſieht man nur Negozianten, die Kontrakte ſchließen und die Börſe verlängern, die Morgens am Fuße des Campanile von San Marco gehalten wird. Sutil empfängt alte Bürger und alte Seeleute, ebenſo la Divina Providenza, l'Abondanza und Aurora. L'Imperator d'Austria iſt jeden Abend von deutſchen Offizieren voll, die in Geſellſchaft der Türken rauchen, in deren Mitte ſich ihr reſpektabler Konſul befindet, der zwar nicht alle Lehren des Koran befolgen mag, aber doch noch den Turban und das alte Koſtume in Ehren hält, welches Mahmud verbannte. Der Leon coronato iſt das Caffeehaus der Fuhrleute und Lohnbediente. Fenice und Quadri werden von dem Spießbürger beſucht; aber im Winter ſetzt ſich auch die große Welt vor die Thür, um die Spaziergänger zu betrachten. Jetzt bleibt nur noch Florian übrig. Dieſes Caffeehaus hat einen alten, faſt patriciſchen Ruf, und die beſte Geſellſchaft würde dorthin gehen, wenn ſie einigen Widerwillen bezeigte, anderwärts hinzugehen; aber ſie iſt gar

nicht ſtreng in der Auswahl, und wenn das Caffeehaus nur einigermaßen honnett und bürgerlich iſt, ſo inſtallirt man ſich dort ſehr gern.

Eine Dame von unſerer Bekanntſchaft, voll Geiſt und Anmuth, hat ſich vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren ſehr gut in dieſem Café Florian unterhalten; in den Nachmittags-Verſammlungen, wo die Damen Platz nehmen auf den Bänken des Limonadiers, um zu ſehen und ſich ſehen zu laſſen, zu plaudern und die Viſiten abzumachen. Dieſe Dame hatte uns Florian recommandirt, deſſen Andenken ſie liebte, wahrſcheinlich wegen der Eroberungen, die ſie dort machte. — Auf den Glauben an ihren Geſchmack begaben wir uns gerades Wegs zum Café Florian, und gewöhnten uns dort ein, für die ganze Zeit, die wir in Venedig zubringen wollten.

Florian iſt das Café de Foy des Markusplatzes, dieſes venetianiſchen Palais royals. Nichts iſt dort dem Luxus geopfert; und doch hat man es erſt kürzlich reſtaurirt, weil es deſſen ſehr bedurfte. Das Gewölbe iſt geweißt worden, und man hat die Bänke und ihre Lehnen mit rothem Wollenmohr überzogen, der mit Schwarz beſetzt iſt, was einen hübſchen Anblick gewährt. Einige Goldſtäbe umgeben vier kleine Spiegel und die weißen Wände ſind der einzige Schmuck von vier kleinen Pieces und einem Salon, der daran ſtößt. Tiſche von zwanzig Zoll Länge und zwölf Zoll Breite, leicht, ſchwarz und glänzend; ein halbes Dutzend Gueridon's von derſelben Art, ſo piccoli, daß ſie faſt wie Kinderſpielzeug ausſehen; Tabourets mit Leder oder rothem Mohr überzogen, dies iſt das ganze Ameublement. Man darf nicht vergeſſen den Tiſch rechts im Hintergrunde, mit einer Lampe, einem Schreibzeug und Zeitungen, wo immer geleſen wird; es iſt ganz umſonſt, hier ein Blatt zu fordern; die Leſer antworten nicht, thun, als ob ſie nicht verſtanden hätten, und fahren fort, ohne ſich im Geringſten zu derangiren, über eine Charade nachzudenken, oder über einen Correſpondenz Artikel aus der Augsburger Zeitung.

Der Patron des Café Florian iſt ein kleiner alter Mann in einer ſchwarzen gekrausten Perücke, einer großen Brille auf der Naſe und weitem Ueberrock mit aufgeſtreiften Aermeln. Er hat dem engen Beinkleide entſagt, das ihm ſehr gut ſtehen mußte, und ließ ſich von dem Strome revolutionärer Neuerungen hinreißen, indem er ein Pantalon annahm, welches er ſo weit und herabfallend trägt, daß es die Schnallen ſeiner Schuhe bedeckt, denn auch Schnallen ſind noch bei ihm zu finden. Ich weiß nicht, wie dieſer ehrwürdige Venditore de Café heißt, aber ich weiß den Namen ſeines erſten Adjutanten, ſeines rechten Armes, ſeines alter ego.

Dieſer Greis, der noch der Einſetzung des Dogen Pascal Malipiero beigewohnt haben und die Grundſteinlegung zu den alten Procuratien geſehen haben muß, heißt Giacomo Bernardone oder auch Boccolo. Dieſer Bernardone, der wahrſcheinlich der große Bernhard aus Ironie genannt wurde, denn er iſt von winziger Geſtalt, bis auf ſeine Naſe, die Alles übertrifft, was man in Venedig von Adlernaſen ſehen kann — und das will viel ſagen; dieſer Bernhard alſo iſt eine der unterhaltendſten Karrikaturen, und es ſcheint, daß Leonardo da Vinci an ihn gedacht hat, als er eine jener zierlichen und grotesken Chargen zeichnete, welche die Akademie der ſchönen Künſte in Venedig noch ſo ſorgfältig bewahrt! Ich will hier noch mit einigen Federſtrichen ſein Portrait für zukünftige Reiſende entwerfen, die nach Venedig kommen. Seine Naſe iſt ſchon bekannt; die des neapolitaniſchen Policinell iſt nichts dagegen; ſie trennt die kleinen Augen, die tief unter weißen Büſchen liegen; jene ſind fein und wären blaugrau, wenn ſie überhaupt eine Farbe hätten, das heißt, wenn man es wahrnehmen könnte, daß ſie vielmehr von dieſer, als von einer andern Farbe ſind. Der Raum zwiſchen Naſe und Mund iſt ſehr kurz. Dadurch kommt das Kinn des Signor Bernardone ſeiner Naſenſpitze zu nahe, und gibt ſeinem Kopfe einen eigenthümlichen Charakter: oben lang, unten kurz. Ich will nicht gerade behaupten, daß Giacomo noch alle ſeine Zähne habe; aber es bleibt ihm gewiß noch eine ganz reſpectable Anzahl, wie ſein boshaftes Lächeln genugſam beweist, wobei er ſeinen Maskenmund gehörig aufreißt. Graues Haar, à la Titus gepudert, ziert die gerunzelte Stirn des großen Bernhard; übrigens ſchmückt auch ein Backenbart ſeine Wangen. Er hat keine Ohrringe, und das iſt Schade. Seine Toilette iſt immer reinlich. Er trägt eine ſchwarze Binde, aus welcher ein großer weißer Kragen hervorſieht, wohl geſteift, der aber beſcheidentlich bei den Ohren aufhört und nicht rings um den Kopf läuft. Ein gelbes Gilet, ein blaues Kleid von etwas altem Datum, ein zimmtfarbenes Pantalon, eine lange ſchmale Schürze von grüner Wolle, ſchwarze Strümpfe, breite Schuhe, die jedoch noch viel zu eng ſind für zwei Füße, die allen Hühneraugen- und Leichdorn-Operateuren eine gehörige Beſchäftigung geben würden; dies Alles zuſammen iſt das ziemlich kokette Ajuſtement Giacomo's. Uebrigens glaube ich wohl, daß dieſer Mann in ſeiner Jugend ganz artig geweſen ſeyn muß; je mehr ich ihn betrachte, deſto mehr wird es mir klar, daß er lebhaft und elegant war, und daß er den ſchönen Namen Boccolo gehörig rechtfertigte, den ihm wahrſcheinlich ehemals die jungen Mädchen in Venedig ertheilt haben; denn Boccolo will ſagen: Blumenknoſpe. Wenn man jetzt Giacomo Bernadone ſieht, ſo ſcheint dieſer Beiname

etwas gesucht; wenn man aber nur bei den Großmüttern der letzten Senatoren aus den Zeiten der Republik nachfragen könnte, die müßten wohl das Geheimniß dieser zarten Benennung enträthseln können.

Giacomo schnupft Tabak. Diese Bemerkung wäre in der That kleinlich, wenn sie mir nicht als Beweis dienen sollte, welche Achtung dieser Diener bei den Besuchern des Café Florian genießt. Nicht einer jener ehrenwerthen Leute tritt in das Caffeehaus, ohne ihm seine Dose zu öffnen oder in die seinige zu langen, die übrigens eine bescheidene Büchse aus Feigenwurzel ist, in Genua gedreht.

Drei Garçons gehorchen Bernardone, jung, schnell, aufmerksam; ihre Bedienung gefällt mir aber gar nicht. Boccolo hat mich verdorben; er hat mich in Affection genommen; er hat es begriffen, daß ich seinen Werth errieth; deshalb spricht er mit mir, wie mit einem Freunde. Es ist nur Schade, daß er zu seinen Unterhaltungen einen diabolisch venetianischen Dialekt erwählt, den ich zum Unglück nicht gut verstehe. Giacomo ist für mich wie ein Monument eines andern Zeitalters; es ist das einzige lebendige Ueberbleibsel der alten venetianischen Republik; es ist ein Venetianer von ehemals, ein Mann mit einem Worte. Die andern Garçons sind nichts für mich; sie haben keinen Charakter.

Auch in Venedig verschwinden die Charaktere; die Typen verwischen sich, wie überall; es gibt keine Originale mehr, als die Fischer und die artigen Weiber aus Friaul, die ihren aufgestülpten Filzhut beibehalten, ihre Haarzöpfe mit silbernen Nadeln aufgesteckt und den kurzleibigen Casaquin, welcher die kokette Korporation der Wasserträgerinnen von S. Marco bezeichnet. Die drei Ganymede des Café Florian sehen aus, wie Pariser Haarkräusler-Lehrlinge.

Jetzt kennen Sie das dienende Personal des Café; soll ich das bediente beschreiben? Alte, Alte und wieder Alte. Erschiene zufällig ein junger Mensch dort, so wäre er ganz allein; wie ein junger Liebhaber in einer Antiquitäten-Gallerie. Florians Besucher sind also alt, aber ihr Alter spricht das Lob dieses Caffeehauses. Giacomo trägt sie Alle in seinem Herzen; ich halte sie gern für ehrliche Leute; sie schienen mir aber sehr langweilig zu seyn.

Folgendes ist ihr Lebenslauf von sechs Uhr bis um Mitternacht. Sie treten ein, ihren Kopf versteckt hinter der spanischen Wand ihres breiten aufstehenden Mantelkragens und jeder setzt sich an seinen gewohnten Platz. — Die Gewohnheit ist so geheiligt in Florian, daß, nachdem wir uns maschinenmäßig zwei Tage hinter einander an denselben Tisch in einem Winkel des Saals gesetzt hatten, die Andern es sogleich bemerkten und Niemand auch nur das Ende der Bank einge-

nommen haben würde, die unſer Eigenthum geworden war. Und Niemand wird ſich dieſer Bank bemächtigen, bis ich meinem ehrwürdigen Boccolo meine Karte eingehändigt habe, mit den Abſchiedsbuchſtaben p. p. c. —

Kaum ſitzen ſie, ohne ſich die Zeit zu nehmen, ein Servo suo oder ein Salute zu wechſeln, ſo ſchlafen unſere Leutchen ein. Einige träumen ganz laut, welches ein wenig die große Stille dieſer erſten Momente ſtört. Der Schlummer iſt nicht ſehr lang. Beim Erwachen verlangen ſie Caffee. Nun erſcheint der Präſentirteller von Meſſing mit der kleinen Taſſe, die Doſe mit Staubzucker und das große Glas klaren Waſſers aus den renommirten Brunnen des herzoglichen Palaſtes. Zuerſt wird das Glas geleert zur Verdauung, dann kommt die Caffeekanne, aber keine ſilberne, wie in Paris, ſondern der Topf, worin der Caffee gekocht wurde, und ſpendet die ſtarke aromatiſche Flüſſigkeit. Ein Augenblick genügt dieſen venetianiſchen Feinſchmeckern. Sie koſten nicht lange ihren Caffee, ſondern ſie ſchlucken ihn auf einen Zug hinunter; der Gebrauch duldet hier nicht das langſame Schlürfen des dampfenden Mokka, das in andern Ländern eine ſo angenehme Viertelſtunde bereitet. Nachdem die Taſſe weggeräumt iſt, beginnen die alten Habitués wieder zu ſchlummern, oder eine Converſation wird angeknüpft im tiefen Tace, welche blos von den heitern Stimmen einiger Franzoſen oder einiger ſprechenden Engländer unterbrochen wird.

So bis zum Abend zu ſitzen, ohne ein Wort zu ſprechen und ſeine Tabaksdoſe zwiſchen den Fingern zu drehen, leiſe zu trällern oder einige Sylben an ſeinen Nachbar zu richten, das nennt ein ſolcher Florianiſt ſeine Zeit gut angewandt haben; wir müſſen ein lebhafteres Delaſſement haben, ein bewegteres Nichtsthun. Zum Glück fehlt uns ein Schauſpiel hier nicht; es gibt ein Regiment guter Karrikaturen zum Malen. Hieße das aber nicht den Pflichten der Gaſtfreundſchaft widerſprechen? wenn gleich! Es iſt mir nicht möglich, dem Drange zu widerſtehen, eine zu ſkizziren. Man ſtelle ſich einen langen Mann vor, geſetzt, ernſt, Patrizier vom Kopf bis zu den Füßen, nie lachend, mit gemeſſenen Schritten gehend, Diamanten an allen Fingern, Diamanten an den Hemdknöpfen, an den Breloken ſeiner Uhr, überall; ein reinliches, ſelbſt geſuchtes Koſtüm; höchſtens ſechszig Jahr alt, aber verbraucht, abgenützt durch Nichtsthun und Langeweile; er ſetzt ſich in ſeinen Winkel um ſechs Uhr, und Boccolo bringt ihm einen Tiſch; er macht ein Schläfchen, wacht auf, ruft, und Boccolo bringt ihm eine Taſſe und ein Glas Waſſer; er trinkt das Waſſer und plaudert ein wenig mit dieſem Schmeichler von Bernardone, welcher lachend zuhört; er thut Zucker in ſeine Taſſe, und Boccolo geht die Caffee-

kanne holen. Ob wohl Boccolo gleich einſchenken wird? Nein, er wartet ein Zeichen ab. Jetzt iſt der Caffee eingeſchenkt und getrunken; Boccolo räumt ab, empfängt das Geld, gibt die Münze heraus, und der Greis ſchläft wieder ein bis neun Uhr. Alle Tage daſſelbe, alle Tage wird die Taſſe Kaffee in fünf Akten eingenommen.

Gegen eilf Uhr fangen die Damen an, Florian zu beſuchen, gleich wie die andern Caffeehäuſer. Sie ſetzen ſich, richten ſich ein, laſſen ſich ein Glas Waſſer bringen, welches einige Tropfen Anis weiß färben, und plaudern zwei bis drei Stunden mit ihren Freunden, welche ſie hier beſuchen. Dieſer Frauenzirkel von jedem Alter iſt ſehr ſeltſam, wie er minaudirt, lacht, ſchwatzt, kokettirt, opalfarbenen Trank ſchlürft, und mit Caramel überzogene Früchte ißt, die an einen Zahnſtocher von Buchs aufgeſpießt ſind, und von eigenen Kaufleuten feil geboten werden. Ueber dem Café Florian gibt es keine Caſini, wie es deren über allen Caffeehäuſern in den alten Procuratien gibt.

Das Caſino iſt ein kleines Zimmer, welches die Damen miethen, um zur Stunde der Promenade auf dem Markusplatz ihre Beſuche zu empfangen. Sonſt war es das Bureau des Geiſtes und der Liebe. Man hat mir nicht geſagt, was es heut zu Tage iſt; ich nehme aber an, daß es unverändert geblieben, je nach dem Alter der Miethrinnen.

Ein Aufruhr auf einem Sklavenschiffe.

Kapitän Amadeus war ein tüchtiger Seemann; er hatte als einfacher Matroſe begonnen, und war ſpäter Unterſteuermann geworden. Eine Holzſpleiße zerſchmetterte ihm in der Schlacht von Trafalgar die Hand; er wurde amputirt und mit guten Zeugniſſen entlaſſen. Die Ruhe behagte ihm nicht ſonderlich, und bei der nächſten Gelegenheit, ſich einzuſchiffen, nahm er Dienſte als Unterlieutenant am Bord eines Freibeuters. Einige Priſengelder, die ihm zukamen, verſchafften ihm die Mittel, Bücher zu kaufen, und die Theorie der Schiffkunſt zu ſtudiren, deren Praxis er ſich vollkommen zu eigen gemacht hatte. Mit der Zeit wurde er Kapitän eines Corſaren von drei Kanonen und einer Equipage von ſechszig Mann; die Küſtenfahrer von Jerſey erinnern ſich noch ſeiner Thaten. Mit dem Eintritte des Friedens hörte ſein Gewerbe auf. Während des Krieges hatte er ein kleines Vermögen errungen, das er auf Koſten der Engländer zu vermehren hoffte. Er mußte ſeine Dienſte friedliebenden Kaufleuten anbieten, und da er als entſchloſſener, erfahrener Mann bekannt war, ſo konnte es nicht fehlen, daß man ihm ein Fahrzeug anvertraute. Als der Negerhandel verboten wurde, da war Kapitän Amadeus ein koſtbarer Mann für die Ebenholzhändler. Am meiſten Ehre brachte ihm bei den Sklaven-Verkäufern der Bau einer Brigg, den er ſelbſt leitete, eines langen, ſchmalen Schnellſeglers, der einem Kriegsſchiffe glich, und dennoch eine große Anzahl Schwarzer faſſen konnte. Die Zwiſchendecke ſeiner Auguſta, ſo nannte er die Brigg, ſollten nur drei Fuß vier Zoll hoch ſeyn, indem er behauptete, dieſe Höhe erlaube den Sklaven von gewöhnlichem Wuchſe, bequem zu ſitzen. „Warum ſollten ſie auch aufſtehen wollen? Sind ſie auf den Colonien angelangt,“ ſprach Amadeus, „ſo werden ſie lange genug auf den Beinen bleiben müſſen.“

Die Auguſta lief an einem Freitag von Nantes aus, wie abergläubiſche Leute ſpäter bemerkten. Die Inſpectoren unterſuchten das Schiff ſorgfältig, aber es entgingen ihren Blicken ſechs große Kiſten mit Ketten, Handfeſſeln und jenen Eiſen, die man, der Himmel weiß, warum, Gerechtigkeits-Stangen nennt. Auch erſtaunten ſie nicht über den unermeßlichen Waſſervorrath der Auguſta, welche nach ihren

Papieren nur nach dem Senegal segelte, um dort Holz- und Elfenbeinhandel zu treiben. Wohl dauert die Fahrt nicht lange, aber zu viel Vorsicht kann nie schaden. Träte Windstille ein, was dann anfangen?

Die Augusta segelte also an einem Freitag — wohl betakelt und mit Allem versehen — aus. Amadeus hätte vielleicht solidere Masten gewünscht, aber so lange er die Brigg befehligte, hatte er sich nicht darüber zu beklagen. Die Fahrt ging bis zur afrikanischen Küste schnell und glücklich von Statten. Man legte im Joal-Fluß in einem Augenblicke vor Anker, da die englischen Kreuzer diesen Theil der Küste nicht bewachten. Makler vom Lande kamen sogleich an Bord. Die Zeit konnte nicht günstiger seyn; Dauda, ein bekannter Krieger und Menschenverkäufer, brachte so eben eine große Anzahl Sklaven an die Küste und schlug sie wohlfeil los. Denn er war sich kräftiger Mittel bewußt, den Markt rasch wieder zu versehen, wenn seine Handelsgegenstände selten wurden.

Kapitän Amadeus ließ sich nach dem Gestade bringen, um Dauda zu besuchen. Er traf ihn in einer eilig errichteten Strohhütte in Gesellschaft seiner beiden Frauen, einiger Unterhändler und Sklavenführer. Dauda hatte sich zum Empfange des weißen Kapitäns geschmückt; er trug eine blaue alte Uniform mit Korporals-Galonen, von jeder Schulter hingen zwei goldene, an denselben Knopf befestigte Epaulettes, über Rücken und Brust baumelnd. Ein großer Reitersäbel war mittelst einer Schnur an seiner Seite aufgehängt; in der Hand hielt er eine schöne, englische Doppelflinte. Stillschweigend betrachtete ihn Kapitän Amadeus eine Zeit lang, und nachdem er seine Gestalt als Kenner geprüft hatte, wandte er sich gegen seinen Lieutenant, und sprach: „Das ist ein Kerl, den ich in Martinique um wenigstens tausend Thaler verkaufen könnte.“

Man schleppte einen Korb mit Branntweinflaschen herbei, setzte sich in den Schatten, und Dauda gab ein Zeichen, daß man die Sklaven vorführen solle, die er zu verkaufen hatte. Sie erschienen in langer Reihe, den Körper durch Ermüdung und Furcht gebeugt; den Hals umschloß je eine sechs Fuß lange Gabel, deren beide Enden am Genicke durch eine Holzstange verbunden waren.

Bei jedem männlichen oder weiblichen Sklaven, der vor ihm vorüberzog, zuckte der Kapitän die Achseln; die Männer fand er hinfällig, die Weiber zu alt oder zu jung, und beklagte sich sehr über die Verschlimmerung der schwarzen Race. Unter immerwährendem Tadel traf er indessen eine erste Wahl unter den stärksten und schönsten Schwarzen. Diese konnte er zu gewöhnlichen Preisen annehmen, bei den übrigen aber verlangte er eine bedeutende Verminderung. Dauda

vertheidigte dagegen seine Interessen, lobte seine Waare, sprach von der Seltenheit der Menschen und den Gefahren des Handels. Endlich nannte er einen Preis für die Sklaven, welche der Kapitän an Bord nehmen wollte.

Sobald der Dolmetsch Dauda's Vorschlag in das Französische übertragen hatte, fiel Amadeus vor Staunen und Wuth rückwärts; dann stieß er einige abscheuliche Flüche aus, und erhob sich, als wollte er den ganzen Handel mit einem so unvernünftigen Menschen abbrechen. Dauda hielt ihn fest, vermochte ihn aber kaum wieder zum Sitzen zu bringen; eine neue Flasche wurde entpfropft, und die Unterhandlung fing wieder an. Jetzt kam die Reihe an den Schwarzen, die Vorschläge des Weißen toll und unsinnig zu finden. Man schrie und stritt sich lange Zeit, und trank im Uebermaße Branntwein; aber das Getränke brachte eine durchaus verschiedene Wirkung auf die zwei unterhandelnden Parteien hervor, je mehr der Franzose trank, desto mehr verminderte er seine Angebote, je mehr der Afrikaner trank, desto mehr gab er in seinen Forderungen nach, und als der Korb geleert war, hatte man sich vereinigt. Schlechte Baumwollenzeuge, Feuersteine, drei Tonnen Branntwein, fünfzig Gewehre in schlimmem Stande wurden für hundert und sechszig Sklaven gegeben. Der Kapitän gab dem mehr als halb trunkenen Schwarzen zur Ratification des Kaufes einen Handschlag, und sogleich wurden die Sklaven den französischen Matrosen übergeben, welche ihnen schleunig die hölzernen Gabeln abnahmen, und dafür Halseisen und Handschellen anlegten.

Noch waren etwa dreißig Sklaven, Kinder, Greise und schwache Weiber übrig. Das Schiff war voll; Dauda wußte nicht, was er mit diesem Ausschusse anfangen sollte, und bot dem Kapitän das Stück für eine Flasche Branntwein an. Das Anerbieten war verführerisch; Amadeus wählte die zwanzig besten von den dreißig Sklaven aus. Dann verlangte Dauda nur noch ein Glas Branntwein für jeden von den zehn Uebrigen. Amadeus bedachte, daß ein Kind nur den halben Raum einnehme und wählte drei Kinder, erklärte aber, daß er sich nun mit keinem einzigen Schwarzen mehr belasten werde. Als Dauda sah, daß ihm noch sieben Sklaven zur Beschwerde bleiben werden, so ergriff er sein Gewehr, und schlug auf ein Weib an, das zuerst kam; es war die Mutter der drei Kinder. „Kaufe," rief er dem Weißen zu, „oder ich tödte sie. Ein Gläschen Branntwein oder ich schieße." „Nun, was Teufels soll ich damit machen?" entgegnete Amadeus. Dauda gab Feuer, und die Sklavin stürzte nieder. „Jetzt an einen Andern," rief Dauda, als er einen kranken Greis bemerkte. „Ein Glas Branntwein ...." Eine seiner Frauen fiel ihm

in den Arm und der Schuß ging in's Weite. Sie hatte in dem Alten, den ihr Gatte tödten wollte, einen Magier erkannt, der ihr prophezeit hatte, sie werde Königin werden. Dauda, vom Branntwein zur Wuth getrieben, war nicht mehr seiner Herr, als er sah, daß man sich seinem Willen widersetzen wollte; er schlug seine Frau mit dem Gewehrkolben und wandte sich dann an Amadeus: „Nimm, ich schenke Dir diese Frau, sie ist schön.“ Lächelnd betrachtete sie Amadeus, nahm sie an der Hand und sprach: „Ich weiß schon ein Plätzchen für sie.“ Der Dolmetsch hatte menschliches Gefühl; er gab Dauda ein Stück Wollenzeug für die sechs übrigen Sklaven, befreite sie von ihren Gabeln und erlaubte ihnen zu gehen, wohin sie wollten. Alsbald machten sie sich davon. Einstweilen verabschiedete sich der Kapitän von Dauda und ließ die Ladung so schnell als möglich an Bord bringen. Dauda legte sich im Schatten auf das Gras nieder und entschlief. Als er wieder erwachte, war das Schiff unter Segel und schwamm den Strom hinab; den Kopf noch schwer von der Schwelgerei des vorigen Tages, verlangte Dauda sein Weib Ayſche. Man entgegnete, sie habe das Unglück gehabt, ihm zu mißfallen, und er habe sie dem weißen Kapitän geschenkt, der sie nach seinem Schiffe gebracht. Erstaunt über diese Nachricht, schlug sich Dauda vor die Stirne, ergriff seine Flinte und lief, da der Fluß mehrere Krümmungen bildete, nach einer Bucht unfern der Mündung. Er hatte noch Zeit, sich in einen Kahn zu werfen, und das Sklavenschiff zu gewinnen. Amadeus war überrascht, als er ihn erblickte, mehr aber noch, als er ihn sein Weib wieder begehren hörte. „Geschenkt wird nicht zurückgegeben!“ antwortete er und wandte ihm den Rücken zu. Der Schwarze bestand darauf, wollte einen Theil der Gegenstände zurückgeben, die er zum Austausch gegen die Sklaven erhalten; am Ende bot er sogar seine goldenen Epaulette, seine Flinte und seinen Säbel. Alles vergebens.

Während dieser Verhandlung sprach der Lieutenant der Augusta zum Kapitän: „Diese Nacht sind uns drei Sklaven gestorben, wir haben Raum; warum ergreifen wir nicht diesen kräftigen Kerl; er ist allein mehr werth, als die drei Todten.“ Amadeus stimmte dieser Meinung bei. Man hatte ihn nur der Waffen zu berauben, denn es wäre gefährlich gewesen, Hand an ihn zu legen, so lange er sie noch besessen hätte. Der Kapitän verlangte nun die Flinte von ihm, als wollte er sie prüfen und sich versichern, ob sie so viel werth sey, als die schöne Ayſche; während er die Federn spielen ließ, war er darauf bedacht, das Pulver von der Pfanne fallen zu lassen. Der Lieutenant seiner Seits faßte den Säbel, und als Dauda so entwaffnet war, packten ihn zwei stämmige Matrosen, warfen ihn auf den Rücken und

knebelten ihn. Der Schwarze leiſtete heldenmäßigen Widerſtand und wurde bei der Vertheidigung verwundet. Er ſtieß ein wüthendes Geſchrei aus, und geberdete ſich wie ein im Netze gefangener Eber; als er aber ſah, daß aller Widerſtand fruchtlos ſey, ſchloß er die Augen und blieb regungslos. Aus ſeinem ſchweren, raſchen Athemzuge war allein noch zu ſchließen, daß er lebe.

„Bei Gott!“ rief der Kapitän, „die Schwarzen, die er verkauft, werden herzlich lachen, wenn ſie ihn jetzt auch als Sklaven erblicken. Dießmal werden ſie einſehen, daß es eine Vorſicht gibt.“

Von einem guten Landwinde begünſtigt, entfernte ſich das Schiff raſch von Afrika's Küſte.

Dauda war einige Zeit von ſeiner Wunde unter den Luken feſt gehalten; endlich erſchien er auf dem Verdecke und warf, das Haupt ſtolz unter der furchtſamen Menge der Sklaven erhebend, einen trüben aber ruhigen Blick auf die unermeßliche, das Fahrzeug umwogende Waſſerfläche; dann legte er ſich oder ſank auf den Boden des Oberloffs, ohne ſich nur die Mühe zu geben, ſeine Ketten ſo zu ordnen, daß ſie ihm minder unbequem würden. Amadeus ſaß, behaglich ſeine Pfeife rauchend, auf dem Hinterkaſtell des Schiffes; zu ſeiner Seite ſtand Ayſche, ohne Feſſeln, angethan mit einem eleganten blauen baumwollenen Kleide, niedliche Maroquin-Pantoffeln an den Füßen, in der Hand eine Platte und Liqueurs darauf, die ſie ihm von Zeit zu Zeit reichte.

Ein Schwarzer, der den Dauda haßte, machte ihm ein Zeichen, daß er auf dieſe Seite blicke. Dauda wandte ſich, ſah, ſtieß einen Schrei aus, erhob ſich ſtürmiſch, lief gegen das Hinterkaſtell, ehe die Matroſen ihn von einer ſo ungeheuern Verletzung aller Schiffsdisciplin abhalten konnten, und rief mit donnernder Stimme: „Ayſche, glaubſt Du, es gebe im Lande der Weißen keinen Mama Jumbo.“ Schon liefen die Matroſen mit aufgehobenem Stocke herbei; aber Dauda kehrte, wie empfindungslos, ruhig zu ſeinem Platze zurück, während Ayſche in Thränen ausbrach und von den geheimnißvollen Worten verſteinert ſchien.

Der Dolmetſch erklärte, daß der Name des Mama Jumbo allein ſchon im Stande ſey, Schrecken hervorzubringen. „Fürchtet ein Mann bei den Negern, ſein Weib thue, was viele Weiber in Europa, wie in Afrika thun, ſo droht er mit Mama Jumbo.“

In der Nacht, als die ganze Mannſchaft in tiefem Schlafe lag, hörten die Wächter einen ernſten, düſtern, feierlichen Geſang, der vom Zwiſchendecke herauf ertönte, dann das ſchrecklich ſchrille Geſchrei eines Weibes. Darauf vernahm man im ganzen Schiffe die ſchwere Stimme des Amadeus mit Schwüren und Drohungen und das Getöſe

ſeiner furchtbaren Peitſche. Einen Augenblick ſpäter war Alles ruhig. Am andern Morgen erſchien Dauda auf dem Verdecke, die Geſtalt gebeugt, aber eben ſo ſtolzen, entſchloſſenen Blickes, wie vorher.

Ayſche, welche neben dem Kapitän auf dem Hinterkaſtelle ſaß, lief auf Dauda zu, ſobald ſie ihn erblickte, warf ſich vor ihm auf die Kniee und rief in verzweiflungsvollem Tone: „Vergieb, Dauda, vergieb mir!“ Dauda ſchaute ſie eine Minute lang feſt an; und als er gewahr wurde, daß der Dolmetſch ſich entfernt hatte, flüſterte er: „eine Feile,“ legte ſich auf den Boden und wandte Ayſche den Rücken. Der Kapitän ſchmähte heftig, gab ihr ſelbſt einige Ohrfeigen, und verbot ihr, ferner mit ihrem ehemaligen Gatten zu ſprechen; aber er hegte keinen Verdacht, wegen der wenigen Worte, die ſie gewechſelt, und befragte ſie auch gar nicht hierüber.

Dauda aber, der mit den andern Sklaven eingeſchloſſen war, ermahnte dieſe Tag und Nacht, einen hochherzigen Verſuch zu Wiedergewinnung ihrer Freiheit zu wagen. Er ſprach von der geringen Anzahl Weißer und machte ſie auf die ſtets zunehmende Nachläſſigkeit ihrer Wächter aufmerkſam.

Eines Tages warf ihm Ayſche ein Stück Zwieback zu, und machte dabei ein Zeichen, das nur er verſtand. Der Zwieback enthielt eine kleine Feile; von dieſem Werkzeuge hing das Gelingen des Komplots ab. Dauda hütete ſich anfangs wohl, die Feile ſeinen Gefährten zu zeigen, aber als die Nacht eingebrochen war, begann er unverſtändliche Worte zu murmeln, die er mit ſonderbaren Geberden begleitete. Nach und nach wurde er lauter und ſchrie. Nach den verſchiedenen Tönen ſeiner Stimme hätte man glauben können, er ſey in lebhaftem Geſpräche mit einer unſichtbaren Perſon begriffen. Alle Sklaven zitterten, und zweifelten nicht, der Teufel befinde ſich in dieſem Augenblicke in ihrer Nähe. Dauda endigte dieſe Scene durch ein Freudengeſchrei.

„Kameraden,“ rief er aus, „der Geiſt, den ich beſchworen, hat mir endlich gegeben, was er mir verſprochen; in meinen Händen halte ich das Werkzeug unſerer Befreiung. Jetzt braucht Ihr nur ein wenig Muth, um Euch frei zu machen.“ Er ließ ſeine Nachbarn die Feile berühren, und ſo handgreiflich die Lüge auch war, ſo fand ſie doch bei den dummen Leuten Glauben.

Nach langem Harren kam der große Tag der Rache und Freiheit. Durch einen feierlichen Eid vereint hatten die Verſchworenen nach reiflicher Ueberlegung ihren Plan feſtgeſtellt.

Kapitän Amadeus war an dieſem Tage ſehr heiter geſtimmt; wider ſeine Gewohnheit begnadigte er einen Schiffsjungen, der die Peitſche verdient hatte. Er lobte den Quartoffizier wegen ſeines Man-

növers, erklärte der Mannschaft seine Zufriedenheit, und kündigte ihr an, daß in Martinique, wo sie bald anlangen würden, jeder Mann ein besonderes Geschenk erhalten werde.

Die Sklaven feilten ihre Eisen so, daß man sie mit der geringsten Anstrengung vollends zerreißen konnte. Nachdem sie einige Zeit Athem geholt, nahmen sie sich alle bei der Hand und schickten sich zum Tanze an, während Dauda den Kriegsgesang anstimmte. Dann legte sich Dauda, als hätte ihn die Anstrengung erschöpft, der Länge nach zu den Füßen eines Matrosen nieder, der nachlässig am Plattbord lehnte. Alle Verschworenen thaten das Gleiche, bis jeder Matrose von mehren Schwarzen umgeben war.

Plötzlich stößt Dauda, der sachte seine Fesseln zerbrochen hat, als Signal zum Angriff einen Schrei aus, zieht den Matrosen, bei dem er sich befindet, an den Beinen, wirft ihn nieder, setzt ihm den Fuß auf den Leib, entreißt ihm sein Gewehr, und schießt den Quartoffizier damit todt. Zur selben Zeit wird jeder Wache habende Matrose gepackt und umgebracht. Von allen Seiten erhebt sich Kriegsgeschrei. Einer der Ersten fällt der Hochbotsmann, der den Schlüssel zu den Fesseln hatte. Eine Masse Neger überschwemmt das Oberdeck. Wer keine Waffen bekommen kann, der ergreift Spillstangen oder die Ruder von der Schaluppe. Die europäische Mannschaft war jetzt verloren; aber Amadeus lebte noch, und sein Muth war ihm nicht im mindesten gesunken. Als er bemerkte, daß Dauda die Seele der Verschwörung sey, hoffte er, könnte er nur diesen tödten, leichter Spiel mit seinen Genossen zu haben. Mit donnerndem Zurufe, den Säbel in der Faust, sprang er auf ihn zu. Dauda stürzte sich auf den Kapitän, sein Gewehr am Ende des Laufes haltend, dessen er sich als Keule bediente. Dauda führte den ersten Streich; der Weiße aber wich dem Schlage durch eine leichte Körperbewegung aus; der Kolben schmetterte mit Gewalt auf den Boden und zerbrach; der Schlag war so heftig, daß die Flinte Daudas Händen entfiel. Er war ohne Waffen. Amadeus erhob mit teuflischem Lachen den Arm, um ihn zu tödten, aber Dauda war behende, wie die Panther seines Vaterlandes, er sprang seinem Gegner in den Arm und faßte die Hand, in der er den Säbel hielt. Bei dem wüthenden Kampfe fielen Beide nieder, aber der Afrikaner lag unten. Ohne sich entmuthigen zu lassen, preßte Dauda seinen Gegner gewaltsam zusammen, und biß ihm dann so grimmig in den Hals, daß das Blut wie unter den Zähnen eines Löwen hervorspritzte. Der Säbel entsank des Kapitäns geschwächter Hand; Dauda bemächtigte sich seiner, sprang mit Blut triefendem Munde auf, erhob sein Triumphgeschrei und durchbohrte seinen halb-

todten Feind mit mehreren Stößen. Nun war der Sieg nicht mehr zweifelhaft. Die wenigen noch übrig gebliebenen Matrosen wollten das Mitleid der Aufrührer anflehen; aber Alle, den Dolmetsch ausgenommen, der ihnen nie Uebles angethan, wurden niedergemetzelt.

Als der letzte Matrose in Stücke zerschnitten und in's Meer geworfen war, als die Schwarzen ihren Rachedurst gestillt hatten, da erhoben sie die Augen zu den Segeln, welche, von frischem Winde aufgeblasen, noch ihrem Unterdrücker zu gehorchen und die Sieger, trotz ihrem Triumphe, in das Land der Sklaverei zu führen schienen. „Nun ist Nichts gethan," dachten sie trüben Sinnes; „wird uns der große Fetisch der Weißen in unser Land zurückbringen, uns, die wir das Blut seiner Meister vergossen?" Einige sagten, Dauda vermöge ihn zum Gehorsame zu bringen; sogleich rief man diesen herbei.

Eine Ruhe heuchelnd, die er nicht besaß, erschien er auf dem Oberloff. Von hundert verworrenen Stimmen gedrängt, die ihn zur Leitung des Schiffes aufriefen, nahte er sich mit langsamen Schritten dem Steuer, als wollte er den Augenblick hinausschieben, der für ihn und die Andern über die Ausdehnung seiner Macht entscheiden sollte. Jeder auch der einfältigste Neger hatte den Einfluß bemerkt, den ein gewisses Rad auf die Bewegung des Fahrzeuges ausübt; aber in diesem Mechanismus lag stets ein undurchdringliches Geheimniß für sie; Dauda untersuchte den Kompaß und bewegte dabei lange Zeit die Lippen, als läse er die Charaktere, die er vor sich sah; dann legte er die Hand an die Stirne und nahm die nachdenkende Stellung eines Mannes an, der im Kopfe eine Berechnung unternimmt. Mit aufgesperrtem Munde umstanden ihn die Neger und folgten ängstlich allen seinen Geberden. Endlich führte er in jener Mischung von Furcht und Vertrauen, welche die Unwissenheit einflößt, mittelst eines Drucks eine heftige Bewegung am Steuerrad aus.

Bei diesem Mannöver sprang die Brigg von den Wogen auf, als wollte sie, entrüstet über den ungeschickten Piloten, mit diesem untergehen. Der nothwendige Zusammmenhang zwischen der Richtung der Segel und der des Steuers war gebrochen; das Schiff neigte sich dergestalt, daß man glauben konnte, es werde untergehen. Die Rahen tauchten in das Meer. Mehre Menschen wurden umgeworfen; Einige fielen über Bord. Bald erhob sich das Schiff wieder stolz gegen die empörten Wellen, als wollte es noch einmal mit der Zerstörung kämpfen. Da verdoppelte sich der Wind und plötzlich stürzten die zwei Masten gebrochen einige Schritte vom Verdecke herab und bedeckten das Oberloff mit Trümmern und einem dichten Netze von Tauwerk. Die Neger flohen unter die Luken und schrien um Erbarmen; da

aber der Wind keine Beute mehr fand, ſo erhob ſich das Fahrzeug und ließ ſich ſanft von den Wogen fortwälzen. Nun kamen die Beherzteſten wieder auf das Oberloff und befreiten es von den Trümmern, mit denen es bedeckt war. Dauda blieb unbeweglich, das Knie an das Kompaßhäuschen geſtützt. Ayſche ſtand an ſeiner Seite, aber ſie wagte es nicht, ihn anzureden.

Nach und nach traten die Schwarzen heran; es entſtand ein Gemurmel, das ſich bald in einen Sturm von Vorwürfen und Verwünſchungen verwandelte. „Treuloſer! Verräther!“ riefen ſie, „Du trägſt die Schuld an unſerm Unglück; Du haſt uns an die Weißen verkauft; Du haſt uns zum Aufruhr gegen ſie gezwungen. Du hatteſt uns verſprochen, Du werdeſt uns in unſer Land zurückführen. Wir Unſinnigen haben Dir Glauben geſchenkt! Und jetzt gehen wir Alle zu Grunde, weil wir den Fetiſch der Weißen beleidigt haben!“ Dauda hob ſtolz das Haupt, und eingeſchüchtert wichen die Schwarzen zurück. Er ergriff zwei Gewehre, gab ſeinem Weibe ein Zeichen ihm zu folgen, ſchritt durch den Haufen, der ſich ihm öffnete, und ging auf das Vordertheil des Schiffes zu.

Hier errichtete er eine Bruſtwehr von Fäſſern und Brettern und ſetzte ſich ſodann in die Mitte dieſer Verſchanzung, aus der die Bajonete der beiden Flinten drohend hervorblitzten. Man ließ ihn in Ruhe. Während die einen Aufrührer weinten, ſtreckten die andern die Hände gen Himmel und riefen ihre und der Weißen Fetiſche an. Die Einen knieten vor dem Kompaß, deſſen immerwährende Bewegung ſie bewunderten, und baten ihn, er möchte ſie in ihr Land zurückführen, die Andern legten ſich in dumpfer Niedergeſchlagenheit auf das Oberloff. Unter den Verzweifelnden denke man ſich Weiber und Kinder vor Angſt heulend und mehr als vierzig Verwundete, um Hülfe flehend, die ihnen Niemand leiſtete.

Da erſcheint ein Neger ſtrahlenden Angeſichts auf dem Oberloff. Er kündigt an, daß er den Ort entdeckt habe, wo die Weißen ihren Branntwein aufbewahren. Seine Freude und ſeine Haltung beweiſen hinreichend, daß er ſo eben ein wenig gekoſtet hat. Bei dieſer Nachricht verſtummt das Geſchrei der Unglücklichen auf eine Weile; ſie laufen in die Vorrathskammer und überladen ſich mit dem Getränke. Eine Stunde ſpäter ſah man ſie auf dem Verdecke ſpringen und lachen und ſich allen Ausſchweifungen viehiſcher Trunkenheit hingeben. So ging der übrige Tag und die ganze Nacht hin.

Beim Erwachen am Morgen neue Verzweiflung. Viele Verwundete waren in der Nacht geſtorben; das Schiff ſchwamm umgeben von Leichnamen hin. Die See ging hoch; unglücksſchwangere Wolken flogen am Himmel. Man hielt Rath.

„Die Weißen allein,“ sprach Dauda, „kennen die mächtigen Worte, welche diese großen hölzernen Gebäude in Bewegung setzen. Aber wir vermögen diese leichten Barken zu lenken, die denen unseres Landes gleichen (er wies auf die Schaluppe und die andern Böte der Brigg). Füllen wir sie mit Lebensmitteln an, besteigen wir sie, und steuern wir nach der Richtung des Windes; mein Herr und der Eurige wird ihn gegen unser Land hinwehen lassen.“ So unsinnig der Plan war, so schenkte man Dauda doch Glauben. Unvertraut mit dem Gebrauche des Kompasses, konnte man unter fremdem Himmelsstriche nur auf den Zufall umherirren; Dauda aber bildete sich ein, wenn er ganz geradezu vorwärts steuere, so werde er am Ende ein von den Schwarzen bewohntes Land finden.

Bald war Alles zur Einschiffung in den Stand gesetzt; aber nur eine Schaluppe und ein leichter Nachen waren brauchbar. Das reichte nicht hin für etwa achtzig noch lebende Neger; die Verwundeten und Kranken mußte man preisgeben; die Meisten baten, man möchte sie tödten, ehe man sie verlasse.

Nachdem die beiden Böte mit unsäglicher Anstrengung flott gemacht und über die Maaßen beladen waren, verließen sie das Schiff auf stürmischer See, welche alle Augenblicke sie zu verschlingen drohte. Der Nachen entfernte sich zuerst. Dauda hatte mit Ayscha in der Schaluppe Platz genommen, die, viel schwerer und belasteter, beträchtlich zurück blieb. Noch hörte man den Klageruf einiger am Bord der Brigg gelassenen Unglücklichen; als eine starke Welle von hinten über die Schaluppe stürzte und sie mit Wasser füllte. Im Nachen gewahrte man das Mißgeschick, aber die Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung, aus Furcht, sie möchten einige Schiffbrüchige aufnehmen müssen. Beinahe Alle, welche die Schaluppe bestiegen, ertranken; höchstens ein Dutzend konnte die Brigg wieder gewinnen, darunter Dauda und Ayscha. Als die Sonne unterging, sah man den Nachen am Horizont verschwinden — was aus ihm geworden ist, hat man nie erfahren. Ziehen wir einen Schleier über das eckelhafte Gemälde der Qualen des Hungers, der bald entstand. Nach wenigen Tagen lebten nur noch Dauda und Ayscha am Bord der Brigg Augusta.

In einer stürmischen, schauerlich finstern Nacht lag Ayscha auf einem Polster in der Kajüte des Kapitäns, und Dauda saß zu ihren Füßen; Beide schwiegen lange Zeit. „Dauda,“ rief Ayscha endlich, „Dauda, Alles was Du leidest, leidest Du meinetwegen!“ „Ich leide nicht,“ antwortete Dauda mit herbem Tone, und warf die Hälfte eines Zwiebacks, der ihm noch geblieben war, auf das Polster neben ihr Haupt.

„Behalte es für Dich,“ sprach sie, den Zwieback sanft zurück-

ſchiebend; „ich habe keinen Hunger mehr. Warum noch eſſen? hat denn nicht meine Stunde geſchlagen?“ Dauda erhob ſich, ohne zu antworten, ſtieg ſchwankend auf das Oberloſſ und ſetzte ſich neben die gebrochenen Maſten. Da ſenkte er den Kopf auf die Bruſt und pfiff die Weiſe ſeines Stammes. Plötzlich ließ ſich ein gewaltiger Lärmen durch das Getöſe des Windes aus der tobenden See vernehmen; ein Licht erſchien. Dauda hörte Geſchrei und ein breites ſchwarzes Schiff glitt neben dem ſeinigen hin. Er ſah nur zwei durch eine Laterne beleuchtete Geſtalten und ein Tauwerk. Noch einen Schrei ſtießen dieſe Leute aus und das Schiff verſchwand vom Winde getrieben im Dunkel. Ohne Zweifel hatten die Wächter das ſchiffbrüchige Fahrzeug wahrgenommen, aber das Unwetter ließ keine Wendung nach der Seite zu. Einen Augenblick ſpäter ſah Dauda die Flamme einer Kanone und hörte den Lärmen der Exploſion; dann ſah er die Flamme einer zweiten Kanone, aber er hörte keinen Lärmen mehr; dann bemerkte er nichts weiter. Den andern Tag erſchien kein Segel mehr am Horizont. Dauda legte ſich auf ſeine Matte und ſchloß die Augen. In dieſer Nacht war Ayſche geſtorben.

Einige Zeit nachher erblickte eine engliſche Fregatte (die Charlotte) den Rumpf eines entmaſteten Schiffes, das augenſcheinlich ſeine Mannſchaft verloren hatte. Eine Schaluppe wurde ausgeſetzt; dieſe traf eine todte Negerin und einen ſo abgemagerten Neger, der mehr einer Mumie, als einem Menſchen glich. Er war nicht mehr bei Beſinnung, aber man konnte noch einen ſchwachen Athem bemerken. Der Wundarzt trug Sorge für ihn und als die Charlotte vor Kingston vor Anker ging, war Dauda vollkommen hergeſtellt. Um ſeine Geſchichte befragt, gab er an, was er wußte. Der Pflanzer der Inſel wollte, man ſolle ihn als rebelliſchen Neger hängen; aber der Gouverneur, ein menſchenfreundlicher Mann, intereſſirte ſich für ihn, weil er fand, ſeine Sache ſey zu rechtfertigen, indem er nach Allem nur von ſeinem Selbſtvertheidigungs-Rechte Gebrauch gemacht und überdieß nur Franzoſen umgebracht hätte. Man behandelte ihn, wie die am Bord eines Sklavenſchiffes ergriffenen Neger, welche confiſcirt werden. Man gab ihm die Freiheit, das heißt, man ließ ihn für die Regierung arbeiten, aber er empfing ſechs Pence im Tage und Nahrung. Es war ein ſchöner Mann; der Oberſt des fünf und ſiebenzigſten Regiments ſah ihn und ſtellte ihn bei der Muſik ſeines Regiments an, um das Klingſpiel zu tragen. Er lernte ein wenig Engliſch, ſprach aber ſelten. Dagegen trank er übermäßig Rhum und Taſia..... Er ſtarb im Hoſpitale an einer Bruſtentzündung.

Aus Mainz.

Stadttheater.

Ich kann nicht dafür, wenn dieses Bild einem Nachtstücke ähnlich sieht, oder die Lichtpunkte in demselben allzusehr von Schatten zurückgedrängt sind; denn ich fasse den Zeitraum von drei bis fünf Jahren in den Rahmen, eine Epoche, worin unser Theaterwesen mannigfache Umgestaltungen, und selbst eine neue Aera erlebt hat. — Das alte Haus genügte nicht mehr, und es ward ein neues gebaut, ein prachtvoller Tempel, ein Lustsitz der Musen, eine heitre Wohnung für die heitre Kunst. Wir traten mit mächtigen Hoffnungen in den neuen Tempel und in die neue Aera; — es blieben Hoffnungen! Wahrlich, nicht ohne schmerzvolle Erinnerungen können wir vor dem alten Hause vorübergehen, zumal wenn wir bedenken, daß es dem Genius der Kunst nicht um schimmernde, sondern um würdige Verehrung zu thun seyn kann! Hat in diesem alten Hause nicht Haake gewirthschaftet, der edle Mann, der verständige Direktor, der bedeutende Künstler? Gingen hier nicht die ewigen Gestalten Shakespeare's, Lessings, Göthe's über die kleine Bretterwelt? Haben wir hier nicht unter Haake's vortrefflicher Leitung so schön geträumt von der goldenen Zeit der dramatischen Kunst? Haben wir nicht mit ihm gelebt und geschwärmt in dem wonnigen Bereiche des alten, griechischen Kothurns? Ach, das ist vorüber! Das alte Haus ist zur Kaserne geworden, das neue ist aus der Erde emporgestiegen, weit schöner, als jenes, aber ohne jene Lessing'schen, ohne die Shakespeare'schen Gebilde! — Haake ist weggekommen; denn er war zu gut für seine damalige Theaterepoche, und wollte nicht gerade gut genug seyn, mit seiner Ueberzeugung, mit seiner Gesundheit und seinem Vermögen sich die Anerkennung zu kaufen. Er ging nach Breslau. —

Es kamen neue Direktoren. Sie hatten viele Vortheile für sich, besonders den Vortheil, daß mit dem neuen Theater auch eine neue

Theaterwuth in die Menſchen fuhr, welche Theaterwuth wir aber nicht verdammen wollen, denn ſie hatte ihre ſchöne Begründung in der vorigen Schule; man hatte bei Haake gelernt, was die Bücher werden können für das Leben, für den Kunſtgeſchmack, ſelbſt für die Veredlung des Herzens. Alſo ward der Theaterbeſuch Bedürfniß, einen Platz im Theater zu haben, ward Ton, und die Kaſſe ſtand ſich herrlich. Was hätte dieſes neue Regime nicht alles für das Inſtitut thun können? Zu welcher bedeutenden Kunſthöhe hätte es geſteigert werden müſſen? Was hätte Haake mit dieſen guten Mitteln vermocht, da er mit ſchlechten Mitteln Großes vermochte? Aber Meter und Wolf ſtanden an der Spitze — und wie von dieſen die Intereſſen der Kunſt gewahrt wurden, wiſſen wir nun! Geiz und Habſucht waren die Motive ihrer Handlungsweiſen; die alten Träume von würdiger Verehrung Melpomenens paßten nicht in ihren Kram; ſie wollten der Menge genügen, wie der Direktor im Vorſpiel zu Göthe's Fauſt; die luſtige Perſon jenes Vorſpiels fehlte auch nicht, die das Höhere perſiflirte — aber es fehlte der Dichter, der für das Hohe begeiſtert war; darum gelang Meter und Wolf das böſe Spiel! Für unſer gutes Geld wurden wir mit Hoffnungen hingehalten und mit Täuſchungen abgeſpeist. Charakterlos, wie das Repertoir, war auch die Summe der Leiſtungen des Perſonals. Dieſer ſchöne Tempel und dieſer erbärmliche Dienſt der Kunſt — es war eine bittere Satyre auf unſern Kunſtſinn, eine heilloſe Parodie auf Haake's vortreffliche Schule! Die Direktoren gingen und lachten in's Fäuſtchen. Der Fluch der Kunſtfreunde begleitete ſie! —

Remie kam, unſer jetziger Direktor. Die erſte Lebensregung, die er von ſich gab, war — daß er für dießmal nichts thun könne, weil die Leitung für die Theaterſaiſon von 1834 ihm zu ſpät übertragen worden ſey, als daß noch ächte Künſtler herbeizuſchaffen möglich geweſen wäre. Alſo abermalige Täuſchung! Was geſchah? Wir gingen in's Theater, begnügten uns mit der Mittelmäßigkeit, ſchufen einen Theaterertrag, der früher nie ſo ſtark war (80,000 fl.), und ließen uns mit der Zukunft tröſten. Sollte man da nicht glauben, wir empfänden den Mangel des Guten und des Schönen gar nicht, oder wir ſeyen lau für die heiligen Intereſſen der Kunſt? Aber dem iſt nicht ſo! Der Mainzer iſt wohlwollend gegen Aufrichtigkeit, ſtreng und unbarmherzig gegen die Schamloſigkeit. Hätte Remie, ſtatt ſeine Schwäche einzugeſtehen, mit einer Kraft geprahlt, die nirgends wahrgenommen wurde, gewiß es wäre ihm übel ergangen! —

Zum Glück thaten wir wohl daran, noch etwas auf Direktorenwort zu bauen. Remie verſprach uns für die Saiſon von 1835

goldene Berge, und er ſcheint zum Theil Wort halten zu wollen. Wenigſtens iſt Remie ein Ehrenmann, zeigt guten Willen für das Inſtitut, Sinn und Liebe für die Kunſt, und viele Fähigkeiten. Wir haben freilich Vorzügliches auch dießmal nur an der Oper, und das Drama iſt auch unter Remie arm, ſehr arm! Aber wenn ich dieß Verhältniß beklage, ſo muß ich im Allgemeinen den Geſchmack des Tages beklagen. Wo iſt die Stadt, wo das Drama ſich mit der Oper meſſen dürfte? Man will unterhalten aber nicht erhoben ſeyn, man ſucht Reize aber keine Stärkung, man wähnt im Leben Größen genug zu haben, um ſie nicht erſt in den Höhen der Kunſt zu ſuchen. Seydelmann ſelbſt, der größte Mime der Zeit, hat er nicht Mühe, im Urtheile der Menge ſich auf der Höhe des Ruhmes dieſer oder jener abgöttiſch verehrten Roſine, Norma, Alice ꝛc. des Tages zu erhalten? — Unſere Oper iſt gut; Baß, Tenor, Bariton, Alt, Sopran, kurz alle Stimmen- und Rollen-Qualitäten ſind zwei-, dreifach, meiſt gut, oft vorzüglich beſetzt; der Dirigent der Oper (Hofkapellmeiſter Ganz) voll Fleiß und guten Willens. Das Orcheſter von ſeltener Präciſion und Güte; der Chor kräftig, Maſchinen und Dekorationsweſen ganz vortrefflich — was bleibt da für den ächten Ohren- und Augenſchmaus noch zu wünſchen übrig?! Es leben Roſſini, Bellini, Auber, Donizetti, die Helden des Tages! — So hat aber die Oper doch wenigſtens einen Charakter, nur das Drama hat keinen! Heute wird ein ſchlechtes Luſtſpiel gut gegeben, morgen ein gutes verhunzt. Aechte Tragödien ſind Seltenheiten; tauchen ſie einmal auf, müſſen wir ſie mit Thränen erkaufen, wenn auch nicht mit Thränen der Rührung, doch mit Thränen des Mitleids über das vergebliche Sichabmühen kleiner Talente an großen Motiven und Charakteren! Nur das Kotzebue'ſche und Iffland'ſche Konverſationsſtück geht zuweilen in würdiger Geſtalt über unſere Bretter. Aber man wird dieſer Hausmannskoſt nachgerade müde; man weilt nicht gern immer im Schlamme der Alltäglichkeit und Kleinlichkeit, man ſehnt ſich doch zuweilen auch hinaus aus der Sphäre der Hofräthe in die Heimath des Genius und der Kraft — und wehe dem, der dann für jetzt noch bei uns Befriedigung ſucht. Doch wollen wir von Herrn Remie auch für das Drama noch Manches hoffen. —

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Wien, den 7. November.

·: Einer der Koriphäen des Leopoldstädter Theaters, der Prototyp der süddeutschen komischen Maske, Ignaz Schuster, ist heute gestorben. Vor wenigen Tagen erst nahm er öffentlich Abschied von der kleinen Bühne, und jetzt mußte er so schnell von der großen Weltbühne abtreten. Da sein Wirken zu Ende war, wurde er abgerufen; seinen Culminations-Punkt, überhaupt seine Glanzperiode, wo er als Staberl, Wölferl, Knackerl Naturmaler war, und Aller Zwerchfell erschütterte, hatte er längst schon überlebt. Friede seinem Staube! er hat seine Sendung hienieden erfüllt, denn er hat viele Menschen lachen gemacht, und das ist beim Himmel! mehr, als was so viele Helden thaten, welche die Menschen weinen machten. — Die Gley-Rettig gibt im Hofburgtheater Gastrollen und gefällt sehr, wie sie denn immer auch schon früher als engagirtes Mitglied der hiesigen Hofbühne gefallen hat, und auch blos wegen Kabale und Liebe ausgetreten ist, nicht wegen Schiller's Kabale und Liebe, sondern wegen Kabale à parte und wegen Liebe à parte. Jetzt ist das Engagement schwieriger, da sie den, zwar nicht unbrauchbaren, aber auch nicht ausgezeichneten, für das Burgtheater ganz überflüssigen Herrn Rettig als Beigabe in den Kauf bringen will; als Gretchen (in Faust) ist sie wirklich unübertrefflich. — Das Schicksal des Hofoperntheaters, das in der letzten Zeit durch Düport sehr herabgekommen, einer Residenzbühne ganz unwürdige Produktionen gab, ist noch immer nicht entschieden. — In der Literatur ist Stagnation; die Theater-Zeitung charlatanisirt fort, die Schikh'sche Zeitschrift für Mode und Wissenschaft, jetzt unter eines Herrn Withauers Redaction, vegetirt fort, die Jahrbücher der Literatur schreiten wacker fort, die österreichische Zeitschrift unter Leitung Kaltenböcks siecht fort, die kleinen Blätter kriechen fort ꝛc. — Saphir hat ein eigenes Journal herausgeben wollen, was ihm aber nicht gestattet wurde. Desto enger hat er sich nun mit Bäuerle verbunden, und ist dessen Quasi-Mit-Redakteur

Aus dem Brief eines Reisenden aus Brünn.

Ich mußte mich Geschäfte halber diesen Sommer über bis zum Monat November in Brünn aufhalten, und hatte dabei Gelegenheit zu der Bemerkung, wie ein kluger Theater-

Direktor, der seine Mittel geltend zu machen weiß, auch in kleineren Provinzstädten (Brünn zählt beiläufig 36,000 Einwohner) bei seinem Publikum in der ungünstigsten Theaterzeit eine Vorliebe für die Bühne unterhalten und ihm so ausgezeichnete Genüsse gewähren kann. Ich selbst habe das Theater mit geringer Unterbrechung fast unausgesetzt besucht, denn ein anziehender vorzüglicher Gast folgte dem andern, und Jeder wurde von dem guten Ensemble trefflich unterstützt, so gedrängt die Darstellungen nach einander Statt haben mußten, — denn es wird auch in Brünn das ganze Jahr über täglich gespielt. So sah ich in fortgesetzter Reihe folgende Gäste in ihren vorzüglichsten Rollen in Brünn: Herrn und Madame Rettich, geb. Gley, Herrn Pauli und Herrn Pusch vom Hoftheater in Dresden, Mlle. Wolf vom Theater in Cöln, Herrn Scholz, den berühmten Komiker vom Theater an der Wien, Herrn Birnbaum vom Hof-Theater in Cassel, Herrn Carl La Roche, Mlle. Peche und Mlle. Wildauer vom Hofburgtheater in Wien, Herrn Moritz, K. würtembergischen Hofschauspieler aus Stuttgart (in früherer Zeit ein Mitglied der Brünner Bühne), die Alt-Sängerin Mad. La Roche und endlich die gefeierte Schröder-Devrient und Fräul. Charlotte v. Hagn. — An neuen Stücken wurde bei Gelegenheit dieser Gastspiele gegeben: Die Einfalt vom Lande, die Reise auf gemeinschaftliche Kosten, die Liebesboten, Abenteuer auf dem Eilwagen, Bürgerlich und Romantisch, der Hirsch, die Schwäbin, Capricciosa, die Vorleserin, Nach Sonnen-Untergang, der Liebe und des Zufalls Spiele, die Braut aus der Residenz, das goldene Kreuz, die Entführung vom Maskenball, Eulenspiegel, Fortunats Abenteuer, Wahn und Wahnsinn, Conradin, Mährchen im Traum, Stimme der Natur, Lüge und Wahrheit, Alboin, Tochter des Geizigen, Tasso's Tod.

Literarische Uebersichten.

DIE KRÜMCHEN-FEE
(La fée aux miettes)
von
Carl Nodier.
Aus dem Französischen übersetzt von
K. v. Kronfels.

Aarau. 1833. Verlag von H. R. Sauerländer.

— * Nodier sagt: er könnte seine Erzählung weiter ausdehnen, allein diese Ereignisse müßten dann in einer naiveren, weniger geistreichen Sprache erzählt werden, als die französische ist. Daß der Verfasser seine Sprache auf Kosten der andern geistreich nennt, wollen wir der nationalen Eitelkeit des Franzosen zu gut halten; wenn er aber den Mangel an Naivetät, an der nothwendigen Unterlage des Mährchens kennt, so darf man ihn fragen, warum er es unternommen hat, die Krümchen-Fee zu schreiben? Der geistreiche Nodier hätte erkennen müssen, daß ohne die Naivetät der Sprache die Feen-Geschichte die Hälfte ihres Werthes verliert. Ich glaube, man sollte dieses Genre der Dichtung den Deutschen überlassen; auf deutschem Boden trägt sie goldene Früchte, auf fremder Erde treibt sie nur Blätter, aber keine Blüthen. Der kindliche Sinn der Deutschen macht diese empfänglich für das Mährchen, darum besitzen sie auch mehr Schöpferkraft für solche Poesie. Nodier erlahmt so bald, und spinnt dann den Faden langweilig fort. — Das Interesse für den Stoff hat sich bei ihm nicht erhalten, wie soll es sich beim Leser erhalten. Unsere Fantasie muß es widrig anregen, daß die Fee ein häßliches altes Weib ist und bis auf einige Traumnächte ein solches bleibt; daß der Held sich mit einem, mehre Jahrhunderte alten Zwerge mit Fangzähnen verbindet. Eine solche Figur könnte bei unsern Dichtungen nur als böse Fee dienen, oder sie müßte mit einem Schlage der häßlichen Hülle entschlüpfen, und für das Auge des Geliebten wenigstens in ewiger Schönheit prangen. Daß das Ganze die Erzählung eines Irren ist, ändert die Sache nicht, denn das Irrenhaus ist ja nur das Gefäß, in welchem Nodier seinen geistigen Trank reicht. Die Uebersetzung vermochte das Gegebene nicht für unsern Gaumen zu würzen.

ANDREAS
von
George Sand (Madame Dudevant).
Deutsch von Ludwig.

Coblenz, 1833, bei R. F. Hergt.

— * Die Verfasserin führt uns in eine kleine ländliche Welt; das Unglück bricht nicht stürmend in die Scene, eine sanfte Trauer entwickelt sich aus übergroßer Reizbarkeit des Gefühls, und bringt den Tod einer zarten Blume, die in besseren Händen ein reiches Leben entfaltet haben müßte. Diese kleine Welt ist aber mit so lebhaften Farben geschildert, ihre unscheinbaren Interessen und Intriguen treten so scharf in das Licht, daß man sich in den Kreis hineingebannt sieht, ob er gleich nur aus einem Landjunker, einer eifersüchtigen Nätherin, einer schwärmerischen Blumenmacherin, einem schwachmüthigen jungen Menschen, des Landedelmanns Sohn, und einem liederlichen Burschen besteht, der indessen dem Leser ein treues Bild der anmaßenden jungen Leute gibt, wie man sie in allen kleinen Städten Frankreichs zum Ueberdruß findet, von denen man sich so gerne zu den höchst liebenswürdigen Fünfzigern flüchtet. Madame Dudevant zeichnet eine Weiblichkeit ohne Pruderie,

ohne jenen angemaßten weiblichen Stolz, den Schriftstellerinnen den Genossinnen ihres Geschlechts beilegen, um der Welt die Versicherung zu geben: »so sind wir.« Die Verfasserin spielt nicht selbst in der Novelle mit, macht nicht eine ihrer eigenen verfehlten Leidenschaften zum Musterbilde der Liebe, die sich in diesem Buche entspinnt, — sie vermeidet diesen obersten Fehler der Romane, die wir Damen zu verdanken haben. Dem Uebersetzer ist es nicht vollkommen gelungen, die Liebenswürdigkeit des Ausdrucks nachzubilden.

Musik.

Halevy hat eine neue Ouvertüre zu seiner Oper „die Jüdin" geschrieben, welche zum ersten Male aufgeführt wurde, als der König und die Königin der Belgier der Vorstellung beiwohnten.

Theater.

Stuttgart, 10. Nov. 1835.

* Herr Marr, Regisseur des Braunschweiger Hoftheaters, dessen Gastspiele schon vor einiger Zeit in der Europa angekündigt waren, ist bis jetzt viermal hier aufgetreten, und zwar als Shylock im Kaufmann von Venedig, als Soliman in Zriny, als Baruch in Dienstpflicht und als Abdallah in Rafaele. Der Standpunkt des Gastes war kein leichter. Man war seit geraumer Zeit gewöhnt, alle Rollen, welche Herr Marr zu spielen pflegt, von Seydelmann geben zu sehen, und man weiß ja, wie gern sich jedes Publikum in unnützen Vergleichungen herumzutreiben pflegt, statt die Individuen an und für sich zu betrachten und zu beurtheilen. Ueberdieß waren der Erscheinung des Gastes Sagen vorangegangen, die man zwar nicht zu seinem Nachtheile erfunden hatte, die aber jeden Falls der Aufmerksamkeit der Stuttgarter eine schiefe Richtung zu geben im Stande waren. Talent und ein kräftiger Wille brechen sich indessen überall Bahn, und ein tüchtiges Anfassen von Seiten des darstellenden Künstlers wird dem Zuschauer stets den Grad von Achtung einflößen, der ihn alle Nebendinge rasch auf die Seite schaffen heißt, und eine freie Beobachtung bewirkt. Herr Marr gewann sich bei allen seinen bisherigen Vorstellungen Beifall im Publikum. Seine Produktionen werden hauptsächlich effektvoll durch kecke Zeichnung und frische Färbung. Ueber den Geist seiner Auffassungsweise und die speciellen Nuancen seiner Darstellung nach dem Schlusse der Gastspiele.

— Die Eröffnung des neuen Gaité-Theaters in Paris steht bevor. Der Prolog heißt: Vive la Gaité! Dann folgt ein Drama in drei Akten: la Tache de Sang und ein Vaudeville: Un Tissu d'horreurs. *)

Russisches Theater in St. Petersburg.

Seit der ersten Woche nach Ostern 1834 bis zum Carneval 1835 wurden 311 russische Vorstellungen gegeben, von denen 262 zum Vortheil der Direktion, 35 zum Vortheil verschiedener Künstler, und 4 Gratis-Vorstellungen waren. Letztere bei Gelegenheit der Einweihung der Alexandersäule. Während der großen Fasten, wo die Theater geschlossen bleiben, fanden zwei Koncerte im Michael-Theater statt, von denen eins zum Vortheil der Invaliden, das andere zum Vortheile des Kapellmeisters Haase war. Im Laufe des Theaterjahrs gab man 48 neue Stücke, nämlich 5 Tragödien,

*) Es lebe der Frohsinn; der Blutfleck; ein Gewebe von Schrecknissen.

worunter 3 Originale, 1 aus dem Französischen und 1 aus dem Deutschen; 6 Dramen, von denen 5 aus dem Französischen; 4 große Lustspiele, alle aus dem Französischen; 4 kleine, wovon 2 aus dem Französischen; 3 große Opern aus dem Französischen, Zampa, die beiden Nächte und Robert der Teufel; 24 Vaudevilles und Singspiele, von denen 20 aus dem Französischen und 2 Ballets. Folgende Stücke zählten die meisten Vorstellungen: 1) das Trauerspiel: Fürst Michel Wassiliewitsch Skopin Schuisky, von Kukolnik — 6 mal; 2) das Drama aus dem Französischen: Henriette — 11 mal; 3) die Lustspiele Soliman II., oder die drei Sultaninnen, nach dem Französischen, und Vater und Pathe, gleichfalls nach dem Französischen — jedes 4 mal; 4) das kleine Lustspiel: das erste Debut, nach dem Französischen — 7 mal; 5) Robert der Teufel — 25 mal; Zampa — 18 mal; das Vaudeville: Herr Jovial — 21 mal; das Ballet: Cäsar in Aegypten von Titus — 20 mal. Außerdem wurden 7 alte Ballete neu einstudirt und der Bauchredner Alexander gab 17 Vorstellungen. Diese Notiz wird einen Maaßstab für den Geschmack der russischen Bevölkerung der Hauptstadt abgeben können. Die hohe Welt besucht vorzugsweise das französische Theater; das russische Theater behauptet des Nationellen wegen aber dennoch den ersten Rang; das deutsche Theater ist unbedeutend.

Künstler-Prozeß.

Mad. Malibran hat sich von Herrn Johann Rossi, dem Mailänder Theater-Korrespondenten, der ihr das dortige Engagement verschaffte, das ihr jeden Abend an 3,000 Fr. einträgt, wegen der Summe von 250 Fr. verklagen lassen, welche er als Courtage von ihr in Anspruch nahm. Die große Künstlerin und reiche Dame verschmähte es nicht, vor Gericht zu erscheinen, um den ihr zugeschobenen Eid zu leisten, daß Johann Rossi bei ihrem Engagement nicht thätig gewesen war. Dieser ist aber der Vorstand aller Theater-Agenten in Italien und seiner Ehrlichkeit wegen bekannt. Da ganz Mailand von Rossi's Unterhandlung in dieser Angelegenheit unterrichtet war, so weiß man jetzt ziemlich gewiß, daß der schöne klangvolle Mund, der bis jetzt nur auf der Bühne in Liebessachen falsch schwören durfte, nun auch vor Gericht einen falschen Eid geschworen hat. Nun denke man sich, was das für Aufsehen macht! Ein sonderbares Völkchen, diese italienischen Künstler! Paganini feilscht mit einem Journalisten um 20 Franken, und läßt sich von ihm dafür herunterreißen, und eine Malibran unterzieht sich lieber einem entehrenden Prozeß, um 250 Fr. zu retten. Wenn das so fortgeht, werden wir bald nur Geklingel des Geldes in allen diesen schönen Tönen vernehmen.

Weiblicher Muth.

Man zeigt seit einigen Tagen eine Menagerie in Valenciennes. Das Interessanteste dabei ist ein junges, zartes Mädchen mit schwarzen Augen und sanfter Stimme, das mit dem Muthe Martin's und van Aken's in den Käfig der Hyäne geht, sie aus der Hand fressen und wie ein Windspiel über einen Stock springen läßt. Auch zu der Löwin geht diese Amazone, spielt mit ihr und schießt zwei

Bürgermeister Dr. Lueger, Vizebürgermeister Dr. Neumayer, Stadtrat Dr. Ritter v. Newald, Stadtrat Dr. Ritter v. Steinbach, Stadtrat Dr. Ritter v. Zeidler, Stadtrat Dr. Ritter v. Zeidler, Stadtrat Dr. Ritter v. Zeidler

Der Präsident. Ihr arbeitet also nicht?

Der Alte. Zum Henker, mein Herr, ich habe zu meiner Zeit schon mitgemacht. Ich wurde in Spanien verwundet, und hatte erfrorene Füße bei dem Rückzuge von Moskau. Es geht mir schlecht, wie Sie wohl denken können. Ich bekomme nur Arbeit, wenn die Andern sie nicht mögen.

D. Pr. Habt Ihr keine Pension?

D. A. Pension? Nicht im Geringsten. Alles in Allem besitze ich nichts, als ein Blech zum Lumpensammeln.

Er wird aus Rücksicht zu 24 Stunden Gefängniß verurtheilt, und soll dann in ein Armen-Versorgungshaus gebracht werden. Der alte Soldat ruft, indem er abgeführt wird, mit halber Stimme: „Vive l'Empereur!“

Vermischtes.

Ein englischer Statistiker hat das Durchschnittsalter der sich in Paris verheirathenden Mädchen auf 21 Jahre herausgebracht.

— Delaroche, dessen Streit wegen der Malereien in der Magdalenen-Kirche mit dem Ministerium des Innern unsern Lesern noch im Gedächtniß seyn wird, ist nunmehr freiwillig zurückgetreten, und hat die 23,000 Fr. Vorschuß zurückgezahlt.

— Die Gesellschaft beduinischer Künstler, welche in Bordeaux Kunststücke gibt und bereits in Paris angekommen ist, besteht aus acht Männern und zwei Kindern von vier bis sechs Jahren. Einer von ihnen wird „der Alte“ genannt, und ist 36 Jahre alt. Dieß ist das verehrte Haupt der ganzen Truppe; er ist noch mehr als seine Gefährten der Andacht ergeben, und hat nur unter der Bedingung sich engagiren lassen, um zur rechten Zeit die Wallfahrt nach Mecca machen zu können. Herr Desormes, welcher mit den Beduinen herumreist, ist ein Franzose, dessen Reisen in Afrika ihn mit dem Haupte eines Stammes bekannt gemacht haben, von dem er die zehn Beduinen unter der Bedingung erhielt, daß er sie 1) nach drei Monaten in ihr Vaterland zurückbringe, und daß sie 2) ihre Uebungen nur in Frankreich zeigen. Die Beduinen sind braun; ein einziger von ihnen ist schwarz. Dieser Letztere trägt einen Bart nach der Mode der jeune France. — Sie trinken niemals Wein, und nähren sich von Früchten und Gemüsen. Ihre Stärke und Geschicklichkeit übertrifft Alles, was man in dieser Art gesehen. In Bordeaux haben sie Enthusiasmus erregt. Die ganze Umgegend kam herbei, um sie zu bewundern.

Man ist in Paris bemüht gewesen, ihnen ein Quartier zu verschaffen, das sie dem unsanften Fächeln eines Pariser Winkers nicht so aussetzt.

— Aus einem Tableau, welches die Gesellschaft der Gefängnisse in St. Petersburg herausgibt, ersieht man, daß während der Monate Mai, Juni, Juli und August d. J. sie an Geschenken erhielt 2565 Rubel 43 Kopek, womit 12 wegen Schulden Eingesperrte befreit wurden, deren Obligationen sich zwar auf das Doppelte beliefen, von welchen die Gläubiger jedoch fünfzig Procent herunterließen.

— Eine sonderbare Art von Wahnsinn zeigte sich kürzlich in einer Stadt in Frankreich. Ein reicher Eigenthümer war gestorben, und wurde

unter großer Begleitung zu Grabe bestattet. Der Kirchhof lag außerhalb der Stadt. Plötzlich erscheint ein bleicher Mann mit verwirrten Zügen, und befiehlt, daß der Zug halten solle. Die Freunde des Verstorbenen, welche ihn selbst zur Ruhestätte tragen, erschrecken darüber so sehr, daß sie den Sarg fallen lassen. Sogleich wirft sich nun jener Mann darüber hin, und ist bemüht, ihn zu öffnen. Nach dem ersten Schrecken versuchen die Andern, sich seiner Person zu bemeistern, und erkennen nun erst einen der besten Freunde des Verstorbenen, welcher verlangt an die Stelle seines Freundes gelegt und beerdigt zu werden, da jener seiner Familie sehr nothwendig sey, er aber ganz unnütz auf der Welt umher laufe. Nur mit Mühe konnte man ihn abhalten, dieses Opfer der Freundschaft darzubringen. Endlich gelang es jedoch, ihn nach Hause zu führen, wo er unter Aufsicht gestellt wurde. Man glaubt, daß der plötzliche Todesfall seines heißgeliebten Freundes den Verstand des Mannes verwirrt habe.

— Nach zuverlässigen Nachrichten aus Breslau beschäftigt sich Professor Steffens noch immer ausschließlich mit der Herausgabe seiner angekündigten Novelle: die Revolution, und bereitet außer derselben jetzt nichts weiter zum Druck vor, als noch ein kurzes Fragment aus seinen in Berlin gehaltenen Vorträgen über Religions-Philosophie für eine wissenschaftliche Zeitschrift. — Die verbreiteten Nachrichten über die literarische Wirksamkeit dieses Gelehrten sind also durchaus falsch und unwahr.

— Zu Bellini's Monument sind bis jetzt 12,656 Franken eingegangen. Herr Thiers hat 500 Fr., Aguado 250 Fr. beigetragen.

— Kürzlich wurde der Redacteur-Gérant des Charivari vor Gericht gezogen. Zu Anfang des Verhörs fragte der Präsident den Beklagten: „Herr Simon, kennen sie den fraglichen Artikel?“ — „Nein,“ erwiederte Herr Simon, „denn ich saß in St. Pelagie, und konnte mit Niemand verkehren.“ — „Ehe Sie Gérant des Charivari waren, Herr Simon, sind Sie Schusterjunge gewesen (garçon cordonnier)?“ fragte der Präsident weiter, und Herr Simon antwortete: „Ja!“ — Der Präsident konnte sich nicht enthalten, hinzuzufügen: „Es scheint seltsam, daß Sie nun Gérant einer Zeitschrift geworden sind.“ —

— In der Nähe von Hastings (in England) lebt eine Dame, welche am 22. Sept. ihr 103. Jahr erreichte. — Sie ist die jüngste von drei Schwestern, von denen die eine 105, die andere 104 Jahre zählt. Eine derselben hat ein Söhnchen von 80 Jahren. Vor zwei Jahren starb eine vierte Schwester in ihrem 101. Jahre.

— Der Courier de l'Ain meldet, daß der mehrgenannte Uhrmacher Junod in Genf, der die große Erbschaft von einem Engländer gethan haben sollte, sich dieß nur in seiner fanatischen Begeisterung eingebildet hat. — Inzwischen hat er schon mehre große Schlösser in der Gegend von Genf gekauft, und da man seinen ungeheuren Reichthum für notorisch hielt, hatte man ihm dieselben zu sehr hohen Preisen überlassen; allein die, welche ihn zu prellen dachten, sind jetzt selbst die Geprellten, da alle Käufe rückgängig werden, indem nichts

bezahlt werden kann. Der reiche Erbe wird nun aus ſeinen Schlöſſern in's Irrenhaus ziehen.

— Mit dem 1. Januar 1836 hört die königliche Lotterie in Frankreich auf. Schon lieſt man auf den Boutiken, wo früher die Lotterie-Einnehmer ihr Weſen trieben, mit großen Buchſtaben: „Boutique à louer.“

— Madame Malibran, für die der Muſikverleger Troupenas in Paris bereits 200 Franken zu Bellini's Denkmal gegeben hat, ſchickte kürzlich aus Mailand noch 400 Fr. zu dieſem Zwecke ein.

— In der königlichen Bibliothek zu Paris befindet ſich ein Buch, das in alphabetiſcher Ordnung die Namen aller derer enthält, welche unter Robespierre's Regierung das Leben verloren haben. Es füllt dreihundert Seiten.

— Vor einigen Tagen fuhr der König von Belgien, ſeine Gemahlin und die königliche Familie nach Verſailles in einem Omnibus zu 24 Plätzen. Ein Detachement Nationalgarde und ein Huſaren-Piquet ſprengten neben dem Wagen mit gezogenem Säbel.

Nekrolog.

Der Künſtler, der die intereſſanten Blätter, die unter dem Titel: „Berliner Witze“ allgemein bekannt worden ſind, zeichnete, iſt am 2. Oktober in Berlin geſtorben. Er hieß Franz Burchhardt Dörbeck. Er war am 22. Febr. 1799 zu Fellin in Eſthland geboren, wo ſein Vater Schneidermeiſter war. Schon im 19. Jahr war er als Graveur bei der Kaiſerlichen Bank in Petersburg angeſtellt, und verheirathete ſich. Seine Frau ſtarb jedoch bald, und aus Gram verließ er Petersburg. In Riga, wo er ſich nur 3 Jahre aufhielt, lernte er die Kupferſtecherkunſt, verheirathete ſich zum zweiten Male, und kam im Jahr 1823 nach Berlin. Hier durchlebte er ſchlimme Zeiten, und erreichte nur mit großer Mühe die Stufe, die er zuletzt einnahm. Auch ſeine zweite Frau verlor er, und im Jahr 1833 heirathete er zum dritten Male. In der Kupferſtecherei hat er, wenn auch nicht gerade Ausgezeichnetes, jedoch tüchtige und brauchbare Arbeiten geliefert. Im Zeichnen verdankt er die glänzendſten Erfolge dem eigenen Talente und Fleiße. Er hinterläßt eine Wittwe, drei Kinder — und kein Vermögen.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unſern Leſern:

1) Die Bildniſſe der Malibran und Cinti-Damoreau, in ganzer Figur. Sie ſind Abends in ihren Logen (die Garderobe-Zimmer des Theaters) gezeichnet, und ſehr ähnlich.
2) Herrmann's Kriegsgeſang bei Beſiegung der Franken. Eine originelle Kompoſition eines franzöſiſchen Dilettanten.

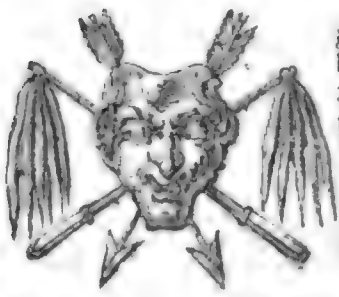
Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 8. 18. November. 1835.

Neuere Dichter.



Das Leipziger Tagblatt (Nro. 305) bringt folgendes Gedicht mit der französischen Ueberschrift:

Mémoire au Caffée (Café) Français à Leipsic.

Da es aber kein Mémoire, sondern ein Gedicht ist, so soll dieß Wort hier so viel als „Andenken" oder „Zum Gedächtniß" heißen. Man sieht, daß der Dichter französisch versteht.

Lispelnd umrauscht mich der Quell der Najaden,
Umrankt von der Rebe üppigem Grün,
Wo demantne Tropfen in Marmor sich baden,
Orangen im dunkelen Laubwerke glühn!
Wo Kraft des Nordens mit Freiheit des Südens,
Geschmack mit Kunst und Zartheit sich eint,
Da thronen die Segnungen des Friedens!
Doch wo man Willkühr nur und Despotie beweint,
Wo jeder herrscht und alle walten,
Wie's nur beliebt! O da entfalten
Sich weder Wissenschaft noch Kunst!

Berlin, den 21. October.

v. Tedtenberg.

— Das Münchener Tagblatt bringt ein Sonnet auf das Bayerische braune Bier, (das weiße wird als unpoetisch und nicht begeisterungsfähig bei Seite gelassen):

Du Malz-Nektar! gewürzt mit bittrem Hopfen,
O Bayrisch Bier! — berühmt in allen Zonen,
Wo man Dich braut — nur da ist gut zu wohnen;
Die Dich entbehren — weh den armen Tropfen! —

Nur Du machst Herz und Pulse freudig klopfen,
Von Jüngling, Mann, von Greisen und Matronen;
Doch frisch vom Faß — schmeckst echten Bierpatronen
Du nur, und nicht aus Flaschen da mit Pfropfen.

Und charaktristisch ist dies Faßtrunks Wollen
Denn, wie bei Menschen, hasset auch vom Biere
Der offne Bayer, jedes innre Grollen. —

Gern frischheraus, ohn' allem Wortgeziere,
Sagt seine Meinungen — wie's Männer sollen.
Und hält's auf gleiche Weise — mit dem Biere.

NB. Um dieses Gedichtchen gemeinnütziger zu machen, wünscht man davon einzelne elegante Abdrücke auf Subscription zu veranstalten; und obschon an einem Sonnette nicht viel zu lesen ist, schmeichelt man sich doch, hinsichtlich des hochpatriotischen Gegenstandes, den es besingt: daß dafür der Betrag Einer Maaß Bier — nach der Kaffeehaustaxe — nicht zu abschreckend erscheinen wird. —

Das NB. am Schlusse ist ganz besonders bezeichnend.

— Der Hamburger Erzähler enthält in seiner Nr. 43 folgenden artigen Scherz mit der Ueberschrift „An Wilhelmine":

Auserwählte Wilhelmine,
Mit der heitern, zarten Miene,

Reizend bist Du auf der Bühne,
Glüht die Wange vom Karmine.
Süße, holde Apfelsine,
Gerne würd' ich zur Ruine,
Würde meine Hoffnung grüne.
Doch Du stichst wie eine Biene,
Daß das Herz sich nicht erkühne,
Und in Liebe treu Dir diene.
Reichst Du aber, kleine Kühne,
Auch den Honig mir zur Sühne?
Wenn ich jetzt vor Dir erschiene,
Spielend sanft die Violine,
Oder gar die Mandoline,
Schmölze Deiner Brust Lawine?
Sprächst aus Deines Mund's Rubine
Hell der Liebe Cavatine,
Und der Wangen Balsamine,
Und der Augen Kohlenmine,
Hätten sie die Dampfmaschine
Meines Herzens, die Kamine
Meiner Brust mit Holz und Kiene?
Senke nicht des Blicks Gardine
Durch der Wimpern Mousseline;
Denke, ich sey ein Bramine,
Der, getragen vom Delphine,
In der Hoffnung Pellerine
Eingehüllt, vor Dir erschiene,
Flehend: »Fülle, Wilhelmine,
Meiner Sehnsucht Punschterrine!«
Sprich, ob ich dann wohl verdiene
Eine indische Blondine,
Hochbebrämt in Hermeline,
Oder Dich, o! Wilhelmine,
Oder eine Eisenschiene?
Sprächst Du: »Eisen«, Wilhelmine,
Spräng' ich in die Punschterrine,
Ließ mich fressen vom Delphine,
Hing' mich an der Pellerine,
Kriegte dann die Cholerine,
Und zerplatzt' als Dampfmaschine!

Kunst.

In München scheint doch noch die Kunst stark nach Brod zu gehen. Ein Portraitmaler erbietet sich in den dortigen Blättern in Miniature auf Elfenbein für den Preis von 3 fl. 30 kr. gelungene Gemälde zu liefern, und verspricht die Arbeit zurückzunehmen, wenn die Aehnlichkeit nicht vollkommen ist.

Theater-Zeitung.

Es schaudert mich — heißt es im Berliner Gesellschafter — daß den Theater-Artikeln in mancher deutschen Zeitschrift sich gar nicht ausweichen läßt; — ich muß gestehen, es ist mir unfaßlich, wie ein Redakteur sich immer in Einem und Demselben umtreiben kann, in Dingen, deren einzige Veränderung fast nur darin besteht, daß man sich Eines und Dasselbe immer aus einer andern Stadt schreiben läßt, nur mit einigen anderen Namen dazwischen. Das Entsetzen, was seine bessern Leser bei so engem Kreise der Wiederholungen befällt, sollte man meinen, müßte doch endlich auch über einen solchen Redakteur kommen; aber weil es so bequem ist, das Breite zu verbreiten, das Lange zu verlängern und im lieben Endlosen kein Ende zu finden, versteinert sich bei ihm der Gedanke: die Lesewelt will es so.

Der Halley'sche Komet.

Der berühmte Astronom Herr v. Boguslawski in Breslau berichtet: Mondschein und trübe Witterung scheinen sich mit einander verbunden zu haben, uns den Anblick des Kometen, welcher nur alle $^3/_4$ Jahrhundert den Erdbewohnern zu Theil wird, für dießmal bedeutend zu verkümmern. Vor der Erdnähe am 12. Okt. war seine Entfernung von der Sonne so groß, daß er von dieser nur eine schwache Beleuchtung seiner ohnedieß beinahe völlig durchsichtigen Nebelgestalt erhalten konnte, und die Richtung seines Schweifes von uns abgewendet. Erst nach der Erdnähe zeigte sich der letztere in einer günstigeren Lage, und namentlich am 15. Okt. in einer Länge von 24 Grad den unbewaffneten Augen, welche also von demselben eine Ausdehnung von 1,800,000 Meilen überschauen konnten. Seit dieser Zeit nähert er sich fortwährend der Sonne, wodurch er noch immer von Tage zu Tage eine hellere Beleuchtung empfängt, und zum großen Theil das immer wieder an Deutlichkeit gewinnt, was er durch die fortwährende Entfernung von der Erde verliert. Denn obwohl er heute schon wieder über $18^2/_3$ Millionen Meilen von uns entfernt ist, also ungefähr eben so viel, als am 19. Sept., so muß er doch,

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

Fig.

verdankte der Autor also einem Druckfehler. Die Ironie des Zufalls ist oft bitter. (Eleg. Zeitung.)

Oekonomisches.

Herr J. v. Brandenburg, der Verf. von „Eine neue Welt" und vieler anderer Schriften, theilt Folgendes in dem Leipziger Tagblatte mit, das alle Beachtung verdient:

Der schmackhafteste Gänsebraten.

Da die Borsdorfer Aepfel zum Füllen des Martini-Gänsebratens etwas zu theuer, und um doch die gebratene Gans eben so schmackhaft und gewiß noch schmackhafter zu haben, so fülle man sie à la polonaise mit eingemachtem Sauerkraute, und verfahre wie auf die gewöhnliche Weise. Das überflüssige Fett der bratenden Gans amalgamirt sich auf das Wundervollste mit dem Sauerkraute, und der Braten selbst gewinnt mehr an Saftigkeit und überhaupt auch besserm Geschmack, indem der Sauerkohl als Zuspeise dazu benutzt, und als leckerer Imbiß betrachtet werden kann.

— Um Kattuntücher u. s. w. vor dem Ausgehen der Farbe während der Wäsche zu bewahren, so nehme man nicht zu wenig Alaun, koche es in einer gehörigen Quantität Wasser, und indem dasselbe noch heiß, weiche man den Gegenstand bis zum Erkalten hinein, trockne denselben, und die Farben werden nicht ausgehen.

Allerlei.

Ein neues Fabrikat sind die Palmwachslichter, die rosa und weiß, das Pfund zu 9½ Sgr., in Berlin bei C. Schwarz verkauft und allgemein empfohlen zu werden verdienen.

— Demoiselle Heinefetter ist gegenwärtig in Dresden, und hat in einem Hof-Conzerte zum ersten Male mit ausnehmendem Beifall gesungen.

— In einer außerordentlichen Sitzung der vereinigten Schneider- und Schuhmacher-Innung in Leipzig beklagten sich die meisten Individuen über den ungeheuern Kostenaufwand, den ihnen die Mahnbriefe am ersten eines jeden Monats verursachten, da die Lohnschreiber sich sehr theuer bezahlen lassen, wenn sie dergleichen Schemata ausfertigen sollen. Nachdem von mehren resp. Ober- und andern Meistern verschiedene Motionen gemacht worden waren, wie man diesem Uebel am besten abhelfen könne, verwandelten sich die kombinirten Zünfte in einen engen Ausschuß, und hielten eine geheime Sitzung, welche vom Sonntag Nachmittag bis zum blauen Montag währte. Die Folgen dieser Conferenz zeigten sich schnell. Gleich am andern Tage erhielten die dasigen Putzmachermamsells und Blumenfabrikantinnen den Auftrag, 13,000 Vergißmeinnichte für die ehrenwerthen Innungen anzufertigen, und wenige Tage nachher, am 1. Juli d. J., überreichten die Schneider- und Schuster-Bursche den Schuldnern ihrer resp. Meister, anstatt eines gewöhnlichen Mahnbriefes, als symbolisches Erinnerungsmittel an das zu zahlende Kleider- oder Stiefel-Honorar, ein schön gearbeitetes „Vergißmeinnicht!" **Probatum est — —**

Zweisylbige Charade.

(An eine eingebildete Schöne.)

Weil ich zu Dir gekommen,
Nennst Du, Geliebten mich;
Der Wahn sey Dir benommen,
Es täuscht die Erste Dich!

Ich kam zwar viele Male,
Wie es noch heut' geschah;
Doch weilt' ich in dem Saale,
Weil Du als Zweite da.

Doch glaubst Du, Dich zu sehen
Käm' ich zu Dir nur hin,
Zwingst Du mich zu gestehen:
Im Ganzen schweift Dein Sinn!

(A. d. Freischützen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 6 des Telegraphen.

Wasser. Wasserhose; Wasserdampf; Wasserfälle; Wasserspiegel; Wassergalle; Wasserkopf; Wasserscheu.

Dolores.

Spaniſche Novelle. *)

Es war an einem Sonnabend, den 24. Mai 1823. Die Sonne hatte noch weit bis zu ihrem höchſten Stande; die erſten Colonnen der franzöſiſchen Garde erſchienen auf dem Prado, deſſen Seitenalleen mit Madridern vollgepfropft waren. Der Frühling und die Koketterie ſchienen in jenem Augenblicke die entgegengeſetzteſten Meinungen zu verſchmelzen; royaliſtiſche und conſtitutionelle Damen beeilten ſich, der Bewunderung der Sieger ihre zierlichen Füßchen zu präſentiren, welche durch die Eleganz einer caſtilianiſchen Beſchuhung gehoben wurden; die ſchwarze oder weiße Mantille umgab den graziöſen Contur ihres Geſichts, ohne ihn zu verſchleiern, und lieh dabei ihren Köpfen den ungewohnten Anblick eines pikanten Putzes. Die Franzoſen ließen nach allen Seiten ihre Heldenblicke ſchießen, worin ſich die ſüßeſten und wollüſtigſten Lächeln theilten; man hörte nicht jenes tumultuariſche Geſchrei, das in den nördlichen Ländern als Zeichen der Volksfreude gilt, und ſelbſt unter den Augen ihrer Geliebten und Ehemänner, von deren rachſüchtiger Eiferſucht wir ſo viel hören, wagten es die ſchönen Hände, den fremden Kriegern Roſen zu überreichen, welche ihren Wünſchen geheime und holde Gunſt zu verſprechen ſchienen.

Einige Mädchen gingen Arm in Arm vorüber, und machten ſich ſowohl durch ihre lautere Freude, als durch ihre anmuthige Haltung bemerkbar. Obgleich ihre Kleidung und ihr Anſtand eine höhere Klaſſe der Geſellſchaft verkündeten, ſo beſchränkte doch weder eine Mutter, noch eine Erzieherin oder ſonſtige Begleiterin den Ausbruch ihrer fröhlichen Laune; eine ſolche Freiheit, die bei uns die Läſterzungen herausfordern würde, verſtößt in Spanien weder gegen die Sitten noch Vorurtheile. Eines dieſer Mädchen ſchien allein eine kalte

*) Dieſe in Ton und Geiſt ächt ſpaniſche Novelle verdient, daß wir die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer beſonders darauf hinlenken. D. R.

melancholiſche Strenge unter dem Muthwillen der Uebrigen zu behaupten. Sie hatte ſich der franzöſiſchen Colonne gegenüber geſtellt, ohne jedoch ihre Blicke dahin zu kehren. Dieſe Zurückhaltung trug aber nur dazu bei, daß die Augen aller Offiziere der ſiegenden Armee nach ihr gekehrt waren, und um ſo mehr, da ihre Schönheit von ganz ſüdlichem Charakter grell abſtach gegen die Gefühle, die ſie ausdrücken zu wollen ſchien. Ihr Feuer war bedeckt, aber nicht verlöſcht, und jeder ſcharfe Beobachter mußte ohne Mühe erkennen, daß es nur deſto heller im Innern brannte.

Einem franzöſiſchen Offizier, den wir Friedrich nennen wollen, war es gelungen, durch die Beharrlichkeit, womit er ſie betrachtete, die Aufmerkſamkeit der ſchönen Schmollenden auf ſich zu ziehen; ja, ſie ließ ſelbſt in ihrer Phyſiognomie eine Miſchung von Vergnügen und Zorn ſehen. Nachdem der junge Mann mit ſeinen Leuten nach der Kaſerne San Mateo marſchirt war, welche in einer Nebenſtraße, am Ende der Straße von Fuencarral lag, machte er ſich ſo ſchnell wie möglich, gleichwie ſeine Kameraden, vom Dienſte los; aber indeß dieſe Caffeehäuſer und Reſtaurationen aufſuchten oder die Quartiere beſichtigen gingen, welche ihnen von dem Ayuntamiento zugetheilt waren, flog er, von einem einzigen Gedanken erfüllt, zum Prado zurück, den er zu ſeinem großen Verdruſſe faſt leer fand. Haſtig durchſchritt er die Alleen, und hatte nun die Freude, durch die Entfernung der Menge deſto leichter ſeine ſchöne Unbekannte zu bemerken, welche träumend und unbeweglich mitten unter ihren Gefährtinnen ſtand, faſt an demſelben Orte, wo er ſie gelaſſen hatte. Die andern Mädchen ſchienen eifrig bemüht, ſie aus ihren Gedanken aufzuſcheuchen. Er näherte ſich ihr zu ſchnell vielleicht, ſo daß ſie aufblickend eine plötzliche heftige Bewegung verrieth, die auf dieſem kühnen Geſichte faſt den Charakter des Schreckens annahm; es war eine flüchtige Wolke, die vielleicht jedem andern Auge, als dem der Liebe, unbemerkt geblieben wäre. Die Glut dieſes Klima's theilt ſich ſelbſt den Kindern einer nördlicheren Zone mit, und es gibt unter dieſen bevorzugte Herzen, welche, gleich dem Spiegel des Archimedes, die Kraft beſitzen, fremde Strahlen und Flammen in ihrem Buſen zu concentriren. Wie von einem unſichtbaren Stachel getrieben, zog die ſchöne Caſtilianerin ſchnell ihre Geſpielinnen durch die große und breite Straße von Alcala; dabei kehrte ſie ſich von Zeit zu Zeit um, um die Schritte einiger derſelben zu beſchleunigen, die ſich nur mit Mühe von den lachenden Alleen des Prado zu trennen ſchienen, deſſen herrliche Bäume in dem entholzten Spanien zu den Wundern gezählt werden; ihre Blicke fielen jedoch auch auf den jungen Fremden, als wollte ſie ſich verſichern, daß

er auch da ſey. Sie dachte nicht daran, in ihm die leiſeſte Hoffnung etwa durch ein Lächeln zu erregen, aber ſie ſah ihn, ſie wußte, daß er da war, ſie wußte, daß er für ſie da war, und ſie ſuchte nicht, dieß zu verbergen. Obgleich ſie nicht darüber nachdachte, ſo fand doch zwiſchen Beiden eine Art von Einverſtändniß Statt, das von Liebe nicht weit entfernt war.

Als man die Puerta del Sol erreichte, welche in Madrid faſt als Mittelpunkt zu betrachten iſt, wo ſich alle Straßen kreuzen, zerſtreute ſich die kleine Phalanx von Schönheiten, und die, welche das einzige Augenmerk Friedrich's war, wandte ſich, von zwei Freundinnen begleitet, nach der Plaza Mayor, welche ſie durchſchnitt, um die Calle deſſelben Namens hinabzugehen bis zu einem Seitengäßchen an dem Palais des Königs, mithin in dem entfernteſten und unbeſuchteſten Viertel der ſpaniſchen Hauptſtadt. Hier blieb ſie endlich an der Thür eines einfachen und beſcheidenen Hauſes ſtehen; ſie klingelte, wurde eingelaſſen, und die Thür ſchloß ſich ſogleich hinter ihr zu. Ihre Begleiterinnen, welche ſich ähnlich ſahen und gleich gekleidet waren, mithin Schweſtern zu ſeyn ſchienen, gingen noch weiter, und Friedrich, der mit einem Blick das äußere Bild der Wohnung ſeiner Schönen in ſein Gedächtniß geprägt hatte, ging ihnen nach, um ihre boshaften Anmerkungen abzuwenden, welche ſie ſonſt gewiß in Ausübung geſetzt hätten. Auch wollte er ihnen zu verſtehen geben, daß ſein Nachgehen ihnen gelte, und wollte zugleich ihre Wohnung wiſſen, im Fall ſie ſpäter eine Auxiliar-Truppe für ihn abgeben könnten. Endlich wurde er mit einem reizenden Doppellächeln belohnt, welches ihm als Zeichen gelten konnte, daß eine Jede von ihnen ſich einbildete, ſein Herz beſiegt zu haben, und daß weder die Eine noch die Andere ſich über ſeine Beharrlichkeit ärgerte. Nachdem er einige Zeit unter ihren Fenſtern ſtehen geblieben war und ſie ſich hinter den Jalouſien hatten ſehen laſſen, um einige Blicke und Zeichen mit ihm zu wechſeln, entfernte er ſich, das heißt, er flog dorthin, wo ſein Herz und ſeine Wünſche ihn riefen. Jetzt aber konnte er ſeine Geduld auf die Probe ſtellen: er mochte unter den Fenſtern hundertmal auf- und abgehen, Niemand ließ ſich daran ſehen. Er glaubte, daß er über die Zeit ausgeblieben war, in welcher eine Frau ſich einem Manne zeigen darf, der es wagte, ihr zu folgen, um ihm zu verſtehen zu geben, daß es ihr nicht ganz unangenehm war. Das Einzige, was er thun konnte, war, in einen der ſchlechten Läden der Nachbarſchaft zu treten, wo er ſich durch einige Einkäufe, deren er nicht bedurfte, bei dem Krämer einzuſchmeicheln ſuchte, und dann das Geſpräch auf eine Perſon lenkte, die er leicht bezeichnen konnte, da ſie ſich ſo tief ihm eingeprägt hatte.

Er erfuhr nun, daß sie Donna Maria de Dolores hieß; wir müssen ihren Familiennamen ebenso, wie den Familiennamen Friedrich's, den Lesern verschweigen. So viel wollen wir hier sagen, daß er mit Ehren von der Nation genannt wurde. Ihr Vater war in dem Unabhängigkeitskampfe gefallen, und ihre Mutter hatte sich hierauf, obgleich noch jung, in ein Kloster von Burgos zurückgezogen; denn unter den Mauern dieser Stadt ruhte die Asche ihres Gatten. Die junge Dolores, welche diesen Namen durch prophetische Eingebung erhalten zu haben schien, da ihre Zukunft ihn leider nur zu sehr rechtfertigte, führte in Madrid mit achtzehn Jahren ein ziemlich unabhängiges, wenn gleich zurückgezogenes Leben in dem Hause einer Tante, der Schwester ihres Vaters, welche durch Krankheit verhindert wurde, alle Schritte ihrer Nichte zu bewachen.

Friedrich suchte noch nach Mitteln, sich in das Haus einzuführen, als vorübergehende Kameraden ihn lachend zu einem gemeinsamen Mittagsmahl fortschleppten. Vorerst gingen sie aber zum Ayuntamiento, um sich über ihre Quartiere zu beklagen, mit denen sie nicht zufrieden waren. Man legte ihnen die Liste vor, um sich bessere auszusuchen, und Friedrich, den hiebei ein Blitz durchzuckte, forderte sogleich ein Billet auf Donna Concepcion, die Tante, um sich gleich nach dem Essen als unwillkommenen Gast ihr vorzustellen.

Die Nichte empfing ihn: sie ward roth und blaß in demselben Augenblicke, und auf ihrem südlich beweglichen Gesichte war ihre innere Stimmung zu lesen. Es war die Schamhaftigkeit und der Schrecken einer Spanierin, die von der Energie ihres Charakters jedoch bald unterdrückt wurden. Friedrich grüßte sie mit einer höflichen und respectvollen Miene, indem er ihr das Billet gab, das sie keines Blickes würdigte. Eine Art von Duenna, die sie begleitete, stieß, nachdem sie den Inhalt des Papiers erfahren hatte, einen Schrei des Entsetzens aus, und behauptete, daß es von der Behörde abscheulich sey, einen fremden Offizier armen Frauen, wie sie, als Gast zu senden.

„Nicht doch," sprach Dolores, indem sie mit festem und ruhigem Ton ihr in die Rede fiel." Der Herr erwartet sicher nicht jede Annehmlichkeit und Bequemlichkeit Frankreichs hier bei den Schlachtopfern der Franzosen zu finden."

Mit diesen Worten zog sie sich in das Zimmer ihrer Tante zurück, wo sie blieb, bis Friedrich, durch seinen Dienst genöthigt, ausgehen mußte.

Als er nach Hause kam, sah er wieder nichts von der Sennorita, und konnte es sich nicht verbergen, daß er allein es war, der ihr diese Zurückgezogenheit auferlegte. Er benützte jedoch ihre Abwesenheit, um

ſich bei der Duenna einzuſchmeicheln. Dieß war eine alte Arragoneſerin, welche nach unſerer lieben Frau del Pilar, d. h. vom Pfeiler, der Schutzpatronin der Stadt Zaragoza, Pilar genannt wurde.

„Ihr ſcheint mir nicht böſe zu ſeyn,“ ſagte die gute Alte nach einigem Zaudern mit einer leiſen Stimme, als wenn es ſich um ein großes Geheimniß handelte, „und doch meine ich, daß Ihr dazu beſtimmt ſeyd, überall nur Zwietracht zu ſäen. Während Ihr ausgegangen wart, kamen zwei Freundinnen meiner Sennorita, denen ich ganz unſchuldig Eure Ankunft in unſerem Hauſe erzählte. Aber ſtatt daß ich ihnen Eure Beſchreibung mittheilen wollte, fingen ſie an, Euch ſo trefflich herzumalen, daß ich nicht daran zweifeln konnte, ſie kennten Euch. Dabei lachten ſie ganz ſpöttiſch, und wie die Sennorita Dolores dazu kam, haben ſie ihr zu ihrem Siege gratulirt. Sie aber ſchien auf ihr boshaftes Geſchwätz nicht zu achten, und ſagte, bloß um ſie zu verabſchieden, ihre Tante, die ſich ganz wohl befindet, ſey ſchlimmer geworden. Mir aber befahl ſie, weder Sie noch irgend einen andern Beſuch zu ihr zu laſſen, ſo lange Ihr im Hauſe ſeyd. Dabei aber ſah ſie mich nicht gerade an, und fügte noch leiſe hinzu: es ſey ärgerlich genug für die arme Donna Concepcion, Euch im Hauſe zu haben, auch ohne das unbeſcheidene Geſchwätz ſo junger Närrinnen. Ich antwortete ihr nichts, denn ich kenne den Charakter der Sennorita, und ich weiß, daß ſie keinen Widerſpruch leidet, aber es iſt mir doch lieb, daß ich es Euch ſagen kann, weil Ihr wie ein wackerer junger Mann ausſehet, und ich denke mir, Ihr werdet nicht darauf beſtehen wollen, hier zu bleiben, um mein armes Fräulein mit ihren Freundinnen zu entzweien; denn Ihr findet ja wohl leicht ein beſſeres Quartier, als dieſes.“

„Aber wo werde ich eine andere Dolores finden?“ ſchrie der ungeſtüme Friedrich mit begeiſtertem Blicke, welcher der Alten wohl verrieth, daß ſie hier fehlgeſchoſſen hatte. „Ich kann es Euch nicht verbergen, meine liebe Pilar, ich liebe ſie bis zum Sterben, und nun ich das Glück habe, ihr ſo nahe zu ſeyn, wollt Ihr mir den Rath geben, mich zu entfernen? Nehmt dieſes geringe Zeichen meiner Dankbarkeit,“ — hier drückte er ihr ein Goldſtück in die Hand, — „und unterrichtet mich von Allem, was Ihr hören werdet, und was nach Eurer Meinung für mich von Intereſſe ſeyn könnte.“

Pilar hatte das verhängnißvolle Metall angenommen. Es wäre ihr nicht möglich geweſen, in Zukunft bei Friedrich's Projecten neutral zu bleiben; auch ſchien es ihr nicht ſehr darum zu thun zu ſeyn. Sie verſuchte es alſo, ihm in ſeiner Liebe zu dienen, jedoch ohne einiges Glück. Sie mochte noch ſo ſehr zur Jungfrau beten und ihr Kerzen

kaufen von dem Gelde, das ihr Friedrich gab: die einzige Jungfrau, die ihn hätte erhören können, blieb taub bei seinem stummen Flehen, das sie jedoch nur zu gut verstand.

Endlich beschloß er, sich eines heftigen Mittels zu bedienen. — Wer ihn wegen des Folgenden zu verdammen geneigt seyn sollte, hat keinen Begriff von der Gewalt, die spanische Augen unter jenem Himmel auszuüben vermögen.

Da er gewiß war, daß die Duenna es nicht wagen würde, sein Vorhaben offen zu durchkreuzen, so entschloß er sich, eines Nachts in Dolores Zimmer zu dringen. Diesem kühnen Unternehmen war keine förmliche Erklärung vorangeschickt worden, welche der bedrohten Schamhaftigkeit zugerufen hätte, daß sie auf ihrer Hut seyn sollte. Mit einer Fackel — denn selbst die Dunkelheit wollte er nicht zu seinem Schutze herbeiziehen — trat er vor das jungfräuliche Lager, wo die Schönheit schlief, ohne vielleicht zu ruhen. Er weckt sie vorsichtig auf, und indem er ihr einen Dolch aufdringt, den er bei sich trägt, richtet er selbst dessen Spitze auf sein Herz und flüstert ihr zu: „Jetzt kann ich mit Dir schalten, ohne dabei zu erröthen, denn es hängt von Dir ab, Dich zu vertheidigen.“

Und der Dolch blieb auf diesem unerschrockenen Herzen, bis die besiegte Dolores ihre Hand sinken ließ; — war es zu spät für ihre Tugend, mußte es nicht auch zu spät für ihre Rache seyn?

Glühend und ruhig schien die schöne Castilianerin sich endlich in ihr Glück zu ergeben, nicht aber in die Entfernung dessen, der es ihr bereitet hatte. Als Friedrich sich aus ihren Armen emporreißen wollte, sprach sie zu ihm: „Und hast Du denn geglaubt, daß es Dir erlaubt seyn würde, Dich von Deinem Schlachtopfer zu entfernen, um es der Schande und den Gewissensbissen Preis zu geben? Du wolltest Dich in dem Entzücken berauschen, das in der Liebe einer Spanierin ruht; nun sollst Du wissen, zu welchem Preise man sie erkauft.“

Er mußte sie in der That durch das Opfer seiner Freiheit erkaufen; er sah sich gezwungen, allem Umgange mit seinen Kameraden zu entsagen, und den wenigen Freuden, die Madrid einem Franzosen darbieten kann. Wenn ihn sein Dienst an einen Ort hinrief, so waren seine Schritte von Schritten gefolgt, die sich beständig zu vermehren schienen. Selbst wenn ihn seine Pflicht in dem engen Kreise eines Wachthauses zurückhielt, so gab ihm von Stunde zu Stunde, bei Tag und Nacht, ein abgeredetes Zeichen, das nur er allein verstehen konnte, die Gewißheit, daß das beobachtende Auge einer Schildwache unermüdlicher, als die unter dem Gewehr, über seine Treue wachte, viel-

leicht dann noch, wenn ſich ihm ſchlafend, auf Traumes Flügeln, ein fremdes Bild in ſein Herz ſtehlen wollte.

Wer wollte dieſes Glück wohl unruhig nennen, das tauſendmal ſüßer iſt, als es unſere langweilige Gleichgültigkeit zu faſſen vermag, und wann der Augenblick kam, der ſie vereinigen ſollte, ſo fühlten ſie ſich wie von einer durchſichtigen Wolke umgeben. Eine ſanfte, unſichere Stimme fragte Friedrich um Alles, was ihm während der Trennung begegnet war. Gehorſam verweilte er dann auf tauſend unbedeutenden Umſtänden, aber wann er endlich das Einzige mitzutheilen hatte, was ſie intereſſiren konnte, ſo ſchwieg er. Aber dieſes Stillſchweigen erklärte ein Lächeln, und zugleich hefteten ſich feurige Lippen auf die ſeinigen, um ihn zu belohnen für ſeine geheimnißvolle Beſcheidenheit.

Das Corps, worin Friedrich diente, erhielt den Befehl zum Abmarſch. Es ſollte nach Cadix marſchiren, um einen König aus der Haft zu befreien. Der junge Franzoſe wußte nicht, wie er dieſe ſchmerzhafte Nachricht ſeiner Geliebten mittheilen ſollte. Endlich, nachdem er damit zu Stande gekommen war, that ſie nur die einzige Frage: „Du haſt doch nicht gezaudert, will ich hoffen?“ Und wie ſie ſah, daß die Augen ihres Geliebten ſie um eine Erklärung zu bitten ſchienen, fügte ſie mit jener majeſtätiſchen Emphaſe hinzu, welche der caſtilianiſchen Mundart ſo eigenthümlich iſt: „Franzoſe, ich bin die Landsmännin des Cid und der Ximene, und wie ſie, müßte ich einen Geliebten verachten, der ſelbſt, wenn er mich für ewig verlieren ſollte, auch nur während einer Sekunde zwiſchen der Liebe und der Ehre ſchwanken könnte.“

Als der Augenblick des Abſchieds kam, glaubte Friedrich ſeiner Geliebten einige Rathſchläge ertheilen zu können, welche dazu beitragen ſollten, ihre traurige Einſamkeit zu erheitern. „Wir lieben nicht auf dieſelbe Weiſe,“ unterbrach ſie ihn feurig; „in dieſem Augenblicke bemerke ich es zuerſt. Ich will, daß Du leideſt, getrennt von mir, wie ich getrennt von Dir leiden will; ich will, daß mein trauriges Bild Dir erſcheine mitten in den Vergnügungen, welche Dich für Augenblicke berauſchen könnten. Lebe wohl; bedaure mich und reiſe.“ Friedrich reiste ab; ich überlaſſe es den Leſern, zu glauben, ob die erſte Hälfte dieſes Befehls vergeſſen wurde.

Er ging über den Tajo und den Guadalquivir, nach Toledo und Sevilla, und jener berühmteren Stadt, deren Namen mit Blut in den Annalen der Liebe eingeſchrieben iſt, Xeres de la Frontera, welches Spanien den Ungläubigen überlieferte. Unter den ſtolzen Mauern von Cadix warf er ſich in die Wellen, welche den Trocadero beſpülen

auf Lagerstätten in Indien und in Java. Bei der Analyse der Asche von der Insel Java fand man, daß in ihr Thorium enthalten war. Es ist also möglich, daß auch in Indien Thorium vorkommt. Ferner ist es möglich, daß auch in Java Monazitsand vorkommt.

Es ist ferner bekannt, daß in Ceylon Monazitsand vorkommt. Es ist ferner bekannt, daß auf Ceylon Thorium vorkommt. Es ist ferner bekannt, daß in

Aufſehen in dieſem Orte des Friedens. Die Aebtiſſin, die er im Sprachzimmer ſah, obgleich ihr ſein Beſuch nicht ganz unerwartet zu kommen ſchien, ſagte ihm, daß Donna Franciſca nie einwilligen würde, ſich dem Anblicke eines Kriegers auszuſetzen, von denen, welche auf Napoleons Befehl die Tage ihres Gatten verkürzten, und daß ſie nur durch Gewalt dahin gebracht werden könnte; mehr blieb ihr nicht, dem jungen Franzoſen zu antworten. In demſelben Augenblick hinterbrachte man ihr leiſe eine Botſchaft, die ſie auf ärgerliche Weiſe zu überraſchen ſchien; ihre noch eben ſo ruhigen und unbeweglichen Geſichtszüge verriethen es; ſie beſchleunigte den Abſchied des unglücklichen Friedrich, nachdem ſie ihn gebeten hatte, ihr ſeinen Namen zu ſagen, und das Corps zu bezeichnen, zu welchem er gehörte, wie auch den Wirth, bei welchem er einquartirt war, unter dem Vorwande, ihm vielleicht eine Botſchaft von Donna Franciſca mitzutheilen zu haben.

Troſtlos verließ Friedrich dieſes weite Grab, wo er gehofft hatte, das Leben wieder zu finden.

Er beſuchte die prächtige Kathedrale, und kniete nieder, nicht um Gott anzuflehen, ſondern um zu der Mutter der Schmerzen zu bitten, zu jenem Weibe, der Vermittlerin zwiſchen der Gottheit und dem Menſchen, reiner als die Engel des Himmels, weil ſie geprüfter wurde, deren unendliche Liebe mehr als die mütterliche, womit die Mutter des Schöpfers alle Geſchöpfe umfaßt, Theil nimmt an allen Leiden, die wir in dieſem ſterblichen Leben erfahren, ſelbſt an denen, die ſie nicht kennt, von deren Daſeyn ſie nicht einmal Kunde haben kann, da die unverlöſchliche Reinheit ihrer himmliſchen Seele ſich ihnen nie nahen konnte.

Es war Nacht geworden; er irrte ungewiß in den ſtillen Straßen von Burgos umher, und ſeine Schritte führten ihn nach einer Art von Platz oder Spaziergang, den man, wie ich glaube, den Eſpolon nennt. Ein Grabmal zog Friedrichs Aufmerkſamkeit auf ſich. Es war nur einfach, aber der Name, der daran glänzte, machte ein ſtolzes Mauſoleum daraus: es war das Grabmal des Cid.

Die Strahlen des Mondes, von leichtem Gewölke umfangen, fielen auf das unſcheinbare Grab, wo die Aſche eines Helden ruhte. Friedrich konnte ſeine Augen nicht davon losbringen. Er war von einer melancholiſchen Stimmung erfüllt, welche die empfinden, welche gefühlt, geliebt, das heißt gelitten haben.

Er hatte die unbewegliche Geſtalt einer Frau neben dem Grabe für eine ſchwarze Marmorſtatue gehalten; es ſchien ihm Ximene zu ſeyn; doch plötzlich fiel ihm ein, daß auf ſeinem Einmarſche in Spanien, als er durch Burgos zog, dieſe Figur nicht da geweſen war.

Er ſah genauer hin, und ging um die Einfaſſung, um ſie von verſchiedenen Seiten zu betrachten; da gewahrte er eine leichte Bewegung an der Statue. Er trat raſch auf ſie zu, und erkannte ..... Habe ich nöthig, ſie zu nennen? Gibt es einen Leſer, der ſie nicht ſchon errathen hätte?

Sie lag halb ohnmächtig auf dem Fuße des Monuments; ihre feuchten Augen waren nach dem Himmel gerichtet; nach den leuchtenden Sternen, wohin ihre Sehnſucht ſchwebte. Die nahenden Schritte erſchrecken ſie; ſie wendet den Kopf und erkennt ihn .... Allein mit ihr; rings Nacht, rings Stille; lag er zu ihren Füßen? lag er in ihren Armen?

„O heilige Jungfrau, Mutter der Schmerzen, meine heilige und himmliſche Beſchützerin! O Cid, Retter von Caſtilien, Retter des Glaubens der alten Chriſten! Und du, Mutter, die jetzt in frommer Zurückgezogenheit über meine Flucht verzweifelt! Schützet mich im Namen des Himmels! Schützet mich gegen mich ſelbſt; denn ich habe nicht den ſchrecklichen Muth, Euch gegen ihn anzuflehen!“

Dieſe Worte drängten ſich aus ihrer bebenden Bruſt; und in dem Augenblick, wo ihr Mund ſich öffnete, um Worte auszuſprechen, die ihr armes Herz verläugnete, hauchten ihre Lippen noch einmal Gelübde auf die Lippen des Fremden, jene flehenden Gelübde, welche Dolores ausſprach, um durch himmliſche Hülfe Kraft zu erlangen, ſich von dem loszureißen, den ſie liebte. Plötzlich fährt ſie aus der Umarmung, die ſie an ein Herz gefeſſelt hielt, das nur für ſie ſchlug; ſie greift nach Friedrich's Säbel, und reißt ihn aus der Scheide. Zur ſelben Zeit überreicht ſie ihm einen Dolch; er zögert bei ſeinem Anblicke. „Nimm ihn,“ ſagt ſie, „ich will es; Du wirſt bald ſehen warum, und was für ein Recht ich habe, es von Dir zu verlangen.“

Er gehorchte.

„Und nun erfahre, Unglücklicher,“ fuhr ſie mit einer entſetzlichen Ruhe fort, „um welchen Preis ich noch einmal die Deinige werden kann. Ich will gern für Dich eine Ewigkeit hindurch leiden; ich will Alles leiden, nur nicht Deine Abweſenheit. Im Himmel können wir nicht zuſammen ſeyn; meine Mutter hat uns den Weg dahin verſperrt, indem ſie mir die Einwilligung zur Verbindung mit einem Franzoſen verweigerte; uns bleibt daher nur die Hölle. Wirſt Du jedoch den Muth haben, ſie mit mir zu erwählen? Wenn Du mir mit dem Beiſpiel vorangehſt, ſo ſchwör' ich Dir, als katholiſche Spanierin, daß ich Dir folgen werde. Ein doppelter Selbſtmord befreie uns, und Satan ſelbſt wird uns enger verbinden, als der Himmel es jemals im Stande geweſen wäre.“

Nach einer Pauſe fragte ſie in demſelben Tone: „Nun, Friedrich, was willſt Du thun?“

Der unglückliche Friedrich zitterte zum erſten Male; ein kalter Schweiß ſtand auf ſeiner Stirne. Er entfernte ſich einen Schritt von ihr, nur einen einzigen Schritt; er ſchien einen Augenblick nachzudenken, nicht eine Minute. Auch Dolores erhob ſich; er wollte ihr entgegen treten, aber ſie ſtieß ihn verächtlich zurück mit dem Stolze einer Königin. „Du biſt nicht mehr gefährlich für mich,“ ſprach ſie, „leb wohl, leb wohl für immer! Ich fürchte Dich von jetzt an ſo wenig, daß ich Dir Deinen Säbel zurückgebe; ich kenne Dich nun; nicht Kühnheit mangelt Dir; aber mit Deinem ganzen Muthe wirſt Du, obgleich ich nun entwaffnet bin, weder meine Blicke noch meine Gegenwart ertragen können.“

Sie warf ihm den Säbel hin, und entfernte ſich majeſtätiſch; ſie ſchritt durch die Balluſtrade; Friedrich folgte ihr unmittelbar. Als ſie dieſen Ort verlaſſen hatten, wo ſich ihre ganze Zukunft entſchieden hatte, folgte er ihr in einiger Entfernung; er ſah ſie an die Kloſterpforte anklopfen. Man öffnete ſchnell; er hörte die verworrenen Stimmen der Nonnen; aber eine ihm wohl bekannte Stimme drang durch die andern hindurch, und ſprach in einem Grabeston die wenigen Worte, ohne ihre Abweſenheit zu entſchuldigen oder ihre Rückkehr zu erklären: „Meine Mutter, ich werde nicht mehr von hinnen gehen.“

Die Thür des heiligen Orts ſchloß ſich hinter ihr zu, und Alles umhüllte wieder der gewohnte Friede.

Aberglauben und Glaubensansichten im Volke.

(Schluß.)

Sommer-Sonnenstillstand.

Der alte, beinahe bei allen Nationen einheimische Gebrauch, den Sommer-Sonnenstillstand durch Anzünden von Feuern festlich zu begehen, ist noch in verschiedenen Provinzen von England beibehalten worden. Den Vorabend von St. Johann dem Täufer widmet man dieser Feierlichkeit. Manche heidnische, auf die Christen übergegangene Sitte wird in dieser Epoche des Jahres beobachtet. An gewissen Orten herrscht der sonderbare Gebrauch, daß man von einem Hügel ein mit Stroh umgebenes Rad schleudert, an welches man Feuer gelegt hat, wodurch offenbar die Sonne dargestellt werden soll, die zu dieser Zeit von der höchsten Höhe, zu der sie am Himmel gelangt ist, wieder herabsteigt. Viele Leute glaubten sonst, sie können sich durch dieses Mittel ihres ganzen Unsterns entledigen, den sie mit dem Rade herabrollen ließen. Die heidnischen Gebräuche bei diesem Feste können als Gegenstück zu den am Winter-Sonnenstillstand um Weihnachtszeit betrachtet werden. Beide Feste haben das Rad gemeinschaftlich, welches auf den alten runischen Tafeln die Weihnachtsfeier bezeichnete.

Als Beispiel des an den Vorabend des Sommer-Sonnenstillstands sich knüpfenden Aberglaubens führt man an, daß wenn eine unverheirathete Frau, welche den ganzen Tag gefastet hat, um Mitternacht ein weißes Tischtuch legt, und darauf Brod, Käse und Bier setzt, und sich dann, nachdem sie die Thüre offen gelassen, an der Tafel niederläßt, als wollte sie speisen, sie den Mann in das Zimmer treten sehen werde, den sie ehelichen soll; dieser werde mit einem Gruße auf ihre Gesundheit trinken, das Glas von Neuem füllen, es auf den Tisch setzen und sich mit einem zweiten Gruße entfernen.

(Das hat doch Deutſchland mit England gemein, daß ſich die meiſten abergläubiſchen Ceremonien, Schickſals-Befragungen an gewiſſen Tagen unter gewiſſen Formen auf heirathsluſtige Jungfrauen beziehen.)

Auch eine Giftpflanze wird an dieſem Abend geſucht, vor Schlafengehen unter das Kiſſen gelegt, und der Beſtimmte muß im Traume erſcheinen, wobei freilich der betäubende Geruch der Pflanze den halbwachen Träumen gut zu Statten kommen wird.

An manchen deutſchen Orten pflegen die Mädchen Johanniskraut zu pflücken und an die Mauer ihrer Kammern zu befeſtigen. Bleibt es in Folge der Feuchtigkeit der Wand friſch und grün, ſo darf die Jungfrau überzeugt ſeyn, daß vor Ende des Jahres um ihre Hand geworben werden wird; verwelkt der Zweig im Gegentheil, ſo glaubt man, das junge Weſen werde ebenſo hinwelken.

Man zündete ſolche Feuer nicht immer am Vorabend von Sanct Johann, ſondern häufig auch an dem von Sanct Peter an. In Beauvais zündete man ein Feuer von Reiſern auf dem Platze vor der Cathedrale am 28. Juni an, ebenſo in Paris bei der Sainte-Chapelle. Hier aber beſonders wurde ſeit der Erfindung des Schießpulvers das gewöhnliche Feuer in Kunſtfeuerwerk verwandelt, obgleich ein Reſt des alten Gebrauches beibehalten worden iſt, indem die Magiſtrate an demſelben Tage in jedem Jahre auf ceremoniöſe Weiſe auf dem Greveplatze ein Holzfeuer anzündeten, ehe ſie das Kunſtfeuerwerk abbrannten. Dieſes war von Vergnügungen aller Art, Muſik, Mahlen, begleitet. Man findet bei Sauval über die Antiquitäten von Paris eine Koſten-Rechnung, wobei unter den Ausgaben aufgeführt ſind: Symphonie, Bouquets, Roſenkränze, ſieben Fackeln, worunter ſechs von gelbem und eine von weißem Wachſe, mit Sammetbändern verziert, ein Fäßchen Streitfeuer, vier und zwanzig Pfund Biſam-Dragées, zwölf Pfund trockenen Confects, vier Pfund Camichons, vier große Marzepan-Torten, drei große Wappen von Königszucker für das Mahl des Königs, ſeiner Brüder und ihres Gefolges, zwei und ein halb Pfund feinen Zuckers für die Crêmes und Früchte, zweihundert und ſieben und fünfzig in Kapſeln geordnete Dragées für die Damen und Herrn u. ſ. f. Dem gewöhnlichen Vergnügen fügte man noch eine ſehr bizarre Unterhaltung bei; außer den Salven von ſchwerem Geſchütz und Hakenbüchſen war es gebräuchlich, lebendige Katzen zu verbrennen, deren Geſchrei eine gar ſonderbare Muſik bildete.

Bei den Feuern Johann des Täufers und den Freudenfeiern im Allgemeinen darf man eine Sitte nicht vergeſſen, nämlich die, über einen glühenden Herd zu ſpringen, wenn die halb erloſchene Flamme

den Sprung ohne Gefahr zuläßt. Der Urſprung dieſes Gebrauchs ſteigt zum höchſten Alterthume hinauf. Nach Theodoret herrſchte dieſer Aberglaube in ſeiner ganzen Gewalt unter den Chriſten des fünften Jahrhunderts. Damals nahmen Männer und Weiber an der frommen Unterhaltung gleichmäßig Theil, und die Mütter, die mit ihren Säuglingen auf dem Arme nicht ſpringen konnten, gingen rings um den Herd, überzeugt, daß ſie auf dieſe Weiſe begangene Fehler ſühnen und zukünftige Uebel abwenden könnten.

— In Deutſchland, haben wir beizufügen, iſt der Feuerſprung noch in mehren Gegenden, beſonders aber auf dem Schwarzwalde, üblich. Die Bewohner der umliegenden Hütten verſammeln ſich auf einem freien Platze; Jünglinge und Jungfrauen ſpringen hoch über die angezündete Flamme, und die Geſchicklichkeit erringt ſich bunte Preiſe. Fröhliche Gelage, Muſik und Tanz folgen dem Feuerſprunge, deſſen Entſtehung nicht allein mit Freudenfeiern zuſammenfallen mag, ſondern vielmehr als ein, im Verlaufe der Zeit in Volksbeluſtigung verwandelter Ueberreſt der bekannten Gottesgerichte erſcheint. —

Peter und Paul.

Der Herausgeber dieſer Blätter hat dieſen Tag übergangen, der wohl für England keine Bedeutung haben wird. In Deutſchland iſt die Meinung ſehr verbreitet, daß die beiden Apoſtel an dieſem Tage ihr Opfer in den Flüſſen haben müſſen: am Lech ein Schwein, ein Pferd und ein Kind; am Neckar ein Lamm, einen Laib Brod und einen Mann; an der Iller einen Brauknecht u. ſ. w. Dieſer Aberglaube iſt leicht zu erklären. Peter und Paul iſt einer der luſtigſten Tage in Deutſchland, und da ſich der Deutſche hauptſächlich bei Wein und ſchäumendem Biere der Natur und ſeines Daſeyns zu freuen pflegt, ſo mag der Mann die heiße Stirn am Abend wohl badend im Fluſſe kühlen wollen und ſein Grab in der kalten Fluth finden, und Kind und Lamm mögen durch des trunkenen Führers Unvorſichtigkeit zu Grunde gehen. — Die prachtvolle Girandola am Peterstage auf der Engelsburg in Rom gehört in ein anderes Kapitel.

Der Tag des heiligen Swithin (15. Juli).

Die vierzig Regentage, welche man jetzt dem Einfluſſe des heiligen Swithin zuſchreibt, gehörten ſonſt dem heiligen Johannes. Ganz England kennt die Vorzeichen, welche ſich an den heiligen Swithin knüpfen. Folgendes ſind die Umſtände, von denen man die Vorbedeutung ableitet. Swithin, Biſchof von Wincheſter, der im Jahr 868

ſtarb, verlangte auf offenem Kirchhofe begraben zu werden, und nicht im Chore der Cathedrale, wie es bei Biſchöfen gebräuchlich war. — Man vollführte ſeinen Willen, aber nach ſeiner Heiligſprechung glaubten die Mönche, es widerſpräche der Würde eines Heiligen, im offenen Kirchhofe zu ruhen, und ſie beſchloſſen, ſeine Ueberreſte auszugraben und nach der Kirche zu bringen. Der 15. Juli wurde zu dieſer Ceremonie anberaumt, welche mit großem Pompe vollzogen werden ſollte, aber am Morgen fing es an, von den Wolken herabzuſtrömen, und es regnete vierzig Tage unaufhörlich, wodurch man gezwungen wurde, dem Vorhaben zu entſagen. Die Mönche, überzeugt, daß es unnütz ſey, gegen einen Heiligen zu kämpfen, der über die Elemente zu gebieten vermöge, wollten ihn in ſeinem Grabe liegen laſſen, und ſobald ſie dieſen Entſchluß gefaßt hatten, beruhigte ſich Swithin; demungeachtet fährt er fort, die Nachkommen dieſer Eigenſinnigen in jedem Jahre an ſeine Gewalt zu erinnern.

Bei dieſer Gelegenheit muß der Einfluß auf Regenwetter angeführt werden, der in Frankreich gleichmäßig dem heiligen Medardus und dem heiligen Gervaſius zugeſchrieben wird. Daß man zwei, ſich ſo nahe ſtehende Tage für einflußreich hält, mag von einer Verwechslung durch den alten und neuen Styl herrühren.

Der Einfluß des Medardustages wird in Deutſchland hauptſächlich von den Weinbauern anerkannt. Iſt dieſer Tag erſchienen, ſo iſt kein Froſt mehr zu befürchten, worauf ſich der alte Reim bezieht:

Medard bringt keinen Froſt mehr her,
Der dem Weinſtock gefährlich wär.

Mit den vierzig Tagen des heiligen Swithin hat der in Deutſchland allgemein verbreitete Aberglaube Aehnlichkeit, daß es vierzig Tage regne, wenn es am Tage der vierzig Ritter (9. März) geregnet hat. Das Volk ſucht die unſeligen Vorbedeutungen dieſer Tage hauptſächlich durch Einhalten von Regeln mit günſtiger Vorbedeutung zu entkräften, ſtatt daß man in ſüdlichen Ländern, den Vorzeichen nachgebend, die Hände ſinken läßt. Die umfaſſendſte Vorſchrift iſt in Nachſtehendem enthalten:

„Säe Korn Egidii,
Haber, Gerſte Benedikti.
Säe Flachs Urbani,
Wicken, Rüben Kiliani.
Säe Hanf Germani;
Viti Kraut,
Erbſen Gregori,

Hugo Meyer, Berlin, Leipzig.
Hugo Meyer, Berlin, Paris.
Hugo Meyer, Berlin, Wien.
Hugo Meyer, Berlin, Zürich.
Hugo Meyer, Berlin, Zürich, Paris.
Hugo Meyer, Berlin, Zürich, Wien.
Hugo Meyer, Berlin, Wien.
Hugo Meyer, Berlin, Wien, Paris.
Hugo Meyer, Berlin, Wien, Zürich.
Hugo Meyer, Berlin, Wien, Zürich, Paris.

Hugo Meyer & Steinthal, Berlin, Leipzig.

Hugo Meyer & Steinthal, Berlin, Leipzig, Paris.

Hugo Meyer & Steinthal, Berlin, Wien.

Hugo Meyer & Steinthal, Berlin, Wien, Paris.

Hugo Meyer & Steinthal, Berlin, Zürich.

Hugo Meyer & Steinthal, Berlin, Zürich, Paris.

Hugo Meyer & Steinthal, Berlin, Zürich, Wien.

Hugo Meyer & Steinthal, Berlin, Zürich, Wien, Paris.

Hugo Meyer & Steinthal, Leipzig.

Hugo Meyer & Steinthal, Leipzig, Paris.

Hugo Meyer & Steinthal, Wien.

Hugo Meyer & Steinthal, Wien, Paris.

Hugo Meyer & Steinthal, Zürich.

Hugo Meyer & Steinthal, Zürich, Paris.

Hugo Meyer & Steinthal, Zürich, Wien.

Hugo Meyer & Steinthal, Zürich, Wien, Paris.

Hugo Meyer & Steinthal, Paris.

Hugo Meyer & Steinthal, Paris, Wien.

Hugo Meyer & Steinthal, Wien, Paris.

Messe las, hatte das Unglück, die Hostie nach der Einsegnung fallen zu lassen; ein Hund, der am Fuße des Altares lag, sprang vor und verschlang sie. Die Entweihung des heiligen Mysteriums veranlaßte den Tod des Hundes und die Verfolgung des ganzen Geschlechtes dieser Thiere.

Der Tag des heiligen Crispin (25. Oktober).

Es ist dieses an vielen Orten ein großer Festtag für die Schuster, was von Folgendem herrühren soll: Zwei Brüder, Crispin und Crispinian, waren in Rom geboren, von wo aus sie sich im Jahr 303 nach Soissons in Frankreich begaben, um die christliche Religion zu predigen. Da sie unabhängig seyn wollten, verfertigten sie Schuhe, um ihren Lebens-Unterhalt zu gewinnen. Als der Statthalter entdeckte, daß sie heimlich der christlichen Religion zugethan seyen, und unter den Einwohnern Proselyten zu machen sich bemühten, so ließ er sie im Jahr 308 enthaupten, und seit der Zeit sind sie von den Schustern zu ihren heiligen Patronen erwählt worden.

(Dieser Sage ist der Hauptumstand beizufügen, daß der heilige Crispin bei Reichen das Leder gestohlen haben soll, um für Arme unentgeldlich Schuhe zu fertigen.)

Bei Gelegenheit dieses Festes erzählt man die Anekdote: Kaiser Carl V. liebte den Aufenthalt in Brüssel. Da er die Meinung der geringsten Unterthanen über sich und seine Regierung zu kennen wünschte, so mischte er sich oft verkleidet in freien Augenblicken unter alle Volksklassen. Als sein Stiefel eines Abends einer Ausbesserung bedurfte, ließ er sich die Wohnung eines Schuhflickers zeigen. Unglücklicher Weise war das gerade der Crispinstag, und der Schuhflicker, weit entfernt, zur Arbeit geneigt zu seyn, überließ sich mit seinen Kameraden der Freude und Lust. Der Kaiser nannte ihm jedoch den Dienst, den er von ihm verlangte, und bot gute Bezahlung für seine Mühe. „Eh! Mein Freund, wo kommt Ihr denn her?“ sprach der Schuhflicker: „Wie könnt Ihr von einem Manne meines Standes verlangen, daß er am Tage des heiligen Crispin arbeiten soll? Wäre es Carl selbst, heute würde ich ihm keinen Stich thun; aber wollt Ihr hereintreten und mit uns auf die Gesundheit des heiligen Crispin trinken, so hängt das von Euch ab. Ihr werdet sehen, daß der Kaiser nicht glücklicher ist, als wir.“

Carl nahm das Anerbieten an, und zur Wiedervergeltung der Gastfreundschaft, die er in der Versammlung der Schuhflicker gefunden, erlaubte er ihrer Zunft, Wappen zu führen. Das Wappen besteht in einem Stiefel, über welchem eine kaiserliche Krone schwebt.

Simonis- und Judä-Feiertag (28. Oktober).

In Paris pflegte man ſonſt, nach Sauvals Antiquitäten, etwas einfältige Menſchen zum Temple zu ſchicken, um Wiſpeln zu verlangen, wobei ſie gefaßt und von den Dienern im Geſichte geſchwärzt wurden.

(Wie Petri- und Pauli-Tag an den deutſchen Flüſſen für einen Unglückstag gehalten wird, ſo Simonis- und Judä-Feiertag an den Seen der Schweiz und im bairiſchen Gebirge, nur daß es hier bei den tieferen, mehr zum Aufruhr geneigten Waſſern ſtets Menſchen ſeyn müſſen, welche in den Wellen ihren Tod finden.)

Der Vorabend von Aller Heiligen.

In Schottland iſt dieſes der wichtigſte Tag des Jahres in den Augen abergläubiſcher Perſonen. Nüſſe und Aepfel ſind die Haupt-Unterhaltungs-Gegenſtände für den Abend. Hat man die Nüſſe mit den Zähnen geknackt, ſo muß man die Schalen in das Feuer werfen, und die Nüſſe ſelbſt zwei und zwei. Brennen ſie gleichmäßig und ohne ſich zu trennen, ſo iſt es ein Vorzeichen glücklicher Ehe.

Nach der allgemeinen Meinung in Schottland hat die Geiſterwelt am Vorabend von Aller Heiligen beſondere Gewalt; Hexen, Zauberer und Geſpenſter fliegen durch die Luft, und es gibt keine günſtigere Epoche im Jahre für Diejenigen, welche dieſe überirdiſchen Weſen befragen und Aufſchluß über zukünftige Ereigniſſe erhalten wollen.

Auf den orcadiſchen Inſeln beſprengt man die kranken Thiere mit einem beſonderen Waſſer und ebenſo die Böte, wenn der Fiſchfang nicht glücklich geweſen iſt. — Dieſe Ceremonie wird ebenfalls am 31. Oktober vollführt, wobei man auch ein Kreuz mit Theer über die Böte zieht, um des Himmels Gunſt zu bewirken.

Man war überzeugt, daß in dieſer Nacht ein Sabbat von beſonderer Feierlichkeit gehalten werde, den man **Hallowmass Rade** (Reiterei von Aller Heiligen) nannte.

Aller Heiligen (1. November).

In Irland pflegt man an dieſem Tage mit Zucker und Muskate gekochte Aepfel zu ſpeiſen. Dieſes Feſt war ſonſt beſonders dem guten Geiſte geweiht, der über Früchte und Saaten wacht. Man nannte es **Lamas Ubhal** — Feſt der Aepfel.

Aller Seelen (2. November).

Im katholiſchen Deutſchland eines der rührendſten Feſte, wobei die Gräber mit Blumen geſchmückt und mit bunten Lampen verziert

werden. Die Glieder der Familien ſuchen die Stätten der Vorangegangenen, um die Hügel mit Weihwaſſer zu beſprengen und ein ſtilles Gebet zu verrichten, und fromme Gemüther laſſen es nicht bei den Gräbern der Ihrigen bewenden, ſie weihen auch fremde mit Gebet. Dieſe Sitte mag ebenfalls aus dem Heidenthum übertragen worden ſeyn. Wie jedes Feſt, ſo wird auch dieſes durch beſondere Speiſen ausgezeichnet, z. B. in München durch die Arme-Söller- (Seelen-) Zöpfe, kleines zopfförmiges Backwerk.

St. Martini-Tag (11. November).

Auf dem Continent wurde dieſer Tag ſonſt feſtlich begangen; eine gebratene Gans war das Hauptgericht, das man zu ſeiner Feier verſpeiste. (Noch heut zu Tage haben die Martini-Gänſe ihre Celebrität in Deutſchland erhalten.) In England ſpeist man die Gans beſonders am St. Michaelstage.

Die Vergnügungen, welche beinahe in ganz Frankreich am St. Martinitage Statt finden, haben eine ſo auffallende Analogie mit den alten dionyſiſchen Feſten, daß man nothwendig die Züge des ehemaligen Bacchusdienſtes darin wieder erkennen muß. Man will dabei dem neuen Wein Ehre erweiſen. Dieſes Feſt iſt nicht einzig und allein, wie man glaubt, dem heiligen Martin geweiht; man nennt es nur ſo, weil es ſtets am Martinstage, am 11. November, gefeiert wird, zu welcher Zeit es auch bei den Heiden Bacchus zu Ehren begangen wurde. —

Eine ſonderbare Coincidenz iſt hier aufzuführen. In der Gegend von Paris wird die Weinleſe den 7. und 9. Oktober gefeiert; und noch vor hundert Jahren ſetzte man bei dieſem Feſte in den Keltern eine Statue des Bacchus auf dem Faſſe auf eine Tafel, und Diejenigen, welche an den genannten Tagen in die Kelter eintraten, mußten vor dieſer Figur eine Kniebeugung machen; wer ſich gegen das Geſetz verfehlte, wurde zu einer Anzahl Ruthenſtreiche super posteriora verurtheilt; die Ruthe hieß aus dieſem Grunde le ramon du baccanat. Der ſiebente Oktober iſt im Kalender als das Feſt des saint Baque und der neunte des saint Denys aufgeführt, zwei Benennungen, welche beſonders an Bacchus und Dionyſos, Namen des Weingottes im Lateiniſchen und Griechiſchen, erinnern. Nichts beweist beſſer als dieſer Umſtand, wie leicht man ſich verirren kann, wenn man Vereinigungen und Annäherungen dieſer Art allzu fleißig aufſucht; denn wenn der erſte dieſer Heiligen auch wenig bekannt iſt, ſo ſind doch die Exiſtenz des heiligen Dionys, des erſten Biſchofs von Paris, und

ſein Märtyrthum, ſo ſehr notoriſche Thatſachen, daß man den Heiligen nicht mit dem Dionyſos der Griechen verwechſeln kann.

Der Gebrauch unſerer Tage iſt der früherer Zeiten, und man hat ihn nur mit St. Martin bezeichnet, weil er mit der Epoche vereinigt blieb, in welche die Kirche das Feſt dieſes Heiligen geſtellt hat. Die Vergnügungen des 11. November haben übrigens Nichts gemein mit dem Feſte des heiligen Martin, wie es von der Kirche gefeiert wird, noch mit dem Charakter des Heiligen, der ein äußerſt mäßiger Mann geweſen iſt.

In Holland laufen die Kinder am Vorabend des St. Martin durch die Straßen, und ſingen auf eine ſehr einförmige Melodie ein langes Lied, worin alle, in die Augen fallenden Gegenſtände bezeichnet ſind. Es fängt alſo an: „Beſingen wir den Tag des heiligen Martin, wo die Knaben Hoſen tragen, wo die Mädchen Röcke tragen, wo die Ochſen Hörner tragen, wo die Schafe Wolle tragen, wo die Kirchen Glocken tragen,“ und ſo bis in's Unendliche. Es iſt ſchwer zu errathen, wie der heilige Martin mit dieſem Geleier zuſammenhängt.

Der Tag des heiligen Nicolaus.

Der heilige Nicolaus, der im vierten Jahrhundert lebte, zeigte ſeit ſeiner früheſten Jugend ungewöhnliche Frömmigkeit. Stets hat man ihn als Patron der Schüler und der jungen Leute im Allgemeinen betrachtet. Der Urſprung dieſes Patronats iſt folgender: Ein Mann von Range ſchickte ſeine beiden Söhne zu Vollendung ihrer Erziehung nach Athen, und befahl ihnen bei ihrer Durchreiſe den Biſchof von Myra zu beſuchen und ſeinen Segen zu erflehen. Als die beiden jungen Leute in Myra ankamen, ſtiegen ſie in einer Herberge ab, und da der Tag ſchon zu weit vorgerückt war, ſo verſchoben ſie ihren Beſuch auf den kommenden Morgen. Inzwiſchen machte der Wirth den Plan, ſich ihres Gepäckes zu bemächtigen, und um ſeinen Raub zu verbergen, tödtete er ſie, zerſchnitt ſie in Stücke, warf ſie in eine Tonne mit Salz, in der Abſicht, ihr Fleiſch als eingeſalzenes Schweinefleiſch zu verkaufen. Der heilige Nicolaus hatte aber während der Nacht eine Viſion, die ihm den Vorgang verkündete; ſogleich begab er ſich in die Herberge und warf dem Wirthe das Verbrechen vor, das er ſo eben begangen. Dieſer, erſtaunt, daß der Biſchof ſchon von der ſo eben erſt im geheimſten Dunkel begangenen That unterrichtet ſey, ſtürzte vor dem Heiligen auf die Kniee, bekannte ſeine That und beſchwor Nicolaus, Gottes Gnade für ihn zu erbitten. Der Biſchof, von ſeinem Geſtändniſſe und ſeiner Zerknirſchung gerührt, begnügte ſich nicht, Vergebung für den Sündigen zu erflehen, er bat auch Gott,

den jungen Leuten das Leben wieder zu geben. Kaum hatte er sein Gebet vollendet, als sich die Fleischstücke vereinten, die zwei Brüder aus ihrem Behälter sprangen und sich dem Bischof zu Füßen warfen. Der heilige Nicolaus hob sie auf, ermahnte sie, nur Gott allein zu danken, und gab ihnen gute Rathschläge für ihr zukünftiges Benehmen. Dann segnete er sie, und sie zogen voll Freude nach Athen, um ihren Studien obzuliegen. Auf vielen Gemälden wird der Bischof mit den jungen Leuten dargestellt, wie sie aus dem Behälter steigen.

Hospinian bemerkt, daß die Eltern am Vorabend des heiligen Nicolaus ihren Kindern gewöhnlich Geschenke verschiedener Art geschenkt haben, mit dem Vorgeben, daß sie der heilige Nicolaus ihnen durch das Fenster gebracht. Dieser Gebrauch rührt davon her, daß in der Geschichte des Heiligen angegeben ist, er habe drei junge Personen, Töchter eines armen Mannes, ausgesteuert, der durch das größte Elend getrieben, den Entschluß gefaßt hatte, seine Kinder preiszugeben. Der Bischof, von dem Plane unterrichtet, verhinderte die Ausführung, indem er eine volle Geldbörse in der Nacht durch das Kammerfenster warf, und den Vater so in den Stand setzte, seinen Töchtern eine ehrliche Haushaltung zu gründen.

Eine sonderbare Ceremonie stand sonst in Verbindung mit dem Feste des heiligen Nicolaus, und zwar: „Die Erwählung des Bischof-Kindes.“ In vielen Gegenden hatten die Schüler an diesem Tage die Gewohnheit, Einen aus ihrer Mitte zum Bischof zu erwählen und zwei Andere, die ihm als Diakone und Unterdiakone dienen mußten. Die übrigen Kinder geleiteten den mit der Bischofsmütze Geschmückten bis zur Kirche. Hier stand er dem Gottesdienst vor, und sang dann mit seinen Diakonen von Thüre zu Thüre, und sammelte Geld, nicht als Almosen, sondern als Steuer. Obgleich die Wahl des Bischof-Kindes schon im J. 1274 auf dem Concilium zu Nicea verboten worden ist, so findet man doch auch im siebenzehnten Jahrhundert, daß bei den Schulen, welche dem heiligen Gregorius, dem Pabste, ebenfalls einem Patrone der Kinder geweiht waren, ein Kind erwählt wurde, um Gregor vorzustellen, welches dann den Bischof spielte, während seine Kameraden die Geistlichkeit bildeten. Sonst fand auch eine analoge Ceremonie bei den Chorknaben der Kathedralen am Nicolaustage statt, wobei die Gewalt des kleinen Bischofs bis am Vorabend der unschuldigen Kinder dauerte. Bei der Kathedrale von Sarum machte das Bischof-Kind eine Art von Hirten-Besuch bei seiner Diözese; es hielt einen gewissen Staat und genoß entsprechender Vorrechte; ja man will sogar behaupten, daß es das Recht gehabt habe, Präbenden zu vergeben, welche während der Dauer seines Bischofthums

vacant geworden sind. Starb das Kind in diesem Monate, so wurde es, wie andere Bischöfe, im bischöflichen Ornate begraben. Die Obsequien wurden mit vielem Gepränge gefeiert; man errichtete ihm ein Monument, auf dem er in den Pontificalien dargestellt war. Vor etwa hundert und fünfzig Jahren entdeckte man das Grab eines solchen Bischof-Kindes in der Kathedrale von Salisbury. Diese Sitte scheint übrigens nicht allein bei den Kathedralen, sondern bei allen Kirchen des Königreichs eingeführt gewesen zu seyn. Ein Statut der Kollegial-Kirche von Saint Mary Offery in London, vom J. 1337, verbietet einem solchen Bischof bei der Procession seinen Kirchsprengel zu überschreiten. Am 7. November 1229, am Tage nach Nicolaus, las das Bischof-Kind der Heton-Kapelle in Newcastle am Tyne Vesper in Gegenwart König Eduard I., der nach Schottland reiste und ihm und seinen Assistenten ein beträchtliches Geschenk machte. Unter der Regierung Eduard III. bekam ein Bischof-Kind 19 Schillinge, weil es vor dem König in seinem Gemache am unschuldigen Kindertage gesungen hatte. Der Dechant Colet verordnet in den Statuten der von ihm bei Saint-Paul gestifteten Schule, es müssen alle Schüler am Tage der unschuldigen Kinder zur Saint-Pauls-Kirche kommen, um die Rede des Bischof-Kindes zu hören, hernach der Messe beiwohnen und dem Bischof-Kinde je einen Sol anbieten, desgleichen die Lehrer und Aufseher der Anstalt.

Der heilige Nicolaus wurde auch als Patron der Matrosen betrachtet, welche seinen Beistand im Sturme anriefen. Man sieht am Strande des Meeres viele, diesen Heiligen geweihte, Kirchen; Seeleute, die dem Schiffbruch entkommen sind, begeben sich dahin, um dem Heiligen für Rettung ihres Lebens zu danken, und an den Wänden Gemälde aufzuhängen, welche die Gefahr darstellen, in der sie geschwebt.

(Der Gebrauch, den Kindern am St. Nicolaustage Geschenke zu geben, besteht noch in seinem vollen Umfange in den Niederlanden. Am Vorabende legen die Kinder vor Schlafengehen einen Schuh auf den Kamin, während der Nacht steigt der heilige Nicolaus herab und füllt den Schuh mit Bonbons aller Art. Der heilige Nicolaus tritt hier an die Stelle des Neujahrstages der Pariser in Betreff der Geschenke an Bonbons, der Ueberraschungen und der Beleuchtung der Zuckerbäckerbuden.

In einem großen Theile des katholischen Deutschlands dient der St. Nicolaustag statt der, bei den Protestanten üblichen, Weihnachts-Bescherungen. Die Kinder finden beim Erwachen auf dem Bette kleine Geschenke aller Art, Spielwerk, Früchte und dergleichen; Nüsse und

Lebzelten dürfen dabei nie fehlen. Wie das Chriſtkindchen bei den Proteſtanten heimlich in das Zimmer fliegt und für gute Kinder die Gaben einlegt, ſo iſt es auch der heilige Nicolaus in Perſon, der dieſe Ueberraſchung bereitet. Der Name des Heiligen unterliegt im Munde des Volkes wegen Veränderungen; man nennt ihn Schante-Clas, Sante-Clas, San-Clas, heil'ger Niclo u. ſ. w.)

Weihnachten und die Octave.

Gegen den St. Thomas Tag (21. Dec.) beginnt die Ausführung von Muſikſtücken, welche das Weihnachtsfeſt andeuten, und beſonders von nächtlichen Geſängen, welche man auf den Straßen beinahe aller Städte von England hört. Die frommen Geſänge dieſer Zeit ſteigen zum höchſten Alterthume hinauf. Der Biſchof Taylor bemerkt, der erſte ſey die Hymne Gloria in excelsis geweſen, welche die Engel bei der Geburt des Herrn geſungen haben. Beim Weihnachts-Gottesdienſt war es ſonſt bei den Engländern gebräuchlich, daß der Geiſtliche am Schluſſe der ganzen Gemeinde freudige Weihnachten und glückſeliges Neujahr wünſchte. (In vielen deutſchen Kirchen auf dem Lande herrſcht der Gebrauch noch jetzt, daß der Pfarrer am Neujahrstage der Gemeinde, wohl ſogar von Oben herab den Einzelnen, zuerſt dem Bürgermeiſter u. ſ. w. Glück wünſcht.)

(Während der acht Nächte vor und nach Weihnachten, fügt in Holland der Klappermann, der die Stunden ſchreit, ſtets denſelben lächerlichen Geſang bei, worin er ſie ermahnt, Weihnachten durch ein Gericht Kraut mit getrockneten Weinbeeren zu feiern, und wollten ſie ein wenig Syrup beifügen, ſo werde der Ragout nur um ſo beſſer ſchmecken.)

Die in verſchiedenen Ländern am Vorabend vor Weihnachten üblichen Gebräuche bieten den freudigſten Charakter und verbreiten Heiterkeit in dem traurigen Winter. Da und dort verziert man Häuſer und Kirchen mit Zweigen von immergrünen Bäumen, die zu dieſer Zeit mit ihren Beeren am meiſten glänzen; freudige Geſänge erſchallen in den Straßen, die nächtliche Muſik der Wächter läßt ſich vernehmen, die Glocken klingen um Mitternacht, Alles vereint ſich zur Ergötzung der Einbildungskraft, und die Freude wird noch erhöht durch die zahlreichen Erinnerungen aus den Kinderjahren, welche ſich beinahe in allen Geiſtern an das Feſt der Geburt des Herrn knüpfen.

(In vielen katholiſchen Kirchen Deutſchlands werden die Mitternachts-Metten gefeiert, welche fromme Gemüther bei der zweifelhaften Beleuchtung der hohen Gewölbe, bei dem ſtrahlenden Glanze der Kerzen auf dem Altar und den ſchimmernden Pontificalien zu einem

ſchwärmeriſchen Schauer treiben, während ſie in den nicht erhellten Niſchen, Seitenkapellen und Kreuzgängen Unfug der ungezogenen Burſche veranlaſſen. — Von den Altanen an den Thürmen der proteſtantiſchen Kirchen erſchallen Poſaunen und Lieder; man nennt dieſes: „das Kindlein wiegen!)

Beim Volke herrſchen viele abergläubiſche Sagen in Beziehung auf den heiligen Abend, wie der Vorabend vor Weihnachten wohl auch genannt wird, und viele abergläubiſche Gebräuche werden in dieſer Nacht beobachtet. So glaubt man in England allgemein, daß man alle Thiere auf den Knien finde, wenn man gerade um Mitternacht in einen Kuhſtall trete. Auch ſind viele Leute überzeugt, daß die Bienen in ihren Körben hingen, um den erſcheinenden Tag zu begrüßen.

Die Weiber ſind am Abend emſig bemüht, keinen Hanf am Rädchen zu laſſen, aus Furcht, der Teufel möchte kommen, um für ſie zu ſpinnen. Die Mädchen unterlegen dieſem Gebrauche einen andern Grund; ſie ſagen, wenn ſie verſäumen würden, am heiligen Abend vollends Alles zu ſpinnen, was ſich am Rädchen findet, ſo würde ihnen das Rädchen am Hochzeitstage zur Kirche folgen, wodurch ihre Gatten einen ſchlimmen Begriff von ihrer Arbeitsliebe bekommen müßten. Gebricht es ihnen indeſſen durchaus an Zeit, ſo ſalzen ſie den Hanf, um ihn vor der Macht des Satans zu bewahren; iſt Faden am Haſpel geblieben, ſo muß man ihn nicht auf die gewöhnliche Weiſe abnehmen, ſondern abſchneiden. Dieſelbe Vorſicht nimmt man am Charfreitag, aber aus einer ſehr verſchiedenen Urſache. Man ſagt, da die Henker keine Stricke gefunden, um den Erlöſer an das Kreuz zu binden, ſo haben ſie Hanf von eines Weibes Rädchen genommen.

Daß mit Weihnachten am meiſten Gebräuche, Sitten und Erinnerungen verbunden ſind, kann kein Staunen erregen, wenn man bedenkt, daß dieſelbe Epoche, in der die Chriſtenheit die Geburt des Heilandes feiert, von den damals noch heidniſchen Gothen wegen des Winter-Sonnenſtillſtandes unter dem Namen Yulo oder Jul der Sonne geweiht war.

Dieſes Feſt war bei den nördlichen Völkerſchaften die große Opferzeit. Die Dänen ſcheinen ſelbſt Menſchen auf den Altären ihrer Götzen geſchlachtet zu haben; bei den Gothen war es üblich, einen Eber zu opfern, denn nach ihrer Mythologie war dieſes Thier, wie bei den Perſern das Pferd, der Sonne geheiligt. Noch heut zu Tage backen die Bauern im Norden von Europa Brode in Form eines Ebers. Eines ſetzen ſie mit Speck und andern Gerichten auf die Tafel, ohne es während des ganzen Feſtes zu berühren; ſie glauben, das

Hans Adel, Adam Graf von der Leyen, Ritterhauptmann zu Rheinfranken, Ritter des Ordens vom Goldenen Vließe, Kämmerer und Rath des Kurfürsten Karl Theodor, Gesandter bei dem Reichstage zu Regensburg, Gemahl der Maria Franziska Freiin von Hompesch, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Hompesch, Herrn zu Bollheim, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Jülich, und der Maria Franziska Freiin von Boslar, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Boslar, Herrn zu Wissen, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Berg, geb. 1. Juli 1763, † 1. Juli 1829.

Hermann Joseph Graf von der Leyen, Herr zu Blieskastel, Hohenfels, Rodalben, Nanzdietschweiler, Ritterhauptmann zu Rheinfranken, Kämmerer und Rath des Kurfürsten Karl Theodor, Gemahl der Maria Anna Freiin von Hompesch, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Hompesch, Herrn zu Bollheim, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Jülich, und der Maria Franziska Freiin von Boslar, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Boslar, Herrn zu Wissen, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Berg, geb. 1. Juli 1763, † 1. Juli 1829.

Franz Graf von der Leyen, Herr zu Blieskastel, Hohenfels, Rodalben, Nanzdietschweiler, Ritterhauptmann zu Rheinfranken, Kämmerer und Rath des Kurfürsten Karl Theodor, Gemahl der Maria Anna Freiin von Hompesch, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Hompesch, Herrn zu Bollheim, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Jülich, und der Maria Franziska Freiin von Boslar, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Boslar, Herrn zu Wissen, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Berg, geb. 1. Juli 1763, † 1. Juli 1829.

Franz Graf von der Leyen, Herr zu Blieskastel, Hohenfels, Rodalben, Nanzdietschweiler, Ritterhauptmann zu Rheinfranken, Kämmerer und Rath des Kurfürsten Karl Theodor, Gemahl der Maria Anna Freiin von Hompesch, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Hompesch, Herrn zu Bollheim, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Jülich, und der Maria Franziska Freiin von Boslar, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Boslar, Herrn zu Wissen, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Berg, geb. 1. Juli 1763, † 1. Juli 1829.

Franz Graf von der Leyen, Herr zu Blieskastel, Hohenfels, Rodalben, Nanzdietschweiler, Ritterhauptmann zu Rheinfranken, Kämmerer und Rath des Kurfürsten Karl Theodor, Gemahl der Maria Anna Freiin von Hompesch, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Hompesch, Herrn zu Bollheim, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Jülich, und der Maria Franziska Freiin von Boslar, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Boslar, Herrn zu Wissen, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Berg, geb. 1. Juli 1763, † 1. Juli 1829.

Franz Graf von der Leyen, Herr zu Blieskastel, Hohenfels, Rodalben, Nanzdietschweiler, Ritterhauptmann zu Rheinfranken, Kämmerer und Rath des Kurfürsten Karl Theodor, Gemahl der Maria Anna Freiin von Hompesch, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Hompesch, Herrn zu Bollheim, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Jülich, und der Maria Franziska Freiin von Boslar, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Boslar, Herrn zu Wissen, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Berg, geb. 1. Juli 1763, † 1. Juli 1829.

Franz Graf von der Leyen, Herr zu Blieskastel, Hohenfels, Rodalben, Nanzdietschweiler, Ritterhauptmann zu Rheinfranken, Kämmerer und Rath des Kurfürsten Karl Theodor, Gemahl der Maria Anna Freiin von Hompesch, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Hompesch, Herrn zu Bollheim, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Jülich, und der Maria Franziska Freiin von Boslar, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Boslar, Herrn zu Wissen, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Berg, geb. 1. Juli 1763, † 1. Juli 1829.

Franz Graf von der Leyen, Herr zu Blieskastel, Hohenfels, Rodalben, Nanzdietschweiler, Ritterhauptmann zu Rheinfranken, Kämmerer und Rath des Kurfürsten Karl Theodor, Gemahl der Maria Anna Freiin von Hompesch, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Hompesch, Herrn zu Bollheim, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Jülich, und der Maria Franziska Freiin von Boslar, Tochter des Johann Wilhelm Freiherrn von Boslar, Herrn zu Wissen, Obersten Erbmarschalls des Herzogthums Berg, geb. 1. Juli 1763, † 1. Juli 1829.

England auch gibt, so werden die Gaben doch Weihnachts-Gaben (Christmas box) genannt.

(In Deutschland sind die Neujahrs-Geschenke (etrennes) nicht üblich; es sey denn man belohne die Dienerschaft an diesem Tage mit Gaben. Desto glänzender wird namentlich bei den Protestanten der heilige Abend mit Geschenken, sonst nur an die Jugend, jetzt an alle Glieder der Familie gefeiert. Christbäume werden angezündet, d. h. man steckt hundert kleine Lichter auf kleine Tannen und hängt buntes Zuckerwerk daran, und auch der Aermste sucht die Seinigen mit dem letzten Pfennige zu beglücken.)

In einigen Ländern macht man für Weihnachten besondere Lichter, welche so dick sein müssen, daß sie am Vorabend angezündet bis zum Ende des Festtages brennen können; würden sie vorher erlöschen, so wäre das für die Familie die Anzeige eines im kommenden Jahre bevorstehenden Unheils. Abergläubische Personen lassen das Licht brennen, bis es von selbst erlischt; Andere blasen es aus und verwahren den Rest als einen Talisman.

Ein anderer Aberglaube in dieser Zeit besteht darin, daß ein Mitglied der Familie vor den andern aufsteht und ein Frühstück bereitet, welches diese im Bette zu sich nehmen müssen. Dieses Frühstück besteht gemeiniglich aus einem im Ofen gebackenen Kuchen mit Eiern. Für jede einzelne Person wird ein solcher Kuchen oder bannock bereitet, und zerbricht er, während man ihn röstet, so wird die Person, für die er bestimmt war, nicht bis zum nächsten Weihnachtsfeste leben.

In einigen Ländern scheinen die Frauen einen besondern Widerwillen gegen das Spinnen am Weihnachtstage gehabt zu haben. (Es ist eben nicht gerade zu begreifen, wie sich ein Engländer hierüber wundern kann, da in seinem Lande die Arbeit an Feiertagen bis in's Lächerliche gescheut wird. Aber auch in Deutschland wird man ein Weib bloß durch Zwang an Weihnachten zum Spinnen bringen können.) Hamilton gibt einen besondern Grund dieser Antipathie an, und beweist zugleich, wie sehr die calvinistischen Reformatoren Schottlands, der Heiligung aller Feste, den Sonntag ausgenommen, sich widersetzten.

Aus Verachtung für die in England gefeierten Feste, sagt er, nöthigen die schottischen Geistlichen ihre Frauen und Mägde im Angesichte des ganzen Volkes am Yule-Tage zu spinnen, und die ihrem Glauben zugethanen Gutsbesitzer zwingen ebenso ihre Pächter, Ochsen an den Pflug zu spannen; für diese Geringschätzung der Geburt Christi

hat sie der Herr auch gestraft, denn ihre Ochsen sind wüthend geworden, haben den Hals gebrochen und die Arbeiter verwundet, was in Schottland allgemein bekannt ist.

Bei Leuten von allen Ständen herrschte früher auch der Aberglaube, daß man den Tag nach dem Weihnachtsfeste den Pferden zur Ader lassen müsse.

Am Tage der unschuldigen Kindlein (28. Dec.) gibt es eine Feierlichkeit zur Erinnerung an den Kindermord auf Befehl Herodis; wovon Macrobius erzählt, der Befehl sey so rasch vollzogen worden, daß ein Sohn des Tyrannen von der Amme Brust gerissen und mit den andern Kindern geschlachtet worden.

Es war sonst gebräuchlich, die Kinder am Tage der Unschuldigen mit Geißelhieben zu erwecken, um ihrem Gedächtnisse das Andenken an diesen Mord gut einzuprägen und sie, in geringerem Maaße, das an diesen kleinen Märtyrern vollzogene Opfer fühlen zu lassen.

(In einigen Gegenden von Deutschland nennt man diesen Tag Pfeffertag, weil die Kinder das Recht hatten, mit Pfefferruthen (gewöhnlich Wachholderstauden) in die Häuser zu gehen, und die Beine der Einwohner so lange zu bearbeiten, bis man ihnen eine Gabe verabreicht. Auch diese Sitte diente anfangs zur Erinnerung an die Grausamkeit, welche man an den Kindern verübt hatte, da sie aber zur Steifbettelei ausartete, so unterlag sie der Polizei, und wird nur noch unter der Hand und auf dem Lande geübt.)

Dieser Tag ist ebenfalls von übler Vorbedeutung und wird von abergläubischen Personen nie zum Beginnen eines Geschäftes benützt.

Jahresschluss. St. Sylvester. (31. Dec.)

Der letzte Tag des Jahres wird in Schottland Hogmenay oder Hogmanay genannt. — Folgende Etymologie scheint die wahrscheinlichste:

„Der Ruf Hogmanay Trololay rührt aus den ältesten Zeiten. Man weiß, daß die Druiden am letzten Tage des Jahres mit großer Ceremonie in den Wald zu gehen pflegten, um mit goldener Hippe die Eichenmistel zu schneiden. Sie trugen sie am andern Morgen in die Städte und Schlösser der Großen, wo man dieselbe unter das Volk austheilte, welches sie als Amulet gegen Gefahr, besonders gegen Kriegsgefahren bei sich trug. Als die christliche Religion bei den barbarischen Celten und Galliern eingeführt wurde, so versuchte die Geistlichkeit, den heidnischen Sitten, welche sie nicht gänzlich zu vertilgen vermochte, eine christliche Wendung zu verleihen. So scheint man

auch bei dieser Gelegenheit verfahren zu seyn, denn gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts führte man vor den Synoden von Frankreich große Klagen über die Excesse, welche am letzten Tage des Jahres und am ersten Januar während des Narrenfestes von Personen beiderlei Geschlechtes verübt wurden, die sich bizarre Kleider anlegten, und mit Büchsen, tiretires genannt, in den Straßen umherliefen, um Almosen für die Wöchnerin zu sammeln. Diese Bettler nannten sich bachelets, guisards und ihr Oberhaupt führte den Namen Rollet-Follet. Während des Abendgottesdienstes drangen sie in die Kirchen ein und störten die Andacht der Frommen durch den Ruf: Au gui menez Rollet-Follet; au gui menez tiretire; mainto du blanc et point du bis. Auf die Einreden des Bischof von Angers verbot man ihnen im J. 1598 den Eintritt in die Kirche; dadurch wurden sie aber nur noch ausgelassener, liefen auf dem Lande umher, erschreckten die Bewohner in ihren Häusern, bis die Regierung im J. 1668 endlich wirklich genöthigt war, das Narrenfest zu unterdrücken. Die Aehnlichkeit des hier angeführten Rufes mit dem Hogmanay Trololay ist auffallend, und der alte Zusammenhang von Frankreich und Schottland macht es wahrscheinlich, daß dieser Gebrauch von jenem Lande zu den Schotten hinüber getragen worden ist. Der Bischof von Angers sagt, der Ruf; au gui menez, Rollet-Follet, komme von den alten Druiden her, welche ausgegangen seyen, um die Mistel (le gui) zu sammeln, wobei sie auf dem Wege geschrien: Au gui l'an neuf, le roi vient! Wir dürfen freilich darum nicht glauben, daß die Druiden französisch gesprochen haben, aber man kann sich wohl denken, daß der Gebrauch fortgesetzt worden sey, während sich die Sprache änderte.

Unter den jungen Leuten mehrer französischen Provinzen hat sich die Sitte erhalten, durch Städte und Dörfer zu laufen, und unter dem Ausrufe: Aguillaneuf Geld zu fordern. Dieses Wort bedeutet zusammengezogen: allons cueillir le gui, voici la nouvelle année, qui vient — sammeln wir die Mistel, das neue Jahr erscheint.

Diesen Details sind einige Betrachtungen beizufügen. Ein Umstand, der gewiß die Aufmerksamkeit der Leser auf sich gezogen hat, ist der innige Zusammenhang zwischen den Gebräuchen verschiedener, von einander entfernter Nationen, wodurch sich offenbar ein gemeinschaftlicher Ursprung ergibt. Bei Untersuchung der Quellen, aus denen die verschiedenen Völker entsprungen sind, hat man sich hauptsächlich an die Etymologie der Namen und Sprachen gehalten; eine aufmerksame Prüfung der verschiedenen Gebräuche führt indessen ein nicht minder wichtiges Resultat herbei, und sollte bei historischen Forschungen nie vernachlässigt werden. Wir haben gesehen, daß unsere meisten

abergläubiſchen Sitten und Gebräuche gothiſchen Urſprungs ſind, während andere von den Druiden und Celten auf uns übertragen wurden und da und dort ungemein viel Zuſammenhang mit denen des Orient und beſonders Perſiens zeigen. Die Celten und Gothen ſtammten vom Oſten. Die Wanderungen der Celten gehörten einer viel früheren Epoche an, als die der Gothen; jene hatten weniger Ceremonien; daher iſt auch bei ihren Nachkommen weniger Aberglaube zu treffen.

Die Religion der nomadiſchen Gothen war im Urſprunge ebenfalls ſehr einfach, aber die der Skandinavier erlitt eine große Veränderung bei der Ankunft Odins, der ihnen die berühmte Mythenlehre des Orient brachte und ſelbſt am Ende unter ihre Götter verſetzt wurde.

Andere Gebräuche ſind uns durch die Griechen und Römer zugekommen; ſie tragen ebenſo den Stempel orientaliſchen Urſprungs an ſich. Die Mythologie iſt offenbar vom Orient gekommen, und die Römer haben die ihrige (dem größeren Theile nach) von den Griechen entlehnt. Aberglaube und Volksmährchen, mögen ſie von Celten, Gothen, von Römern oder Griechen übertragen worden ſeyn, ſtammen ſo urſprünglich von den öſtlichen Völkerſchaften ab.

Die Herrſchaft der Gewohnheit iſt ſo mächtig, daß ſelbſt Perſonen, welche den abſurden, dem Götzendienſte entlehnten, Obſervanzen keinen Glauben ſchenken, unwillkührlich ein drückendes Gefühl in dem Augenblicke erleiden, da ſie dieſelben vernachläſſigen. So erinnern wir uns, ſchließt der Verfaſſer dieſer Bemerkungen, eines Marine Officieres von hohem Range, der den Aberglauben der Leute ſeines Standes verlachte, und beſonders die unter ihnen allgemein verbreitete Anſicht, daß man den Wind herbeirufe, wenn man auf dem Verdecke pfeife, und doch erklärte uns dieſer Officier offen, daß er ſtets eine Art von Unbehaglichkeit empfunden habe, wenn er auf der See während eines Sturms habe pfeifen hören. Bedarf es ſchlagendere Beweiſe von der Macht des Aberglaubens.

(Die étrennes der Franzoſen, die Geſchenke, welche ſie ſich am Neujahrstage gaben, ſtammen aus der Römerzeit, wo ſich ſchon die Könige vom Volke Geſchenke geben ließen. Als die Römer ihrer erſten Einfachheit müde waren, verwandelten ſie die Geſchenke, die zuerſt in Datteln, Feigen und Honig beſtanden hatten, in Münzen. Den Gaben fügten ſie Wünſche und gegenſeitige Freundſchafts-Bezeugungen bei. Zur Kaiſerzeit wurde der Gebrauch ſo allgemein, daß Jeder zum Glückwünſchen kam und nach Kräften Geſchenke brachte. Auguſt ließ von der Freigebigkeit ſeiner Unterthanen goldene und ſilberne Idole errichten. Ovid erklärt die Neujahrswünſche durch eine Antwort, die er in Janus Mund legt: Alle Dinge ſind in den An-

fängen enthalten, darum werden die Auſpicien aus dem erſten Vogel gezogen, den man erblickt.

Die Deutſchen feiern die Sylveſternacht auf die Weiſe, wie ſie alle fröhlichen, und man möchte auch ſagen, alle traurigen Feſte zu begehen pflegen: die Einen, die Frommen, mit Betrachtungen über das hingeſchwundene Jahr, mit Zerknirſchung und Reue, mit Weinen, und die Andern, die Mehrzahl, mit Weine. Am Morgen folgen die niedlich geſchriebenen und vom Lehrer gut corrigirten Glückwünſche der Kinder ſofort, dann die gegenſeitige Galla-Gratulation der Alten, wenigſtens in den allermeiſten Städten, eine Sitte, die, wenn ſie auch Jahrtauſende alt iſt, doch bald möglichſt den Gnadenſtoß bekommen ſollte. Iſt es denn nicht eine Thorheit, ſich am erſten Tage des Jahres an die Proſa des Daſeyns, an das nüchterne Ceremoniel zu erinnern, mit dem man ohnehin ein Viertheil des geſellſchaftlichen Lebens tödtet.

Mit eines weiſen Kirchenvaters Wort endige dieſer Artikel. „Wir, die wir die Feſte der Juden verabſcheuen und ihre Sabbate, und Neumonde ſeltſam finden, wir vereinigen uns mit den Saturnalien und dem Kalender des Januarius, mit den Matronalien und Bacchusfeſten. Neujahrs-Geſchenke fliegen nach allen Seiten hin; überall nur fröhliche Bankette. Die Heiden wahren ihre Religion beſſer; denn ſie hüten ſich wohl, ein chriſtliches Feſt zu begehen, aus Furcht, ſie möchten als Chriſten erſcheinen, während wir nicht fürchten, Heiden zu ſcheinen, wenn wir ihre Feſte feiern.)

Pariser Salons.

Von der

Herzogin von Abrantes.

Eine ganz eigenthümliche Specialität unſeres Landes iſt ohne Widerrede der Geſchmack der Geſelligkeit. Nirgends wird die Kunſt des savoir vivre beſſer verſtanden, als in Frankreich; nirgends war man ſo kritiſch in Sachen des guten Geſchmacks, der Manieren, der Reinheit und Anmuth der Sprache und der ausgeſuchten Eleganz dieſes savoir vivre, dieß war eine auferlegte Bedingung, ſtillſchweigend eingeräumt von einem Jeden, der in der Welt lebt, d. h. nobel lebt.

Seit langer Zeit war Frankreich in dieſer Beziehung die Herrſcherin Europa's und ſelbſt der ganzen Welt. Es war in den Salons von Paris, wo ein Fremder, welchen Rang, welche Stellung er auch in ſeinem Vaterlande bekleidete, erſt den Grad eines „homme bien appris“ einnehmen mußte. In Frankreich war es, und nur dort erhielt er die Weihe der feinen Welt, wo er ihre guten Ueberlieferungen erhielt; nur in den eleganten Salons von Paris hörte er erzählen mit jenem Reiz des Geiſtes, der ſich nicht erlernen läßt, der ſich aber Demjenigen einprägt, der fein genug iſt, ihn zu verſtehen und Vergnügen daran zu finden. Endlich war es nur in Paris, wo man Stoff zu plaudern fand, ohne daß die Politik und die aufgepflanzten Argumente der Gefahr, des Wortwechſels und ſelbſt der Zweikämpfe ihr lividés Antlitz bis in den belebten

und spirituellen Zirkel einer angesehenen Dame von Paris bringen durften.

Unter Ludwig XIV. nahmen die Vereine unter der eleganten und nobeln Klasse ihren Anfang; unter Franz I. bildete der Louvre und einige Häuser, deren Zahl eng begränzt war, jenes Tribunal, wo der gute Geschmack der Sitten und der schönen Rede ernst discutirt wurde. Unter der folgenden Regierung verwischte die Pracht Catharina's von Medicis auf einige Zeit die Eleganz der Diana, und der allmächtige Reiz Maria Stuarts erschien nur später mitten in unserer geselligen Welt, um sich dann desto tiefer bedauern zu lassen; unter den Brüdern Franz II. schien Frankreich durch Bürgerzwiste bewegt, dann allen Schrecknissen eines Religion-Krieges überlassen, Allem fremd zu werden, was noch guten Geschmack barg. Die Feste, welche die Königin Maria gab, hatten nichts Freudiges; der Tod wohnte in einem Lächeln, und der französische Charakter fand sich nicht mehr zurecht in einem Leben, welches nur erfüllt war von der Grausamkeit der Hinrichtungen, oder der Bemühung, ihm Strafe aufzuerlegen.

Heinrich IV. wollte, seiner Natur und seinem Geiste nach, daß sein Hof lustig und immer in Freuden seyn sollte. Er hätte selbst gewünscht, daß er elegant und prächtig gewesen wäre, aber zu viele Schlachtopfer röchelten noch rings um den Louvre, und dann war Maria von Medicis nicht die Königin, deren man zu solchem Werke bedurfte. Auch war die Regierung des guten Königs die Regierung des Herzens, weil das seinige, ganz Liebe, zugleich das Gesetz gab, und weil das Gesetz zu lieben, immer vollkommener befolgt wird, als jedes andere. Ihm aber kam es nicht zu, das Reich zu begründen, worin Frankreich so lange herrschen sollte.

Richelieu war der Erste, der die Verbindlichkeit auferlegte, das zu bilden, was man später „Gesellschaften" nannte. Bis auf Ludwig XIII. waren sie unbekannt; die großen Herren lebten auf ihren Gütern, in ihren Statthaltereien, um dort fürstlichen Hofstaat zu halten. Richelieu nahm ihnen die Gewalt, und da sie nun nicht mehr sich mit kleinen und großen Intriguen beschäftigen konnten, so brauchten sie eine Nahrung für den Geist, und die Soupers, die Diners, wo sich die Liebenswürdigsten des Hofes vereinigten, wurden nicht bloß ein Mittel, ein angenehmes Haus zu machen, sondern sich selbst darin zu gefallen. Nichts desto weniger wurde die Sache gleich bei ihrem Ursprung so verstanden. Man sah noch lange Madame de

Longueville, Madame de Chevreuse und viele andere, sich mit politischen und zu gleicher Zeit mit Liebesintriguen beschäftigen. Die Memoiren jener Zeit führen uns in dieses Labyrinth, das nur von einem halben Lichte erhellt wird, und bringen uns zu dem Zeitalter Ludwig XIV., dem eigentlichen der Kunst zu leben. Jetzt erst durften wir uns schmeicheln, Meister in der Wissenschaft der schönen Rede, der guten und feinen Sitten zu seyn. Wir hatten das Unbequeme, wie alles sich neu Begründende, das Ziel zu überschreiten. Aber zu derselben Zeit, als die Precieuses ridicules und die gelehrten Weiber Molière eines seiner schönsten Tableau's lieferten, setzten die Salons der Frau von Sevigné, der Frau von Lafayette und von Coulanges, der Ninon de l'Enclos, der Scarron und einer Menge anderer Frauen, aller Meisterinnen einer Schule des guten Geschmacks, nach einer jeden Stellung uns in das Recht ein, die Herrschaft über den Rest von Europa auszuüben.

Von dieser Epoche an wurde die Kunst des savoir vivre nirgend besser verstanden, als in Frankreich. Die Regentschaft befestigte sie noch mehr, denn nicht nach den Ausschweifungen einiger Individuen muß man eine Nation beurtheilen; man muß alle Klassen befragen und einen Unterschied zwischen den Ausnahmen und dem gewöhnlichen Leben gelten lassen; auch muß man seit der Regentschaft bis zur Revolution eine große Unpartheilichkeit gelten lassen und die Welt nach dem beurtheilen, wie sie seyn sollte. Was man die hohe Gesellschaft nannte, die des Hofes, des Adels und der haute Finance, dort fand sich jene gute Sitte, die so lange verloren schien, die von sich selbst wieder erstand, weil sie von der Großmutter ihrem Enkel eingeprägt war, der in dieser Schule mit dem Willen erschien, zu lernen, um später wieder zu lehren.

Es war eine Sache von hoher Wichtigkeit, um seine Stellung in der Welt einzunehmen, in dem Salon dieser oder jener Frau präsentirt zu seyn. Die Herzogin von Luxembourg, ehemals Madame de Boufflers, spendete Lob und Tadel, daß jeder junge Mann zittern mußte, der ihr vorgeführt wurde. In ihrem Salon befanden sich keine Gelehrten, aber so vollkommen angenehme Männer und Frauen, daß es ein Vergnügen schon war, sie irgend ein Abenteuer erzählen zu hören oder über ein anderes zu scherzen; in ihrer Unterhaltung, die ohne Zweifel Scandal enthielt, fand sich nie ein verwundendes Wort, das oft nur eine rohe Grobheit zeigt, ohne einmal den Vorzug der Freimüthigkeit zu besitzen. Die Revolution brachte in

Frankreich eine große Umwälzung der Gesellschaft hervor. Die Provinz erhielt den Gegenstoß der Wunde, welche man der Pariser Gesellschaft beigebracht hatte; jedoch war noch nicht Alles verloren, und wir konnten wahrnehmen, daß zur Zeit des Kaiserthums die Gesellschaft von selbst anfing, sich zu gruppiren und sich in Cotterien zu bilden, noch eigenthümlicher als vor der Revolution, und das mußte so kommen. Napoleon hatte den Willen, daß es so sey, und er begünstigte diesen Geschmack an limitirten Vereinigungen, das wahrhaft einzige Mittel, das zu erlangen, was man eine „Gesellschaft“ nennt. Paris erhielt endlich wieder Häuser, welche an bestimmten Tagen in der Woche zwanzig bis fünf und zwanzig Personen zum Diner hatten; man gab Bälle, jedoch nicht stärker, als zu zweihundert Personen; man soupirte; die Frauen blieben manchmal den Abend zu Hause, ich kenne selbst welche, die nie ausgingen; man war sicher, sie zu finden, und alle Abende sah man in ihrem Saal Schriftsteller, Weltmenschen, Staatsmänner, Künstler, Frauen von Geist, andere mit Schönheit begabt, einige zu gleicher Zeit schön und geistreich, wie die Herzogin von Ra .... Genug, diese ganze Welt sah sich gewöhnlich, kannte sich, man schwatzte, man lachte, man medisirte, aber man verläumdete nie; man machte Musik, und hörte zu, wenn sie gut war, und gewöhnlich war sie es.

Um halb zwölf Uhr wurde Thee servirt, wobei man plauderte oder Billard spielte, und einer jungen Frau zusah, wenn sie stickte oder zeichnete. Um zwei wurde soupirt. Dies war der rechte Augenblick des vertrauenvollen Schwatzens, wohl auch ein wenig des bösen Schwatzens; man lachte, nie aber über die Thränen der Andern. Um drei oder vier Uhr trennte man sich, und fing anderen Tages wieder an.

Dies wurde geübt zwischen einer beschränkten Anzahl von Personen; ungefähr achtzig, die zu dreien oder vieren kamen, und sich immer sahen. Dieser Kern war höchstens von zweihundert Personen umgeben, welche im Laufe der Woche gingen und kamen, so daß jeder Salon, wie ich ihn eben beschrieben habe, wenigstens vierzig Personen zählte, die dort zu plaudern erschienen.

1814 stieß diese angenehme Sitte um. Die englische Mode wurde uns auferlegt. Wir hatten weder Salons, noch Plaudereien; wir bekamen dafür Raouts, und dieses blos, um die Engländer nachzuahmen, ohne daran zu denken, daß sie ihr stilles, häuslich geselliges

Leben, von dem ich eben ſprach, während acht Monate auf ihren Schlöſſern haben.

1830 endlich gab dem, was man bei uns noch Geſelligkeit nannte, den Gnadenſtoß; wir können jedoch nicht leben ohne dieſe plaudernden Vereine, die in dem Salon einer Frau oder eines Mannes von Geiſt alle bekannten Notabilitäten zuſammen bringen. Man fühlt den Einfluß dieſes Bedürfniſſes; ſobald man die Einladung hat, vereinigt man ſich, um zu plaudern, um Muſik zu machen, vielleicht um zu mediſiren, gewiß aber, um etwas anders zu thun, als ſich an einen ewigen Ecartétiſch zu ſetzen, um zu gewinnen, was uns überflüſſig iſt, oder um zu verlieren, was uns zu behalten angenehmer wäre.

Bilder aus Sachsen.

Von

F. Stolle.

II.

Ein sächsisches Sprichwort.

Unter der Regierung Friedrich August des Gerechten, Königs von Sachsen, eines braven Mannes, dem der Beiname „der Gerechte“ nicht als officieller Titel verliehen ward, war gleichwohl ein Sprichwort aufgekommen, welches besagte, daß Sachsen gegen andere Länder um fünfzig Jahre zurückstände. Ich weiß nicht, ob dieses Sprichwort im Auslande galt, aber in Sachsen stand es in großem Ansehen. Der Grund ist wohl dieser: Friedrich August war ein Mann nach der Uhr, der, mochte es stürmen und schneien, den ersten Mai sein Sommerlogis zu Pillnitz bezog, und jeden Michaelistag, standen auch die schönsten Herbsttage noch bevor, zur Residenz heimkehrte, der im Winter wöchentlich zweimal auf die Jagd fuhr, jedesmal Vormittags neun Uhr zum schwarzen Thore hinausrollte und Nachmittags drei Viertel auf vier Uhr daselbst wieder eintraf. Der König hatte dieses Pünktlichkeits-System auf die ganze Staatsverwaltung übergetragen. Die Räder derselben gingen ihren bestimmten Gang, und wie des Königs Uhr auf keine Witterung Rücksicht nahm, bekümmerte sich das Staats-Uhrwerk eben so wenig um die Erfordernisse einer fortgeschrittenen Zeit. Die Räder liefen sich in den Jahrzehnten ab, rollten langsamer, und es war kein Wunder, wenn Sachsen in mancher Hinsicht hinter den Nachbarstaaten, namentlich gegen das jugendlichere Preußen, zurückblieb. —

Friedrich August starb an einem schönen Frühlingsmorgen 1827. Die fast spanische Etiquette am sächsischen Hofe verschwand; manche zeitgemäße Verbesserung trat hier und da in's Leben. So baute man die nothwendige Muldenbrücke bei dem Städtchen Wurzen, nachdem die Bewohner dieser Stadt kurze Zeit vorher das zweihundertjährige Jubiläum, daß man die Brücke hatte bauen wollen, gefeiert, und rechtfertigte die Worte Jean Paul's: „Der Deutsche brauche dreihundert Jahre, um einen completten Uebelstand abzuschaffen, ein Jahrhundert, darüber zu schreiben, ein zweites, ihn einzusehen, ein drittes zur Abschaffung.

Den sächsischen Revolutionären war dieß indeß lange nicht genug, und als die Pariser im Juli 1830 revolutionirten, wollte man nicht das hundertjährige Jubiläum abwarten, sondern machte die Revolution in möglichst kurzer Zeit nach. Seit diesem wichtigen Zeitabschnitt kam das erwähnte Sprichwort wenigstens praktisch außer Cours, denn will man der jetzigen sächsischen Regierung Gerechtigkeit widerfahren lassen, kann man ihr Bestreben, das Landeswohl auf zeitgemäße Art zu fördern, nur lobend anerkennen.

Den Sachsen war selbst dieß nicht genug. Sie wollten einmal auf eclatante Weise darthun, daß Sachsenland auch vorangehen könne, und begannen mit der Anlegung der ersten großen deutschen Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig.

Der Impuls kam allerdings vom freien Nordamerika.

Es war in den Sommermonaten 1833, als ich auf dem Leipziger literarischen Museum fast täglich einen nicht großen, aber stark gebauten, in den mittleren Jahren stehenden Mann antraf, an dessen fremdartigem Dialekt ich bald den Nicht-Leipziger erkannte. Er sprach sich über Preßfreiheit, Geschwornengerichte und die europäischen politischen Verhältnisse gar freisinnig aus, und war mit dem Professor Krug, der ebenfalls täglich genanntes Museum besuchte, nicht immer einerlei Meinung. Auf nähere Erkundigung erfuhr ich, daß er ein Bürger Nordamerika's sey, Friedrich List heiße, und kein anderer sey, als der bekannte ausgewanderte freisinnige Deputirte des Würtemberger Landtags. Wie er mir nachher selbst erzählte, hatte er Leipzig zunächst wegen einer homöopathischen Kur zu seinem Aufenthalte gewählt, wie es überhaupt mehre Würtemberger gab, die sich dieser Heilart halber in Leipzig aufhielten.

List war der Erste, der durch gründliche Aufsätze in den öffentlichen Blättern die großartige Idee einer Eisenbahn zwischen Sachsens beiden Hauptstädten als Basis eines allgemeinen deutschen Eisenbahn-Systems ernstlich zur Sprache brachte. Die Sache fing Feuer. Man

ſchrieb Pro und Contra. Eine Partei war für bloße Dampfwagen auf gewöhnlichen Chauſſeen. Liſt ſiegte. Patriotiſche Aufforderungen erfolgten! Nach wenig Monaten trat ein Eiſenbahncomité in Leipzig zuſammen. Die Regierung kam bereitwillig entgegen; der Landtag conſentirte. Bereits im Mai 1835 wurden die Actien ausgegeben. Man brach ſich faſt die Hälſe darum. Binnen zwei Tagen waren zwei Millionen Thaler unterzeichnet. Die Actien ſtiegen im erſten Rauſche in Leipzig auf achtzehn, in Dresden auf fünf und zwanzig Procent, und indem ich dieß ſchreibe, flaggen luſtig die Vermeſſungs-Fähnlein der Bahn vor den Thoren von Leipzig.

Wir Sachſen hätten uns alſo aus dem verwünſchten Sprichwort von wegen der bewußten fünfzig Jahre, wie die Leipziger Studenten zu ſagen pflegen, einmal tüchtig herausgebiſſen. —

III.

Die Dresdner Dreierbrödchen.

Ich habe mir viele Mühe gegeben, irgend ein charakteriſtiſches Merkmal aufzufinden, woran man die Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Sachſen ſogleich erkenne. Ach, die Dresdner ſind hieran arm, ſehr arm, und werden von all den kleinen Nachbarſtädten übertroffen. Eine jede derſelben bringt irgend ein renomirtes Produkt hervor, welches den Namen der Stadt verbreitet und verherrlicht, wie kein Geograph es vermag. Lege neben das Pirnaiſche Stadtwappen ein Stück appetitliche Wurſt, ſogleich wird man Dir die freundliche Amtsſtadt Pirna nennen; neben das Königsbrücker einen Zwieback, die Kaffeeſchweſtern werden nicht in Zweifel ſeyn; neben das Freiberger einen Bauerhaſen *), die Kinderwelt wird laut aufjubeln und Freiberg rufen; neben das Meißner ein Porzellan-Geſchirr, und wäre der Examinand dümmer als der „dumme Junge von Meißen“, er wird die Antwort nicht ſchuldig bleiben.

Seht nun, ſolch' einer Signalflagge entbehrt Dresden. Wir haben zwar hübſche Dinge; wir haben die Sixtiniſche Madonna, welche das ſchönſte Gemälde Rafaels iſt und dreißigtauſend Dukaten koſtet, wir haben die Elbbrücke, den Ludwig Tieck, das Grüne Gewölbe — aber dieß bietet Alles nichts Charakteriſtiſches; denn

*) Ein beliebtes Gebäck mit Roſinen und Mandeln.

mancher Dresdner weiß den Guckuk von einer Sixtiniſchen Madonna und Ludwig Tieck.

So bleibt mir denn Nichts übrig, als euch ihr beſcheidenen, ächt Dresdner Geſchöpfe herauf zu beſchwören, die ihr allmorgendlich dampfend und duftend aus den Bäckeröfen hervorgeht und in wenig Stunden ſchon gelebt und geliebt habet oder vielmehr geliebt worden ſeyd, und als Frühſtück im Magen ruht, Manna der Kinderwelt, der Zünfte und Gewerbe, heißerſehnte, heißverzehrte Ambroſia — euch, unvergleichliche Dreierbrödchen.

Vergebens verſinkſt Du, ferner Leſer, in tiefes Nachdenken. Du haſt Manches über Dresden gehört und geleſen. Du biſt wohl ſelbſt durch Dresden gereist. Man hat Dir ariſtokratiſche Mundſemmel zum Frühſtück vorgeſetzt, aber kein Dreierbrödchen. Ganz recht. Dieſes nationale Gebäck iſt blos für Eingeborne, weil es ein Fremdling nie zu würdigen verſtünde. Man muß an den Dreierbrödchen und durch ſie aufgewachſen ſeyn, um ihr wahres Verdienſt ungeſchmälert anzuerkennen.

Die Dresdner Dreierbrödchen ſind gemüthliche Geſchöpfe, etwa drei Zoll im Durchmeſſer und anderthalb Zoll dick; die Rinde in der Regel gelbbräunlich. Es gehört jahrelange Praxis dazu, die feinen Nüancen zwiſchen den Scharf- und Weichgebackenen zu erkennen, ein eigenes Organ für die Dur- und Molltonarten der Dreierbrödchen; ferner ein ebenſo geübter Blick für die zarten, ſich ins Unendliche verlaufenden Farbenſchattirungen der Rinde. Zwiſchen einem ſchwarzgebräunten Brödchen und einem ſemmelfarbigen liegt unbeſtritten eine Welt. Jeder Nichtdresdner tappt hier im Finſtern.

Ganz früh, im unheimlichen Dämmerlichte erſcheint die verhängnißvolle Stunde, wo die Dreierbrödchen das Licht der Welt erblicken und bereits zwiſchen acht und neun des Morgens, wo die hoffnungsvolle Schuljugend abgefüttert wird, erfreuen ſie ſich ihrer Blüthezeit. Auf die Anatomie der Brödchen verſteht ſich jede Dresdner Mutter meiſterhaft. Das Gebäck wird gewiſſenhaft in zwei gleiche Cahiers zerlegt und auf der durchſchnittenen Seite mit Butter beſtrichen. Gierig dringt das öhlige Fluidum in die warmen, weichen Poren, das Brödchen üppig ſchwängernd zum himmliſchen Genuß. Es gibt auch Lichtblicke im Jahre, wo an die Stelle der Butter Gänſefett mit reichlichem Salze tritt. Dann ſind aber die Dreierbrödchen kein irdiſches Frühſtück mehr, ſondern unbedingte Bürgen für Unſterblichkeit, für ein höheres Daſeyn nach dem Tode; einen ſolch überzeugenden Vorgeſchmack liefern ſie.

Sobald die Präceptoren in den diverſen Educationsanſtalten den

Religionsunterricht eröffnen (mit ihm beginnt für Lehrer und Lernende das schwüle Tagwerk), sinkt der Cours der Dreierbrödchen um zehn Prozent. Die große Majorität ruht da bereits wohl aufgehoben und den Verdauungsinstituten übergeben. Was übrig blieb, fällt mit erschreckender Rapidität im Courszettel. Gegen Mittag stehn die Brödchen schon unter pari, das heißt, ein Stück gutes Schwarzbrod wird dem altgewordenen Dreierbrödchen vorgezogen.

Hieraus erklärt sich, daß dieses romantische Gebäck nicht versandt werden kann in die weite Welt, und daß die weite Welt von ihm Nichts weiß. Die Dreierbrödchen leben und sterben für Dresden. Mehr wollen sie nicht; einen höhern Ruhm gibt es für sie nicht, kümmert sie nicht. Sie sind das Sinnbild der Zufriedenheit. Wer sie näher kennen lernen will, komme selbst nach Dresden. Was hilft alle weitere Deklamation.

Außer der schätzbaren Eigenschaft, daß das Dresdner Dreierbrödchen, trotz allen Fluctuationen des Getraidemarktes, bei Hungersnoth, Pestilenz und Blutvergießen, nie mehr als einen Dreier kostet, kann ich schließlich nicht unerwähnt lassen, wie man an dem wunderbaren Gebäck zugleich die allmälige Emancipation der Dresdner Jugend studiren kann.

Derjenige Quirite, der noch im Flügelkleide die Mädchenschule frequentirt, ist im häuslichen Budget gewöhnlich auf ein halbes Dreierbrod gestellt. Wächst er heran zur Freude der Menschen, wird ihm mit der Zeit ungeschmälert ein Ganzes zu Theil. Hat er es aber endlich so weit gebracht, daß ihm anstatt der Frühstückbrödchen eine Ablösungssumme allwöchentlich baar ausgezahlt wird, über die er als höchsteigner Finanzminister schalten und walten kann, ohne Landstände; — nun der ist ein gemachter Mann, und das Vaterland kann sich gefaßt machen, täglich Großes von ihm zu vernehmen.

Aus dem heimlichen, gemüthlichen, wohligen Dämmerreiche der Dreierbrödchen ist er aber heraus getreten und — der Leser mög' uns nicht zürnen, wenn wir, dem erhabenen Beispiele folgend, hiermit ein Gleiches thun.

Feuilleton.

Aktive Arbeit.

Von Dr. Hans Bethge.

Es ist eine alte Erfahrung, daß Menschen, die sich in ihrer Jugend mit Leidenschaft einer Kunst hingegeben haben, sie auch im Alter nicht ganz lassen können. Sie mögen sich noch so sehr in Geschäfte vertiefen, sie mögen noch so sehr in Amt und Würden stehen, sie mögen noch so sehr in Ehren ergraut sein, sie werden immer wieder zu ihrer Kunst zurückkehren, wie ein Liebender zu seiner Geliebten. Und wenn sie sich auch nicht mehr mit ihr vermählen können, so werden sie doch ihre Liebe nicht verleugnen können. Sie werden sie heimlich besuchen, sie werden ihr Geschenke bringen, sie werden ihr Briefe schreiben, sie werden ihr Gedichte widmen, sie werden ihr Lieder singen, sie werden ihr Bilder malen, sie werden ihr Statuen meißeln, sie werden ihr Bücher schreiben, sie werden ihr Opern komponieren, sie werden ihr Symphonien setzen, sie werden ihr Dramen dichten, sie werden ihr Romane erzählen, sie werden ihr Novellen erfinden, sie werden ihr Aufsätze verfassen, sie werden ihr Kritiken schreiben, sie werden ihr Feuilletons machen, sie werden ihr Reden halten, sie werden ihr Vorträge halten, sie werden ihr Predigten halten, sie werden ihr Vorlesungen halten, sie werden ihr Kollegien halten, sie werden ihr Seminarien halten, sie werden ihr Universitäten halten, sie werden ihr Akademien halten, sie werden ihr Gymnasien halten, sie werden ihr Realschulen halten, sie werden ihr Volksschulen halten, sie werden ihr Kindergärten halten, sie werden ihr Krippen halten, sie werden ihr Wiegen halten, sie werden ihr Särge halten, sie werden ihr Gräber halten, sie werden ihr Grabsteine halten, sie werden ihr Grabschriften halten, sie werden ihr Epitaphien halten, sie werden ihr Nekrologien halten, sie werden ihr Totenmessen halten, sie werden ihr Requiems halten, sie werden ihr Totenfeiern halten, sie werden ihr Totenklagen halten, sie werden ihr Totenlieder halten, sie werden ihr Totenbücher halten, sie werden ihr Totenbilder halten, sie werden ihr Totenstatuen halten, sie werden ihr Totenopern halten, sie werden ihr Totensymphonien halten, sie werden ihr Totendramen halten, sie werden ihr Totenromane halten, sie werden ihr Totennovellen halten, sie werden ihr Totenaufsätze halten, sie werden ihr Totenkritiken halten, sie werden ihr Totenfeuilletons halten, sie werden ihr Totenreden halten, sie werden ihr Totenvorträge halten, sie werden ihr Totenpredigten halten, sie werden ihr Totenvorlesungen halten, sie werden ihr Totenkollegien halten, sie werden ihr Totenseminarien halten, sie werden ihr Totenuniversitäten halten, sie werden ihr Totenakademien halten, sie werden ihr Totengymnasien halten, sie werden ihr Totenrealschulen halten, sie werden ihr Totenvolksschulen halten, sie werden ihr Totenkindergärten halten, sie werden ihr Totenkrippen halten, sie werden ihr Totenwiegen halten, sie werden ihr Totensärge halten, sie werden ihr Totengräber halten, sie werden ihr Totengrabsteine halten, sie werden ihr Totengrabschriften halten, sie werden ihr Totenepitaphien halten, sie werden ihr Totennekrologien halten, sie werden ihr Totentotenmessen halten, sie werden ihr Totenrequiems halten, sie werden ihr Totentotenfeiern halten, sie werden ihr Totentotenklagen halten, sie werden ihr Totentotenlieder halten, sie werden ihr Totentotenbücher halten, sie werden ihr Totentotenbilder halten, sie werden ihr Totentotenstatuen halten, sie werden ihr Totentotenopern halten, sie werden ihr Totentotensymphonien halten, sie werden ihr Totentotendramen halten, sie werden ihr Totentotenromane halten, sie werden ihr Totentotennovellen halten, sie werden ihr Totentotenaufsätze halten, sie werden ihr Totentotenkritiken halten, sie werden ihr Totentotenfeuilletons halten, sie werden ihr Totentotenreden halten, sie werden ihr Totentotenvorträge halten, sie werden ihr Totentotenpredigten halten, sie werden ihr Totentotenvorlesungen halten, sie werden ihr Totentotenkollegien halten, sie werden ihr Totentotenseminarien halten, sie werden ihr Totentotenuniversitäten halten, sie werden ihr Totentotenakademien halten, sie werden ihr Totentotengymnasien halten, sie werden ihr Totentotenrealschulen halten, sie werden ihr Totentotenvolksschulen halten, sie werden ihr Totentotenkindergärten halten, sie werden ihr Totentotenkrippen halten, sie werden ihr Totentotenwiegen halten, sie werden ihr Totentotensärge halten, sie werden ihr Totentotengräber halten, sie werden ihr Totentotengrabsteine halten, sie werden ihr Totentotengrabschriften halten, sie werden ihr Totentotenepitaphien halten, sie werden ihr Totentotennekrologien halten, sie werden ihr Totentotentotenmessen halten, sie werden ihr Totentotenrequiems halten, sie werden ihr Totentotentotenfeiern halten, sie werden ihr Totentotentotenklagen halten, sie werden ihr Totentotentotenlieder halten, sie werden ihr Totentotentotenbücher halten, sie werden ihr Totentotentotenbilder halten, sie werden ihr Totentotentotenstatuen halten, sie werden ihr Totentotentotenopern halten, sie werden ihr Totentotentotensymphonien halten, sie werden ihr Totentotentotendramen halten, sie werden ihr Totentotentotenromane halten, sie werden ihr Totentotentotennovellen halten, sie werden ihr Totentotentotenaufsätze halten, sie werden ihr Totentotentotenkritiken halten, sie werden ihr Totentotentotenfeuilletons halten, sie werden ihr Totentotentotenreden halten, sie werden ihr Totentotentotenvorträge halten, sie werden ihr Totentotentotenpredigten halten, sie werden ihr Totentotentotenvorlesungen halten, sie werden ihr Totentotentotenkollegien halten, sie werden ihr Totentotentotenseminarien halten, sie werden ihr Totentotentotenuniversitäten halten, sie werden ihr Totentotentotenakademien halten, sie werden ihr Totentotentotengymnasien halten, sie werden ihr Totentotentotenrealschulen halten, sie werden ihr Totentotentotenvolksschulen halten, sie werden ihr Totentotentotenkindergärten halten, sie werden ihr Totentotentotenkrippen halten, sie werden ihr Totentotentotenwiegen halten, sie werden ihr Totentotentotensärge halten, sie werden ihr Totentotentotengräber halten, sie werden ihr Totentotentotengrabsteine halten, sie werden ihr Totentotentotengrabschriften halten, sie werden ihr Totentotentotenepitaphien halten, sie werden ihr Totentotentotennekrologien halten, sie werden ihr Totentotentotentotenmessen halten, sie werden ihr Totentotentotenrequiems halten, sie werden ihr Totentotentotentotenfeiern halten, sie werden ihr Totentotentotentotenklagen halten, sie werden ihr Totentotentotentotenlieder halten, sie werden ihr Totentotentotentotenbücher halten, sie werden ihr Totentotentotentotenbilder halten, sie werden ihr Totentotentotentotenstatuen halten, sie werden ihr Totentotentotentotenopern halten, sie werden ihr Totentotentotentotensymphonien halten, sie werden ihr Totentotentotentotendramen halten, sie werden ihr Totentotentotentotenromane halten, sie werden ihr Totentotentotentotennovellen halten, sie werden ihr Totentotentotentotenaufsätze halten, sie werden ihr Totentotentotentotenkritiken halten, sie werden ihr Totentotentotentotenfeuilletons halten, sie werden ihr Totentotentotentotenreden halten, sie werden ihr Totentotentotentotenvorträge halten, sie werden ihr Totentotentotentotenpredigten halten, sie werden ihr Totentotentotentotenvorlesungen halten, sie werden ihr Totentotentotentotenkollegien halten, sie werden ihr Totentotentotentotenseminarien halten, sie werden ihr Totentotentotentotenuniversitäten halten, sie werden ihr Totentotentotentotenakademien halten, sie werden ihr Totentotentotentotengymnasien halten, sie werden ihr Totentotentotentotenrealschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotenvolksschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotenkindergärten halten, sie werden ihr Totentotentotentotenkrippen halten, sie werden ihr Totentotentotentotenwiegen halten, sie werden ihr Totentotentotentotensärge halten, sie werden ihr Totentotentotentotengräber halten, sie werden ihr Totentotentotentotengrabsteine halten, sie werden ihr Totentotentotentotengrabschriften halten, sie werden ihr Totentotentotentotenepitaphien halten, sie werden ihr Totentotentotentotennekrologien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenmessen halten, sie werden ihr Totentotentotentotenrequiems halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenfeiern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenklagen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenlieder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenbücher halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenbilder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenstatuen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenopern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotensymphonien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotendramen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenromane halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotennovellen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenaufsätze halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenkritiken halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenfeuilletons halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenreden halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenvorträge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenpredigten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenvorlesungen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenkollegien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenseminarien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenuniversitäten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenakademien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotengymnasien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenrealschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenvolksschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenkindergärten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenkrippen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenwiegen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotensärge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotengräber halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotengrabsteine halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotengrabschriften halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenepitaphien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotennekrologien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenmessen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotenrequiems halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenfeiern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenklagen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenlieder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenbücher halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenbilder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenstatuen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenopern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotensymphonien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotendramen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenromane halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotennovellen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenaufsätze halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenkritiken halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenfeuilletons halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenreden halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenvorträge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenpredigten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenvorlesungen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenkollegien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenseminarien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenuniversitäten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenakademien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotengymnasien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenrealschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenvolksschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenkindergärten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenkrippen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenwiegen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotensärge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotengräber halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotengrabsteine halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotengrabschriften halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenepitaphien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotennekrologien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenmessen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotenrequiems halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenfeiern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenklagen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenlieder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenbücher halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenbilder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenstatuen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenopern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotensymphonien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotendramen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenromane halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotennovellen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenaufsätze halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenkritiken halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenfeuilletons halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenreden halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenvorträge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenpredigten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenvorlesungen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenkollegien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenseminarien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenuniversitäten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenakademien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotengymnasien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenrealschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenvolksschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenkindergärten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenkrippen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenwiegen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotensärge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotengräber halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotengrabsteine halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotengrabschriften halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenepitaphien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotennekrologien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenmessen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotenrequiems halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenfeiern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenklagen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenlieder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenbücher halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenbilder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenstatuen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenopern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotensymphonien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotendramen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenromane halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotennovellen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenaufsätze halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenkritiken halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenfeuilletons halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenreden halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenvorträge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenpredigten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenvorlesungen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenkollegien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenseminarien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenuniversitäten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenakademien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotengymnasien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenrealschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenvolksschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenkindergärten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenkrippen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenwiegen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotensärge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotengräber halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotengrabsteine halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotengrabschriften halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenepitaphien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotennekrologien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenmessen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotenrequiems halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenfeiern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenklagen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenlieder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenbücher halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenbilder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenstatuen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenopern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotensymphonien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotendramen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenromane halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotennovellen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenaufsätze halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenkritiken halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenfeuilletons halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenreden halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenvorträge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenpredigten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenvorlesungen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenkollegien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenseminarien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenuniversitäten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenakademien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotengymnasien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenrealschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenvolksschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenkindergärten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenkrippen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenwiegen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotensärge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotengräber halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotengrabsteine halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotengrabschriften halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenepitaphien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotennekrologien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenmessen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotenrequiems halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenfeiern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenklagen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenlieder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenbücher halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenbilder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenstatuen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenopern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotensymphonien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotendramen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenromane halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotennovellen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenaufsätze halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkritiken halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenfeuilletons halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenreden halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvorträge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenpredigten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvorlesungen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkollegien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenseminarien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenuniversitäten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenakademien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotengymnasien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenrealschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvolksschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkindergärten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkrippen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenwiegen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotensärge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotengräber halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotengrabsteine halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotengrabschriften halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenepitaphien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotennekrologien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenmessen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotenrequiems halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenfeiern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenklagen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenlieder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenbücher halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenbilder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenstatuen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenopern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotensymphonien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotendramen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenromane halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotennovellen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenaufsätze halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkritiken halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenfeuilletons halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenreden halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvorträge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenpredigten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvorlesungen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkollegien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenseminarien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenuniversitäten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenakademien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengymnasien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenrealschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvolksschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkindergärten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkrippen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenwiegen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotensärge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengräber halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengrabsteine halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengrabschriften halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenepitaphien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotennekrologien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenmessen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenrequiems halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenfeiern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenklagen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenlieder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenbücher halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenbilder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenstatuen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenopern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotensymphonien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotendramen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenromane halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotennovellen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenaufsätze halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkritiken halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenfeuilletons halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenreden halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvorträge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenpredigten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvorlesungen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkollegien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenseminarien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenuniversitäten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenakademien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengymnasien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenrealschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvolksschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkindergärten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkrippen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenwiegen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotensärge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengräber halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengrabsteine halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengrabschriften halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenepitaphien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotennekrologien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenmessen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenrequiems halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenfeiern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenklagen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenlieder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenbücher halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenbilder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenstatuen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenopern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotensymphonien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotendramen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenromane halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotennovellen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenaufsätze halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkritiken halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenfeuilletons halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenreden halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvorträge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenpredigten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvorlesungen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkollegien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenseminarien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenuniversitäten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenakademien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengymnasien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenrealschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvolksschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkindergärten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkrippen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenwiegen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotensärge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengräber halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengrabsteine halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengrabschriften halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenepitaphien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotennekrologien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenmessen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenrequiems halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenfeiern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenklagen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenlieder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenbücher halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenbilder halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenstatuen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenopern halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotensymphonien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotendramen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenromane halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotennovellen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenaufsätze halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkritiken halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenfeuilletons halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenreden halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvorträge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenpredigten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvorlesungen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkollegien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenseminarien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenuniversitäten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenakademien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengymnasien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenrealschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenvolksschulen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkindergärten halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenkrippen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenwiegen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotensärge halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengräber halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengrabsteine halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotengrabschriften halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenepitaphien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotennekrologien halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenmessen halten, sie werden ihr Totentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotentotenrequiems halten, sie werden ihr Totentotentotentotent

»Des Augenblickes Lust hat sie geboren —
»Sie starben hin im raschen Tanz der Horen.«

Und wie nach den ewigen Gesetzen der Natur auf große Anstrengung große Erschöpfung erfolgt — so ist auch jetzt tiefes Schweigen in unserer poetischen Mannschaft; jeder ist zufrieden mit dem Beifall der Majestäten — reibt sich die Hände, und sagt — Pah! — —

— — r.

Heidelberg, 12. November.

— Der Winter in seiner ganzen Herrlichkeit ist bei uns eingezogen; der Gipfel des Kaiserstuhls, der heilige Berg und sämmtliche Straßen der Musenstadt sind mit dickem Schnee bedeckt und laden zu Schlittenfahrten ein. Der schöne Halley, der uns solche Kälte gebracht, läßt sich nicht mehr sehen; er scheint sich aus dem Staube gemacht zu haben. In den Gewächshäusern unseres trefflich angelegten botanischen Gartens, in welchem die schönsten südlichen Pflanzen überwintert werden, muß seit einigen Tagen regelmäßig geheizt werden. Die Zahl der bis jetzt eingeschriebenen Studenten mag sich etwa auf vierhundert belaufen; im Wintersemester 1831 hatten wir 1100. Tempora mutantur! Mit einem zahlreich besuchten Ball eröffnete am verflossenen Sonnabend die Harmonie ihre Winterbelustigungen, und am folgenden Abend hörten wir im großen Saale des Museums Herrn Johann Strauß aus Wien, mit seinen sechs und zwanzig musizirenden Zugvögeln. Es waren über tausend Zuhörer anwesend, von welchen ihm jedes Individuum einen Gulden zahlte. Somit trug der Wiener Walzerkompositeur ein schönes Sümmchen aus unsern Thoren, und er soll sich deßhalb auch sehr beifällig über das Heidelberger Publikum ausgesprochen haben.

Mainz, Mitte November.

— Strauß, der Wiener Walzerfürst, ist in unserer Mitte, und macht Furore. Seine Konzerte werden mit den Füßen gehört; man sieht's den lieblichen Mainzer Tänzerinnen an, daß sie lieber hüpften, als daß sie ruhig dasitzen! Hier haben Sie ein Pröbchen des ersten Konzerts. Wir hörten: 1) Eine Ouvertüre aus der Oper »der Falschmünzer« von Auber; 2) Huldigungs-Walzer; 3) Großes Potpourri, »ein Strauß von Strauß«; 4) Philomelenwalzer; 5) Venetianer- und Fortuno-Gallop; 6) Großes Potpourri: »Der musikalische Wortwechsel«; 7) Walzer-Guirlande aus den beliebtesten Parthieen. Urtheilen Sie, ob ein lebensfrohes jugendliches Gemüth bei einer solchen Fülle tanzrhythmischer Kompositionen, in denen Strauß Leib und Seele ist, ruhig dasitzen kann! Wahr ist's, wir müssen in den Strauß'schen Walzern etwas weit charaktervolleres suchen, als was wir auf den gewöhnlichen Tanzböden finden. Es sind frappante, zur Seele redende, Tongebilde, von einem scharfen Rhythmus durchdrungen. Strauß muß mitgeigen, er muß dirigiren, das alles gehört zum Gepräge dieser Kompositionen, sollen sie diese außerordentliche Wirkung hervorbringen. — Ich rede Ihnen nicht von dem Beifall, der diesem Rhythmusherrscher gespendet wurde: daß sie ihn nicht mit Lorbeeren bekränzten, wundert mich; bei diesem Enthusiasmus hätte ich das erwartet. — Noch muß ich bemerken, daß Strauß bei seiner Gesellschaft ein Individuum hat (Herr Stranßky genannt), welches sich in jedem Konzert als Sänger produzirt. Uns gab er die Kavatine aus Bellini's »Norma« zum Besten! Er ist eine eigene Erscheinung, dieser Stranßky! Ein hiesiger Kunstkritiker sagt sehr schön von ihm: »Dieser Sänger hat, so soll man sich seinen Gesang erklären, ein Haarsiebchen vor dem Kehlkopfe und eine Drehspuhle daran, um Silberfädchen zu ziehn, dünn, wie vierfach gespaltene Geishärchen. Seine ersten Töne erwecken Lachen; aber nach den ersten Sangstrophen würde diese Täuschung zur sehr angenehmen, und der Sopranissimus erhielt lebhaften Beifall.« — Wie dem auch sey, Strauß hat sein Publikum hier gefunden, und wird nicht unbefriedigt weggehn. — —

Unser Theater hat in diesem halben Monate nur eine interessante Erscheinung dargeboten. Ich meine die Gastdarstellungen des berühmten Komikers Hassel aus Frankfurt, diese treueste Copie des verewigten Lux. Unsere Nachbarin hat uns diesen werthen Gast auf eine kurze Zeit zukommen lassen, um Lust zu bringen in unsern dramatischen Jammer! Hassel wartet uns mit den Hampelmannaden auf, oder besser, mit dem Frankfurter Volksdialekt und dem Frankfurter Kleinborger-Leben. In diesen Darstellungen ist Hassel klassisch, wie keiner; seine Genrebilder sind voll Wahrheit, ohne alle Karrikatur. — Wir sahen den Gast auch außer in diesen Lokalstücken, noch in andern Lustspielen. Sein »Vatel« in »Ehrgeiz in der Kirche« war ergötzlich, doch lange nicht das, was Seydelmann aus diesen Küchergeistern macht. Zwischen feiner Komik und niederm Scherz gibt's einen Mittelweg, worin sich Hassel in diesem Stück bewegte. Das herrliche Bild des großen Mimen konnte er jedoch nicht erreichen. —

Zum Schlusse eine für uns höchst traurige Notiz. Wir haben dieser Tage einen jungen Mann zu Grabe getragen, den ganz Mainz beweint! Der große Augenarzt, Dr. Lorch nämlich, starb in seinem 28. Jahre an den Folgen eines Nervenfiebers, und mit ihm starb für unsere Stadt die Hoffnung derjenigen, denen das Licht des Auges getrübt oder gänzlich geraubt ist, der Trost so vieler Armen, die von Lorch nicht nur unentgeldliche Hülfe, son-

dern auch die menschenfreundlichste, liebreichste Behandlung erfuhren, dann auch die Zierde unserer Aerzte; denn Lorch hat mit seltener Liebe, Eifer und Kenntniß seinem Berufe obgelegen. An seinem Grabe weint also Kunst und Menschheit! An seinem Leichenbegängniß nahm im wörtlichen Sinne der größte Theil unserer Bevölkerung Theil, und Dr. Gräßer, sein Freund und College, hielt dem Verblichenen eine Leichenrede, die den heftigsten Eindruck hervorbrachte. Thränen rannen von allen Augen, wohl auch von vielen Augen, die der Hingeschiedene erst kürzlich geheilt, oder die von ihm Heilung hätten erwarten können. Was hätte dieser treffliche Mann nicht noch Allen nützen können?! — Aber der Himmel wollte es, zum allgemeinsten Schmerz unserer Stadt, anders! —

Literarische Uebersichten.

BRIDGEWATER BÜCHER.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse,

herausgegeben von

Dr. Hermann Hauff u. A.

Stuttgart. 1838. Verlag von Paul Neff.

* Die Bridgewater Bücher, ein Werk, das seine Entstehung der Stiftung des im J. 1829 verstorbenen Grafen Bridgewater zu verdanken, mußten ihres unläugbaren Gehaltes wegen in England ungemeines Aufsehen erregen. Die Naturwissenschaften sind darin auf eine gemeinnützige Weise nach gemeinschaftlichem Plane von den bedeutendsten Gelehrten Britanniens entwickelt. Es hat sich bei uns die Ansicht verbreiten wollen, als hätten die Bridgewater Bücher eine mystisch-religiöse Tendenz, die Behandlung der Materie im ganzen Werke widerspricht aber durchaus dieser Ansicht. Die Forschungen sind mit wissenschaftlicher Strenge angestellt, die Geheimnisse sind erklärt und nicht mit blindem Glauben erzählt. Die unendliche Harmonie in der Ökonomie der Natur wird nur als der Ausfluß einer Alles ordnenden Macht dargestellt, deren Weisheit wir um so mehr Anstaunung schuldig sind, je mehr wir diese wunderbare Harmonie begreifen und durchschauen lernen. Es ist ein offenbares Verdienst, diese trefflichen Bücher auf deutschen Boden zu übertragen. — Das Ganze erscheint, schön ausgestattet, in zwanzig bis fünf und zwanzig Parcellen. Das erste bis jetzt erschienene Heft enthält einen Theil des äußerst geistreichen Buches: »Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften, von Sir Charles Bell.« Unter den vielen bibliopolischen Unternehmungen ähnlicher Art verdient dieses um so mehr Berücksichtigung, als sich die Bearbeitung für Deutschland in den geschicktesten Händen befindet.

FIESCHI.

Ein poetisches Nachtstück

von

Ernst Ortlepp.

Leipzig. 1835. Verlag von L. F. Fort.

— * Um unsern Lesern einen klaren Begriff vom Gehalte dieses Gedichtes zu geben, heben wir nur eine Stelle aus. Fieschi ruft der Menschheit zu:

»Ihr littet ja am großen Staar
»Geduldig schon so manches Jahr;
»Ich will ihn euch nicht operiren
»Und keine Worte mehr verlieren.«

Wer wird ein solches Nachtstück lesen, ohne dabei der Bänkelsänger zu gedenken, die eine schauderhafte Mordthat mit Begleitung der Vogelorgel absingen, und dabei das grausige Ereigniß, auf Wachsleinwand gemalt, vorzeigen? —

SÄMMTLICHE GEDICHTE

von

Elisabeth Kulmann.

— Diese Dichtungen, die so eben in der Druckerei der Kais. Russ. Akademie in St. Petersburg erschienen sind, kommen von einer Dame, die sich schon durch Gedichte in russischer Sprache einen Namen gemacht hat. Goethe, Jean Paul und Voß haben das Meiste davon im Manuscript gelesen und sich sehr günstig darüber ausgesprochen. Voß meinte, man müßte diese Gesänge für eine Uebersetzung aus dem Griechischen halten; Goethe schrieb, daß er die Sängerin für die glücklichste Nebenbuhlerin Hegel's erkläre, und ihr einen hohen Rang dereinst vorhersagen könne, und Jean Paul versicherte, daß dieser kleine Polarstern einst alle Bewohner südlicher Gegenden zwingen werde, den Kopf nach dem Norden zu kehren. Dieß sind hinreichende Empfehlungen; wir wollen sehen, wie das deutsche Publikum diese Dichterin empfangen wird.

RUSSISCHE KLASSIKER.

— Liebhaber der russischen National-Literatur werden nicht ohne Antheil vernehmen, daß in St. Petersburg eine neue Ausgabe der russischen Klassiker vorbereitet wird, deren Werke seit langer Zeit vergriffen und im Buchhandel nicht mehr anzutreffen sind. Sie sollen heftweise, je zu 2 Bogen, erscheinen;

jeden Monat eine oder zwei Lieferungen. Die Sammlung wird mit den Werken des Fürſten Cantemir begonnen, welche ungefähr 12 Lieferungen in 8. bilden werden, mit dem Bildniſſe des Verfaſſers nach Sokoloff, von Wright geſtochen. Eine jede Lieferung wird 1 Rubel Papier koſten, der nach jedesmaligem Empfang bezahlt wird, mit Ausnahme der lezten, die zugleich mit der erſten berichtigt werden muß.

Theater.

Herr Scribe hat ein neues Luſtſpiel geſchrieben, welches den Titel „die Großmutter“ führt. Mlle. Mars, die erſt 60 Jahre alt iſt, hat die Titelrolle abgelehnt. Er hat alſo zu Mlle. Pleſſy ſeine Zuflucht nehmen müſſen. *)

— Mlle. Taglioni, die an einer Kniegeſchwulſt leidet, befindet ſich etwas beſſer.

— Leſſing's „Emilie Galotti“ iſt von einem Herrn Clairville d. A., für die franzöſiſche Bühne bearbeitet, auf dem Theater des Luxembourg aufgeführt worden, und hat Beifall erhalten.

Mode.

Die Friſuren werden ſehr verſchieden getragen; bald ſind es Flechten, à la Feronnière, engliſche Locken, leicht und gebrannt, niedrig und hoch. Der Haarputz à la Maintenon ſcheint über Alle den Sieg davon tragen zu wollen. — Es läßt ſich hierüber nichts ſagen; jedes Geſicht ſoll ſich coeffiren, wie es ihm am Beſten ſteht. Damen von Geſchmack wählen heitere und ſanfte Farben zu Kleidern. Schwarz und dunkelblau wird in damaſſirtem, ſchwerem Atlas getragen. Die Röcke werden lang, ſehr lang geliebt; dieß heißt jezt guter Geſchmack. Sammthüte hat man von allen Farben, mit Atlasblumen, die Guyennes heißen. Soireehauben ſind ſtets von Blonde, auf der Stirne platt, auf der rechten Seite und etwas oberhalb der Garnirung iſt eine Schleife ohne Enden; manchmal auch verziert man die Hauben mit einer Roſe und einer Knoſpe, die man an der Seite anbringt. Morgenhäubchen im Hauſe werden von indiſchem Muſſelin gemacht, einfach geſtickt; ſie ſind rund und ſchließen das Geſicht ein. Zum Negligémantel wählt man gern einen neuen leichten und warmen Stoff, einen grünen oder violetten Flanell, cachemirartig mit ſchwarz bedruckt, auch Sammetmäntel werden zum Negligé getragen; eine ſchöne Farbe iſt das Luiſenblau.

In den Soireen ſieht man gefütterte und beſezte Pelze, oft mit Plüſch oder mit dem Balge eines ſilberweißen Vogels, des ſogenannten Schlaghahns *), der prächtig ausſieht. Boa's werden nicht viel getragen, dafür Palatine von Atlas mit Pelz gefüttert und beſezt. Außer dem Schlaghahn werden dieſen Winter auch Pfauenfedern in die Mode kommen, ja man ſpricht ſogar davon, daß die Papageye ihr Gefieder zum Damenputze werden hergeben müſſen.

*) Mamſ. Mars iſt den 19. Dec. 1770 zu Verſailles geboren.

Die beduiniſchen Künſtler in Paris.

Den 13. November war Generalprobe an der Porte St. Martin von dem Stücke, welches man eiligſt für die Beduinen zuſammengeſezt hat. — Sie ſelbſt nennen ſich die atlaſtiſche Truppe; ihre vorzüglichſten Uebungen beſtehen in dem großen Wettrennen

*) Lebt in der Schweiz.

der Joko's, dem indianischen Wirbelwind, den Sprüngen Letlahd mit Säbeln, Dolchen und Yatagans, die von Kaikuk ausgeführt werden; hierauf werden zwei Kinder eine komische Scene liefern, indem sie die Schlangen der Wüste Sahara darstellen und den Körper Kamuki's umschlingen. Zum Schlusse zeigen sie eine menschliche Pyramide, die Moschee Mohammeds versinnlichend. — Ihre Namen sind Mohammed Ben-Brahim, 45 Jahre alt, Mohammed Ben-Yudry, 34 J., Ali Ben-Mohammed, der Kamuki, 28 J., Hammed Ben-Brahim der erste, 28 J., Hussein Ben-Brahim der zweite, 22 J., Hussein Ben-Abdallah, 22. J., Ali Ben-Hussein, der Kaikuk, 21 J., Abdallah Ben-Hamud, 18 J., Said Ben-Omar, 9 J., Hussein Mohammed, 7 Jahre alt. Alle zusammen erhalten jeden Tag, sie mögen Vorstellungen geben oder nicht, 300 Fr., wovon sie nur wenig ausgeben, da sie nur von Vegetabilien leben und keinen Wein trinken. Zweimal des Tages vereinigen sie sich zum Gebete, wobei einer die Mandoline spielt, jedoch ohne alle Kenntniß der Musik und bloß dem Instinkte nach.

Das Stück, worin die Beduinen auftreten, hat 3 Tableau's und heißt: „die Beduinen auf Reisen." — Der Direktor des Theaters, Harel, zahlt dem Begleiter der Beduinen tausend Fr. für jeden Spielabend.

Aus der Pariser Gesellschaft.

Der Baron Schickler, ein Berliner von Geburt und eines der fashionablesten Häuser in Paris, hat kürzlich einen prächtigen Zehnender in dem Gehölze von Rochefort gejagt. — Zwei und dreißig Hunde waren dabei thätig und die Jagd dauerte vier und eine halbe Stunde. Der Hirsch durchrannte ein großes Revier und wurde endlich oberhalb Sevres, im Hofe eines Wäschers, getödtet. Seit zwanzig Jahren wurde keine solche Jagd um Paris gehalten. Die Hunde jagten so hitzig durch dickes Gehölze, Morast, sumpfige Wiesen und vom Regen durchweichten Boden, daß Vollblut-Renner die größte Mühe hatten, zu folgen. Es war ein merkwürdiger Anblick, die Jäger, Einen nach dem Andern, auf das Schloß Rambouillet ankommen zu sehen, theils auf Postmähren, auf Ackergäulen, in Postchaisen und Karren; noch Andere kamen zu Fuß, ihre Pferde am Zügel nachführend.

— Der königliche Hof hat während der Anwesenheit des Königs der Belgier in Paris drei Vorstellungen von der Administration der großen Oper gefordert: Don Juan, die Jüdin und den Aufruhr im Serail.

— Viele junge Leute sind nach Algier gereist, um sich der rauhen Luft des Pariser Winters zu entziehen.

— Der türkische Gesandte hat sich einen Griechen zum Lakay genommen. — Dieß sieht einer türkischen Rache nicht unähnlich. — Man spricht von einem Ball, den dieser Gesandte geben werde.

Statistisches.

— Nach officiellen Zählungen sind jetzt in England, Schottland und Irland 1250 Baumwoll-Manufakturen, 1315 in Wolle, 352 in Garn, 237 in

Seide, zuſammen 3154. In dieſen Manufakturen ſind 342,000 Arbeiter beſchäftigt.

Lordmayor-Schmaus.

— Auf dem letzten Lordmayor-Schmaus wurden folgende Schüſſeln ſervirt: 230 Schildkröten-Ragouts, 200 Caraffen mit Sorbet, 6 ungeheure Schüſſeln mit Fiſchen, 4 gekochte kalkutiſche Hähne mit Auſtern-Sauce, 60 gebratene Hühner, 60 Schüſſeln mit Poularden, 46 Kapaunen, 50 Paſteten à la Française, 60 engliſche Taubenpaſteten, 58 verzierte Schinken, 43 Zungen, 20 enorme Stücke Rindfleiſch, 60 Schüſſeln mit Erdäpfeln, 48 Schüſſeln mit Hummern, 140 mit Gelées, 50 Blancs-Mangers, 80 gebratene Truthähne, 60 Haſen, 80 Faſanen, 24 Gänſe, 40 Schüſſeln mit Rebhühnern, 60 mit wilden Enten, 2 Pfauen, 56 Salate und eine große Anzahl von Schüſſeln mit kleinen Bäckereien. Zum Deſſert hatte man 100 Ananas zu zwei und drei Pfunden, 200 Körbe mit Trauben, 75 Aſſietten mit Aepfeln, eben ſo viel mit Birnen und eben ſo viel mit Nüſſen, 60 mit decorirten Biscuits, 250 mit glacirten Cremes, 80 Aſſietten mit eingemachten Früchten, 50 mit eingemachtem Ingwer und 36 Gläſer mit Kirſchen in Franzbranntwein. —

23 Hungertage.

Am Montag den 8. Oktober ſtürzte ein Theil eines Kohlenſchachtes zu Kilgrammie in Ayrſhire, über den 70jährigen Arbeiter John Brown zuſammen und begrub ihn bis zum 31. deſſelben Monats um 4 Uhr Morgens. Er hatte, als ihn der Unfall traf, nichts als etwas Tabak und ein wenig Lampenöl bei ſich. Er wollte von dem Letztern etwas verſchlucken, aber es erregte ihm Eckel, und ſo blieb ihm nichts als der Tabak und das geſalzene Waſſer, welches aus dem Geſtein hervorſickerte. Er hatte ſeine Geiſtesgegenwart keinen Augenblick verloren, und der einzige Gedanke der ihn quälte, war, daß Thomas Waſon, bei dem er ſeit zwei Jahren wohnte, gleich ihm verſchüttet ſeyn könnte, und ein Weib nebſt zwei Kindern hinterließ. Er berechnete die Stunden nach dem Geräuſche, welches er die Arbeiter machen hörte. Während der beiden erſten Wochen ging er in ſeinem Gefängniſſe, das 30 Ellen lang war, umher und ſuchte einen Ausweg, dann aber mußte er liegen bleiben, weil die Kräfte ihn verlaſſen hatten. Am zweiten Tage ſchon ſpürt er keinen Hunger mehr, was der zuſammenziehenden Kraft des Waſſers zuzuſchreiben iſt. Man fand ihn auf der Erde und zwar auf dem Bauch liegend; Hände und Füße waren kalt, die Stimme faſt wie die eines Kindes, und er ſah einem Skelette gleich.

Merkwürdiger Selbstmord.

In Paris hat ſich ein Goldarbeiter, Namens Charité, kürzlich durch Kohlendampf erſtickt. Auf ſeinem Tiſche fand ſich ein Zettel, worauf er nachſtehende Beobachtungen hinterließ. — Wir geben den wörtlich abgeſchriebenen Zettel hier in getreuer Ueberſetzung.

„Ich bin 20 Jahre alt, und ich will ſterben.

An meine Mitbürger und an die Freunde der Wiſſenſchaft.

Dies sind die Wirkungen bei dem Tode durch Kohlendampf: Zuerst ein dicker Dampf, der in den Augen beißt; ein leichtes Kopfweh, dann verhindert der Dampf das Licht zu brennen; die Flamme der Kerze wird kleiner; Alles dies schon 5 Minuten nach dem Anzünden der Kohlen; der Docht carbonisirt sich; der Kopfschmerz nimmt nicht zu; aber der Augenschmerz wird stärker; der Kopf thut sehr weh; Thränen kommen reichlich aus den Augen; jetzt kommt eine Frau oben in die Wochen*); man weiß nicht was man thut; man**); und endlich lischt das Licht fast aus — und ich — ich — "

Hier ist der Unglückliche wahrscheinlich verschieden. Man fand ihn neben einem Stuhle auf der Erde liegend und bereits kalt. Er hatte Sessel und Tisch neben ein großes Fenster gestellt, wahrscheinlich, um es zu zerschlagen, wenn ihn die Lust zum Leben übermannt haben würde, da er sich vornahm, die Herrschaft über seinen Willen bis zum letzten Augenblicke zu behalten.

Vermischtes.

Kapellmeister Spohr — seit einiger Zeit Wittwer — wird, nach Ablauf des Trauerjahres, die Tochter des O.-A.-G.-Raths Pfeiffer heimführen. Sie soll sehr musikalisch seyn, ein Umstand, der sie jenem Komponisten so anziehend machte; denn dieser neuen Ehe liegen nur künstlerische Motive zum Grunde. Spohr kann nicht anders komponiren, als wenn er Jemanden in seiner Umgebung hat, dem er sofort seine Gedanken vorspielen kann. Deshalb hat er sich nach einer zweiten Frau umgesehen.

— Auf der Kasseler Bühne wurde das Drama die „Wahnsinnige" unter dem Titel Lustspiel gegeben, weil das Publikum sich nicht gern ernsten Stoffen hingibt. Also geht hier die Kunst Hand in Hand mit dem Publikum, statt daß der umgekehrte Fall statt finden sollte.

— Dem Buchhändler Löwenthal in Mannheim ist jeder fernere Verlag von der badischen Regierung untersagt worden.

— Den H. H. Wienbarg und Kottenkamp ist der fernere Aufenthalt in Frankfurt a. M. verweigert worden. Jener hat sich an seine (die Holsteinische) Gesandtschaft gewendet, um eine Vermittelung zu bewirken; dieser hat bittschriftlich an den Frankfurter Senat recurrirt.

(Aus Privatbriefen.)

— In Paris erscheint ein neues Journal halb wöchentlich über Literatur, Künste, Wissenschaften und Industrie, das aller Wahrscheinlichkeit nach einen ziemlichen Lärm machen wird, da es den Titel Tam-Tam führt. Es kostet nur 7 Fr. 50 C.

— Herr Halevy, Componist der Oper „die Jüdin", hat das Kreuz der Ehrenlegion erhalten.

— General Allard, von dem in diesen Blättern bereits die Rede war, ist von dem König der Franzosen zum Agenten am Hofe von Runjet Sing ernannt worden. Sein Creditiv ist

*) Hier begann das Delirium.

**) Drei unleserliche Worte; zitternde Handschrift.

im orientalischen Styl auf einem großen, mit Gold broschirten Pergament-Bogen ausgefertigt. — Das daran hängende Staatssiegel ist gleichfalls in Gold gravirt; das Ganze umschließt ein seidener Beutel von herrlicher Arbeit und bewundernswerthem Reichthum. Der Minister des Auswärtigen hat ein Schreiben an den Staatssekretär und Liebling Runjet Sing's beigefügt, und auch dieses befindet sich in einer Hülle von Seide und Gold.

— Edgar Quinet, der auch in Deutschland durch sein Gedicht „Ahasverus" bekannt geworden ist, wird in diesem Monat ein neues Gedicht unter dem Titel „Napoleon" erscheinen lassen.

— Ein Privatschreiben aus Moskau vom 10. Oktober a. St. an den Herausgeber dieser Blätter meldet, daß man dort in diesem Jahr fast keinen Sommer gehabt habe. Die Witterung war stets sehr kühl; in Allem waren kaum vierzehn Tage warm. Ohne Mantel konnte man nicht aus dem Hause gehen. Der Graswuchs wurde aufgehalten, und die Erndte, die sonst am 20. Juli begann, fand erst vier Wochen und wohl noch später Statt; doch ist sie im Allgemeinen gut ausgefallen. Der September war schön, mitunter zeigte der Thermometer 25 Grad in der Sonne. So konnte das Sommerkorn nachreifen. Regengüsse fanden gar nicht Statt; die Flüsse sind so seicht, daß die Mühlen nicht mahlen können.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

Zwei Chargen von Dantan. Der Bildhauer Dantan in Paris hat sich durch diese Arbeiten einen bedeutenden Namen und viel Geld erworben. Sie werden von ihm in Gips ausgeführt, und dieses Blatt liefert eine getreue Abbildung davon. Nach und nach hat er alle Berühmtheiten, die ihm unter die Augen kamen, auf diese Weise abkonterfeit. Man kann es nicht sowohl Karrikatur, als vielmehr Uebertreibung nennen, dem das französische Wort: Charge entspricht. Diese Abbildung stellt Lablache als Figaro und Santini in gewöhnlicher Kleidung vor. Wer Beide kennt, wird über die große Aehnlichkeit erstaunen, die hier durch die Uebertreibung durchblickt. Um zu zeigen, wie sehr dies der Fall ist, geben wir nächstens die Portraits von Victor Hugo und Alexander Dumas, nebst Dantan's Chargen auf dem Revers. Diese Belustigung für alle Welt schadet übrigens den Getroffenen nicht, und Niemand wird böse darüber. Ein bekannter Künstler, der aber weder Franzose noch Italiener ist, hat sich erst recht lächerlich gemacht, als er es verhindern wollte, daß ihn Dantan als Charge darstellte. Dieser hat ihn nun ganz getreulich abporträtirt seiner Gallerie einverleibt, wo sich der ernste Kopf unter den komischen Fratzen lächerlich genug ausnimmt, und wirklich zu ernsten Betrachtungen auffordert.

Nachschrift.

Das heutige Modekupfer ist abermals nicht eingetroffen. Wir liefern es nächsten Sonnabend nach. Es sind nunmehr die gemessensten Anstalten getroffen, daß solche Säumniß nicht mehr vorkommen kann.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 9. 25. November. 1835.

Theater.

Frankfurter Theater.

Im Laufe des Monats October gab Herr Hölken, aus München, sein Gastspiel auf unserer Bühne. Seine Stellung als Regisseur und Schauspieler an der königlichen Bühne in Bayerns Hauptstadt einerseits, und andererseits der Umstand, daß er ein geborener Frankfurter ist, und sehr achtbarer Familie angehört, waren schon hinreichend, ihm eine freundliche Aufnahme zu bereiten. Das hiesige Publikum hat in solchen Angelegenheiten meistens den richtigen Takt, und bewies denselben auch bei diesem Gastspiele wieder. Was nun Hrn. Hölken als Künstler, oder vielmehr als Schauspieler, betrifft, so wissen wir hier keine besondere Eigenthümlichkeit hervor zu heben, keine hervorstechenden Züge. Herr Hölken zeigt den Mann von Bühnengewandtheit und von anständiger Repräsentation, ohne aber die größeren Vorzüge eines geistvollen oder gefühlreichen Spiels zu besitzen; er weiß sich in anständiger Mitte zu halten, vorsichtig vom sicheren Pfade nicht abweichend. Die Rolle des alten Wachtmeisters in Minna von Barnhelm war wohl die gelungenste des Gastes. Ein ruhiges und verständiges Spiel wußte er hier geltend zu machen, und es scheint, daß Herr Hölken in Darstellungen dieser Art an der rechten Stelle steht. Außerdem sahen wir von ihm noch den Zriny, Dunois und Posa. Posa war die am wenigsten gelungene Leistung. Am wenigsten konnten wir hier dem Gast die so sehr mangelhafte Deklamation, die so oft ganz unrichtige Betonung verzeihen; wo diese Elemente verfehlt sind, kann von einer werthvollen Leistung die Rede nicht seyn. Herr Hölken vermochte es nicht, den edlen, männlich-schwärmerischen, in hoher Würde der Sittlichkeit dastehenden Posa dem Zuschauer vorzuführen; man vermißte sowohl das Feuer der Empfindung, als die Ruhe des klaren Gedankens. Der Beifall des Publikums war getheilt. Indem die hiesigen Theaterfreunde den Gastspieler weder mit Geringschätzung, noch mit Ueberschätzung aufnahmen, trafen sie ganz die richtige Mitte.

(Didascalia.)

— Viele Theater Norddeutschlands feiern Schiller's Geburtsfest, am 10. Novbr., durch Aufführung eines seiner Stücke. In Leipzig wurde dieß Jahr Kabale und Liebe gegeben. Einst gab man dasselbe Trauerspiel bei dieser Gelegenheit in Breslau, und hing das Bildniß des Dichters, als sinnreiche Huldigung, in der Decoration auf, welche das Zimmer der Lady Milford vorstellte.

— Ein neues gutes Lustspiel in der Königsstadt in Berlin soll: „Die Bastille, oder wer Andern eine Grube gräbt fällt selbst hinein," von C. B. Berger seyn.

Das Colosseum in Berlin.

Ein neuer Saal von 72 Fuß Länge u. 52 Breite ist zu diesem schönen Etablissement für diesen Winter hinzugekommen. Derselbe hat auf der schmalen Seite eine Gallerie, welche sich auf Säulen und Bogen stützt. Der untere Raum der Wände ist durch Spiegel und Glasthüren verziert, die obere Abtheilung durch Nischen mit rothem Hintergrunde, in denen, wie im Saale des Englischen Hauses, sich

Bildsäulen der Musen, und Vasen und Büsten aufgestellt finden. Die schönste Zierde dieses neuen Saales ist eine Auswahl hochstämmiger, vollaubiger und fruchttragender Orangerie, welche auf dem Fußboden in einer Reihe den inneren Raum umgibt. Darunter zeichnen sich zwei große Bäume anderer Gattung aus, welche die Mitte der langen Wand einnehmen, eine Ceder und eine Cypresse; namentlich die letztere ist von frischem, dunklem Grün, und für einen Baum unter Dach sehr hoch gewachsen. Der Eindruck, den diese Verzierung bei der sehr hellen Beleuchtung bildet, ist ganz eigenthümlich. Der Saal verdient dadurch den Namen des Sommer-Colosseums, da man aus seinen Glasthüren unmittelbar in Treibhäuser, die wieder in den anstoßenden Garten leiten, treten kann. — Nächst den zwei großen, glänzenden Sälen, hat das Etablissement noch außer den kleineren Zimmern fünf andere saalartige Räume, von denen der neuangelegte Speisesaal im Souterrain der bedeutendste ist. — Der Tunnel ist gleichfalls neu dekorirt und bietet jetzt als point de vue eine Aussicht auf die Pfaueninsel dar. — Alle diese Räume durch schöne Treppen und Durchgänge verbunden, in ihrer Gesammtheit, und durch hunderte von Gasflammen und Lampen beleuchtet, gewähren einen in der That großartig glänzenden Anblick. Wir möchten bezweifeln, daß sich in einer großen Stadt Deutschlands ein ähnliches Lokal auffinden läßt. Auch darf man so leicht nicht vor Ueberfüllung erschrecken, denn das Lokal faßt jetzt bequem 5000 Besucher zu gleicher Zeit, und für 2500 sind Raum und Mittel der gleichzeitigen Speisung vorhanden.

Gas-Beleuchtung.

Dresden wird schon über zwei Drittheile der Stadt mit Gas beleuchtet. Diese Beleuchtung ist bereits jetzt wohlfeiler, als die Oel-Beleuchtung, und bei der stets zunehmenden Neigung der Einwohner, sich jener anzuschließen, läßt sich mit Sicherheit darauf rechnen, daß in Kurzem die Ausgabe für die Gemeine kaum noch eine Last zu nennen seyn wird; auch hat sich der Preis des Gases seit der ersten Einrichtung vermindert und ist bereits von 4 auf 2 Gr. pr. 100 Kubikfuß herabgesunken, ein Vortheil, an welchem das Publikum Theil nimmt. Die Kosten belaufen sich für die Stadt gegenwärtig auf nicht viel über 8000 Rthlr. jährlich. Auch hat der gute Leiter dieser Anstalt, Inspektor Blochmann, durch eine Menge Einrichtungen das Institut zu dem musterhaftesten erhoben. Die eisernen Röhren werden, statt durch Wasser, unter Wasser mit komprimirter Luft geprüft, ein augenscheinlich sehr zweckmäßiges und sicheres Mittel; die Heizungen bedürfen nur 30 pCt. von der Menge des Gas-Materials. Um der aus Ungleichheit des Drucks bei größeren Leitungen entspringenden Schwächung des Gas-Flammen zu begegnen, ist für die entfernten Stadttheile ein zweites Gasometer errichtet worden, welches jenen nun dieselben Vortheile gewährt, als ob die Anstalt selbst in ihrer Nähe wäre.

Hundeklugheit.

Der Weinschenker und Caffetier Echten in Wittenberg hatte einen Hund, der sich zwar eben nicht durch seine Gestalt, die einem Schäferhunde ähnlich war, desto mehr aber durch seine Fähigkeiten auszeichnete. Dieser hatte viele Kunststücke erlernt; unter Anderem konnte sein Herr ihn zu drei verschiedenen Kaufleuten: Schneider, Laue und Haberland, schicken, um etwas zu holen, zu welcher Absicht ihm ein Zettel, worin das Geld eingepackt war, zwischen die Zähne gegeben ward. Diese drei Kaufleute kannte er nach ihrem Namen, und verwechselte nie den, der ihm genannt ward, mit einem andern, kehrte auch nie ohne Waare zurück. Als er einmal, um Koffeebohnen zu holen, war ausgeschickt worden, hatte die Düte einen Riß bekommen, und ein Theil der Bohnen war verschüttet worden. Der Hund brachte seinem Herrn die Düte mit den noch darin befindlichen Kaffeebohnen, winselte über den Verlust und vielleicht aus Furcht einer Bestrafung, lief sogleich wieder fort, und immer hin und wieder, um seinem Herrn die verlorenen Kaffeebohnen, eine nach der andern, einzeln zu bringen.

Nekrolog.

Am 15. Oct. d. J. starb zu Suhl, im Thüringer Walde, der K. sächsische Hofgraveur Johann Veit Döll,

einer der vorzüglichsten Steinschneider unserer Zeit, in einem Alter von 86 Jahren. Döll war zu Suhl im Jahr 1749 geboren, und erlernte die Büchsenmacherei. Auf einer Reise nach Wien erwarb er sich einige Kenntnisse im Graviren; im Jahr 1768 begann er in Stahl, 1785 in Stein zu schneiden. Letzteres erlernte er, indem er sich nach Werken seines Oheims, des Kabinet-Steinschneiders Klett in Dresden, übte. Als seine bedeutendsten Arbeiten in diesem Fache werden vornehmlich eine Darstellung des römischen Pantheons in dunklem Amethyst, ein Antinous in Chalcedon, eine Hebe, die den Adler Jupiters füttert, in Carneol u. a. m. gerühmt. Ein Aufsatz in Meusel's neuen Miscellaneen (III. S. 322. — auszüglich in Füßly's Künstlerlexicon) gibt nähere Nachricht über diese Werke. Die bei Neueren fast ungekannte Trefflichkeit seiner Arbeiten veranlaßte es, daß er verschiedene Rufe ins Ausland erhielt, nach Dresden, Petersburg, London u. s. w.; aber er konnte sich nie entschließen, das freundliche Thal seiner Heimath und das Organisten-Amt, welches er in der Kirche seiner Vaterstadt neben seiner Kunst verwaltete, zu verlassen. Er war unausgesetzt thätig, und arbeitete streng fleißig bis einige Wochen vor seinem Ende, wo ihn die ersten Anfälle des heftigen Fiebers überfielen, das ihn hinwegraffte. Die frühe Sonne wie der späte Abend trafen ihn bei seiner Arbeit und heiter dazu singend. Die Arbeiten seiner letzten Jahre können zwar die Spuren der zitternden Hand und des nach und nach schwach gewordenen Auges nicht verläugnen, aber auch sie tragen alle das Gepräge des noch rührigen Geistes und der Liebe, mit der sie gemacht wurden.

Französische Artigkeit.

Nachstehender Brief ist von einem französischen Platz-Commandanten an eine angesehene Dame gerichtet, welche zur Zeit der französischen Occupation in einer der ersten Städte des damaligen Churfürstenthums Hannover wohnte:

A N. N. — le 14. thermidor an 12.

Armée d'Hanovre — Asselin, Capitaine adjoint à l'Etat-Major, Commandant de la place.

Ière Division — A Mad. la Comtesse N. N.

Madame.

J'ai acquis la certitude que vous avez tenu des propos plus qu'indécents sur le compte des Français et plus particulièrement encore sur celui des généraux, qui les commandent. Si cela vous arrive à l'avenir je dois vous prévenir, que j'ai l'ordre de vous faire fouetter aux quatre coins de la place publique.

Je vous salue. Asselin.

Zu Deutsch:

Der Capitain im Generalstabe, Asselin, Platz-Commandant, an die Frau Gräfin N. N.

Gnädige Frau.

Ich habe mit Gewißheit in Erfahrung gebracht, daß Sie sich mehr als unanständig über die Franzosen, besonders über die Generale, die sie befehligen, geäußert haben. Wenn Sie sich das wieder beigehen lassen, so habe ich Befehl, Sie an den vier Ecken des Marktplatzes auspeitschen zu lassen.

Ich grüße Sie. Asselin.

(A. d. Freischützen.)

Anekdoten.

Ein Dieb schlich sich neulich in eine Gewürz-Handlung und erwischte ein Packet mit ungefähr 8 Pfund Caffee. Gerade, wie er damit aus der Hausthüre ging, begegnete ihm der Herr. Dieser glaubte, er habe solches im Laden gekauft, und sagte zu ihm: „Besuchen sie mich bald wieder!"

— Ein betrunkener Soldat, der mit seinem Corporal Streit anfing, sagte endlich zu ihm: „Schweig, Du bist gar kein Mann!" — „Ich werde Dir's gleich beweisen," antwortete der Corporal, indem er den Säbel zog. „Unmöglich," erwiederte der Betrunkene; „hör' nur einmal den Hauptmann an, wenn er die Wache stellt; sagt er nicht immer: für diesen Posten 6 Mann und ein Corporal! — Du siehst also, daß ein Corporal kein Mann ist."

Allerlei.

Die Kunstreitergesellschaft des Hrn. Alex. Guerra fährt fort, den Pragern die rauhen Herbstabende mit Vorstellungen der höhern Reitkunst zu beleben. Sie gab Dienstag, den 3. Nov., bereits ihre achtzehnte Production. Mit jeder neuen, steigt die allgemeine Theilnahme und der Beifall des Publikums. Herr Alex. Guerra, gleichwie seine Künstlerin-

Die Bedeutung dieser Art der Verwendung des Kalkes ist eine sehr große, denn sie ermöglicht es, auch solche Böden, welche sonst nicht kalkbedürftig sind, durch Kalkung zu verbessern, wenn sie nur einen Gehalt an Humus haben. Es ist dies besonders bei Moorböden der Fall, welche durch Kalkung in Kulturland umgewandelt werden können.

Die Kalkung ist aber auch bei Böden, welche Kalk enthalten, von großem Nutzen, weil durch sie die Bodenbakterien in ihrer Tätigkeit gefördert werden. Es ist daher auch bei solchen Böden eine Kalkung alle 3 bis 4 Jahre zu empfehlen.

Die Kalkung ist aber auch bei Böden, welche Kalk enthalten, von großem Nutzen, weil durch sie die Bodenbakterien in ihrer Tätigkeit gefördert werden. Es ist daher auch bei solchen Böden eine Kalkung alle 3 bis 4 Jahre zu empfehlen.

Fig. 1. Kalkmergel.

Fig. 2. Kalkstein.

Fig. 3. Kalkspat.

Fig. 4. Kalkspat.

Fig. 5. Kalkspat.

Fig. 6. Kalkspat.

Fig. 7. Kalkspat.

Fig. 8. Kalkspat.

Fig. 9. Kalkspat.

Fig. 10. Kalkspat.

Fig. 11. Kalkspat.

Fig. 12. Kalkspat.

Fig. 13. Kalkspat.

Fig. 14. Kalkspat.

Fig. 15. Kalkspat.

Fig.

Skizzen aus Italien.

Mitgetheilt vom

Architekten Mutschlechner. *)

I. Capua und Caserta.

Diejenigen unter den geneigten Lesern, welche vom Pädagogium oder Gymnasium her noch etwas römische Geschichte im Kopfe haben, wissen auch zu erzählen von der alten, durch den Bund mit Hannibal berühmt gewordenen Etruskerstadt Capua, gelegen in einer Ebene, welche drei Ernten, und — nach dem alten Sprichworte — mehr Rosensalben gab, als andere Landschaften Olivenöl. Im Frühling des verflossenen Jahres wandelte ich in dieser alten Metropole Campaniens umher, denkend an des großen Puniers Winterlager, und die Denkmale verschwundener Herrlichkeit allenthalben aufsuchend. Sie haben hier arg gehaust, die Barbaren aus Norden und aus Osten! Plünderungen, Feuersbrünste und andere Verwüstungen erlitt die einst so reiche und üppige Stadt im Zeitalter der Völkerwanderung; die Vandalen zerstörten Capua gänzlich und vier Jahrhunderte später verwandelten es die Saracenen in einen Aschenhaufen. Hierauf baueten sich die Capuaner auf dem Hügel Triflisco an und nannten ihre neue

*) Diese Skizzen, ohne Anmaßung entworfen, sollen nicht dazu dienen, Neues über Italien zu veröffentlichen, aber sie geben ein rasches, frisches Bild, den lebendigen Eindruck, den das Wunderland auf ein offenes Gemüth machte, und werden als Nachhall eigener Empfindung vielen Lesern willkommen seyn.. D. R.

Acta Hungarica. Hic, apud Hungaros, Joannes annos suos fere viginti quinque, ut ipse dicit, consumpsit. Ibi, ut ipse dicit, ad Turcas ivit, et ab eis ad Tartaros, et ab eis ad Ruthenos, et ab eis ad Polonos, et ab eis ad Pomeranos, et ab eis ad Saxones, et ab eis ad Bohemos, et ab eis ad Austriam, et ab eis ad Hungaros, et ab eis ad Italiam, et ab eis ad Graecos, et ab eis ad Turcas, et ab eis ad Hungaros, et ab eis ad Bohemos, et ab eis ad Saxones, et ab eis ad Pomeranos, et ab eis ad Polonos, et ab eis ad Ruthenos, et ab eis ad Tartaros

durch das große und prachtvolle königliche Schloß, welches König Carl III. nach dem Plane des römischen Architekten Luigi Vanvitelli um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbauen ließ, eingeladen durch die reizende Ebene, die gesunde Luft, die wildpretreiche Gegend und die Nähe des festen Capua. Es hat die Form eines länglichen Vierecks; die beiden Hauptetagen haben jede an der Facade sechs und dreißig Fenster. Eine Kuppel erhebt sich in der Mitte des Gebäudes, und zu beiden Seiten steigen Pavillons in die Höhe. Das große Thor des Haupteinganges führt in einen Porticus von sicilischem Marmor, der in bedeutender Länge das Gebäude durchschneidet; ihn kreuzt ein Mittelflügel mit zwei andern Seitendurchgängen, so daß auf diese Weise vier Höfe gebildet werden. Der ganze Marmor-Reichthum Neapels und Siciliens ist in diesem Riesengebäude mit königlicher Pracht vergeudet, namentlich auch in der doppelten Haupttreppe, der Kapelle und dem Theater. Das ganze Schloß mit seinen Gärten nimmt gegen fünf und achtzig Aecker, jeden zu neunhundert Klaftern, ein. Auch die Wasserleitung von Caserta, welche das Schloß und die Springbrunnen der Gärten versorgt, ist ein großartiges Bauwerk, werth, den Aquäducten des Alterthums an die Seite gestellt zu werden.

II. Römische Bäder.

Bei meinen Wanderungen durch Ober- und Mittel-Italien, wie in der Terra di Lavoro, sah ich so viele, mehr oder minder conservirte Ueberbleibsel römischer Bäder, daß ich nicht umhin kann, über diese höchst beachtungswerthen Denkmale antiker Baukunst einige Bemerkungen mitzutheilen. Die Römer, welchen das Baden theils zur Reinigung, theils zur Stärkung des Körpers Bedürfniß war, waren in den ältesten Zeiten zufrieden, sich in der Tiber baden zu können. In der Folge brachten die Reichen und Vornehmen in ihren Wohnhäusern und vorzüglich in ihren Villen Bäder für sich und ihre Familie an, für das Volk aber wurden öffentliche Anstalten dieser Art angelegt und zweckmäßig eingerichtet, plebejische Badehäuser, die Jeder benutzen konnte. Diese öffentlichen Bäder waren anfangs nur einfache Gebäude, die erst zu Ende der Republik größer, bequemer und schöner eingerichtet wurden, und verschiedene Arten kalter und warmer Bäder enthielten. Aber erst den Kaisern war es vorbehalten, wahrhaft grandiose und

prachtvolle Institute dieser Art zu etabliren. Nero, Titus, Domitian und Trajan bauten herrliche Thermen, und Hadrian stellte die Bäder des Agrippa wieder her. Alexander Severus verzierte die Bäder des Caracalla mit Portiken, und ließ neben den Thermen des Nero neue Bäder anlegen, daher hernach diese Gebäude zusammen die Alexandrinischen Thermen genannt wurden, deren Andenken sich auf einer Anzahl antiker Münzen erhalten hat. Diese Münzen sind theils silberne Denare, theils eherne Medaillen, und haben auf der Vorderseite den Kopf des Alexander Severus, auf der Rückseite ein prächtiges, mit vielen Säulen umgebenes und mit Statuen geschmücktes Gebäude, welches man mit vieler Wahrscheinlichkeit für eine Vorstellung der Thermen dieses Kaisers hält.

Die Einrichtung dieser Badehäuser und ihre Anlage werden wir nie ganz genau kennen lernen, da die alten Schriftsteller keine ausführliche Beschreibung davon geben, und die übrig gebliebenen Ruinen der Thermen theils mit Gebäuden, die in neueren Zeiten hineingebaut wurden, vermischt, theils zu sehr zerstört sind, um die Form des Ganzen und die Lage der einzelnen Theile und ihre Verbindung mit Gewißheit erfahren zu können. Uebrigens waren diese römischen Bäder, gleich den Gymnasien der Griechen, mit schönen Verzierungen versehen, mit Bildsäulen, Basreliefs und Gemälden geschmückt, und die Ueberreste, die man noch in Rom davon findet, sind Zeugen, daß hier, mehr als bei andern Gebäuden, die Prachtliebe der Römer sich zeigen konnte. An den Wänden schimmerte der köstlichste Marmor, und in den Sälen und Portiken stellte man die schönsten Bildsäulen auf, die aus den griechischen Städten nach Rom gebracht worden waren. –

III. Die Kaserne von Pompeji.

Die Straßen dieser aus der Asche des Vesuvs herausgegrabenen Stadt sind eng und die Privatwohnungen klein; nur das Oeffentliche scheint vorzugsweise schön und reich geschmückt gewesen zu seyn. Die sogenannte Gräberstraße, wo die alten Denkmäler noch unversehrt stehen, führt in das Innere. Hier waren mir unter den vielen Monumenten antiker Baukunst die beträchtlichen Ueberreste einer altrömischen Kaserne höchst merkwürdig. — Dieses schöne und trefflich angelegte Gebäude umfaßt einen länglich viereckigen Hof oder Waffenplatz, umgeben von einem Säulengange im dorischen Styl, welcher die

ringsum liegenden Kammern der Soldaten begrenzt. Diese Kammern sind von verschiedener Größe; in jeder fand man vier Rüstungen, woraus man schließt, daß jede von vier Soldaten bewohnt war. Ihre Wände sind mit Stuk überzogen und mit Arabesken bemalt, die Fußböden mit Mosaik belegt. Sie haben weder Fenster-Oeffnungen, noch irgend eine Verbindung unter sich, sondern jede ist nur nach dem Säulengange hin mit einer Thüröffnung versehen, welche, wie man an den Schwellen sieht, durch zwei nach Innen aufschlagende Flügel verschlossen wurde. Ein zweites Stockwerk von Kammern war eben so, wie das erste, durch einen offenen Gang nur in eine äußere Verbindung gebracht. Dieser Gang zog sich an der Hofseite des Gebäudes herum, und war auf hölzernen Balken, von deren Befestigung man noch Spuren sieht, angelegt. Zu den Kammern gesellen sich einige Säle, in welchen Trophäen gefunden wurden, einige größere Zimmer, nach vorgefundenen Umständen wahrscheinlich die Wohnung des Befehlshabers, und Gefängnisse, in welchen bei der Aufgrabung die Eisen und die Gerippe ihrer letzten Bewohner noch vorhanden waren. Ein Theater schloß sich an eine der schmalen Seiten der Kaserne an, und seine Eingänge waren ebenfalls von einem zwischen Säulengängen liegenden Vorhofe begrenzt. Das ganze Werk ist nieder, aber edel und einfach in seiner Anordnung; das Mauerwerk ist nur wenig zerstört, und die meisten Säulen erheben sich noch aufrecht in ihrem alten Stande.

IV. Ausflug auf den Vesuv.

Wenn das Land um Neapel einem blühenden Wundergarten zu vergleichen ist, so ist auch das Meer hier reicher als sonst irgendwo mit Reizen ausgestattet. Eine Fahrt im Golf vor Neapel längs der Küste oder nach den Inseln gehört zu den herrlichsten Genüssen der ganzen italienischen Reise. In der That, Neapel ist das Land der Reize, der Lust und üppigen Fülle, wie Tasso singt; die Unsittlichkeit ist hier nicht größer, als in andern Hauptstädten, und der Hang zur Trägheit wie zum Genusse findet seinen Grund und seine Entschuldigung in der Natur des Südens.

Ein herrlicher Morgen begrüßte uns Sonntag den 5. Januar; ihn zu benutzen, mietheten wir uns, ich und mein Reisefreund, der russische Rittmeister von Maydel aus Kurland, einen Vetturino bis

Reſina, um von hier aus den Veſuv zu beſteigen. Bei Portici geſellte ſich zu unſerem Cabriolet eine Anzahl müßiger Lazzaroni, die ſich mit beiſpielloſer Unverſchämtheit uns als Führer aufdrangen; zwei ſetzten ſich ohne weitere Umſtände hinten auf, die Andern liefen zu beiden Seiten des ſchnell dahinfliegenden Wagens in unausgeſetztem Trab. — In Reſina wurden wir von der Familie Salvatore, an die wir Empfehlungen hatten, auf das Beſte empfangen. Aber dem geldgierigen Geſindel, welches uns umringt hatte, zu entkommen, daran war nicht zu denken. Wir mußten uns gegen unſern Willen nun entſchließen, einen Eſel zu beſteigen, deren man uns eine Anzahl aufdringen wollte, ſo viele ſtanden hier in Bereitſchaft. — Nachdem endlich Jeder ein Exemplar von dieſen klapperdürren Geſchöpfen beſtiegen hatte, bewegte ſich unſer, aus zwei Eſeltreibern, einem Cicerone und einigen Früchte- und Mineralien-Händlern beſtehender Zug bergaufwärts. Die guten Thiere mußten zum Frühſtück ſehr frugal gefüttert worden ſeyn, denn der mit Lava gepflaſterte Weg ſchien ihnen ſehr ſauer zu werden. — Zwiſchen hohen Mauern ſchwarzer Schlacken gewahrten wir hie und da ein ebenfalls aus vulkaniſchen Stoffen erbautes Winzerhäuschen, und gelangten nach einer Stunde zur Eremitage, deren Bewohner zugleich den Gaſtwirth macht. Hier geſellte ſich zu unſerem Zuge einer jener bewaffneten Gendarmen, welche der geneigte Leſer aus dem Fra Diavolo kennt; dieſe Leute ſind von der Regierung angewieſen, die Reiſenden zu geleiten. Auch noch einige lumpige Lazzaroni mit Körben voll Früchten, Wein und Brod kamen zu uns. Immer öder und ſchauerlicher wurde die Gegend; wir wandelten über ein Meer von Aſche und Lavaſchlacken; keinen Baum, kein Grashalm erſpähte das Auge. Plötzlich vernahmen wir ein dumpfes Krachen im Innern des Berges, wir horchten, wir richteten unſern Blick empor. Siehe da, der Veſuv warf bis zu einer ungeheuren Höhe tauſende von glühenden Steinen in die Luft; — ſtumm vor Staunen betrachteten wir geraume Zeit dieſes großartige Schauſpiel der Natur.

Endlich waren wir am Fuße des Kegels angelangt, wo wir unſere Eſel zurücklaſſen mußten. Hier ging es äußerſt ſteil über Maſſen von Schlacken und tiefer Aſche eine halbe Stunde hinauf. Schon viele ſteile Berge hatte ich früher in meinem Heimathlande Tyrol beſtiegen, aber ein ſo beſchwerliches Klettern war mir noch nie vorgekommen. Mehre Male mußten wir Athem ſchöpfen, um nicht Gefahr zu laufen, aus Mattigkeit das Uebergewicht zu verlieren und zurückzufallen. Aeußerſt erſchöpft, errangen wir die Höhe;

Schauder ergriff uns hier: Wüsteres und Schrecklicheres kann man sich nicht denken; überall aufgethürmte Massen von verbrannter Lava, aus welcher Rauch und Schwefeldampf aufsteigt, und breite Furchen, roth wie glühendes Eisen, durchziehen in verschiedenen Richtungen dieses Lavameer. Der Gipfel bildet eine kleine Ebene, in deren Mitte man den beständig rauchenden Schlund erblickt; die Seitenwände sind kahl, und nur an einigen Stellen weiter unten am Berge sieht man Wein- und Obst-Gärten, zum Theil zwischen brennender Lava.

Mit unsäglicher Mühe kletterten wir an diesen, von unterirdischem Feuer erhitzten vulkanischen Massen empor und folgten stillschweigend unsern Führern. Plötzlich wurde unsere Aufmerksamkeit auf's Höchste gespannt: wir standen vor einem unermeßlichen, glutrothen Lavastrome, der wie ein wilder Bergstrom mit Zischen und Brausen aus dem Bauche des Vulkans hervorbrach, und einen glühenden Weg bergabwärts sich bahnte. Etwas Furchtbareres und dennoch Großartigeres und Herrlicheres läßt sich schwerlich denken. Vor uns der trichterförmige Schlund des Vulkans, unter uns das mittelländische Meer und Neapel in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit! —

Durch die Glut des Lavastromes erwärmt, verzehrten wir das von unsern Führern mitgebrachte Frühstück und amüsirten uns damit, vermittelst langer Stäbe glühende Lava aus dem Feuerstrome heraus zu ziehen, um uns zum Andenken an diesen merkwürdigen Tag einige Geldstücke abzudrücken. Als wir noch einige Schritte weiter gegangen waren, fanden wir einen zweiten, bergabwärts strömenden Lavafluß, und hatten Gelegenheit, die mannigfach geschmolzenen Substanzen zu bewundern. Noch weiter voranzuschreiten, hielten unsere Führer nicht für rathsam, weil an den vorigen Tagen die Steine aus dem Krater bis auf die Stelle, wo wir uns befanden, geschleudert worden waren. Nicht ohne Gefahr bestiegen wir daher den andern nahe liegenden Berg, um von dessen Gipfel auf den Krater des Vesuv und auf die paradiesischen Gefilde von Neapel herabzuschauen. Wir mußten uns mehre Male auf die Erde werfen, um nicht von dem starken Winde rechts oder links in den Abgrund geschleudert zu werden. Wie reich, wie köstlich wurden wir aber für den mühsamen Gang belohnt! — Ueber dem Krater stehend, breitete sich vor unsern entzückten Blicken ein Panorama aus, das man mit Worten nicht beschreibt! Links die blauen Berge und Castel a Mara, zu den Füßen Pompeji, Portici und Resina, rechts das Vorgebirge Misenum und zwischen beiden Endpunkten der Golf von Neapel mit Ischia, Procida und Capri.

Weinberge, Gärten, Haine und Dörfer wechſeln freundlich mit einander ab, und in ihrer Mitte erhebt ſich majeſtätiſch der Epomeo, vor Zeiten gleichfalls ein Vulkan. — Wem wäre das romantiſche Iſchia durch unſeres Jean Paul's Titan nicht vertraut und werth, und wer ſehnte ſich nicht nach Capri, das den Blick ſo wunderbar feſſelt! —

Nachdem wir dieſes majeſtätiſche Schauſpiel einige Zeit bewundert hatten, ſtiegen wir den ſteilen Berg hinab und gelangten zu den harrenden Führern. Nach einer halben Stunde waren wir wieder bei dem Eremiten, wo uns der Gendarme nach erhaltenem Trinkgelde verließ. In Portici nahmen wir einen Vetturino und kamen mit der Dämmerung in Neapel an, wo uns unſer Diner nach überſtandenen Strapazen vortrefflich ſchmeckte.

Die rothe Nase.

Englisches Novelletto.

ryden definirt die Seele als „eine kleine blaue Flamme, die in uns kommt und geht.“ Ich kenne keine bessere Erklärung des göttlichen, uns belebenden Odems. Der Gedanke wird dadurch noch schöner, daß man ihm eine doppelte Bedeutung geben und eine Anwendung auf die Liebe verleihen kann. Ist die Liebe nicht eine kleine blaue Flamme, die in uns kommt und geht; ich bitte, was ist sie dann? —

Gehen wir nicht tiefer in diese subtilen Definitionen ein. Zu was kann die Analyse des Gefühls nützen. Wenige von denen, die seine Wirkung erlebt, konnten die Ursache ergründen. Biographen, Kritiker, Mathematiker, Geologen, Historiker und Naturforscher, gewöhnt, Thatsachen und Dinge zu zerlegen und ihre Geheimnisse zu untersuchen, haben sich gelehrig unter das Joch der Leidenschaft geschmiegt, ohne von ihrer Autorität Rechenschaft zu verlangen. Der Monarch bedenkt zu den Füßen seiner Geliebten nicht, daß er durch sein Knieen die Majestät erniedrigt, und besinnt sich nicht, warum er seine Größe so beugt. Der Minister, der den Hof flieht und auf die Fluren hinaus eilt, um seine Seufzer zu verbergen, richtet keine Frage an die unsichtbare Gewalt, die ihm seine ehrgeizigen Plane vernachlässigen läßt. Es gibt kein Geschöpf bis zum gerötheten Fischerweibe, das nicht beim Andenken an den Liebhaber, den Matrosen, wenn es sich in duftendem Wachholder-Branntwein, Glas auf Glas hinunterstürzend, berauscht, seiner unbewußt die Oberherrlichkeit des blinden Gottes anerkennte; und sollte es da wohl zweifeln, daß sein Liebes-Fieber ihm den unlöschbaren Durst bereite, den es nicht zu verstehen vermag? —

Maria Hargrave war eine der Töchter des Pfarrers vom Kirchspiele Kenſington bei London. Sie hatte Zähne wie Elfenbein, und Lippen wie Korallen. Ihr Athem war ſüßer, als der Geruch aller Blumen in den Gewächshäuſern von Chelſea. Ihr wundervoll gebauter Buſen hob in wolluſtiger Wölbung den grauen Taffet ihres ausgeſchnittenen Kleides. Ihre Schultern, ach! ihre runden Schultern, Sommer und Winter entblößt, waren ſo weiß, daß man glauben mußte, ſie ſeyen mit ewigem Schnee bedeckt. Ihre ſchwarzen Augen ſchoſſen Strahlen unter den langen Wimpern hervor. Ihre elegante, zarte Taille war feiner, als die einer Weſpe; ihr Fuß, der auf dem Kontinent anſtändig erſchienen wäre, war in England eine Miniature. Jede ihrer Geberden war hinreißend, in jeder ihrer Bewegungen entwickelte ſie eine Grazie. Ihr Geiſt war lebhaft und gebildet. Man mußte ebenſo ihre Sprünge, ihre raſchen glücklichen Einfälle, als ihr gediegenes Urtheil, ihre einnehmende Beſcheidenheit und ausgezeichnete Seelengüte bewundern. Mit einem Worte, Maria ſtand um ſo viele tauſend Klafter über den Sophien, Clariſſen, Emilien, Stellen und Narciſſen, als Eclipſe je über Roſſinante.

Aber mein Gott, auf der Welt iſt nichts ohne Gebrechen. Vollkommenheit iſt ein bloßer Name. Mitten in Mariens anbetungswerthem Antlitz erhob ſich eine Naſe, welche die ſchlimmen Feen hier hin gepflanzt hatten. Barmherziger Gott, das war eine Naſe, größer als die unſterbliche, welche uns Nawkinbergin beſchrieben hat. Und was die Farbe betrifft, ihr Mächte des Himmels, kein irländiſches Höckerweib, das regelmäßig des Tags ſechs Pintes Whiskey trinkt, hat je eine Naſe von dieſer Farbe gehabt!

Unſere Heldin gehörte indeſſen nicht zu den ſtolzen Damen, die nur ihre Verdienſte an ſich erblicken und für ihre Unvollkommenheiten blind ſind. Sie beſaß zu viele Eigenſchaften an Körper und Gemüth, um eitel zu ſeyn. Stolz wäre ihr in gewiſſer Beziehung geſetzlich erlaubt geweſen, aber das treffliche Mädchen hatte ſchon weſentliche Schritte zur oberſten Weisheit gethan. Sie kannte ſich und ließ ſich Gerechtigkeit widerfahren. Sie ſah ein, daß ſie eine dicke, rothe Naſe hatte; ſie wußte das und war voll Demuth! Ach! Warum hat der Schöpfer nicht alle Schönheiten des Weltalls mit rothen Naſen begabt!

Mit allen unſchätzbaren vortheilhaften Eigenſchaften ausgerüſtet betrat Maria ſchwermüthig die letzten Sproſſen des achtzehnten Jahres, ohne daß ſich ein Liebhaber zeigte, der ihr die Hand geboten hätte, um die Eheleiter zu beſteigen. Wohl erhaſchte ſie von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Liebhaber, aber von dem Augenblicke, da Charlotte,

eine jüngere Schweſter, in ihrer Nähe erſchien, war die Aeltere in den Schatten geſtellt; ſie konnte nach Belieben in der Einſamkeit an ihre rothe Naſe denken.

Hätte ſie vernünftiger Weiſe hoffen dürfen, daß Thränen die Flamme dieſer unſeligen Naſe auslöſchen und ihren Umfang vermindern würden, ſo würde die betrübte Maria wohl gerne alle ihre Thränen vergoſſen haben. Aber ſie war zu verſtändig, um ſo ſchwach zu ſeyn. Sie erwartete keine Wunder zu ihren Gunſten. Unter den unzähligen Heilmitteln, von denen ſie ſprechen gehört hatte, war keines, das Kupfernaſen zu verſilbern vermocht hätte.

Wir haben ſchon geſagt, daß Maria die ältere von beiden Schweſtern geweſen ſey. Handelte es ſich von einem Etabliſſement in der Familie, ſo kam ihr das unverjährbare Recht des Vorſitzes zu. Es wurde eine Partie angetragen, aber nicht ihr. Maria machte keine Einwendung. Ohne Zögern leiſtete ſie auf ihr Vorrecht Verzicht. Großmüthig ließ ſie Charlotte ſich verheirathen. „Iſt nun," ſprach das edle Mädchen zu ſich, „meine Naſe kein unüberſteigliches Hinderniß mehr, ſo iſt der Weg zur Ehe für mich von jedem Hinderniſſe befreit. Meine Schweſter iſt verſorgt; ſie iſt nicht mehr da, um mir das Gras unter den Füßen abzumähen."

Und ſchon am andern Morgen wurde Herr Conway, ein ausgezeichneter Buchhalter, im Hauſe eingeführt und vorgeſtellt. Herr Conway war ein ſchöner, großer junger Mann mit apfelgrünem Frack und ſilbernen Knöpfen daran. Kaum hatte Maria nur den Kragen dieſes verführeriſchen, hoffnungsfarbenen Kleides bemerkt, als ſie mit ihrem Taſchentuche den Theil des Geſichts künſtlich bedeckte, den Sie wohl errathen werden. Laſſen wir ihr dieſe unſchuldige Koketterie hingehen, denn es gehört nicht weniger Muth dazu, eine rothe Naſe am hellen Tage zu zeigen, als eine griechiſche unter der Maske zu verbergen.

Conway ſah ſich überraſcht von der Harmonie und dem Ebenmaaße der Formen der jungen Miß. Er bewunderte ihre anmuthreichen Züge. Ein Mann iſt ſtets eben ſo geneigt, verliebt zu werden, als aufzuhören, es zu ſeyn. Eine kurze Unterredung mit der Liebenswürdigen, verdrehte dem gefühlvollen Buchhalter den Kopf. Sie fühlte Alles ſo fein und lebhaft. Ihr Geiſt war ſo geregelt und feurig. Ihre Einbildungskraft ſo rein und zart! Sie klatſchte nie Beifall, ohne zuvor verſtanden zu haben. Sie dankte nicht einfältig für eine Schmeichelei, welche bloße Höflichkeit diktirt hatte. Sie vermied und lehnte Komplimente ab, ſtatt ſich um ſie zu bewerben. Oh! das war ein unvergleichliches Weib. Nach Verlauf einer Stunde hegte Conway

die Ueberzeugung, daß er in Maria einen wahren Phönix entdeckt habe. Aber, mein Gott, noch hatte er das Ende der Nase des lieben Kindes nicht gesehen.

Ich muß die Ehre haben, zu versichern, der Mensch ist ein phantastisches, unerklärbares Geschöpf. Er ist der Sohn der Caprice. Die Unbeständigkeit ist seine Mutter. Er ist eine lebende Wetterfahne. Conway hatte seine Besuche beim würdigen Pfarrer fortgesetzt. Maria's züchtig verhülltes Antlitz hatte die Bewegung in diesem leicht zu erschütternden Herzen gesteigert. Er war unterjocht. Die mächtigen Reize eines geistreichen Geplauders, ihre ungezwungenen, offenen Sitten hatten den Triumph davon getragen; er bekannte sich überwunden. — Er war im Begriffe, sich zu ihren Füßen zu werfen und seine Wünsche zu erklären! Mit einem Schlage änderte sich Alles. Maria wurde plötzlich albern, gemein, widrig; — der Vorhang hatte sich gehoben. — Er hatte die Nase der Unglücklichen entdeckt.

Conway biß auf die Lippen, verbeugte sich tief und ging.

Maria verhehlte sich den raschen, augenscheinlichen Aufruhr nicht, der in den Gefühlen ihres erregbaren Anbeters vorgegangen war. Ebenso richtig durchschaute sie den Beweggrund dieser Veränderung. Aber sie allein hatte den Fehler begangen. Warum war das Taschentuch gefallen? Das war ein sehr unkluger, und noch mehr unheilvoller Sturz! Auch zweifelte sie jetzt gar nicht mehr daran, daß die fatale Nase sie für alle Zeit zu Grunde richten werde. Sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Nicht als wäre sie im Innern leidenschaftlich für den leicht entzündbaren und blonden jungen Mann eingenommen gewesen! Aber er hätte am Ende einen Ehegatten gemacht, so gut als ein Anderer. Und wie beleidigend war vollends dieser schleunige Rückzug; zum Verzweifeln! Man durfte sich nicht mehr täuschen, das mußte doch in Zukunft der unvermeidliche Weg seyn, den alle Seufzenden einschlagen würden. Lieber freiwillig auf die Ehe verzichten und sich wie eine Nonne einer ewigen Jungfrauschaft weihen. Doch welches Geschick! Wie? eine gläubige Protestantin, die Tochter eines anglicanischen Geistlichen sich zum Leben eines katholischen Klosters verdammen? „Ach, meine Mutter, meine vortreffliche Mutter, welch' grausame Fantasie hat Dich ergriffen, daß Du während Deiner Schwangerschaft Himbeeren speisen wolltest.“ Das war eine indiscrete, und nicht sehr kindliche Apostrophe, die sich zumal bei einem so bescheidenen Wesen nicht begreifen läßt. Mein Gott! Mein Gott, was hätte sie wohl gesagt, wenn es Frau Hargrave vor ihrer Entbindung eingefallen wäre, den Schweif eines Flußpferdes zu kosten? Aber zu

welchen Verirrungen kann nicht der Schmerz, unverheirathet zu bleiben, führen? —

Conway war übrigens kein Mann von halsstarriger, zornmüthiger Natur. Seine Widerspenstigkeit hatte nichts Eingefleischtes, Unbesiegbares. Speiste er im Gasthause, so fiel er nicht mit einem Verdammungsurtheile über den Koch her, wenn das Ochsenfleisch zu stark gebraten war, obgleich kein Gegenmittel mehr angewendet werden konnte. Niemand liebte mehr die Kruste von frisch gebackenem Brode. Nun wohl, man sah ihn doch nie aus seinem Winkel hervortreten und die Aufwärterin herzlich verfluchen, wenn sie ihm eine Schnitte vom vorhergehenden Tage gegeben hatte.

Bei diesem Vorfalle aber stand es lange an, bis er seine natürliche Fassung wieder gewinnen konnte; seine Erbitterung hatte den höchsten Grad erreicht. Nach London zurückgekehrt schrie er Piccadilly entlang, fortwährend mit der größten Heftigkeit: „Die gräßliche Nase! Die Vogelscheuchen-Nase! Welcher unglückliche Sterbliche hat sich je einer solchen Nase gegenüber befunden? Die alte, garstige rothe Nase! Die Trunkenbolds-Nase! Die unausstehliche Nase! Maria ist allerdings ein anziehendes Mädchen! Sie besitzt alle möglichen Reize, und allen denkbaren Verstand! Sie wäre eine beinahe vollkommene Frau, eine Frau, wie man sie bis jetzt noch gar nicht gefunden hat! Aber, mein Heiland, woher hat sie diese wüthende Nase genommen, diese abscheuliche Nase, die allen Glanz dieses Geschöpfes verdunkelt? Unter den unzähligen Abarten von Nasen, die ein Gesicht zu entstellen vermögen, gibt es nicht eine so unmäßige, unverschämte, geschundene, unversöhnliche, und diese gerade mußte ihr gehören. Nein, Maria, Sie können thun, was Sie wollen; ich hasse diese verfluchte Nase. Nie in meinem Leben werde ich eine solche Nase bewundern."

Diese Ausrufungen und Betrachtungen waren, offen gesagt, Ausbrüche eines Menschen, der aus den Schranken der Vernunft geworfen worden ist. Deutlicher: es war die Sprache eines Narren. Wir sind daher durchaus berechtigt, anzunehmen, daß Herr Conway von seiner Liebe noch nicht vollständig geheilt war.

Ich kenne nur eine gültige Entschuldigung für Verliebtheit, diese ist, sich nicht dagegen wehren zu können. Das ist mein eigener Gedanke. Ich mache ihn hiemit bekannt, und halte ihn, alle falsche Bescheidenheit bei Seite gesetzt, für so tief und wahr, daß ich, wäre er nicht meinem eigenen Gehirne entsprossen, nicht anstehen würde, die Ehre der Erfindung dem ehrwürdigen Alterthume zuzutheilen.

Geben Sie mir doch den Schlüssel zu den unbegränzten Widersprüchen dieses unbeständigen und unbegreiflichen Gefühles, das Sie die

Liebe nennen; geben Sie mir ihn, wenn Sie ihn beſitzen; denn ich habe ihn nie geſehen, nie in den Händen gehabt.

Ich weiß nicht, wie es gekommen iſt; ich glaube, es geſchah rein Geſchäfte halber; aber Conway ſah ſich genöthigt, zu Herrn Hargrave wiederzukehren. Die Thüre des Hauſes wurde ihm bei dieſer Gelegenheit viel weiter geöffnet. Man lud ihn ein, öfter zu kommen, ſo oft es ihm gefällig ſeyn würde, als Freund, als Tiſchgenoſſe, zu den Tafelſtunden, wenn es ihm beliebe; und das Beſte an der Geſchichte iſt, daß er kam und häufig kam. Welche dämoniſche Kraft führte ihn dahin, wohin ihn keine Gewalt mehr bringen zu können ſchien. Dieſe unfreiwilligen Beſuche waren ihm in der That auch ein unerklärliches Wunder. Er fühlte das Bedürfniß zu kommen und kam. War er da, ſah er ſich in Marias Gegenwart von einem unwiderſtehlichen Froſte durchſchauert. Welche Veränderung war bei dieſem Manne vorgegangen! Er ſprach ohne Schüchternheit und hörte ohne Intereſſe; er ſtreckte ſich nach Bequemlichkeit auf dem Sofa aus. Reichte man Thee, ſo verſchlang er in der Zerſtreuung allein die ganze Butterbrod-Pyramide. „Mein Gott, er liebt mich nicht mehr,“ ſprach das arme junge Mädchen zu ſich ſelbſt.

„Der Teufel ſoll mich erwürgen,“ dachte Herr Conway, „wenn ich ein Wort von dem verſtehe, was in mir vorgeht. Bei den häufigen Aufregungen in meinem Innern bilde ich mir ein, noch verliebt zu ſeyn, aber ich fühle mich nur in London beunruhigt. In Kenſington bin ich ſo ruhig als die Wellen des Schlangengraſes. Liebe ich noch, ſo iſt es nicht mehr Maria. Nicht, als hätte ihr Geplauder weniger Reiz für mich, als ſonſt; nicht als käme ſie mir weniger vernünftig und ſchätzenswerth vor; nein, es iſt die Ungezogenheit dieſer verdammten rothen Naſe, die mir unaufhörlich die Augen verwundet, ſo ſehr ſie dieſelbe auch jetzt in ihrem Taſchentuche eingehüllt läßt. Es iſt dieſe wüthende Naſe, die mich in achtungsvoller Entfernung hält. Welcher von Gott und den Weibern verlaſſene Mann wird ſich je an ein Mädchen binden, das durch eine ſolche Trompete athmet. Nein, ich werde nicht mehr an dieſe arme Maria denken!“

Und während er dieſe ſinnreichen Betrachtungen wiederholte, während er den Weg nach ſeiner Wohnung verfolgte, dachte er nur an Maria, von Hyde-Park bis Temple-Bar. Er dachte an ſie in ſeinem Zimmer, er dachte an ſie beim Auskleiden, er dachte an ſie im Bette, er dachte an ſie wachend und ſchlafend. Des unglücklichen jungen Mannes Herz kannte dieſe Stürme noch nicht, als er nur darauf bedacht war, ſeine Bücher friedlich und pünktlich zu führen!

Zu dieser Zeit wurde ihm von einem großen Banquier-Hause die Stelle des ersten Commis angetragen, welche eine stete Anwesenheit erforderte. „Das wird mich von der Verwirrung retten," rief er aus, „das ist die Thür zu meinem Heil. Lieber den Gipfel des Glücks erstiegen, als sich in den Abgrund einer lächerlichen Ehe stürzen. Der wäre ein Unsinniger, der eine Anstellung von tausend Guineen Einkommen dem Alp einer unvernünftigen, monstruösen Liebe opfern wollte. Entschieden — ich nagele mich heute noch an den Stuhl meiner Kasse und setze keinen Fuß mehr zu Herrn Hargrave." Und mit diesen goldenen Entwürfen auf den Lippen, drehte er der City bereits den Rücken und wanderte unwillkührlich nach Kensington.

Wie er so gegen das Dorf hinspazierte, nach dem ihn eine unwiderstehliche Neigung zog, blieb er plötzlich stille stehen, faßte sich mit der rechten Hand beim Kinn, und nahm eine nachdenkende Miene an, auf Gefahr, von den Vorübergehenden für einen schaffenden Dichter, oder für ein Mitglied des Unterhauses gehalten zu werden, das hier seine Improvisation für den andern Tag studirte.

„Was will ich beginnen?" rief er aus. „Wenn ich diese unendliche Purpur drapirte Nase heirathe, was wird die City sagen? Was wird Fleet-Street sagen? Was werden Miß Pin, Miß Needle und Mistreß Knife sagen? Was werden diese scharfen, spitzen Stahlzungen sagen? In welchem Zustande werden sie diese mitleidswerthe Nase lassen, die sich Mistreß Conway nennen soll?"

Das war die ergötzliche Zukunft, welche des Herrn Conway eingeschüchterte Einbildungskraft vor sich sah. Hätte ihn der heftige Wind nicht zum Fortmarschiren auf dem Wege getrieben, so möchte er sicherlich umgekehrt seyn und Fronte gemacht haben, und die Deliberation hätte mit dem Gelübde eines heilsamen, fortdauernden Cölibats geschlossen. — Der Dämon der Ehe trug aber den Sieg davon. —

Conway's Freundschaft zu der Familie des Herrn Hargrave hatte nach und nach einen äußerst innigen Charakter angenommen; der schwiegersöhnliche Geruch machte sich deutlich bemerkbar. Er gehörte zum Hause, konnte schalten und walten, seine Liebhabereien und seine Person waren gleich willkommen. Am Abend dieses letzten Besuches war der blonde junge Mann noch viel unanständiger zerstreut, als gewöhnlich. Beim Kommen trat er der Katze auf den Schwanz. Als er vom Kanapee aufstand, wo er etwa eine Stunde geschlafen hatte, fand er den neuen Hut des Herrn Hargrave unter sich so radikal platt gedrückt, wie den dünnsten Königskuchen. Er wollte durchaus den Thee selbst bereiten; aber er setzte den Kessel auf den Tisch

und die Kanne auf das Feuer. Die Butter warf er in ein Becken, das mit warmem Wasser gefüllt war. Drei Tassen zuckerte er mit Salz. Und dennoch übersprudelte Maria's Herz von Wonne. „Ich glaube in der That," sprach sie zu sich selbst, „der vortreffliche junge Mann erinnert sich der Unregelmäßigkeiten meiner Gesichtsbildung nicht mehr."

Aber das vertrauende Mädchen täuschte sich gewaltig in dieser Voraussetzung. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß das Gehirn des traurigen Buchhalters augenscheinlich von Tag zu Tag mehr in Unordnung gerieth. Am andern Morgen lief er in alle Fleckenputzer-Buden der Stadt, und suchte ein untrügliches Recept, um die hartnäckigsten Flecken zu tilgen. „Aber von welchen Flecken handelt es sich?" fragten sie ernst, die phlegmatischen Fleckenputzer. „Sind es Flecken in ihrer Wäsche?" „Nein." „An ihrem Mantel?" „Nein." „Am Kleide Ihrer Frau Gemahlin?" „Eben so wenig. Gerade, weil ich nicht verheirathet bin, und das Bedürfniß fühle, es zu seyn, muß ich zu den Mitteln Ihrer Kunst Zuflucht nehmen. Haben Sie keine Essenz, welche die Kraft besitzt, der rothen Nase eines Mädchens von achtzehn Jahren die Farbe zu benehmen?" Da aber die Flecken-Tincturisten von London ernste Leute sind, die sich auf die Verirrungen des Gefühls wenig verstehen, so hätte wohl mehr als Einer Lust gehabt, den armen Conway nach Bedlam bringen zu lassen, wäre ein Constable vorübergegangen, so lange er ihnen sein Gesuch vorlegte.

„Meine Unentschlossenheit wird mich noch zu Grunde richten; ich werde dadurch am Ende noch den Verstand verlieren;" rief er aus, indem er mit großen Schritten aus der City ging und, die Hände über den Rücken gekreuzt, den Strand entlang wanderte; „nein, ich bin nicht für das Glück geboren, ließe ich mich denn sonst auf dem Wege, der zu ihm führt, durch den kleinsten Kieselstein, auf den ich stoße, abwendig machen. Himmlische Mächte! Das Maaß der Gnade ist voll bis zum Rande; Ihr habt es in meine Hände gegeben; ich dürfte es nur leeren, und wage nicht, meine Lippen dem köstlichen Tranke zu nähern! Weshalb? Eines rothen Nasenknopfes wegen, der auf der Oberfläche hervorbricht! Schwächling, der Du bist! Bildest Du Dir denn ein, diese Nase sey ein Vulkan? Oder fürchtest Du, es sey ein Ausbruch-schwangerer Vesuv?" —

Und er bewaffnete sich mit verzweifeltem Muthe. „Ja, ich werde meinen Entschluß ausführen!" rief er aus und stieß dabei die Fäuste in die hintern Taschen seines apfelgrünen Fracks. „Wie

kann ich widerſtehen, ich bin offenbar verliebt. Ich muß dem Rufe des Geſchickes folgen. Ich werde Maria heirathen, und ſollte ſich die ganze City vereinen, um mir am Hochzeitabend ihre Glückwünſche mit einem betäubenden Charivari darzubringen; ſollten Miß Pin, Miß Needle und Miſtreß Knife ein Konzert von unauslöſchlichem Gelächter aufführen!“

Aber der Nebel hatte die Falten des düſtern Flors verdoppelt, der die Stadt einhüllte. Der ſchwermüthige junge Mann wurde plötzlich einem wüthenden Spleen zur Beute. Er war noch nicht in Charing-Croß, als ihm Marias Naſe durch das Dunkel der Atmoſphäre roth wie Feuer, breit wie Scipios Schild erſchien. — Unglücklicher Liebhaber! — Das war die noch unglücklichere Sonne von London, die gegen den doppelten Dunſt der Themſe und der Steinkohlen kämpfte, und ein vom Kampfe blutrothes Geſicht zeigte. — Erſchrocken wich Conway bei dieſer furchtbaren Viſion zurück. Seine ehelichen Entwürfe wurden auf's Neue vertagt; er ging an dieſem Tage nicht mehr nach Kenſington, ſondern blieb in der City, um die Handelsbücher auf das Laufende zu bringen, mit denen er im Rückſtande war.

Um mit einem Gedanken in unſerm Geiſte beſſer umgehen zu können, runden wir ihn, ſchleifen wir ſeine Rauhheiten ab, wie es der Ocean mit einem Steine macht, den er fortwährend am ſandigen Geſtade hin und her wälzt. Bald hat er Nichts mehr von ſeiner erſten Form, keine vorſpringende, verletzende Kante. Dieſelbe geiſtige Umwälzung ging in Herrn Conway vor. Er hatte ſo oft und ſo lange in ſeiner Fantaſie Marias Bild hin und her bewegt, bis alle Vorſprünge, den erhabenſten mit einbegriffen, am Ende abgeſchliffen waren. Es blieb ihm nur noch eine dunkle Erinnerung an die Unvollkommenheit, die einſt die Schönheit der Geliebten entſtellt hatte; aber es kam ihm vor, als wüßte er nicht mehr genau, worin das Gebrechen beſtanden habe. Da ſich in ihm keine Luſt regte, ſich zu erinnern, ſo iſt es nicht überraſchend, daß ihm ſein Gedächtniß das Geheimniß bewahrte. Maria trug nach Kräften dazu bei, vergeſſen zu machen. Sie benahm ſich jetzt klug und äußerſt vorſichtig, das Taſchentuch fiel nicht mehr. Sie war ſtets auf Wach' und Poſten.

Wie dem auch ſeyn mag; Herrn Conway's Beſuche in Kenſington dehnten ſich täglich mehr aus. Jetzt kam er nach Herrn Hargraves Wohnung zum Frühſtücke und verließ ſie erſt wieder nach dem Abendbrode.

„Ich habe in der That beinahe einen Gatten," sprach Maria in der unschuldigen Freude ihres Herzens zu sich, „aber es mangelt nur noch eine wesentliche Ceremonie."

Und der glückliche Schmachtende, der sich ebenfalls beinahe für einen Gatten hielt, verwunderte sich nur, daß er noch nicht verheirathet und darum gezwungen sey, jede Nacht sein einsames Bett in der City zu suchen.

Verwundert sich aber ein Verliebter, noch nicht verheirathet zu seyn, so hat es mit dem ledigen Stande bald ein Ende. An einem schönen Morgen wurde endlich das verhängnißvolle, unauflösliche Band geknüpft.

Als das zärtliche Paar die Kirche verließ, rief ein ungezogener, unverschämter Junge, der an der Thüre bettelte, plötzlich aus: „Oh! die schöne Dame und die schöne rothe Nase!" Alsbald aber war das schüchterne Gesicht Marias, die — jetzt in der Legitimität ihrer Rechte gesichert — sich so weit emancipirt hatte, um einen Augenblick Luft zu schöpfen, wieder hermetisch in das Taschentuch eingeklostert."

„Eine rothe Nase! liebe Freundin," wiederholte Conway, und schaute dabei unruhig umher; „eine rothe Nase, was will der Gassenbube damit sagen?"

Der polnische Lancier.

Von der Herzogin von Abrantes.

Als Murat in Madrid war, mußte er Depeschen an Junot senden; sie waren sehr wichtig, und schon waren alle Straßen nach Lissabon mit Guerillas bedeckt, und besonders mit Truppen, welche von den wichtigsten Revolutionsmännern Spaniens befehligt wurden, und damals das Armee-Corps von Castannos bildeten. Murat sprach von seiner Verlegenheit mit Stroganoff, dem russischen Gesandten, der in Madrid geblieben war. Man weiß, daß Rußland damals nicht nur der Verbündete, sondern sogar der Freund Frankreichs war. Der Baron Stroganoff sagte zum Großherzog von Berg, daß die Sache sich leicht ausführen lasse. „Der Admiral Siniavin ist in dem Hafen von Lissabon," sprach der Gesandte; „geben Sie mir den Gescheidtesten von Ihren polnischen Lanciers; ich lasse ihn eine russische Uniform anziehen, und händige ihm Depeschen für den Admiral ein. Sie vertrauen ihm Ihre Sendung mündlich an, und so kann nichts verloren gehen, wenn er selbst zwanzigmal von hier nach Lissabon gefangen würde; denn die Insurgenten wünschen zu sehr unsere Neutralität zu erhalten, als daß sie selbst ein Mittel zum Bruch herbeiführen sollten."

Murat war ganz entzückt von diesem wahrhaft gescheidten Einfall. Er forderte von dem polnischen Oberst Krasinski, ihm einen tüchtigen jungen Mann zu stellen. Tüchtig waren zwar die Polen alle, aber hier handelte es sich um nichts Gewöhnliches. Zwei Tage hierauf führte der Oberst einen jungen Menschen seines Regiments zu dem Großherzog von Berg, für dessen Kopf er bürgte. Er hieß Leckinski, und war nicht älter, als achtzehn Jahre.

Der Großherzog von Berg wurde seltsam ergriffen, wie er einen so jungen Menschen sah, der sich einer gewissen Gefahr Preis zu geben

wünschte; denn wurde er erkannt, so war sein Schicksal der Tod. Murat selbst wußte der Gefahr zu trotzen, doch konnte er sich nicht enthalten, den jungen Leckinski auf das aufmerksam zu machen, was er zu unternehmen im Begriffe stand. Der Pole lächelte: „Euere Kaiserliche Hoheit möge mir nur Ihre Befehle geben," antwortete er bescheiden, „und ich werde meine Sache gewiß gut ausrichten. Ich danke dafür, daß ich aus meinen Kameraden erwählt wurde; denn sie würden Alle dieser Gefahr gerne entgegen gegangen seyn." Der Großherzog schloß aus diesem Benehmen günstig auf den Erfolg der Sendung, und gab dem Lancier seine Instruktionen. Der Baron Stroganoff machte die Depeschen für den Admiral Siniavin fertig; der junge Pole wurde russisch gekleidet; und dann schlug er den Weg nach Portugal ein.

Die Straße war, wie schon gemeldet wurde, mit spanischen Truppen bedeckt. Die beiden ersten Tage gingen gut vorüber; am dritten aber Nachmittags sah sich Leckinski von Spaniern umringt, die ihn, nachdem sie ihn entwaffnet und gebunden hatten, vor ihren General-Kommandanten schleppten: zum Glücke für unsern Abenteurer, war dieses Castannos selbst.

Indessen begriff Leckinski wohl, daß er verloren wäre, wenn man in ihm den Franzosen entdeckte; daher beschloß er im Augenblick nur russisch oder deutsch zu sprechen, welches er gleich gut kannte.

Die wüthenden Flüche, welche seine Begleiter ausstießen, ließen ihn sein Schicksal im Voraus ahnen; und die schreckliche Ermordung des General René, der unter furchtbaren Qualen umkam, als er eben auch zu Junot gehen wollte, war erst vor wenigen Wochen geschehen, und war daher noch hinlänglich im frischen Andenken. Der Tod allein vermag ein großes Herz nicht zu erschrecken, aber ihn mit barbarischem Raffinement ausstehen, das ist oft mehr, als menschliche Kraft zu ertragen vermag.

— „Wer seyd Ihr?" fragte Castannos auf Französisch, da er in Frankreich erzogen worden war. Leckinski blickte den Fragenden an, machte ein Zeichen, und antwortete auf Deutsch: „Das versteh' ich nicht!" Castannos sprach und verstand Deutsch; aber er wollte wahrscheinlich sich nicht näher mit dem Verhör abgeben, und rief einen Offizier seines Generalstabs herbei.

Der junge Pole antwortete bald russisch, bald deutsch, und hütete sich wohl, auch nur einen französischen Laut von sich zu geben. Jedoch konnte er sich leicht verrathen, denn er befand sich in dem kleinen Zimmer umgeben von einer Menge, die nach seinem Blut lechzte, und mit einer thierischen Ungeduld auf den Augenblick wartete, wo er als Franzose erkannt würde, um sich auf ihn zu werfen und ihn zu ermorden.

Aber bald wuchs dieſe wilde Wuth, daß ſie von dem General ſelbſt nicht mehr gezügelt werden konnte, durch einen Zufall, der über den unglücklichen jungen Mann ein Netz warf, aus dem ihn nichts mehr befreien zu können ſchien. Ein Adjutant von Caſtannos, ein fanatiſcher Patriot, wie ſo Viele im ſpaniſchen Kriege, der den Gefangenen gleich vorhinein für einen franzöſiſchen Spion erklärt hatte, ſtürzte in das Zimmer, wo das Verhör geſchah, mit einem Bauern an der Hand, in der braunen Jacke und mit dem hohen, roth befiederten Hut. Der Offizier dringt durch die Menge und ſtellt ſeinen Bauern dem Polen gegenüber: — „Sieh' ihn an," ſprach er, „und ſage dann, ob es ein Deutſcher, ein Ruſſe ſey.... Es iſt ein Spion, das ſchwör' ich bei meinem Heil," ſetzt er hinzu, indem er mit dem Fuß haſtig zur Erde ſtieß.

Der Bauer ſah aufmerkſam den Polen an; die Unterſuchung währte aber nicht lange; bald ſchoß ſein Auge Haß und Rache. — „Es un Frances, es un Frances!" ſchrie er, indem er in die Hände ſchlug: und nun erzählte er, daß er vor einigen Wochen mit Stroh in Madrid geweſen war, weil man ihn dazu in ſeinem Dorfe requirirt hatte. — „Und nun erkenn' ich dieſen Mann," fuhr er fort; „er war es, der meine Fourage empfangen hat, und mir darüber quittirte. Wie wir ihn fingen, ſagte ich gleich zu meinen Kameraden: das iſt der franzöſiſche Offizier, dem ich meine Fourage geliefert habe."

Und damit hatte es ſeine Richtigkeit.

Caſtannos ſah wahrſcheinlich, daß die Ausſage des Bauern Wahrheit ſey, aber er war ein edler und großmüthiger Feind, und nicht durch Mordthaten wollte er die ſpaniſche Freiheit befeſtigen, die ſchöner und dauerhafter ſich erhoben haben würde, wenn Männer, wie er, La Romana, Palafox und einige Andere nur allein dieſes große Schiff regiert hätten, welches ſo nahe dem Scheitern war. Er ſah wohl ein, daß dieſer junge Mann vielleicht kein Ruſſe war, aber er fürchtete den Ausbruch der Grauſamkeit, wenn man ihn als einen Franzoſen erkannt hätte. Auf jeden Fall konnte man Zweifel hegen. Er ſchlug daher vor, ihn ſeine Reiſe fortſetzen zu laſſen, denn Leckinski beharrte darauf, nicht ein Wort franzöſiſch zu verſtehen. Aber bei dem erſten Wort, welches der General ſprach, erhoben ſich tauſend drohende Stimmen, und das Wort „Verräther" tönte in ſein Ohr. Hier war kein Mittel, an Milde zu denken. Der Menſch wird wild, wenn er für ſich zu fürchten hat.

„Alſo wollt Ihr Euch einem Bruche mit Rußland ausſetzen, an deſſen Neutralität uns ſo viel gelegen ſeyn muß?"

„Nein," antworteten die Offiziere, „aber wir wollen den Menschen auf die Probe setzen."

Leckinski verstand Alles. Er wurde nun in einen Kerker geworfen, der noch aus den furchtbarsten Zeiten der Inquisition herzustammen schien. Er hatte seit achtzehn Stunden keine Nahrung zu sich genommen, und rechnet man hiezu die Ermüdung, die Angst und die Gemüthsunruhe in seiner schrecklichen Lage, so wird man es sich wohl denken können, daß er halb ohnmächtig auf das Stroh sank, welches in einem Winkel des Kerkers aufgeschüttet lag. Die Sonne war noch nicht untergegangen; er sah sie durch das kleine Gitterfenster oben an der Decke, und ihr Licht, das so glänzend scheint in dem schönen Estremadura, erfreute noch einige Zeit die Blicke des armen Gefangenen. Aber bald verschwand auch dieser Trost; die Nacht umgab ihn, und Leckinski sah sich allein, seinem schrecklichen Schicksal gegenüber; er sah ein, daß er ohne Rettung verloren war. Wohl war er brav, aber mit achtzehn Jahren schon sterben ... noch so jung! Er kämpfte einige Zeit gegen die Visionen an, die er hatte; endlich wichen Jugend und Müdigkeit dem Schlaf, in dessen Armen er so fest gehalten wurde, daß er fast dem Tode glich.

Er mochte ungefähr zwei Stunden geschlafen haben, als die Thür seines Kerkers langsam geöffnet wurde, und Jemand vorsichtig zu ihm eintrat; man hielt die Hand vor der Lampe, um ihren Schein zu verbergen.... Dann senkte man sich leise zu dem Bett des Gefangenen.... Hierauf klopfte eine Hand auf Leckinski's Schulter und eine silberne, sanfte und anmuthige Stimme, die Stimme eines Weibes fragte ihn: „Wollt Ihr essen?" Der junge Pole schreckt auf, und die Augen kaum geöffnet, ruft er auf deutsch: „Was wollt Ihr?"

„Man gebe diesem Mann zu essen," rief Castannos, der diese erste Prüfung mit angehört hatte. „Dann gebe man ihm sein Pferd zurück, damit er weiter reisen könne. Er ist kein Franzose! Wie wollt Ihr, daß er in diesem Augenblicke sich so beherrschen sollte; das wäre unmöglich!"

Aber Castannos war nicht allein. Wohl reichte man Leckinski Speisen, aber sein Pferd wurde ihm nicht zurückgegeben, und er blieb bis zum Morgen in seinem Kerker. Dann führte man ihn an einen Ort, wo er die verstümmelten Leichname von zehn Franzosen sehen konnte, welche die Bauern von Truxillo getödtet hatten. Hier mußte er den Tag über bleiben, von einem schrecklichen Tode bedroht. Rings umgaben ihn Fallstricke; Ohren und Blicke lauerten, ob er sich nicht durch Etwas verriethe; aber der edle und muthvolle junge Mann hatte sein Wort gegeben, die Gefahr zu bestehen, und nicht nur halten

wollte er dieſes, ſondern auch die Miſſion erfüllen, die ihm übertragen war. Endlich nach mehren Stunden der grauſamſten Prüfungen wurde er in ſein Gefängniß zurückgeführt, und hatte hier eine fürchterliche Muße, über ſeine Lage nachzudenken.

„Meine Herren," ſagte der General Caſtannos, „ich ſehe gleich Ihnen die Wichtigkeit ein, die Verbindungen zwiſchen den franzöſiſchen Chefs in Spanien zu verhindern; aber dieſen Offizier können wir dennoch nicht auf die einfache Ausſage eines unſerer Leute wie einen Spion behandeln. Eine Aehnlichkeit kann ihn täuſchen, und dann würden wir einen Mord begangen haben. Und dieſe Rolle wollen wir nicht ſpielen."

Der Offizier, vor welchem der Bauer ſeine Erklärung gemacht hatte, war einer jener leidenſchaftlichen Menſchen, die ſich mit der Lage identificiren, die ſie ſelbſt provocirt haben. So hatte auch dieſer die Frage geſtellt: daß dieſer Menſch ein franzöſiſcher Spion ſeyn müſſe; und von nun an bildete er ſich ein, ſelbſt eine wichtige Perſon zu ſeyn; und nicht um das Leben eines Menſchen würde er dieſen Wahn aufgegeben haben; „und wenn er auch ein Ruſſe wäre," ſagte er am Ende, „auch die Ruſſen ſind Ketzer und Verbündete der Franzoſen."

Leckinski begrüßte ſein Gefängniß faſt mit Freuden, denn draußen hatte er zwölf Stunden lang nur Galgen und blutende Leichname vor Augen gehabt, und Menſchen umgaben ihn mit teufliſchen Blicken und hölliſchen Geſichtern. Alle ſeine Gedanken waren wie von einem Zauber der Hölle gefeſſelt.

Er glaubte, durch die geborſtenen Mauern ſeines Kerkers die Schatten der Schlachtopfer zu erblicken, die er draußen an den Bäumen gehängt geſehen hatte. Umringt von dieſen furchtbaren Bildern war er indeß abermals feſt eingeſchlafen, denn die Natur und die Jugend wollen ſtets ihre Rechte, und gleich wie geſtern öffnete ſich leiſe ſeine Thür, und dieſelbe ſanfte und wohlklingende Stimme hauchte die Worte: „Stehet auf und kommt mit, man will Euch retten; Euer Pferd ſteht bereit!" —

Und der muthige junge Mann, aufgeweckt durch die Worte: „Man will Euch retten, kommt!" antwortete wieder auf deutſch: „Was wollt Ihr von mir?"

Caſtannos, der dieſe neue Prüfung mit angehört hatte, ſagte, daß der junge Ruſſe ein edler Menſch ſey. Wohl hatte er es errathen! Aber ſeine Meinung konnte die Commiſſion nicht beſtimmen, die nun einmal einen Schuldigen in ihm entdecken wollte, und die immer wüthender wurde, da ſie ihre Unmacht einſah, den Gefangenen zur Entdeckung ſeines Geheimniſſes zu bringen.

Die Leidenschaft der Parteien, wie man sie in Spanien findet, ist mit einem hitzigen Fieber zu vergleichen, welches den Verstand angreift. Diese Menschen, welche ihren Willen nicht zu befriedigen im Stande waren, verläugneten ihre Natur. Es waren dieselben Richter, die den General Reno auseinander sägen ließen und den Obersten Pavetti in einen Ofen warfen. Und doch ist die spanische Nation eine große und schöne Nation. Alles ist dort in riesenhaften, ungezügelten Verhältnissen; die Vaterlandsliebe und die Liebe für ihren König beherrschen den Spanier, und die Pflicht forderte es, ihnen einen Cultus zu weihen, zu einer Zeit, wo beide von Feinden bedroht wurden.

Leckinski war von der Rechtmäßigkeit ihres Betragens vollkommen überzeugt. Er wußte, wie viel ihnen daran liegen mußte, das Schicksal zu kennen, welches man der spanischen Armee reservirt hatte, die unter Junots Befehl stand. Die Lage des Gefangenen wurde dadurch noch gefährlicher; das wußte er, und erbleichte nicht; es bestärkte ihn im Gegentheil noch mehr, in dem Entschlusse nicht zu wanken, da es sich nun für ihn um Tod oder Leben handelte.

Diese Nacht war schrecklich, kaum war die Sonne aufgegangen, als vier Männer, unter denen der sich befand, der Leckinski in Madrid gesehen haben wollte, eintraten, um ihn vor eine Art von Gericht zu stellen, welches aus einigen Offizieren von Castannos Generalstabe gebildet wurde. Während sie ihn dahin führten, stießen sie fürchterliche Drohungen gegen ihn aus, aber treu seinem Entschlusse, that er, als ob er sie nicht verstünde.

Vor seinen Richtern angelangt, schien er zu verstehen, was man mit ihm vorhatte, und fragte auf deutsch, wo sein Dollmetsch wäre. Man ließ ihn kommen, und das Verhör begann. Zuerst wollte man wissen, weshalb er von Madrid nach Lissabon reise. Er zeigte die Depeschen des russischen Gesandten an den Admiral Siniavin und seinen Paß. Es ist anzunehmen, daß ohne das unglückliche Zusammentreffen mit dem Bauern, der ihn in Madrid gesehen haben wollte, diese Dokumente mehr als hinlänglich gewesen wären; aber die Angabe des Letzteren, der so fest dabei beharrte, weil er wirklich recht hatte, warf auf den jungen Polen immer wieder das zweifelhafteste Licht. Er aber blieb dennoch fest in seiner Vertheidigungsweise.

„Fragt ihn einmal," sagte der Präsident der Kommission, „ob er die Spanier liebe, weil er doch nun einmal kein Franzose seyn will?"

Der Dollmetsch übersetzte die Frage.

„Ja," erwiderte Leckinski auf deutsch, „ich liebe die spanische Nation, und ich achte sie wegen ihres schönen Heldenmuthes. Ich wünschte, daß unsere beiden Nationen Freunde wären."

„Mein Oberſt,“ ſprach der Dollmetſch zum Präſidenten. „Der Gefangene ſagt, daß er uns haſſe, weil wir wie Banditen Krieg führen; er verachtet uns, und bedauert nur, daß die ganze Nation nicht ein Mann ſey, um mit einem Schlage dem abſcheulichen Kriege ein Ende zu machen.“

Und während er ſprach, folgten die Augen Aller dem Ausdruck, der ſich auf Leckinski's Geſicht malte, indem er die Treuloſigkeit ſeines Dollmetſchen vernahm. Der Pole war aber auf jede Prüfung vorbereitet, und war feſt in ſeinem Entſchluß, jeden Angriff zurück zu ſchlagen.

Tödten ſie mich, dachte er bei ſich, ſo tödten ſie nicht nur einen unſchuldigen Menſchen, ſondern auch einen, der den Schein der Unſchuld für ſich hat, und ſie würden dann meinen Tod nur um ſo ſchwerer büßen müſſen.

Und in der That war er nicht ſchuldig, denn er war nicht Spion. Er reiste wohl durch Estremadura, aber er wollte nichts auskundſchaften.

„Meine Herren,“ ſagte der General Caſtannos, der auch dieſer Prüfung beigewohnt hatte, obgleich ſie gegen ſeinen Willen unternommen worden war, „jetzt iſt es erwieſen, daß kein Verdacht auf ihm ruhen darf. Der Bauer muß ſich getäuſcht haben. Man gebe dem Gefangenen die Freiheit, damit er ſeinen Weg fortſetze. Und wenn er von dem, was ſich hier mit ihm ereignet, Bericht abſtattet, ſo möge er unſere Strenge mit der Gefährlichkeit unſerer Lage entſchuldigen wollen.“

Man gab Leckinski Waffen und Depeſchen wieder, nebſt einem Paß, und der edle junge Mann ging ſiegreich aus der ſtärkſten Prüfung, die einem Menſchen wohl jemals auferlegt wurde. Um ſie zu beſtehen, mußte man faſt mehr als Menſch ſeyn.

Er kam nach Liſſabon, erfüllte ſeine Botſchaft, und wollte denſelben Weg nach Madrid zurückgehen; aber Junot erlaubte es ihm nicht.

Vertraute Briefe aus Berlin.

Von

E. Beurmann. *)

(Fortsetzung.)

Neunzehnter Brief.

Man versäume es nicht, die „Kunstkammer“ zu besuchen, die im vierten Geschoß des königlichen Schlosses — nach der Seite des Lustgartens zu — befindlich ist. Sie enthält einen Schatz von Merkwürdigkeiten und Curiositäten, ein buntes Mancherlei aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Welttheilen. Kunst, Völkerkunde, Industrie und Geschichte finden hier eine Ausbeute.

Der Zutritt zu diesem Cabinet, wie zu allen öffentlichen Kunst-Anstalten und Sehenswürdigkeiten ist unentgeldlich, aber es wird nur eine bestimmte Anzahl von Beschauern zugelassen, die der umherführende Unterbeamte bequem übersehen kann; denn es liegen hier werthvolle Gegenstände vor und Heiligthümer des preußischen Volks, wie z. B. das Taschentuch, mit welchem sich Friedrich der Große den Todesschweiß abwischte.

Einige Tage zuvor muß man sich in der Wohnung des Castellans zum Besuche der „Kunstkammer“ melden. Es wird dann Tag und Zeit bestimmt, und der Name des sich Meldenden in ein Buch eingetragen. Ist die Gesellschaft beisammen, so tritt sie, unter der Leitung eines Führers, die Wanderung durch die verschiedenen Abtheilungen an.

Das erste Zimmer ist mit Waffen fremder Völker angefüllt; Neuseeland, China, Grönland, die Türkei, Japan u. s. w. bieten hier eine

*) S. Europa, II. Band, pag. 261.

Auswahl von Allem, was das häusliche und öffentliche Leben ihrer Völker betrifft. Du findest in Porzellan malerische Skizzen des mexikanischen Volkslebens; Du siehst hier einen ausgestopften chinesischen Obristen in seinem Militär-Galla-Anzuge, eine schwerfällige, unbeholfene Figur, die auffallend mit der Schnürleibigkeit der preußischen Garde contrastirt; ein Mantel des Königs der Sandwichsinseln, eine bewundernswerthe Filetarbeit aus grobem Stoffe, mit Federn verziert, ein Beweis industriöser Erfindung der Armuth, die ein rohes Erzeugniß so geschmackvoll zugerichtet hat, wird Dich anziehen. Der Führer liest Dir jenes Schreiben Sr. heidnischen Majestät vor, welches diesen Schmuck nach Berlin begleitete. Es ist in gutem Deutsch geschrieben, und rührt zweifelsohne von dem Ueberbringer der Curiosität, dem Capitän W.... aus Bremen her. An den jetzigen König von Preußen gerichtet, bietet es diesem den Mantel zum Geschenk an. „Wir Sandwichs-Insulaner sind ein armes Volk, dieser Mantel ist der höchste Zierath, den ich besitze", — so ungefähr lautet jenes Schreiben. Friedrich Wilhelm hat diese königliche Insignie mit Dank angenommen und seinem königlichen Bruder eine Uniform des zweiten Garde-Regiments, als Gegengeschenk, verehrt. Bei der Entwerfung des Antwortschreibens aber geriethen die christliche Religion und die Etiquette in Conflict. — Man hielt es nicht für gerathen, Sr. heidnischen Majestät den christlichen Titel „König" beizulegen. Man half sich hier mit dem eines Beherrschers. Demgemäß schrieb man: „An den Beherrscher der Sandwichs-Inseln."

In einem andern Zimmer gewahrst Du das Diplom und den Doktor-Anzug, welche die Universität von Oxford Friedrich Wilhelm III. verlieh, als er England besuchte. Auffallend wird es Dir, daß die gelehrte Facultät — statt Friedrich Wilhelm III. — Friedrich Wilhelm II. im Diplom anführt. Desgleichen befinden sich hier die Ordens-Anzüge des Königs, als Ritter des heiligen Geist- und Hosenband-Ordens.

Der Pommer'sche Kunstschrank, welcher im Jahr 1006 durch sechs und zwanzig augsburgische Künstler für einen Pommerschen Herzog gearbeitet wurde, und mit Allem, was zu einem vollständigen Haushalt dient, en miniature versehen ist, gewährt eine bewunderungswürdige Anschauung künstlerischer Industrie. Diese sauber gearbeitete und complicirte Schnörkelei ist ein Bild jener Zeit, wo der Mechanismus der Kunst deren Ideal war.

Murat's Galla-Anzug, der aus einem Glasschrank entgegenglänzt, bewog einen preußischen Hauptmann neben mir zu der Aeußerung: „Ach, der Theaterheld!" — Der gute Mann übersah in seinem

preußischen Landwehr-Charakter alle jene romantische Poesie an dem Schwager Napoleons, die mich von jeher für ihn einnahm. Murat war der einzige mittelalterliche Charakter im französischen Heere. Er stach in seiner knappanliegenden Kurtka, in den gelben oder nankingnen Reiterstiefeln, in dem die polnische Sammetmütze stolz umschwankenden Strauß-Federnschmuck, auf dem andalusischen Renner, wunderbar gegen die Soldateska des französischen Heeres, gegen die schwere, goldgestickte Marschalls-Uniform seiner Collegen ab. Napoleon aber wußte jene Elemente zu schätzen, die seinen Schwager auszeichneten, der, wie ein Ritter der Tafelrunde, wie ein aus dem Grabe erstandener Paladin der Liebe und Ehre, mit seinem dunkeln Auge und schwarzlockigen, langgeringelten Haupthaar, unter jenen Helden glänzte, die des Kaisers Umgebung bildeten. Murat war die Seele der französischen Reiterei, ein ächter Chevalier, der an die Zeit der Troubadours mahnte, und allen Liebreiz der Romantik mit dem Muth, der Kühnheit und Tapferkeit früherer Zeiten einte, die aus Sagen und Mährchen so anmuthig, wie erhaben klingt.

Du gehst weiter. Der Führer nimmt aus sorgfältigem Verschluß ein altes, schnupftaback-gefärbtes weißes Taschentuch. — „Sehen Sie hier das Taschentuch Friedrichs des Großen; sein Todesschweiß klebt daran; die Hand des Königs hielt es im letzten Lebenskrampf.“ Welche Seufzer und Zweifel, welche Pläne und Entwürfe mögen an diesem Taschentuch kleben! Friedrich der Große war sehr einfach; man fand in seinem Privatnachlaß nur zerrissene Hemden und Taschentücher. Mit welchen Zweifeln und Gedanken er auch schied, so viel ist gewiß, er hat sein Volk nie über sich und den lieben Gott vergessen. So zerrissen seine Garderobe, so morsch jener Degen war, mit welchem er den siebenjährigen Kampf kämpfte und welchen er später mit Lack zusammenhielt, sein Reich war ein schönes Ganzes.

Auch die massive Taschenuhr des Königs wird Dir hier gezeigt. Sie war ihm so werth, wie sein Degen. Es hat seit langer Zeit keinen Herrscher gegeben, der die Zeit so in Ehren hielt, wie Friedrich der Große.

Begierig wendest Du die Blicke von diesen Reliquien zu jener Wachsfigur, die, auf dem Sessel in der historischen gebeugten Stellung sitzend, das spanische Rohr in der Hand, wie lebendig Dich anschaut mit ihrem blauen, durchdringenden Auge. Du trittst mit einem ehrfurchtsvollen Gefühle näher, mit einem Gefühle, das selten durch eine Wachsfigur angeregt wird. Es ist Friedrich der Große, in der königlichen Kleidung seines Lebens, in dem blauen abgetragenen

Frack, deſſen Näthe allenthalben durchſchimmern, den Degen an der Seite, der ſo viele Schlachten ſchlug. Seine Krone iſt der geſchichtliche dreieckige Hut, den die Kugeln bei Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Kunersdorf und Torgau umrauſchten. Friedrich der Große ſollte nicht im Schlachtenkampf, er ſollte als Philoſoph, in der Stille des Friedens, glückliche Reſultate vor Augen, das Zeitliche ſegnen. Dieſe ſchmächtige, gebückte Geſtalt, der Hoſen und Stiefel um die Beine ſchlottern, und dieſer allgewaltige Geiſt, der ſelbſt aus dem todten wächſernen Auge noch ſeine Kraft ausübt, mit dem ſiebenjährigen Krieg in der Degenſcheide — ich fühlte mich wahrhaft erſchüttert.

Das Wachsbild iſt nach Schadow gearbeitet. Es iſt vortrefflich. —

Friedrich Wilhelm II., der große Churfürſt, und Friedrich I., der ſich in Königsberg die preußiſche Krone auf's Haupt ſetzte, Beide in Wachs und Lebensgröße, in der Kleidung ihres Zeitalters und wohlgetroffen, führen Dich weiter zurück in die preußiſche Geſchichte. Der erſtere Regent bietet Einfachheit und Größe, der zweite, mehr eitel, als weiſe, aber doch nicht ohne Regententugend, wußte wenigſtens die Verhältniſſe und das Vermächtniß ſeines Vaters geſchickt zu benützen. Der Führer zeigt Dir den Hut des großen Churfürſten, welchen dieſer in der Schlacht bei Fehrbellin trug, mit der eiſernen Sturmhaube darunter, die die Wirkung der tödtlichen Kugel vernichtete.

Vis-à-vis des Wachsbildes Friedrichs des Großen erblickſt Du einen Scepter. Es ſoll der Kaiſerſcepter Karls des Großen ſeyn. Ihm zur Rechten und Linken hängen die Ordens-Inſignien Napoleons und Blüchers. Die Erſteren veranſchaulichen die Huldigungen aller europäiſchen Mächte an den Welteroberer, wie die Vergänglichkeit der Dinge. Sie wurden, nach der Schlacht bei Belle-Alliance, in dem Wagen Napoleons, der von den Preußen erbeutet wurde, gefunden, und dienen jetzt als Trophäen.

Auf einem Seitentiſch, von Blumen umkränzt, liegt ein Wachs-Abdruck des Todten-Antlitzes der verſtorbenen Königin. Sie war eine lichte Blondine, und dieſer weiße Teint, mit dem Anflug von Roſenroth, dieſe weiche, üppige Fülle der Wangen, dieſe langen Wimpern und dichten Brauen, die man ſämmtlich genau nachgebildet hat, ziehen ſelbſt in der Larve noch an, um ſo mehr, da milde Ruhe über das Antlitz ergoſſen iſt.

Ein Wachsabdruck des Antlitzes Moreau's zeigt die krampfhafte Verzerrung des Schmerzes. Die Inſchrift darunter:

„Intaminatis fulget honoribus generosus exsul.“

iſt preußiſch.

Ich mache Dich noch auf ein Relief des Riesengebirges mit der Schneekoppe, sechs Fuß lang und zwei Fuß breit, der Natur treu in Holz nachgebildet, aufmerksam; auf die Kreuzigung Christi, auf einen Pfirsichkern; auf die vielen Aschenkrüge der alten Wenden; auf tartarische Götzenbilder, die in Preußen gefunden werden; auf ein anderes Relief der Schweiz, von Müller.

Ein Reiseklavier zum Zusammenlegen, eine von Dobler verfertigte optische Uhr, die zur Nachtzeit die Stunden an der Wand zeigt, eine aus Eisen, von Leygebe, geschnittene Bildsäule des großen Churfürsten zu Pferde, als Bellerophon die Chimära bekämpfend, verdienen gleichfalls Beachtung.

Ich lasse hier einige Notizen über die Akademie der Künste und Wissenschaften folgen. Sie hat einen europäischen Ruf erlangt. König Friedrich I. stiftete dieselbe im Jahre 1700, mehr aus Eitelkeit und Nachahmungssucht des Versailler Hofes, als aus Eifer für die Wissenschaft. Im J. 1710 wurde die Akademie in vier Klassen getheilt, die erste für Physik, Medicin und Chemie, die zweite für Mathematik, Astronomie und Mechanik, die dritte für deutsche Geschichte und Sprache, die vierte für orientalische Gelehrsamkeit. Jede Klasse erhielt einen Direktor, und der berühmte Leibnitz wurde Präsident der Akademie. Die Gallomanie übte ihren Einfluß auf dieses Institut aus, trotz Leibnitz's Bemühungen, demselben eine nationale Richtung zu geben. Dabei wurden die wahren Interessen der Akademie nur zu sehr vernachlässigt, das Gebäude, in welchem sie ihre Sitzungen hielt, brannte ab, es fehlte an Fonds, mit einem Worte: die Erwartungen, die man in Betreff dieser Societät billigerweise hegen konnte, wurden nicht gerechtfertigt. Friedrich der Große fand die Akademie der Künste und Wissenschaften in dem Zustande ziemlicher Auflösung. Er hob sie, mehr durch moralische Kraft, als durch materielle Mittel; denn sein Grundsatz war, lieber arme und sehr gescheidte Akademiker zu haben, als reiche und Ignoranten. Immerhin aber nahm das Institut keine nationale Richtung an. Maupertuis wurde Präsident, der Atheismus und die Gallomanie wurden ganz und gar das Gepräge der Akademie. Der Grundsatz jenes atheistischen Arztes: l'homme machine machte sich nur zu sehr geltend. Indirekt arbeitete der Minister von Hertzberg, der Curator der Akademie, mit allen seinen Kräften der Gallomanie entgegen, aber doch nur mit geringem Erfolg. Er bestrebte sich, Johannes von Müller zum Akademiker zu machen, den man, freilich mit so vielem Unrecht, den Tacitus der Deutschen nannte, der aber dennoch nationale Elemente in sich vereinte und vielleicht der gallomanischen Partei ein Gegengewicht geboten haben

würde, hätte — was allerdings zu befürchten ſtand — ſeine Eitelkeit nicht ſeinen Patriotismus überwogen. D'Alembert mußte ſich für ihn verwenden; er ſchilderte Müller dem Könige als einen philoſophiſchen Kopf, voll dreiſter Wahrheit, als einen Mann, der im Stande ſey, franzöſiſch zu ſchreiben; die Akademie werde an ihm ein vortreffliches Mitglied erhalten. Die Empfehlung hatte den Erfolg, daß Friedrich der Große Müller vorließ; aber das Reſultat der Unterredung war dieſem nicht günſtig. Der König ſchrieb in Folge derſelben an d'Alembert: „Ihr Herr Mayer iſt hier geweſen. Ich geſtehe Ihnen, daß ich ihn ſehr für das Kleine fand.“ Daſſelbe Schreiben ſpricht ſich ſehr unverholen über Müller aus; der König war nicht geneigt, den deutſchen Tacitus oder überhaupt ein Genie in ihm anzuerkennen. Die Verwechslung der Namen Müller und Mayer beweist am Beſten, wie wenig Eindruck jener Schriftſteller auf den König gemacht hatte. D'Alembert pflichtete dem König in Allem bei; Johannes von Müller wurde noch nicht Akademiker.

Erſt Friedrich Wilhelm II. gab der Akademie eine andere Richtung. Ein aufkläreriſcher Deismus und der Kampf gegen den Jeſuitismus machten ſich bemerkbar. Der Geiſt der bekannten Berliner Monatsſchrift charakteriſirt dieſe Epoche der Akademie. Gedike, Bieſter, Nicolai wurden Akademiker. Es entſtand eine Vermiſchung von reellen und eleganten Studien.

Das jetzige Gepräge der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften iſt: die Erhabenheit über allen Parteiungen. Fichte wurde hier abgewieſen, Hegel'n wurde der Weg in die Akademie verſperrt. In der Philoſophie waltet der Eclekticismus, entweder platoniſch, wie bei Schleiermacher, oder à la Pascal und Jacobi, wie bei Ancillon.

Man dehnt ſich nicht auf Spekulationen und Anregungen aus, ſondern beſchränkt ſich vielmehr auf die Bewahrung der Reſultate. — Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften iſt ein Zeughaus der Literatur; Meiſter ſprachen hier zu Meiſtern, wie Schleiermacher behauptete.

Dieſe Societät bildet einen Kranz weltliterariſcher Notabilitäten. Die erſten Gelehrten Berlins bilden das Mittelglied der Kette.

Die königliche Akademie hat überhaupt ſechs und dreißig Mitglieder. Sie hält jährlich drei öffentliche Sitzungen: am 24. Januar, dem Geburtstage Friedrich's des Großen, am 3. Auguſt, dem Geburtstage des jetzigen Königs, und am 3. Juli, dem Geburtstage Leibnitzens.

Die vier verſchiedenen Klaſſen, nämlich die phyſikaliſche, mathematiſche, philoſophiſche und hiſtoriſch-philologiſche Klaſſe, geben abwechſelnd jährliche Preisfragen auf. Die Austheilung der Preiſe,

welche in Denkmünzen mit einem Werth von fünfzig Dukaten bestehen, erfolgt nach zwei Jahren.

Die Akademie besitzt eine Bibliothek, ein Naturalien-Kabinet und eine Sammlung physikalischer Instrumente. Jedem Mitgliede ist erlaubt, bei der Universität Vorlesungen zu halten.

Zwanzigster Brief.

— — — Ich habe Dir noch nichts von dem Schulwesen des preußischen Staats gemeldet. Die Leitung desselben geht von dem Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten aus. Es befindet sich in dem letzteren ein besonderes Departement des Schulwesens, dessen Mitglieder theils Juristen, theils andere Gelehrte sind. Früher waren von Kamptz und der Vater Körners in demselben; jetzt stehen Joh. Schultze, Nicolovius, Keller, Beckedorf an dessen Spitze.

Das Schulwesen des preußischen Staats beschränkt sich auf Volks- und gelehrte Schulen; man hat bis jetzt wenig auf eine Mittelklasse Rücksicht genommen, obwohl Beuth und Kloeden sich in dieser Hinsicht große Verdienste um Preußen erworben haben. Die Berliner Gewerbschule, mit vier Klassen, für Diejenigen, welche sich einem Berufe widmen, der zwar eine höhere wissenschaftliche Bildung, aber keine eigentlichen Universitäts-Studien erfordert, zeichnet sich in dieser Hinsicht aus.

Die Schulen sind theils Kommunal-, theils königliche Schulen. In diesem Falle geht die Besoldung der Lehrer vom Staate, in jenem geht sie von den Städten und Dörfern aus. Diese Eintheilung bietet den Beweis, daß, in Betreff des Schulwesens, noch viel zu reformiren ist. Die Abhängigkeit der Lehrer von der Kommune ist wenig dazu geeignet, die Schulen in Flor zu bringen. In den Dörfern sind nun gar die Lehrer meistens an das Schulgeld gewiesen. Es kann nicht fehlen, daß sich hier Mißbräuche herausstellen, denen man durch hinreichende Besoldung der Lehrer vom Staate begegnen könnte. Nichts wirkt nachtheiliger auf die treue Ausübung des Lehr-Amts ein, als die Dürftigkeit.

Das Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten entwirft die Pläne des Unterrichts-Wesens, die Vorschriften für die Examination werden von ihm erlassen, Schulen und Universitäten stehen unter seiner Controle, und müssen an dasselbe Bericht erstatten.

Zur Bildung junger Volks-Pädagogen hat die Regierung in Neu-Celle, Weißenfels, Breslau und Berlin Seminarien errichtet. Die sich dem Volksschulfach widmenden jungen Leute erhalten hier in den nothwendigsten Wissenschaften Unterricht, desgleichen in der Musik und im Gesange, so daß sie nun als Schullehrer und Organisten zugleich verwendet werden können. Auch die höhere Industrie wird hier nebenbei berücksichtigt, wie z. B. Maulbeerbaumzucht und Seidenbau.

In den Provinzen haben Harnisch, Zerrenner und Dösterweg sich um das Seminar-Wesen verdient gemacht. Ehemals machten sich, in Betreff desselben, Niemeier'sche und Dinter'sche Grundsätze geltend, die späterhin durch Mysticismus und Evangelismus verdrängt wurden. In der That hat jener sich allenthalben Einfluß verschafft; er ist leider der rothe Faden, der sich durch Schule und Kirche zieht.

Wie Du schon aus meiner obigen Bemerkung ersehen haben wirst, ist das Schulwesen nicht in dem Grade organisirt, daß hier keine Lücken fühlbar werden. Preußen bedarf durchaus auch in seinen Unterrichts-Anstalten einen Stützpunkt des Bürgerstandes. Für diesen ist wenig gesorgt im preußischen Staate. Würde man sich, nach Beuth's und Kloeden's Beispiel, bestreben, Schulanstalten für den Bürgerstand in's Leben zu rufen, die diesem eine edlere Richtung gäben, so würde sich derselbe bald freier und selbstständiger hinstellen, und an Achtung gewinnen.

Was die Gymnasien betrifft, so standen dieselben eine Zeitlang in Schlesien und den Rheinprovinzen unter katholischen Einflüssen. In der neueren Zeit haben diese Einflüsse einer klassischen und humanistischeren Bildung nachgeben müssen, die überhaupt das Gepräge der preußischen gelehrten Schulen ist. Man vermißt hier ganz und gar die pedantische sächsische Gymnasial-Bildung, jene philologische Richtung, die den Geist der Form nachsetzt.

Einige Häupter an den Universitäten, wie z. B. Passow in Breslau, Lobeck in Königsberg, Böckh in Berlin, Schütz in Halle, Heinrich in Bonn haben sich um die klassische Alterthumsforschung der Gymnasien sehr verdient gemacht.

Die Regierung unterstützt das Schulwesen auf alle mögliche Weise. Sie bewilligt Ankäufe werthvoller Werke, wie z. B. Niebuhrs Corpus scriptorum historiae Byzantinae, Reisegelder, wenn die Reise das Interesse der Wissenschaft bezweckt, außerordentliche Geldzuschüsse u. s. w.

Von dem Berliner Schulwesen ist Nachstehendes zu bemerken:

Berlin zählt sechs Gymnasien, unter welchen das Joachimthal'sche, das Friedrich-Werder'sche und das graue Kloster die vorzüglichsten sind.

Das Letztere wurde durch Bellermann gehoben; das Erstere findet eine vorzügliche Stütze in dem Direktor Meineke, der sich durch eine elegante und geschmackvolle Bildung auszeichnet. Ribbeck ist Vorstand des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums.

Mit dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium ist eine Realschule für Knaben und eine andere für Mädchen verbunden, die sogenannte Elisabeth-Schule.

Die Volksschulen in Berlin sind den Kirchen-Parochien zugewiesen. Ihre Anzahl beläuft sich auf hundert. Hier wird gegen ein monatliches Schulgeld das nothwendige Wissen des Mittel-Bürgers gelehrt, ohne daß irgend eine höhere Richtung eingeschlagen wird. — Als Communal-Schulen stehen diese Parochial-Schulen unter dem Magistrat, der zur Aufsicht über die Handhabung der Disciplin und über den Gang des Unterrichts eine besondere Schul-Commission bestellt hat. Eine speciellere Aufsicht führen die Geistlichen der einzelnen Parochien. Daß diese bei der Unzahl der Volksschulen keine genaue Uebersicht über den Zustand der Dinge erlangen können, liegt ziemlich am Tage. Allein in der französischen Gemeinde sind achtzehn Bürgerschulen.

Für Kinder armer Aeltern sind die Armenschulen, an der Zahl eilf, bestimmt, deren Lehrer und Lehrerinnen von der Commune besoldet werden. Der Unterricht ist derselbe, wie in den Parochial-Schulen.

Außer den öffentlichen Schulanstalten — welche sämmtlich anzuführen, zu weitläufig seyn würde — existiren eine Menge Privatschulen, die jedoch von der Regierung nicht sehr begünstigt werden, weil die Communal-Schulen Gelegenheit zu einer bessern Controle geben. Man hatte früher die Gewohnheit, Leuten, welchen es schwer werden mochte, eine Stellung im bürgerlichen Leben zu erlangen, häufig Schulconcessionen zu ertheilen. Oberflächliche, seichte Köpfe, ohne geistiges Leben und pädagogische Elemente, siedelten sich auf diese Weise im Staate an, dem sie mehr Schaden, als Gutes zufügten. So fand man insonderheit Lehrerinnen für die weibliche Jugend mit viel Sentimentalität, noch mehr Koketterie und gar keiner geistigen Richtung. Auf diese Weise konnten durch die Erziehung keine Resultate erlangt werden. Aber dergleichen Schulanstalten existiren allerdings noch, theilweise gut organisirt, theilweise, wie ich eben angegeben. Jedenfalls indeß sind sie der Willkür eines Einzelnen überlassen.

Ich darf hier nicht die Luisenstiftung übergehen, die 1811, zur Erinnerung an die verstorbene Königin, gegründet wurde. In

ihr werden Töchter aus allen Ständen zu tüchtigen Erzieherinnen gebildet. Dieses Institut ist im Ansbach'schen Palais, in der Wilhelmsstraße.

Die Unterrichts-Anstalten für Mädchen theilen sich nach derselben Ordnung, wie die für Knaben ein. In ihnen unterrichten Frauenzimmer und Männer. Unter den Letzteren zeichnen sich die Herren Hartung und Carl Seydel aus. Herr Seydel ist das Orakel der jungen Berlinerinnen, die auf ihn in allen Fällen provociren und mit seinen Ansichten in Gesellschaft schön thun.

Es finden sich in Berlin zahlreiche Pensions-Anstalten, mit einigen Vorzügen, aber vielen Mängeln. — Meistentheils sind sie den Gründern und Unternehmern Mittel der Industrie, ohne eine consequente pädagogische Grundlage. Stelle Dir vor, es gibt Pensions-Anstalten, in welche das Kind nur mit einem silbernen Besteck Zutritt erhält. Beim Austritt aus der Pension wird Dieses Eigenthum der Anstalt. Das sind freilich antipädagogische Grundsätze.

Im Ganzen ist das Resultat des Berliner Schulwesens sehr befriedigend. Zu wünschen ist immer, daß die unteren Schulanstalten mehr von dem Pietismus ablassen, die oberen aber den Mechanismus der Vielschreiberei, der die Schüler, nach Beendigung der Schulstunden, zu Hause an den Arbeitstisch fesselt, aufgeben mögen. Ein lebendiger Vortrag während der Schulstunden, von Seiten der Lehrer, das geistige Leben in der Schule werden stets mehr wirken, als der Rigorismus der Schuldisciplin, die nicht genug Pensa und Exercitien aufgeben kann.

Ein und zwanzigster Brief.

Noch immer habe ich die „Vertrauten Briefe über die Lucinde" nicht erhalten können. Der Buchhändler R . . . . . hat das Anathem gegen Gutzkow auf der Leipziger Messe ausgesprochen! Wie seltsam! Die Buchhändler vergessen ihre Bestimmung und werfen sich zu Richtern über die Presse auf. Was soll aus der Schriftstellerei werden, wenn diese Herren über Leben und Tod der Autoren entscheiden wollen und aus Handelsleuten Areopagiden werden?

Was Schleiermacher auch in seinen Briefen für Grundsätze ausgesprochen haben mag, es scheint ihm daran gelegen zu haben, sie der

Oeffentlichkeit zu entziehen. Er ließ zu dem Ende, wenn ich nicht irre, durch R....., alle vorräthigen Exemplare ankaufen. Aber in Lübeck blieb eine kleine Reserve von einigen Exemplaren. Die Buchhandlung von Hoffmann und Campe verschaffte sich dieselben und erstand das Verlags-Recht. Auf diese Weise erschienen die längst Verschollenen von Neuem in der großen Welt.

Der König soll plötzlich von dem Ankauf der Schleiermacher'schen Bibliothek, die er für 3000 Thaler erstehen wollte, abgestanden seyn. Inwiefern das mit dieser ältesten und neuesten Schrift Schleiermachers zusammenhängt, weiß ich nicht. R..... soll außer sich vor Zorn seyn. Dieser Mann hat pietistische Grundsätze und deutschthümliche Ideen, glattgescheitelte Haare und einen deutschen Rock. Du kannst leicht ermessen, daß ihm, dem Freund, dem Verleger und dem Verkäufer der Bibliothek Schleiermachers die Herausgabe der Briefe ungelegen gekommen ist.

Man versäume es nicht, sich in Berlin die Blindenanstalt des Professors Zeune zeigen zu lassen. Sie ist eine der ältesten und berühmtesten Deutschlands. — Ungefähr dreißig Zöglinge genießen hier Unterricht und Erziehung. Einige derselben sind königliche Pensionäre, Andere erhalten ihre Sustentation von der Stadt, noch Andere wohnen nicht in dem Institut, sondern kommen nur täglich dahin, um dem Unterricht beizuwohnen. Die Zeit der Erziehung dieser Blinden ist auf fünf Jahre gesetzt. Vom neunten Jahre an gestattet man ihnen den Eintritt in die Anstalt.

Was Handarbeit betrifft, so werden die Knaben im Filetmachen, Korbflechten, Teppichweben, Fransenknöppeln u. s. w., oft auch in Tischlerarbeiten unterrichtet; die Mädchen unterweiset man im Stricken, Nähen und Spinnen.

Der geistige Unterricht beschränkt sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Orthographie und Musik. Einige der Zöglinge beschäftigen sich sogar mit klassischen Sprachstudien.

Wenn Du die Königsstraße durchwandelst und dem Königsstädter Theater vorüber bist, so gelangst Du zu einem stillen, friedlichen Theile der Stadt, wo Du wenig von jenem lebhaften Getümmel und Gewirre spürst, das Dich bis zum Königsstädter Theater begleitet hat. Hier, auf dem Georgen-Kirchhof, ist jenes weltberühmte Zeune'sche Institut gelegen, die Stiftung des Berliner de l'Epée. Ihm allein gebührt die Ehre aller der schönen Resultate, die aus demselben der Humanität erblühten. Zeune stiftete und vergrößerte diese Anstalt, aus ihr gingen Apostel in alle Welt, physisch blind, aber geistigen

Auges, und lehrten nach den Principien ihres Meisters. Nicht ein todtes Denkmal sichert Zeune die Unsterblichkeit, sondern das Leben, das er den Blinden schenkte, die ohne ihn ihr Daseyn nur mit Verzweiflung empfunden haben würden.

Mit wenigen Zöglingen begann die Anstalt, (wenn ich nicht irre, so zählte sie im Beginne derselben nicht mehr als vier), aber Zeune geleitete sie durch schwierige Verhältnisse, durch Elend und Kummer, durch das verhängnißvolle Jahr 1806, er allein. Kurze Zeit nach seiner Installation, als Direktor des Instituts, nahmen die Franzosen die Mark in Besitz; der König und seine Minister begaben sich nach Ostpreußen; die Regierung war im Zustande der Auflösung; sie konnte nichts für die Lieblings-Idee Zeune's thun. Aber dieser setzte sein eigenes Vermögen daran, um die Lücke, die aus den entzogenen Zuschüssen entstand, auszufüllen. Er hatte wenig, aber er hatte einen festen Willen, einen unbeugsamen Geist, er war ein Freund der Menschheit. Das unmöglich Scheinende machte er möglich; bis zum Friedensschlusse sicherte er den Bestand des Instituts aus eigenen Mitteln.

Sehet diesen Mann, der in der Entsagung und Geduld grau geworden ist, diesen kindlichen Greis, der die Frische der Jugend mit der Weisheit des Alters verbindet, die Begeisterung des Jünglings mit der Erfahrung des Mannes, die Poesie mit ernster Anschauung und Betrachtung. Ihr findet ihn in einem einfachen Stübchen, unter Büchern und Arbeit, in rastloser Thätigkeit. Er beschäftigt sich hier mit geographischem Studium.

Wie man leicht denken kann, ist sein Institut die einzige Leidenschaft seines Lebens, sein einziger Gedanke. Sie ist seine Schöpfung, wie sein Daseyn. Sein von steter geistiger Arbeit angestrengtes Auge belebet sich bei der Erinnerung an jenes Institut, der Enthusiasmus der Humanität spricht aus seinen Mienen. Er ist glücklich, wenn man ihn um die Erlaubniß bittet, die Resultate seines Strebens in Augenschein zu nehmen.

Folgt ihm zu seinen Schülern; Ihr werdet die Kraft des Geistes bewundern. Ein Blinder liest aus dem punktirten Buche mit den Händen, dem geistigen Auge. Dieses feine Gefühl der Betastung, diese Auffassung setzen in Erstaunen. Er liest so schnell, als hätte er nie den Mangel des Augenlichts empfunden. Ein Anderer löst die verwickeltsten Fragen der Algebra und Arithmetik; er bedient sich dabei punktirter Würfel und kleiner Holzstückchen, die arithmetische Figuren bilden. Ein Dritter schreibt einen Spruch nieder, welchen sein Nebenmann sofort zum Druck setzt. Wieder ein Anderer führt

Dich auf der Landkarte durch Deutschland, Frankreich, durch Europa und die andere Hemisphäre, durch Städte, Flecken, Flüsse und Gebirge. Seine Hand verirrt sich nie. — Man zeigt Dir Filet- und hundert andere Handarbeiten, die von dem feinsten Geschmack, von der größten Fertigkeit zeugen. — Endlich wirst Du durch einen vierstimmigen Choral überrascht, durch die schönste Harmonie des Gesanges.

Was sich uns auch für traurige Gedanken beim Eintritt in das Institut aufgedrungen haben, wir scheiden voll Hoffnung und Begeisterung aus demselben. Diese Blinden leiden nicht an der Entbehrung, eine edle Resignation lebt in ihnen, eine Resignation, die weniger das Unglück lindert, als sich über dasselbe erhebt, sie sind nicht unglücklich, sie beschränken sich auf sich selbst, auf ihr inneres Leben, da dem äußeren so enge Gränzen gezogen sind.

Es ist nicht zu läugnen, über das Antlitz des Blinden ist eine Ruhe verbreitet, die bald die ängstliche Stimmung verscheucht, die sich uns, dem Unglücklichen gegenüber, aufdringt. Um wie viel mehr müssen wir befriedigt werden, wenn wir, bei dem Mangel eines so wesentlichen Sinnes, intellectuelle Bildung finden, wenn wir den Blinden ganz und gar zur Theilnahme an den socialen Verhältnissen geeignet sehen, zu ruhiger Betrachtung.

Herr Professor Zeune wurde mir als barsch und absprechend geschildert. Ich fand in ihm Denjenigen, als welchen ich ihn oben beschrieben habe. Die Geduld mußte das Motto seines Lehramts seyn. Mit ihr sind keine starren Charakter-Elemente vereinbar.

Sieben und zwanzigster Brief.

Das Königsstädter Theater habe ich einige Male besucht. Der Direktor desselben ist Herr Cerf. Er soll wirklich lesen und schreiben können. Man trug sich hier mit allerhand Geschichten herum, die daran zweifeln ließen. Herr Cerf soll in einer Restauration einmal in eine fürchterliche Verlegenheit gekommen seyn. Er soll sich nicht auf der Speisekarte haben zurecht finden können, und soll mit dem Finger auf Kraut, Rüben, Salat und Saucen gezeigt haben; der Marqueur hätte ihm das Alles gebracht und Herr Cerf wäre am Ende in Verzweiflung gerathen und hätte ausgerufen: „Bringen Sie mir Beefsteak und Kartoffeln.“ Diese Beschwörungsformel hätte ihn

gerettet. Aber es ist nicht so schlimm mit Herrn Cerf, er soll in der That lesen können, und man hat ihn zum Commerzienrath gemacht.

Auch jener Vorfall soll erdichtet seyn, der Herrn Cerf in einen Conflict mit einem königlichen Hofbedienten brachte. Dieser schalt ihn einen Flegel, einen Unwissenden. Es war vor der königlichen Loge, und Se. Majestät traten, sich erkundigend, auf den Corridor: „Was ist das?“ — „„Ew. Majestät verzeihen, er meint mir!““ antwortete Cerf. Wie gesagt, die Geschichte ist von einem Spaßvogel ersonnen.

Aber Dem. Vial ist jetzt in Berlin; Dem. Vial aus Turin gastirt auf der Königsstädter Bühne, und Herr Cerf hat erklärt: „Ich werde sie unter allen Bedingungen zu halten suchen, wenn sie in Europa bleibt. Geht sie aber nach Italien, so kann ich nicht helfen. Was man in Italien zahlt, kann ich nicht zahlen.“

Herr Cerf hat in der letzten Zeit viele Unfälle erlitten. Er hatte Sabine Heinefetter zu einem Gastrollen-Cyklus engagirt, ihr aber die Bedingung gestellt, daß, wenn sie nicht bis zu einer bestimmten Zeit eintreffen würde, das Gastspiel nicht Statt finden könne. Später machte die Intendanz des königlichen Theaters der Dem. Heinefetter Anerbietungen, die ihr vortheilhafter schienen. Sie traf nun absichtlich später ein und bezog sich auf jene Bedingung. Herr Cerf war großmüthig und wollte darauf verzichten, aber Dem. Heinefetter bestand darauf, daß sie nunmehr nicht auf der Königsstädter Bühne gastiren könne, die Zeit ihres Eintreffens sey abgelaufen, sie werde nur auf der königlichen Bühne gastiren.

Herr Cerf ist wirklich nicht ohne Kenntnisse. Ich weiß dies. — Ein Schauspieler sprach auf der Bühne von Orestes und Pylades und betonte die zweite Silbe. Das hörte Herr Cerf; Herr Cerf hörte, wie das Publikum unruhig wurde. Er stürzte aus der Loge auf die Bühne herunter, und rief dem Armen, fast athemlos vor Zorn, zu: „Großer Gott! wissen Sie denn nicht, daß es Orestes und Pilatus heißt?“

Man erzählt sich das Alles in Berlin, und noch weit mehr. Ich erzähle es nach, verbürge aber Nichts, außer daß Herr Cerf, bei allen Unfällen, Glück hat. Er hat ein großes Glück; denn er hat Herrn Beckmann. Herr Beckmann ist ein Berliner, aber in künstlerischer Hinsicht ist er der Typus der nordischen Komik. Was Raimund für Wien und den Süden ist, das ist Herr Beckmann für Berlin und den Norden. In dieser Komik ist Alles, was den Nordländer charakterisirt: Ruhe, Witz, Selbstbewußtseyn, List und Beobachtung. Die Komik des Nordens ist contemplativ, die des Südens ist agil; die Komik des Nordens ist passiv, die des Südens ist activ; die Komik des Nordens ist objectiv, die des Südens ist subjectiv. Herr Beckmann ist ein

klassischer Komiker, wie Raimund ein romantischer ist. Herr Beckmann steht auf dem Zenith klassischer Komik, weil er ohne Grimasse ist. — Berlin hat viele Komiker: die Herren Gern, Räthling, Schmelka, Plock, Beckmann. Herr Beckmann vereinigt die Vorzüge Aller in sich, ohne ihre Mängel zu besitzen.

Herr Gern ist die Komik der Grimasse. Dieselbe beherrscht alle seine Leistungen; er hat eine stereotype Bewegung der Gesichtsmuskeln, die er allenthalben anbringt.

Herr Plock hat sich in der Rolle des Brenneke in Angely's „Reise auf gemeinschaftliche Kosten" als einen Komiker gezeigt, der durch eine einzige Bewegung die Gemüther elektrisiren kann. Er wendet sich schnell, mit steifem Kopfe, und geht rasch, wie ein nach einer Seite geworfenes segelndes Schiff ab. Das erwirbt ihm stets den Beifall des Publikums, das an dieser Einförmigkeit sich nicht satt sehen und lachen kann. Ich will damit nicht sagen, daß Herr Plock als Brenneke keine andern Vorzüge aufzuweisen habe; nein! durchaus nicht, er spielt diesen Charakter, wie er gespielt werden muß. Aber er legt auf Unwesentlichkeiten zu viel Gewicht, und das läßt für den Charakter und die Natur seiner Komik fürchten. Ich bemerkte jene Bewegung, von der ich eben sprach, auch in einer anderen Rolle an ihm, in dem kleinen Stück: „Der Lügenfeind." Ein Beweis, daß Herr Plock dergleichen Lieblings-Ideen nicht dem Charakter und der Situation opfern kann. Ein Komiker soll sich nicht von dem Publikum verwöhnen lassen.

Solches hat Herr Schmelka gethan. Herr Schmelka ist die von dem Berliner Parterre heruntergebrachte Komik. Herr Schmelka kam als vollendeter Komiker von Breslau nach Berlin, und Herr Schmelka hat alle vis comica in Berlin eingebüßt, weil er seine komische Individualität dem Beifall geopfert hat. Er lernt keine Rolle mehr und hilft sich durch Impromptus, die ohne attisches Salz sind.

Herrn Räthling's Komik ist schlagend, aber einseitig. Er eignet sich für einförmige, bedächtige Charaktere, die an keiner großen Lebendigkeit Ueberfluß besitzen. Seine Komik hat etwas Phlegmatisches, einen schläfrigen Humor. Seht seinen Till, Ihr werdet nicht den Schalk bemerken.

Ich muß hier noch des Herrn Weiß erwähnen, der gleichfalls Mitglied der königlichen Bühne ist. Dieser Komiker hat faustische Schärfe in seiner Komik, die er passend auf den Charakter zu übertragen weiß. Den letztern opfert er nie der ersteren; er ist ein Komiker mit proteischer Kraft und deßhalb in dem feineren Lustspiel trefflich zu verwenden, das Charaktere verlangt.

Herr Schneider ist der Bajazzo der königlichen Bühne, ein Lustigmacher, der seinem Humor freies Spiel läßt, ein höchst subjectiver Darsteller, der sich mit seinen Späßen stets zum Parterre herabläßt.

Um wieder auf Herrn Beckmann zurückzukommen. Er ist ein junger Mann, aber — wie gesagt — er hat eminentes Talent. Die vis comica ist ihm zur andern Natur geworden; man bemerkt bei ihm nichts Gemachtes, Outrirtes, und das erklärt den Effekt, den er hervorruft. Aber er bietet dabei zu gleicher Zeit stets einen abgeschlossenen Charakter, und das beweist sein dramatisches Genie. Wir sind es gewohnt, den Komiker als ein Inventar einer bestimmten Bühne zu betrachten, gewissermaßen als ein „eisernes Vieh“, das seinen Platz nicht verändern darf. Wurm machte davon eine Ausnahme, Herr Beckmann macht die zweite, weil er sich nie dem Parterre hingibt, noch weniger der Gallerie, sondern beide sich ihm hingeben macht. Er wird — was den Norden betrifft — allenthalben reußiren. Im Süden, in Wien, verlangt man, statt logischer Komik, mehr Spaß, Albernheit und Phantasie. Hier möchte vielleicht Herr Beckmann weniger bewirken.

Das Königsstädter Theater sollte eine Volksbühne werden, aber die Direction strebte, zur Zeit des Actien-Vereins, nach höheren Dingen, und das Hoftheater sah sich genöthigt, streng auf seine Gerechtsame zu halten, die das höhere Drama von den Pforten des Königsstädter Theaters abweisen, und — was das feinere Lustspiel betrifft — nur solchen Stücken den Eintritt gestatten, die bereits vor Jahresfrist auf der königlichen Bühne gegeben sind. Solchergestalt ist die Königsstädter Bühne, was das recitirende Schauspiel betrifft, die Porte St. Martin Berlin's geworden. — Die Kräfte dieser Bühne sind, in Betreff der Posse und des Lokalstücks, vortrefflich. Die Herren Beckmann und Plock waren im Stande, Angely's „Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ zum goldenen Jubelfest zu verhelfen, eine an und für sich matte Farce, die aber durch diese beiden Schauspieler einen großen Zusatz höchst lebendiger Komik erhielt. Hätte diese Bühne eine Leitung, die sich auf etwas mehr, als die Kasse verstände, so würde sie — das unterliegt keinem Zweifel — ihre Stellung als Volkstheater zu behaupten wissen, und den Lokalstücken einen Anhaltspunkt geben. Sie könnte sich zu einem Einflusse auf die Lokaldichtung des nördlichen Deutschlands erheben, deren Charakter — wie ich das schon früher bemerkt hatte — so verschieden von dem der Wiener Lokaldichtung ist, die aber zur Zeit noch sich nicht genug von den Berliner Verhältnissen emancipirt hat und zu sehr an der Eckensteher-Poesie leidet. Was das Wiener Theater der Josephsstadt und das an der Wien für

Oeſterreich ſind, das könnte das Königsſtädter Theater für Nord-Deutſchland werden. Es unterliegt dabei wohl keinem Zweifel, daß, würde die Direction ſich einigermaßen mit der inneren Organiſation des Theaters in dieſem Sinne befaſſen, auch die pecuniären Reſultate nichts zu wünſchen übrig laſſen würden. Wie es jetzt daſteht, iſt es ohne charakteriſtiſches Gepräge, ein Zwitter höherer Kunſt und der Poſſe, die ſich ſelten über das Berliner Weichbild erhebt.

Man würde ſehr wohl gethan haben, das Königsſtädter Theater nicht ſo großartig anzulegen. Ein kleines, ſtets gefülltes Haus, von deſſen Pforten, bei Zugſtücken, Hunderte zurückgewieſen werden, übt eine große Kraft auf die Menge aus. Hier iſt Alles wohnlich, das Publikum ſpricht ſich lebhafter aus, als in einem großen, öden Hauſe. Man iſt unter ſich; man lacht, Einer über den Andern; man will nicht erhoben, ſondern amuſirt werden. Ein großes Haus, ein Kunſttempel, eignet ſich nicht für das Vaudeville, für die Bürgerlichkeit der Lokaldichtung. Man hat das Königsſtädter Theater offenbar zu koſtſpielig eingerichtet, die Maſchinerie iſt zu großartig. Werden nicht auf der Joſephsſtädter Bühne in Wien alle jene Zauberſtücke mit weit weniger Mitteln gegeben? Das hätte man bedenken ſollen.

Unter dieſen Bedingungen würde v. Holtei einen großen Einfluß auf die Bühne ausgeübt haben. Mag man von ihm ſagen, was man will, es iſt gewiß, daß er als artiſtiſcher Geſchäftsführer einer ſolchen Anſtalt an ſeinem Platz war. Er hat mehr als Lokaldichtungen, er hat Volksdichtungen geſchrieben. Seine „Lenore“ iſt als dramatiſche Dichtung das, was Bürger's „Lenore“ als Ballade war.

Feuilleton.

Literarische Uebersichten.

DIE EISERNE LAMPE

von

Michael Masson (Michael Raymond).

Deutsch von L. v. Alvensleben.

Zwei Theile. Leipzig. 1835. Bei Robert Crayen.

• Die größere Hälfte der beiden Bände nimmt eine Novelle: »die Stimme des Blutes« ein. Die Lust der Franzosen am Schauerlichen ist auch hier vollkommen ausgeprägt. Ein greiser Mönch, der während der Revolution trefflich für das Zeitliche gesorgt hat, faßt eine tiefe Leidenschaft für seine junge Nichte Elisabeth, die er als seine einzige Erbin zu sich genommen. Nur väterliche Liebe heuchelnd, hindert er sein Mündel, sich von ihm zu trennen, und dem Manne zu folgen, dem sie in wahrer glühender Liebe zugethan ist. Der Mönch nimmt seiner Nichte — bald darauf sterbend — den Schwur ab, einen Andern zu heirathen, als den, welchen sie geliebt. Dieser hat eine unglückliche Verbindung getroffen, kommt nach Lyon, trifft Elisabeth als Gattin eines Fabrikherrn; die alte Zärtlichkeit schlägt in Flammen auf, die Tugend weicht; Elisabeth wird Mutter; der Fabrikherr entdeckt den Betrug, aber er ist dem Kinde dennoch ein zärtlicher Vater, und verschweigt sogar seiner Gattin die Entdeckung, bis sie durch einen Zufall genöthigt sind das Geheimniß auszutauschen. Der Fabrikherr will mit dem Erlöse aus seinen Fabriken Lyon eben verlassen, trifft aber den Schänder seiner Ehre, schlägt sich mit ihm und wird erschossen. Der Tödtende entflieht; kommt aber später wieder, und ist eben im Begriffe, Elisabeth, die Wittwe des Getödteten, zu heirathen, als der Sohn in ihm den Mörder seines angeblichen Vaters entdeckt. Der Sohn kann den Vater nicht achten, der ihm nur das Leben gegeben und flieht mit seiner Mutter, um den gehässigen Anblick zu meiden. — »Die Stimme des Blutes« ist gleichsam ein lucus a non lucendo; denn die Stimme des Blutes spricht nicht, sondern die Anhänglichkeit an den treuen Pfleger und Erzieher. Es ist hier eine ungewöhnliche psychologische Ansicht entwickelt, die aber durch die Art der Darstellung eine schlagende Wahrheit darthut. — Ohne Mord, Ehebruch und Haare, die in einer Nacht erbleichen, durfte es nicht abgehen; über die Erzählung ist aber ein solcher Reiz der Anmuth ergossen, daß die Thatsachen viel von dem Abstoßenden verlieren. Das Interesse wird hier so wohl, als in den, der größeren Novelle folgenden, kleineren Traditionen und Skizzen, durch feinen Witz und Lebendigkeit der Sprache rege gehalten. Die deutsche Bearbeitung ist vortrefflich.

GEDICHTE

von

Christine Westphalen geb. von Axen.

Vierter Band. Hamburg bei J. Aug. Meissner. 1835.

— • Frau Westphalen übergibt der Lesewelt abermals einige hundert Gedichte. — Das ist der Fluch der Eitelkeit, die kein Maaß und Ziel finden kann. Zwanzig bis dreißig von diesen Gedichten verdienen Anerkennung, alles Uebrige schwimmt oben hin. Schönes, reines Gefühl ist der Dichterin nicht abzusprechen, wollte es sich aber nur mehr an einem Punkte anklammern, und nicht mit der Schmetterlings-Flüchtigkeit von Blume zu Blume irren. Ihre lyrischen Poesien verdienen bei Weitem den Vorzug, man ist dabei freilich nicht so sehr an den Stoff gebunden und die Anmuth der Sprache, der äußere Schmuck vermag oft die Tiefe der Empfindung zu ersetzen. Unreinheiten und Verstöße gegen das Metrum, sind Christine Westphalen weniger nachzuweisen, als ihren Genossinnen auf dem Parnassus. Auch sind ihre Bilder nicht gesucht, zuweilen wohl aber gar zu sehr aus der nächsten Umgebung gegriffen. — Eine Anzahl Sonnette, die sich in diesem Bande finden, hätte die Verfasserin im Manuscript ihren Freunden schenken müssen, denn hier wird sie Niemand lesen, dem nicht der kritische Anstand das Gähnen verbietet. Beim Epigramm muß gleichsam jedes Wort zur Strophe werden — es ist nicht die Kürze, sondern hauptsächlich die Schärfe, welche den Charakter dieser Gattung der Poesie bildet — das hat Christine Westphalen nicht gewußt — darum nannte sie ihre kurzen Gedichte Epigramme. Es wäre nicht übel, wenn sich Jemand daran machen wollte, ein leicht faßliches Compendium der Poetik mit ausführlichem Register für Dichterinnen zu schreiben.

PARIS, wie es ist,

oder Gemälde dieser Hauptstadt u. s. w.

Nach authentischen Quellen, dargestellt von

Dr. Victor Lang.

Paris, 1835. In allen Buchhandlungen.

— • Dieses Buch ist halb ein Itinéraire, halb eine kritisch-historische Beschreibung der Hauptstadt Frankreichs. Zu ersterem fehlt vor Allem ein Verzeichniß, welches man zum bequemen Wandern durch Paris gar nicht entbehren kann. Wo soll man denn auf den 390 Seiten suchen, was man wissen möchte? Bei letzterem fehlt die Schärfe des Geistes; der

Theater.

Stuttgart, am 30. Mai.

— „Der Fall" ist ein Lustspiel, das viel über sich selbst aussagt. Es ist ein Lustspiel, das sich selbst richtet in Bezug auf Kürze, Witz und Laune. Das Publikum hat sich gestern Abend köstlich amüsirt, und selbst in einem Theile der Kritik, die sonst so unerschütterlich in ihrer gelangweilten Verachtung gegen das, was von Klischee herkommt und sich für Lustspiel ausgibt, steht, hat gestern Abend Heiterkeit die Oberhand gewonnen. Wir sind nicht so weit gegangen, wie Einige, die sich in Extase über das Lustspiel ergehen, wollen es in Kürze auch begründen, warum wir es nicht thun, aber wir können nicht umhin, zu gestehen, daß wir uns köstlich amüsirt haben. Der plötzliche Reichthum des Helden, der Liebe, Verlobung und Heirath mit dem reichen Mädchen bringt, ist ein Thema, das schon oft dagewesen ist, aber selten so geistreich behandelt worden ist, wie in diesem Lustspiel. Der Dichter hat seine Absicht, uns zu amüsiren, nicht verfehlt, und wenn Einzelne Einwendungen machen, so müssen wir ihnen entgegnen, daß wir uns in Gesellschaft befinden, die sich nicht mit Kleinigkeiten abgibt, sondern nur das Große und Ganze ins Auge faßt. Wir können nicht umhin, zu bemerken, daß wir uns in dem Lustspiel nicht zurechtfinden können, daß wir nicht wissen, ob wir uns in Berlin oder in Wien befinden, ob wir Berliner oder Wiener vor uns haben. Wenn man aber bedenkt, daß in dem Lustspiel Berliner und Wiener Sitten und Gebräuche mit einander vermischt sind, so ist dies leicht erklärlich

wankte und konnte so auch den Zuschauer nicht für seine Sache ergreifen. Das satanische Princip muß von Anfang wie ein spitzes Eisen an uns bohren und tiefer und tiefer eindringen bis zum Herzblute; es darf sich nicht in Augenblicken wie schwere Masse auf uns werfen wollen; der Masse weichen wir aus, dem Eisen können wir nicht entrinnen. Dem Totaleindruck, den Herrn Marr's Gastspiele im Publikum zurück gelassen, scheint besonders der Vorwurf eines Mangels an Folgerichtigkeit in der Auffassung des Mephistopheles Eintrag gethan zu haben. Größerer Theilnahme hatten sich Abdallah in Rafaele, Soliman in Zriny und Baruch in der Dienstpflicht zu erfreuen. Letztere Rolle glaubt der Referent als die gelungenste betrachten zu dürfen, es lag mehr Stetigkeit im Tone sowohl als in der mimischen Darstellung darin. Bei Shylock wollte man den in succum et sanguinem übergegangenen Haß gegen Alles, was den Namen Christ führt, vermissen. Bei Abdallah sprachen besonders einzelne Bilder gegen den Schluß des Stückes an*). — Herr Marr trägt seine Subjectivität hauptsächlich im Stimmtone in alle seine Rollen. Im Ganzen hält er sich weniger an die innere Nothwendigkeit, als an die äußere Erscheinung.

— Nach der Wiener Theaterzeitung wird nächstens in dem Burgtheater ein neues Trauerspiel: „Griseldis" aufgeführt werden, welches von einem bekannten Dichter herrühren soll.

— Herr Jäger, der Tenorist, welcher diesen Sommer hier in Stuttgart zubrachte, und vor Kurzem nach Wien reiste, um auf dem dortigen Josephstädter-Theater Gastrollen zu geben, ist erkrankt, und will nach seiner Genesung ein Koncert veranstalten.

*) Wir fügen eine gelungene Zeichnung eines solchen unserm heutigen Hefte bei.
D. R.

Mode.

Auf den Bällen in Paris ist es Ton, nicht zu tanzen, dennoch kleiden sich die Damen, als ob sie tanzen wollten: denn die Form des Kleides ist die einer Tunika, und dieses gibt den Damen einen feenhaften Anstrich. Die Blumen werden bei dem Winterputze dieses Mal eine große Rolle spielen; besonders aber sind die Bänder en vogue; sie sind ungemein reich, und es gibt welche, die 20 Fr. die Elle kosten. Auch die Morgen-Toilette der Damen von Stande ist sehr recherchirt. Eine Dame wurde neulich in einem Peignoir bemerkt, der von kastanienbraunem Caschemir mit blauem Atlas gefüttert war; hiezu trug sie Sammt-Pantoffeln; die Gräfin von B. trug ein Peignoir von Flanell mit Sammtfutter, Brodequins von Sammt, Halbärmel desgleichen und ein Spitzenhäubchen mit Bärtchen. Minder reiche Damen tragen broschirte Stoffe mit seidenem Futter und garnirte Battisthäubchen dazu, welches auch sehr hübsch aussieht. Schürzen trägt man von braunem Sammt, mit zwei Reihen schwarzer Spitzen besetzt. Die Turbans à la Juive sind noch immer sehr beliebt. Kürzlich sah man in der italienischen Oper einen von Rosa-Atlas mit Tull überzogen und einem Band unter dem Kinn. Auch kleine bizarre Bonnets sieht man häufig, die alle möglichen Namen haben. Diamanten kommen wieder auf. Zum Kopfputz trägt man eine Reihe Steine, in deren Mitte ein großer Diamant ist.

Die Herren tragen häufig sehr elegante Par-dessus; sie sind wattirt und bilden eine gute Taille. Im Hause tragen die Elegants kleine Sammt-Bonnets von origineller Form, die man Velours-Scaron nennt.

In unserem nächsten Berichte werden wir sehr ausführlich über Herrenmoden sprechen, die nicht minder Berücksichtigung verdienen und nicht minder kokett sind, als die der Damen.

Signora Albertazzi.

Die junge Sängerin, die jetzt auf dem Theater der italienischen Oper in Paris mit so großem Glück aufgetreten ist, gehört einer Nation, die noch wenig Sängerinnen von großem Rufe der Welt geliefert hat: sie ist nämlich eine Engländerin. Miß Emma Howson heirathete mit vierzehn Jahren Herrn Albertazzi, einen angesehenen Advokaten in Piacenza. Ihr Vater ist ein berühmter Instrumentist in London. Die junge Emma ließ sich schon im zehnten Jahre auf dem Flügel hören, und mit zwölf Jahren sang sie in Argyle-Rooms mit Dem. Sonntag, die sie aufforderte, die Künstler-Laufbahn zu verfolgen. In Italien nahm sie Unterricht bei dem Maestro Celli, der Zucchelli, Poggi, die Fano und Degli Antoni zu seinen Schülern zählt. Sie debutirte 1832 in Mailand in der Canobiana, in Generali's Adelina. Dann wurde sie in der Scala engagirt, und ließ sich in Ricci's neuem Figaro bewundern. Hier lernte sie die Pasta kennen, die sie mit Lob überhäufte. Bald scholl ihr Ruf bis Madrid, wo sie im Juli 1833 in Donizetti's Liebes-Elixir debutirte. Unter vielen hier gesungenen Rollen machte sie besonders als Donna Anna in Don Juan Glück. In diesem Herbst trat sie zum ersten Male in Paris auf in der Partie der Johanna Seymour in „Anna Bolena." Mad. Albertazzi ist eine 20jährige Brünette mit blauen Augen, ihre Züge sind sanft und ausdrucksvoll, ihr Wuchs elegant und schlank dabei, ihre Bewegungen sind edel und graziös, ihre Stimme tönend und von großem Umfang, sie vocalisirt mit Leichtigkeit, sie intonirt rein, und ihre Fioretti sind elegant und überraschend; mit einem Worte, Mad. Albertazzi ist eine gute Sängerin und eine hübsche Frau zugleich.

Erste Vorstellung der Beduinen in Paris.

Menschen, die sich traubenförmig an einander hängen; — andere, die sich zusammen rollen, wie ein Paket, und so 30 Fuß hoch springen; — noch andere, die drei, vier, fünf andere auf den Schultern tragen, und dann auf einem Fuß spazieren gehen; — wieder andere, die eine ganze Kette von gefährlichen Sprüngen zeigen, mit zwei Dolchen auf der Gurgel, zwei spitzigen Yatagans auf den Augen und als Stützpunkt einen drei Fuß langen, frisch geschärften Säbel; — Menschen endlich, welche andere Menschen mit ihren Füßen ergreifen und auf den Händen gehen, tanzen und springen, sich umschlingen, sich um und um wälzen, sich in einander flechten, sich loslassen und sich wieder ergreifen mit einer Lebhaftigkeit, einer Wuth, die keine Worte zu beschreiben fähig sind. — Diesen Menschen sitzen zur Seite als Contrast vier Greise, weiß und kalt wie Stein, ernst und unbeweglich mit gekreuzten Armen und Beinen,

und ſehen den Capriolen ihrer Brüder zu. Zum Schluß als Gipfel des Wunderbaren, erſcheint ein Kind, ein wahrhaftes Räthſel, welches der gräßlichſte Sturz und das Vergeſſen der Gefahr, das Vertrauen auf ſich ſelbſt und die Achtung vor einer höheren Gewalt, die Energie und die phyſiſche Ausdehnbarkeit zu einer unerklärlichen Vereinigung der widerſtrebendſten Elemente macht. Dies ſind die Vorſtellungen, die jetzt täglich und wahrſcheinlich durch einen großen Theil des Winters geſehen werden. Alles, was bis jetzt die Pariſer in dieſer Art bewunderten: Mazurier, Kliſhnig, Ravel, Harvey, Leach, der Zwerg von Franconi und Auriol ſelbſt, konnte hievon keine Idee geben.

Vermiſchtes.

In Leſſing's „Emilie Galotti", welche jetzt in Paris aufgeführt wird, bewundert das Publikum ganz beſonders die naturgetreue Decoration eines Hohlwegs. — Leſſings „Emilie Galotti" und ein Hohlweg? höre ich das deutſche Publikum fragen. Nun ja, es iſt die Scene, wo Angelo den Wagen des Grafen Appiani überfällt und dieſen tödtet. Der Hauptcoup der franzöſiſchen „Emilie".

Nekrolog.

Der bekannte Mechaniker, Ritter v. Baader, bayeriſcher Oberbergrath, 1763 in München geboren, iſt daſelbſt den 20. November geſtorben.

— Der berühmte Archäolog, Hofrath Carl A. Böttiger, 1760 zu Reichenbach im Voigtlande geboren, ſtarb den 17. November zu Dresden. Er war zuletzt Oberaufſeher des Antiken-Kabinets und der Mengs'ſchen Gyps-Abgüſſe.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unſern Leſern:

1) Eine Abbildung des Abdallah, von Herrn Marr, Regiſſeur des Braunſchweiger Theaters. Es iſt der Moment gewählt, wo er im Wahnſinn die Bühne betritt und dem Paſcha von Kiutahya mit der Fackel vorleuchtet.

2) Ein Modebild: Caſchemir-Mantel mit Futter von Florence-Piqué. Der Caſchemir iſt croiſirt und mit Blumen von appliquirtem Sammt. Der Hut iſt von façonirtem Atlas mit Fantaſieblumen von Sammt.

Die Herren tragen: ein habit à la française mit ciſelirten Knöpfen; Piqué-Gilet und Pantalon von Scotland und einen Frack von Tuch und Pantalon von Caſimir.

3) Ein Lied von Rückert, komponirt von Herrn Louis Hetſch.

Zur gefälligen Berücksichtigung für die Herren Mitarbeiter.

Größere Pakete und Bücher werden ſtets durch Buchhändlergelegenheit, kleinere und Briefe mit der Poſt, unter der Adreſſe:

Herrn J. Scheible (zur Zeitſchrift Europa) in Stuttgart,

nicht aber unter Adreſſe des Herausgebers, erbeten. Die Redaktion.

Herausgegeben von Auguſt Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 10. 2. December. 1835.

Das Schillerfest in Breslau.

Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen kein Rang Zwang, und kein Stand einen Rang hat, in welchen das Gemeine ausgeschlossen, aber der Gemeinsinn aufgeschlossen ist, und solch' eine freudempfängliche Gesellschaft hatte sich am 10. November zur Geburtstagsfeier des unsterblichen Schiller in Liebichs Gartensaal zu Breslau versammelt. — Nahe an 100 Gäste aus allen Ständen, die da dirigiren, redigiren, decretiren, creditiren, censiren, recensiren, copuliren, dociren und curiren, saßen, wie der Zufall und der Anordner sie zusammengekettet hatte, an langen, mit irdischer, und gedruckter, geistiger Speise bedeckten Tafeln. Aber ehe noch die Gläser erklangen, und die Lippen sich öffneten zum — Gesang, hielt der Prof. Dr. Hoffmann eine gehaltvolle Rede, in welcher er der Gesellschaft mehre noch ungedruckte, sehr interessante Notizen über Schillers frühestes Jugendleben mittheilte. Die größte Theilnahme, die gespannteste Aufmerksamkeit, die lautlose Stille aller Zuhörer, so wie das einstimmige „Lebehoch", am Schluß der Rede dem großen Schiller dargebracht, gaben das schönste Zeugniß, daß Schiller in Aller Herzen sich selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, und darum rief man mit jenen trefflichen Versen, die August Kahlert in seinem zum Feste dargebrachten Gedichte aussprach:

»Kein Streit soll uns die Freude d'ran ertödten,
»Dein Wirken ist Dein Werth;
»Mag Weisheit grübeln d'rum, ob Dir, ob Göthen
»Sie ihren Kranz bescheert.«

Auch Herr Medicinalrath Dr. Ebers richtete an die Versammlung inhaltreiche Worte, Kunst und Künstler betreffend. Doch nicht blos mit Worten, auch in der That zeigte sich jene Theilnahme. Denn die zu Schillers Denkmal eingesammelten Beiträge waren nicht gering, und reichlicher noch werden die Beiträge ausfallen durch eine Benefizvorstellung, die der Theater-Direktor, Herr Haake, zu Gunsten jenes Denkmals zu veranstalten sich erboten hat. Rein und lauter war die Freude an diesem Feste, und als die Schlußverse des von Grüning meisterhaft gefertigten Gedichtes erklangen:

»Schlingt den heil'gen Zirkel dichter,
»Schwört bei diesem goldnen Wein,
»Unserm Schiller treu zu seyn.
»Schwört es bei dem Sternenrichter!«

da erschallte ein dreimalig donnernd „Hoch, dem großen deutschen Dichter!" — Nun folgten eine Menge Toaste, von denen einer vom Dr. Hoffmann entschiedenen Beifall erhielt, und eben so wurde eine wohlgelungene Kapuziner-Predigt von Geisheim beifällig aufgenommen. Zwei andere, ziemlich gute, und dem Zweck des Festes entsprechende Gedichte ohne Namensunterschrift, machten den Beschluß der poetischen Festgaben.

So ward das Fest ein Freudenreich,
An Freunden wie an Freuden reich,
.... Und celebrirt
Mit guten Liedern
Von allen Biedern.

(Bresl. Zeit.)

Theater.

Am Dienstage, den 3. Nov., fand eine sehr gemessene und vorzüglich angeordnete Gedächtnißfeier Bellini's im Hamburger Stadttheater statt, und es wurden, nach einem ansprechenden Prologe (vorgetragen von Dem. Engehaus), die schönsten Scenen aus den Opern: Seeräuber, die Unbekannte,

Norma, Capuletti und Montecchi, im Costüm aufgeführt.

— Die berühmte Künstlerin, Mad. Schröder-Devrient wird in München zu Gastrollen erwartet.

Neuere Dichter.

Wir fahren mit den Mittheilungen poetischer Stimmen in den Localblättern unseres lieben Vaterlandes fort. (S. Telegraph Nr. 8.)

Nachruf
an
Louis Courniaire.

Aus dem Großherzogthum Posen, den 9. Novbr. 1835.

Wie rühm' ich Dich — der Du mir die Kunst,
Die bisher ich wenig nur gekannt,
So reitzend dargestellt, mich zur Bewanderung zwangst!
Der Du Apollo gleich die Räume schnell durcheilst,
Und Grazie mit Anmuth zu verbinden weißt? —
Fürwahr — nicht zu hoch gestellt bist Du,
Wenn als Meister Deiner Kunst
Dich rühmt die ganze Welt! —
Ewig lebt Dein anmuthreiches Wesen
Mit der Glorie Deiner Kunst umgeben
In meinem Herzen fort.
Stets wähn' ich, Du seyst nur dem Olymp entstiegen,
Um fühlende Herzen an Ketten zu schmieden,
Denn leicht wird Dir das Siegen!
Doch wenn Himmelslust soll werden
Dir zu Theil schon hier auf Erden,
Besiegt mußt Du dann seyn! —
Wie gern möcht' ich Dich seh'n
Beglückt durch's Leben geh'n!
Denn Deines Glückes Sonne
Ist ja auch meine Wonne!

In dem Rudolstädter Mittwochblat finden wir:

Nachruf
an die verblichene
Frau Hofmarschallin *).

Wohin mein Blick nur reicht, weht Schauer,
Mich in meinen Räumen an!
Die Brust erfüllt in tiefster Trauer
Du verlaßne Erden-Bahn.

Die Kunde bald zu mir gekommen,
Beherrscher dich gerufen!
Im Himmelszelt wohl aufgenommen,
Verklärt auf Himmels-Stufen.

Warum nahm Tod dieß Engel-Leben?
Das der Welt so viel versprach!
Gehandelt eifrig reges Streben,
Wein' dir trauernd Thränen nach.

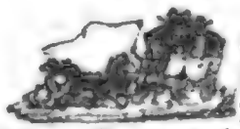
Im Jenseits werden dir noch Kränze,
Uns — das große Losungswort!
Bleib blühend fort, so wie im Lenze,
Andenken belebet fort.

Wie schwindeln noch im Sturm der Zeiten,
Dich kann berühren kein Tand!
Dein Hochsinn reicht zu Ewigkeiten,
Auch in jenem Vaterland.

Gotha.

v. L.

Unglücksfall.



Auf dem Wege von Amsterdam nach Rotterdam ist die Diligence von einem hohen Damme in's Wasser gefallen und wunderbar genug ist von den Passagieren keiner bedeutend verletzt worden. Sie sind Alle mit leichten Quetschungen davongekommen.

Schelmenstreich.

Vor Kurzem verläßt ein junger wohlgekleideter Mann Bielefeld, tritt ungefähr sechs Meilen von dort in ein Wirthshaus und begehrt sechs Scheffel Gerste, die er auf der Diele einer Scheune für eine Heerde Schweine ausschütten läßt, die er sehnlichst erwartet. Er hat gegessen, getrunken, die Schweine kommen nicht. Gut-

*) Wir haben den Namen absichtlich weggelassen.

müthig bietet ihm der Wirth sein Reitpferd an; eine so freundliche Offerte zurückzuweisen, wäre unhöflich; das fühlt der junge Mann, besteigt das Pferd und reitet fort. Aber es vergehen zwei, drei Stunden, er kehrt nicht wieder; der Wirth schöpft Argwohn, und als der Abend vollends hereinbricht, und Roß und Reiter sich nicht sehen lassen, da klagt er laut über Betrug. Doch bald schämt er sich seines Mangels an Vertrauen, denn durch die Dämmerung trabt der Braune auf das wohlbekannte Haus zu. Der Wirth fliegt ihm entgegen; ein von ihm wohlgekannter Mann steigt ab und übergibt ihm folgendes Schreiben: „Mein Herr! Meine Besorgniß war gegründet; meine Schweine sind verirrt; sie können heute nicht mehr zu Ihnen gelangen; Sie aber der Besorgniß ihres Pferdes wegen zu entreißen, übersende ich es hiermit durch Ueberbringer, nebst meinem besten Danke. Morgen früh 3 Uhr bin ich mit meinen Schweinen bei Ihnen, und werde dankbar meine Zeche bezahlen.“ — Ein braver Mann, sagt der Wirth, steckt den Brief in die Tasche und nimmt den Braunen beim Kopf, um ihn in den Stall zu führen. „Nicht doch, ruft der Fremde, ich reite heute noch nach Hause; laßt mein Pferd nur hier und gebt ihm Wasser und Heu.“ — Euer Pferd? ruft der Wirth, und nun ergibt sich's, daß der Reisende 6 Meilen von da den Braunen von seinem Reiter für 32 Louisd'or gekauft, und da er gesagt, daß er den Ort passire, aus Gefälligkeit für den Verkäufer auf seine Bitte jenen Brief für den Wirth mitgenommen. Als Finale behielt der Wirth sein Pferd, der Dieb sein Geld und der leichtsinnige Käufer war — der Geprellte!

Naseweise Reden.

(Gespräch zwischen Frau X. und Y.)

Fr. X. Sie kennen also auch, liebe Frau, den naseweisen Menschen?

Fr. Y. Ob ich ihn kenne! mich soll er nicht mehr bei der Nase herumführen.

Fr. X. O, nur Geduld, uns soll er auch keine Nase drehen.

Fr. Y. Es ist auch schrecklich, allerwärts steckt er seine Nase dazwischen.

Fr. X. Dabei trägt er die Nase so hoch —

Fr. Y. Und hat alle naselang eine andere Liebschaft.

Fr. X. Das wußte meine Tochter, o, die hat eine feine Nase.

Fr. Y. Darum ließ sie ihn auch mit langer Nase abziehen.

Fr. X. Na, da wird er aber die Nase rümpfen.

Fr. Y. Er will klagen — aber die Gerechtigkeit hat eine wächserne Nase.

Fr. X. Nicht doch, man reibt's ihm unter die Nase.

Fr. Y. Wie er das Mädchen ohne unsere Zustimmung uns vor der Nase wegschnappen wollte.

Fr. X. Wozu diese Umwege; Sie sagen nein; immer den geraden Weg der Nase nach.

Fr. Y. (pikirt.) Man wird schon wissen, was man zu thun hat, und bedarf keiner Lehren. Ein jeder greife sich an seine Nase.

(Hamburger Erzähler.)

Nekrolog.

Louis Angely, ist am 16. d. M. im 49sten Jahre in Berlin gestorben.

Allerlei.

Der Verleger der Mitternachtzeitung macht bekannt: „Herr Dr. Laube übernimmt vom Neujahr 1838 die Redaction der Mitternachtzeitung. Zur nähern Bezeichnung des auf diese Weise sich erneuernden belletristischen Journals kann ich versichern, daß alles Mögliche geschehen ist, dem Unternehmen tüchtige Literaten als Beförderer zu gewinnen. Der Redacteur selbst liefert ein stetiges Literaturblatt, was ohne vorgefaßte Parteimeinung in die schlimmen, literarischen Kämpfe unserer Tage hineintreten will. Die lautere Bildung der Nation vor Augen, strenge oder freundliche Worte im Munde habend, soll es nie vergessen, daß es ein Streben für „gebildete Stände“ an den Tag zu legen hat, denen kein Schimpfen und Fanatisiren, keine Zügellosigkeit angemessen ist, und die nicht im Handumkehren zu bedenklichen Theorien einer extemporirten Cultur genöthigt werden sollen. — Für diejenigen Herren Literaten, denen noch keine Einladung zur Theilnahme eingesandt worden ist, diene zur Nachricht, daß Alles, was in gedrängter Form Poetisches, was in geringer Raumaus-

bekanntlich Schwefelsäure) verbrannt, hervorbringen. Der Schwefel verbrennt dann mit Sauerstoffgas (welches letzteres auch in der atmosphärischen Luft enthalten ist) zu Schwefelsäure, welche sich mit dem Wasser verbindet, und so Vitriolsäure hervorbringt. Die Verbrennungsgase müssen durch Wasser geleitet werden, damit sie sich mit demselben verbinden können, und so Vitriolsäure und Salzsäure, Salpeter- und Salzsäure hervorbringen, welche letztere auch der Essig ist.

Der Essig und eine Auflösung des Salpeters in Wasser, wird Scheidewasser genannt, weil sie das Silber vom Golde scheiden.

Alaunerde.

Die Alaunerde kommt nur in einer Verbindung mit Vitriolsäure vor, und heißt alsdann Alaun. Ihre Eigenschaften sind folgende:

Man übergießt eine Quantität Alaun, welche ungefähr einem Viertheil des Gewichtes des Wassers gleich ist, mit dem letzteren, und läßt es so lange kochen, bis der Alaun aufgelöst ist. Alsdann gießt man die Auflösung in ein Gefäß, und läßt sie kalt werden. Es wird sich alsdann ein Theil des Alaunes wieder ausscheiden, und in Gestalt von Krystallen an den Seiten des Gefäßes ansetzen. Diese Krystallen sind Alaun, welcher sich mit einer geringen Quantität Wasser verbunden hat, und dadurch seine Gestalt verändert hat. Man kann diesen Alaun wieder auflösen, und durch Verdampfen des Wassers erhalten.

Wenn man Alaun in einem Tiegel glüht, so verliert er sein Wasser, und wird dadurch weiß und mürbe. Diese Alaunerde ist ein Gift, und kann nicht genossen werden.

Die Alaunerde ist in dem Thon, welcher zu Töpferwaaren gebraucht wird, enthalten, und macht ihn fest, und dauerhaft.

Kupfer.

Das Kupfer ist ein Metall, welches eine rothe Farbe hat, und sich leicht hämmern läßt. Es ist ein Gift, und kann nicht genossen werden.

Wenn man Kupfer in einem Tiegel glüht, so verbindet es sich mit dem Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft, und bildet Kupferoxyd, welches eine schwarze Farbe hat, und ebenfalls ein Gift ist.

Kupfer, Salpeter, Salzsäure und Wasser verbinden sich mit einander, und bilden eine blaue Auflösung, welche Kupfervitriol heißt. Diese Auflösung ist ein Gift, und kann nicht genossen werden.

Kupfervitriol, Salpeter, Salzsäure und Wasser verbinden sich mit einander, und bilden eine grüne Auflösung, welche Grünspan heißt. Diese Auflösung ist ein Gift, und kann nicht genossen werden.

Eisen.

Das Eisen ist ein Metall, welches eine graue Farbe hat, und sich leicht hämmern läßt. Es ist ein Gift, und kann nicht genossen werden.

Wenn man Eisen in einem Tiegel glüht, so verbindet es sich mit dem Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft, und bildet Eisenoxyd, welches eine rothe Farbe hat, und ebenfalls ein Gift ist.

Eisen, Salpeter, Salzsäure und Wasser verbinden sich mit einander, und bilden eine grüne Auflösung, welche Eisenvitriol heißt. Diese Auflösung ist ein Gift, und kann nicht genossen werden.

Kupfer und Eisen.

Kupfer und Eisen, Salpeter, Salzsäure und Wasser verbinden sich mit einander, und bilden eine grüne Auflösung, welche Kupfer- und Eisenvitriol heißt. Diese Auflösung ist ein Gift, und kann nicht genossen werden.

Kupfer, Eisen und Zink.

Kupfer, Eisen und Zink, Salpeter, Salzsäure und Wasser verbinden sich mit einander, und bilden eine grüne Auflösung, welche Kupfer-, Eisen- und Zinkvitriol heißt. Diese Auflösung ist ein Gift, und kann nicht genossen werden.

Kupfer und Zink.

Kupfer und Zink, Salpeter, Salzsäure und Wasser verbinden sich mit einander, und bilden eine grüne Auflösung, welche Kupfer- und Zinkvitriol heißt. Diese Auflösung ist ein Gift, und kann nicht genossen werden.

Kupfer, Zink und Eisen.

Kupfer, Zink und Eisen, Salpeter, Salzsäure und Wasser verbinden sich mit einander, und bilden eine grüne Auflösung, welche Kupfer-, Zink- und Eisen

Spanien, wie es ist.

Spain, as it is, so heißt ein neues englisches Werk in drei Bänden, wovon wir folgende Analyse geben:

Wir haben nur wenig Notizen über Spanien. Dieses Land ist, gleich Irland, die terra incognita der moralischen Geographie, und dieß ist um so auffallender, weil, unabhängig von dem romantischen Interesse, das sich an den Namen Spanien knüpft, die Natur sowohl als auch der lange Krieg, der so viele Franzosen und Engländer zwang, sich dort aufzuhalten, eine genaue Bekanntschaft dieses Gegenstandes vorausgesetzt werden dürfte.

Es gibt aber genug Ursachen unserer Unkenntniß. Die Spanier, obgleich als Nation Europäer, sind als Individuum mehr als zur Hälfte Orientalen. Die Lebhaftigkeit des Arabers, auf das ernstere Temperament des Gothen gepfropft, hat beide Grundzüge neutralisirt. Zu ungeduldig, um zu arbeiten, zu faul, um zu denken, zu isolirt, um gesund zu urtheilen, und zu stolz, um besser zu werden, haben sie die Extreme des Reichthums und der Armuth zu jenem Resultat geführt, welcher die Trägheit in dem National-Charakter zum Hauptzug gemacht hat. In ihrer politischen Energie wurden sie von dem Despotismus, in ihrer religiösen von dem Aberglauben unterdrückt. Die intellectuellen Mittel des Spaniers blieben in eine Lethargie versenkt, die ihm zwar nicht das Leben geraubt hat, ihm aber seine edelsten Functionen entzog.

Madrid muß viel mehr wie der Centralpunkt oder die Residenz der spanischen Regierung betrachtet werden, denn als Hauptstadt Spaniens. Spanien ist bis jetzt ein Aggregat von Ländern, wovon ein Jedes seine Hauptstadt hat. Madrid, die Hauptstadt von Castilien, d. h. des Innern, wo die Landschaften ohne Bäume und die Flüsse ohne Wasser sind, unterscheidet sich eben so vollständig von den Hauptstädten der Provinzen, wie der Charakter der Provinzbewohner von denen der Hauptstadt. So zeigt Madrid keinen Berührungspunkt mit

Bilbao, der Hauptſtadt des wilden und rauhen Biscaya's, mit dem handeltreibenden Barcellona, mit dem heitern und reichen Valencia, mit Granada, umgeben von den Trümmern arabiſcher Größe, mit Sevilla, der wollüſtigen Hauptſtadt des glühenden Andaluſiens. — Abgeſchloſſen von allen Städten, mehr noch durch die Verſchiedenheit der Geſinnungen, als durch die der Gewohnheiten und Gebräuche, bewahrt Madrid noch alle Vorurtheile, die überall ſchon längſt abgeſchafft ſind, die ſich aber dort in unbeugſamer Strenge erhalten haben und die unverbrüchliche Etikette dieſer Stadt bilden.

Der Eintritt in die Straße von Alcala de Henares iſt prächtig. So wie man die Quinta del Espiritu Santo paſſirt hat, entfaltet ſich Madrid vor dem Blicke in ſeiner ganzen Herrlichkeit. Schade, daß die ungeheure Rotunde oder Arena zu den Stiergefechten rechts außerhalb der Mauern liegt, und ſo die Ausſicht auf die harmoniſchen Linien der Gebäude und Monumente unterbricht. Nichts deſto weniger iſt ſchon der unvollkommene Anblick prächtig; die Bäume und ſchönen Arcaden des Alcala-Thores, die ſtolzen Felſen, welche man längs der prächtigen Allee von Glorieta entdeckt, und die Straße von Alcala ſelbſt ſpannen die Erwartung auf's Höchſte. Auch die Privatgärten von Retiro, ihre Pagoden, Thürme und phantaſtiſchen Tempel tragen dazu bei, dieſen Eingang nach Madrid groß und imponirend erſcheinen zu laſſen.

Das Erſte, womit ſich ein Reiſender zu beſchäftigen pflegt, iſt, wie natürlich, ſeine Wohnung. Die Beſchreibung, welche indeß der Verfaſſer von den Hotels garnis entwirft, iſt nicht von der Art, zum Beſuche Madrids aufzufordern.

Statt der etwas beläſtigenden Aufmerkſamkeit, womit die Wirthe einen Reiſenden in andern Ländern empfangen, ſieht man ſich hier mit vollkommener Gleichgültigkeit begegnet. Sie glauben, daß alle Zimmer beſetzt ſeyen; ſie wollen nachſehen; aber ſie vergeſſen dieſes Verſprechen, bis man ſie mehrmals daran erinnert hat. Nach einer ziemlich langen Pauſe, während welcher man oben und unten nach den Schlüſſeln ſchreien hört, ohne daß Jemand ſie bringt, werden endlich die Zimmer geöffnet. Iſt man in der Fuente de Oro abgeſtiegen, ſo werden täglich 20 bis 30 Realen ($2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Gulden) für ein Zimmer verlangt, welches zwar nicht ganz unwohnlich iſt, aber doch auch durchaus keinen angenehmen Anblick gewährt. Die Bedienung iſt vollkommen illuſoriſch; doch gibt es einen Glockenzug in jedem Zimmer, womit ſich jeder Liebhaber ad libitum im Glockenziehen üben kann; denn Niemand von den Hausleuten wird herbeikommen, ſo lange er noch glaubt, irgend etwas Wichtigeres zu thun zu haben.

Doch hat man wenigstens die Genugthuung, zu wiſſen, daß man nicht gänzlich verlaſſen ſey; denn während des Glockenziehens gehen beſtändig Domeſtiken vorüber, und wenn Einer davon ſo höflich iſt, ſtehen zu bleiben, ſo geſchieht es, um zu fragen: „Weßhalb denn ſo geläutet werde?“ und hinzuzufügen: „daß nicht er dieſes Zimmer zu bedienen habe, aber ſogleich, wenn er dem Andern begegnen ſollte, dieſen hieher ſchicken werde.“ Wer den Glockenzug zerreißt, bezahlt einen neuen, und muß ihn auf ſeine Koſten auch befeſtigen laſſen.

Das Hauptverdienſt der Betten beſteht in ihrem Alterthum, deßhalb iſt die Wolle auch in kleinen harten Knötchen zuſammengerückt, und bildet einen angenehmen Wechſel von Hügeln und Thälern, welche die Reize einer Landſchaft verſinnlichen. Man ſetzt ſich aber über Alles dieſes hinweg, und hofft, ſich bei der Tafel ſchadlos zu halten. Den erſten Tag iſt das Eſſen ſo ziemlich, nicht gerade ſehr ſchmutzig, und koſtet nicht über 5 bis 6 Peſetas (3 Gulden 24 Kr.) mit dem Deſſert; das iſt aber auch das erſte und letzte Mal, daß man ſo geſpeiſt wird; Alles wechſelt, nur der Preis nicht; das Geſchirr, das Gedeck, die guten Speiſen, Alles verſchwindet, und wenn man's nicht auch ſo macht, gibt es kein anderes Mittel, als den Entſchluß, das Uebel zu ertragen.

Die Fondas, welche die ſpaniſchen Köche halten, ſind abſcheulich; los dos amigos, la fonda de Europa, la fonda del carbon u. ſ. w., in allen dieſen iſt die Küche gleich erbärmlich.

Zum Glücke hat man aber etwas Beſſeres.

Die Caffeehäuſer ſind der Vollendung ſchneller entgegengeſchritten. Noch vor zehn Jahren zählte man kaum drei annehmliche; ſeit vier Jahren haben ſie ſich bedeutend vermehrt; man findet zwölf der beſten Gattung in verſchiedenen Theilen der Stadt.

Wenn der Reiſende einen längern Aufenthalt in Madrid nehmen will, ſo ſucht er natürlich eine Wohnung in einer der Casas huespedes oder in Häuſern, wo Wohnungen zu vermiethen ſind. — Hierüber gibt nun der Verfaſſer mannigfaltige und ſehr nützliche Belehrungen. —

Ein Stück Papier, welches in der Mitte des Balkons angeheftet iſt, verkündet eine leere Wohnung; hängt es aber auf einer der Seiten, eine möblirte. Die beſten Häuſer dieſer Art hängen jedoch gar kein Papier hinaus, weniger, um dieſes zu ſparen, als der Municipalität die Abgabe zu entziehen, welche mit dieſem Handel verknüpft iſt.

Man ſetzt voraus, daß die Perſon, welche eine Wohnung miethen will, ein Chriſt ſey, und daß er demzufolge das Gebot der Geduld

befolgt, wie es uns der heilige Paulus gelehrt hat. Während des Anläutens hat man die gehörige Zeit, von dem Aeußern des Hauses Kenntniß zu nehmen, indeß die Pförtnerin hinter dem Gitter von ihrer Seite das Aeußere des Ankömmlings inspicirt. Nachdem eine angemessene Zeit zu diesen wechselseitigen Besichtigungen verwendet worden ist, folgen die unerläßlichen Fragen, bevor man in das Innere der Fortificationen eintreten darf. — Endlich zieht man Riegel und Eisenstäbe behutsam hinweg, und der Fremde wird eingelassen, um mit der Patrona selbst zu verhandeln. Diese zeigt und belobt mit einer fließenden Beredsamkeit den Gebrauch und die Vorzüge eines jeden Möbels, und in der That muß man gestehen, daß die letzteren nicht immer sehr einleuchtend sind. So z. B. sind die Strohdecken des Bodens schon sehr alt, aber sie sind reinlich; es sind Löcher darin, aber die Stiefel des vorigen Miethers haben sie erst hineingerissen; die Vorhänge hingegen sind schmutzig, aber die Fliegen haben sie nur beschmutzt. Die Matratze ist neu, ihr eigenes Zeugniß kämpft nicht gegen die Aussage der Wirthin an; der Teppich hat einen Fuß im Geviert, und Fliegen sind nicht zu sehen, dem sprechenden Beweis ganz entgegen, den die Vorhänge abgelegt haben. Man kann durch die Hinterthüre sogar hinausgehen, und zu diesem unschätzbaren Privilegium kommt noch dazu, daß man einen Kleiderrechen findet. Um nun aber den Spanier recht kennen zu lernen, fordere man einmal eine Commode.

„Eine Commode! Welch ein Einfall, Herr Cavalier! Haben Sie nicht Baules (Koffer)? Wer denkt an Schubladen, wenn er Koffer hat. Ich habe Tischchen, um Ihre Kleider darauf zu legen: no hay cuidado; haben Sie keine Furcht; es soll Ihnen nichts wegkommen; aber wenn die Koffer gut sind, so zieren sie das Zimmer.“ — „„Vortrefflich, aber sie ersetzen nicht die Commoden.““ — „Im ganzen Hause sind keine. Ich habe nie anders die Wäsche aufheben sehen, als in Koffern; in Spanien machen wir es immer so: Voya, voya. Gehen Sie, das ist eine seltsame Idee; wir denken hier nie an Commoden.“ — „„Ich kann sie nicht entbehren, alos pies de usted. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag.““ — „Heh! hombre ingenio tan vivo! O Ihr lebendiger Mensch! In der That, Ihr extrangeros seyd wie Schießpulver. Vamos: senta se usted, setzen Sie sich auf das Canapee, wir wollen ein wenig plaudern.“

Man muß ein recht hartes Herz haben, um dem Angriff zu widerstehen, der nun auf alle mögliche Punkte gerichtet wird; von unserer Ankunft in Spanien angefangen, werden wir um Alles befragt, was uns begegnet ist; dann kommen alle Freunde, Verwandte und

Verbündete, welche die Wohnung der Patrona stets umgeben, und ihre Beredsamkeit unterstützen müssen; wenn aber diese vereinte Macht ihre Wirkung nicht erreichte, so wird zur Negociation die Zuflucht genommen. Wie viel würde man wohl geben, wenn eine Commode herbeigeschafft wird? Natürlich muß man zuerst ihren Werth deponiren. Wenn aber der Reisende gescheidt ist, so mag er sich vorsehen, einen solchen Vorschuß zu leisten, denn weder List, noch Wuth, noch Bitten, noch Thränen werden dieses Geld aus der Tasche der Patrona wieder hervorzulocken im Stande seyn, und bis zum jüngsten Tage würde darüber keine Rechnung abgestattet werden.

Folgender Auszug aus dem Capitel: „das Innere eines spanischen Hauses“ macht uns mit den Mysterien der Wirthschaft, der Sitten und der Gebräuche der bedeutendsten Einwohner von Madrid bekannt. Nie noch sind sie so genau und so wohl beschrieben worden.

„Man sieht nicht selten Leute, die ein jährliches Einkommen von 3—6000 Piaster beziehen (7—15,000 fl.), in dem ersten oder zweiten Stock eines Gebäudes eine Wohnung von vier bis fünf Gemächern inne haben, die Küche mitbegriffen. Sie verachten Alles, was Vorhänge heißt, selbst an den Fenstern sieht man keine, und wo welche gefunden werden, ist dieses die Folge einer neu eingeführten Sitte. — Der Boden besteht aus Fliesen, worüber im Winter eine grobe Strohdecke gelegt wird; Stühle und Sopha sind von gefirnißtem Kirschbaum, die Sitze aus Binsen geflochten; Lehnstühle, Schlafsessel fehlen gänzlich; eine Commode gehört zu den Neuerungen; zwei bis drei Tische, auf einem derselben eine Lampe, die aber nie angezündet wird; die Mauern sind geweißt und mit einer gewählten Sammlung stark colorirter Kupferstiche verziert, in Mahagoni-Rahmen und an Nägeln mit gelben Köpfen aufgehängt. Diese Kupferstiche stellen gewöhnlich Scenen aus dem Unabhängigkeitskampfe dar, oder andere nationelle Gegenstände. Sie bilden die Adorno's des Empfangs-Salons.

„Der Besitzer aller dieser Kostbarkeiten gibt selten mehr als einen Piaster täglich aus, die Kosten für zwei Diener, einen männlichen und einen weiblichen, mit inbegriffen. Er zeigt seine Wohnung mit Stolz und Befriedigung: „„Hier, mein Freund, befinde ich mich vollkommen wohl. Während des Winters habe ich die Sonne von neun Uhr Morgens bis zum Untergange; ein Brasero ist fast überflüssig. Wo könnte ich mich besser befinden, als hier. Im Sommer habe ich sie nur eine Stunde des Morgens in jeder Fensterecke. Ist ein solches Haus nicht unbezahlbar?““ Im seltsamen Gegensatze würde derselbe Mann zwölf Unzen (500 fl.) im Monte (Spielhaus) verlieren, ohne sich darüber zu ärgern, und zugleich verschwendet er täglich vier bis

fünf Piaſter, um einen elenden Wagen, Pferde wie Gerippe und ein Paar Lakaien, die man nur durch eine Dampfmaſchine reinigen könnte, zu miethen.

„Die Zimmer ſind von mäßigem Umfange und gewöhnlich ſo eingetheilt: eine Sala, woran eine Alkove oder Gabinete ſtößt; ferner ein kleines Comedor (Eßzimmer) und drei bis vier Schlafzimmer im Hintertheil des Hauſes. Der Amo (Hausherr) wohnt vorn. Die Möbel der Sala und großen Alkove ſind in gutem Zuſtande, weil die Fremden ſie ſehen. Auch das Paradebett iſt ſo decorirt, daß deſſen Anſicht wohl geſtattet werden kann; man läßt abſichtlich die Thür des Cabinets offen, damit der Beſuchende ſich überzeugen könne, daß weder Bequemlichkeit noch Annehmlichkeit fehlen: que hay comodidades. Die andern Schlafzimmer ſind aber weit hievon verſchieden. Die jüngern Glieder der Familie ſchlafen auf camas de tablas, beweglichen Rahmen von Eiſen oder Holz, worauf Fichtenbretter gelegt werden, und darauf ein Paar Matratzen. Oft ſtehen drei bis vier ſolcher Betten in jeder Alkove; die übrigen Bequemlichkeiten beſtehen in einem oder zwei Stühlen und einigen Koffern von Holz mit gewölbtem Deckel und einer Kuhhaut überzogen, deren Haar nach außen iſt. Hierin werden die Kleider und der Putz der jungen Damen aufgehoben. Manch hübſches Mädchen, das leicht und ſtolz durch den Prado geht, hat ſich von einem Bette erhoben, das keine entnervende Weichlichkeit zurückläßt, und hat einen Tocador (Toilette) gemacht, der weder als Muſter der Reinlichkeit noch der Zierlichkeit geprieſen werden kann.

„Das Frühſtück beſteht in ganz Spanien aus einer ſehr kleinen Jicara, einer Taſſe Schokolade mit einem Stückchen Brod. Man trinkt ſie gewöhnlich im Bette, und ein großes Glas Waſſer dient dazu, ſie im Magen zu verdünnen. Dann denkt man daran, aufzuſtehen, ſelten aber, ſich zu waſchen. Iſt das Wetter ſchön, ſo erſcheint das Matrimonio (Ehepaar) auf demſelben Balkon; hat es aber Streit gegeben, auf zwei verſchiedenen, um friſche Luft zu nehmen; para tomar el fresco. Der Herr in einem vollſtändigen Negligé, das ſein Mantel den Blicken entzieht; die Frau im Shawl, Unterrock und Pantoffeln an den bloßen Füßen. Beide ſtehen da, wie ſie den Armen des Morpheus entſchlüpft ſind; die Haare ſind in der ſchönſten Unordnung, denn Niemand bedient ſich hier der Tücher oder Nachtmützen.

„Nachdem das Paar Luft geſchöpft hat, trennt es ſich; die Frau geht in die Meſſe, der Mann raucht ſeine Cigarre und beſichtigt ſein Hausweſen: dar vuelta por casa. Dieß währt, bis das zweite Frühſtück um eilf Uhr genommen wird: tomar las once. Es gibt einige

Perſonen, die dieß nicht thun; Andere eſſen kleine friolera und tödten die Zeit, bis die Glocke zwei Uhr ſie zur wirklichen Mahlzeit ruft. Dieſe beſteht aus einer tüchtigen Suppe mit Brod, Nudeln, Maccaroni oder Reis; Gutſchmecker eſſen einige Hühnerlebern darin; dann kommt der cocido oder puchero, welcher aus Ochſenfleiſch, Geflügel und geſalzenem Speck beſteht; auf einer andern Schüſſel erſcheinen die ricos garbanzos, eine Art ſchmackhafter Erbſen, und andere Gemüſe, mit einer ungeheuren Bratwurſt von Eſtramadura. Ein, höchſtens zwei Gänge (principos) folgen dem puchero. Das Ganze beſchließt ein Deſſert von Nüſſen, Trauben, Käſe u. ſ. w. Außer in dem ſtrengſten Winter verſinkt die Sieſta das ganze Haus in einen tiefen Schlaf von mehren Stunden, hierauf ergreifen die Damen ihre Arbeit oder Stickerei, oder machen ihre Toilette, um die Abendpromenade im Prado nicht zu verſäumen, während die Männer hingehen können, wohin ihre Neigung ſie führt. Kehrt die Familie von der Promenade zurück, ſo nimmt ſie Erfriſchungen in den Caffeehäuſern, wenn ihre Begleitung ſo höflich iſt, ſie dazu einzuladen; auch geht ſie wohl in das Theater, wenn ſie eine Loge oder Billets zur Caſuela erhält. Die Tertulias fangen an, ſich zu füllen; man ſpricht fünfzigmal von demſelben Gegenſtande; Jeder geſteht, daß dieſe Soiréen ſehr lang und langweilig ſind. Endlich ſchlägt es eilf Uhr, und man kann den Guiſado nicht warten laſſen. Dieß iſt ein Rindfleiſch in der Sauce, welches die gewöhnliche Abendſchüſſel ausmacht. So folgt ſich Tag auf Tag in ewiger Monotonie.“

Das Kapitel über die Dienſtboten vervollſtändigt die Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens der Spanier. Hier zeigt ſich der Spanier wie ein chriſtlicher Araber, der jeden Zügel verſchmäht, und von der großen Wahrheit durchdrungen iſt, daß der Schlaf und die Faulheit die beiden edelſten Zwecke des Daſeyns ſind.

„Was man auch noch ſo dringend von ſeinem Diener verlangen mag, ſo kann man ſicher ſeyn, daß er ſeinen Platz nicht verläßt und wenn er eben ſitzt, auch ſitzen bleibt, und die Antwort geben wird: no lo se, ich weiß nicht; wozu manchmal ein Gähnen, manchmal ein Kopfkratzen das Accompagnement macht. Der Gedanke, ſich in Bewegung zu ſetzen oder ordentlich auf die Frage zu antworten, kommt Niemanden in den Sinn, desgleichen hat man ſich in dem praktiſchen Leben von Madrid nicht zu verſehen. Wird man zornig, ſo heißt es gleich: Ay! que genio tan malo tiene, was hat er für einen ſchlechten Charakter! es iſt nicht möglich, mit einem ſolchen Herrn zu leben!“ Hegt man den unglücklichen Wahn, einen jungen Menſchen zu nehmen, um ihn für den Dienſt zu bilden, ſo kann man überzeugt ſeyn, daß

er, sobald er ein wenig brauchbar ist, doppelten Lohn fordern wird, um seine Stelle verändern zu können. Wagt man es, ihn dafür zu bestrafen, so verbirgt er den Vorsatz nicht, sich zu rächen. Er verbindet sich mit Männern vom Strick und Stilet, die Nachts ihr Glück auf den Straßen suchen; und kommt Ihr, Euch dessen am Wenigsten versehend, ein Opernliedchen trällernd oder voll von einem neuen Siege, nach Hause, so könnt Ihr mit einem Hagel von Stockschlägen, oder, was noch ärger ist, mit einigen Dolchstichen begrüßt werden."

.... Die Nachkommen der Gusman, Mendoza, Aguilar, Medina Sidonia u. A. sind ganz jämmerlich entartet, selbst in ihrem Aeußern; und ihre geistigen Fähigkeiten sind nicht von der Art, sie in der allgemeinen Achtung höher zu stellen. Unser Autor gibt Notizen über Erziehung, die eben so interessant, als das Uebrige in seinem Buche sind.

Die Söhne der Granden werden erzogen, wie Senoritos erzogen werden sollen, denen der Excellenztitel von Recht gebührt, d. h. sie werden in der tiefsten Unwissenheit erhalten über Alles, was ein vernünftiges Wesen kennen soll. Von Jugend auf wird der künftige Grande von einer Bande entarteter Diener umgeben, die allen seinen Launen willig entspricht, so daß er nur dem Instinkt seines Naturells zu folgen hat; der Kapellan, der mit seiner Erziehung beauftragt wird, ist glücklich genug, darin eine Sinecure zu finden.

Daher erscheint es nicht außerordentlich, daß Ferdinand der Vielgeliebte, der besser als jeder Andere, seine Nation kannte, keine besondere Achtung für die Granden an den Tag legte. Mit Ausnahme eines Einzigen, der seine Gefangenschaft in Valençay theilte, gebrauchte er sie nur Alle in seinem Vorzimmer als Kammerherren.

Nicht nur werden die Interessen der Anleihe, welche man jenen Personen schuldig ist, die ihr Geld in den Stadtfonds haben, nicht regelmäßig bezahlt, man hat sie sogar seit einigen Jahren gar nicht mehr entrichtet. Während Hunderte von Familien, die genug Geld in den Fonds haben, um von den Interessen gut leben zu können, wörtlich vor Hunger sterben, bestreben sich die Behörden bei jeder Gelegenheit, Feste und Schauspiele, dem Königthume zu Ehren, zu veranstalten, anstatt ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen. Die Junta de proprios (Kommission der städtischen Fonds) empfängt die Renten von 80 bis 90 Millionen Realen oder 11,250,000 fl. jährlich, und dennoch geht es mit den öffentlichen Arbeiten, für Rechnung der Stadt, nicht vorwärts, weil Niemand bezahlt wird.

Ueberall finden Mißbräuche statt, und die kärglichen Besoldungen der Beamten werden durch Bestechungen erhöht. Die Unternehmer

der Straßen-Beleuchtung verfälschen das Oel, und vermindern die zu liefernde Menge, so daß Aller Augen ein Zeugniß dieser praktischen Oekonomie ablegen können. Der Unternehmer der Wegschaffung des Straßenkoths zieht den Vortheil daraus, indem er ihn als Dünger verkauft, spart aber die Mühe, ihn wegschaffen zu lassen. Der Inspector des Straßenpflasters richtet sich so ein, daß ihm jede Pflasterung jährlich eine Peseta einbringt, und hat noch überdies die Genugthuung zu wissen, daß er selten in den Gebeten der Spaziergänger vergessen wird, die nicht genug Philosophen sind, um es ruhig zu ertragen, daß ihr Fuß bei jedem Schritte von den Steinen herabgleite, die absichtlich mit den Spitzen nach oben gelegt zu seyn scheinen, um den Geschmack an Häuslichkeit zu verbreiten. — Der Aufseher über die Brunnen gibt wohl Acht, daß das Wasser nicht umsonst laufe, damit sein Werth nicht verliere, und die Person endlich, die über die Bettelei zu wachen hat, duldet willig das einmal bestehende Elend.

Das Kapitel über das Ministerium und seine Bureau's gibt viele Aufschlüsse über den Charakter der spanischen Regierung, und bietet ein weites Feld zu Bemerkungen über die künftigen Chancen des Glückes einer Nation, welche so lange schon einem solchen Administrations-System unterliegt.

In der aufgeklärten Sphäre von Madrid ist ein jeder Chef irgend eines Theils der Administration die Sonne seines eigenen Systems, dessen Trabanten ihn regelmäßig umkreisen und sich wenig um andere Menschen kümmern, es sey denn, daß diese ihre Bahn durchschneiden oder sie aus derselben drängen. Männer von Verdienst und das Publikum im Allgemeinen leiden in der That durch diese Organisation; die öffentlichen Geschäfte werden beständig aufgehalten; das sind aber Kleinigkeiten, und wir wissen, daß Kleinigkeiten nicht im Stande sind, Systeme zu verwirren. Die Nachfolger des Herzogs von Lerma haben bis auf diesen Tag sein merkwürdiges Arrangement mit seinem Secretär gewissenhaft beibehalten.

— „Der Tausend, Gilblas!“ sagte er zu ihm, „Du führst ein merkwürdiges Leben; Du mußt eine ganz besondere Neigung haben, Deine Nachbarn zu verbinden. Doch höre, ich werde mich bei Dir nicht mit Kleinigkeiten aufhalten; wenn Du aber Statthaltereien und andere bedeutende Gnaden erbittest, so wirst Du wohl so gütig seyn, Dich mit der Hälfte zu begnügen, und mir die andere Hälfte zu überlassen. Du kannst Dir nicht denken, welche Ausgaben ich machen muß, um die Würde des Postens zu behaupten, den ich bekleide; denn obgleich ich die Uneigennützigkeit zur Schau trage, so gestehe ich doch,

daß ich nicht dumm genug bin, meine eigenen Angelegenheiten zu vernachläßigen, mithin handle vernünftig.“

Niemand wird es wagen, der Meinung des Chefs eines Departements zu widersprechen. Wie oft auch eine Bittschrift auf die Stufen des Thrones niedergelegt wurde, immer müssen dieselben Förmlichkeiten dabei beobachtet werden. Ist der Bittsteller mit Recht oder Unrecht unzufrieden mit seinen Vorgesetzten, so ist seine Sache nicht zu ändern, wenn nämlich jene Verhältnisse nicht geändert werden, oder wenn der König nicht selbst die Sache zu entscheiden übernimmt. Dies geschieht, indem er mit eigener Hand auf den breiten Rand, den man immer auf der linken Seite des Stempelbogens lassen muß, die magischen Worte niederschreibt: concedido como lo pide. Dies ist aber ein sehr seltener Fall, der die begünstigte Person langen Verfolgungen und Verdrüßlichkeiten, von Seite seiner Vorgesetzten, überläßt, die es ihn bitter bereuen lassen, die gewöhnliche, aber stark besuchte Straße des conducto de los geses verlassen zu haben. Sie sind auf ihre Vorrechte im ganzen Sinne des Worts versessen, und wollen selbst nicht, daß der König sich in ihre Angelegenheiten mische; da es jedoch ein wenig gefährlich wäre, ihn selbst anzugreifen, so sind sie wenigstens sicher, sich an seinem unglücklichen Schützling zu rächen.

Wir wollen jetzt versuchen, den Anblick einiger Straßen der spanischen Hauptstadt zu beschreiben. Vorerst einen allgemeinen Ueberblick:

„Das Innere von Madrid, mit Ausnahme weniger Straßen und öffentlichen Gebäude, entschädigt in keiner Hinsicht für das Mißbehagen, welches die nackte Gegend außerhalb der Mauern erregt. Es liegt etwas Trauriges in dem Anblick dieser Häuser, die im Allgemeinen nicht neu erbaut sind; man zweifelt daran, daß es möglich sey, eine schickliche und bequeme Wohnung zu finden, wie sie doch jeder Reisende, der, vom Wege ermüdet, anlangt, zu finden hofft. Fast alle Häuser haben Balkons im ersten Stockwerke und in dem darauf folgenden; sie bilden den einzigen Ort, wo es möglich ist, während der afrikanischen Hitze eines Madrider Sommers auszuhalten.

„Obgleich es sehr wichtig wäre, diese Orte in gutem Zustande zu erhalten, so ist es selten, daß die Balkons gemalt werden; man sieht im Gegentheil die verschiedenen Abstufungen, die der Rost und die Witterung daran hervorgebracht haben. Die Fenster bieten einen ganz elenden Anblick; sie bestehen aus kleinen viereckigen Scheiben von verschiedener Farbe, und es wird absichtlich das schlechteste Glas gewählt, um neugierige Augen zu verhindern, in das Innere einzudringen;

dieſe Scheiben ſind in Blei gefaßt, und da weder dieſes, noch die Rahmen gemalt ſind, ſo geben ſie ein troſtloſes Bild von Verfall.

„Verſchiedene gute Hausfrauen haben außerdem noch Mittel erfunden, den Anblick ihrer Balkons noch anmuthiger zu machen, indem ſie auf jeder Seite derſelben Schnüre befeſtigt haben, um ſchwarze, weiße, blaue und graue Strümpfe, Nachtjacken, Tücher und ſelbſt die panos menores der Damen im Winde aufzuhängen, damit ſie flattern, wie luſtige Banner der Ritter und kriegeriſchen Barone.“

Das Auge des Beobachters wird mehr von den verſchiedenen Bauſtylen angeregt, welche die Monotonie der Straßen angenehm unterbrechen.

„Es iſt nicht ſelten, daß eine elende Hütte, die umzuſtürzen droht, neben dem Pallaſte eines Großen ihr Ziegeldach, mit Moos bedeckt, gleichſam höhnend zeigt, um über den Marmor und die Statuen ihres nächſten Nachbars zu ſpotten. Man muß jedoch gerecht ſeyn, und ſagen, daß die Häuſer, die jetzt gebaut werden, jede Hauptſtadt zieren würden, obgleich ihre innere Eintheilung ſehr kleinlich iſt, weil die geizigen Eigenthümer nur Willens ſind, ſo viel Miethe als möglich auf einander zu häufen.

„Die Quartiere Rastro und Barrios bajos ſehen unreinlich und unangenehm aus; ſie beſtehen größtentheils aus Hütten von Lehm, und haben nur ein Erdgeſchoß, das die Hefe des Volks bewohnt; ſie ſind die Schlupfwinkel des Laſters und der Verbrechen; ſie ſind nicht nur eine Schande für die Hauptſtadt, ſondern wären es ſelbſt für Städte des ſechsten Ranges.

„Derſelbe Gegenſatz zeigt ſich in der Art, wie der Adel und die reichen Klaſſen leben, in ihren Pferden und Wagen, in der Kleidung, im Eſſen und Trinken; Luxus und Elend, Anſtand und Schmutz findet man dicht bei einander. Die Einwohner zeigen viel Originelles in ihrem Aeußern. Würde Jemand mit verbundenen Augen nach Madrid gebracht werden, und man nähme ihm plötzlich die Binde von den Augen, er würde ſich in einem belebten Seehafen glauben, ſo groß iſt die Verſchiedenheit der Koſtüme, die bald europäiſch, bald orientaliſch, bald ſpaniſch ſind, und oft aus allen dreien zuſammen geſetzt ſcheinen.

„Der Valencianer mit ſeinem grellfarbigen Tuch, nach mauriſcher Sitte um den Kopf gewickelt, und ſeinen ſtreifigen Mantel, den er mit Grazie über die Schultern wirft; der Moragato, den ein Jeder, ſeiner Korpulenz und ſeinem Koſtüm nach, für einen wohlgenährten holländiſchen Schiffskapitän halten würde; der Eſtramadurer mit ſeinem breiten Gürtel von Büffelleder um die Hüften und einem Roſenkranz

von Chorisos (Bratwürsten) in der Hand; der Catalonier mit dem wilden Auge und der kecken Haltung, mit der Mütze von rother Wolle, deren Zipfel ihm auf die Schulter fällt, im Style des neapolitanischen Lazzaroni; das elegante Kostüm des Andalusiers mit dem braunen Gesichte und dem ungeheuren Schnurrbart; der plumpe und schmutzige Gallizier, der sich mühsam in seinen schweren Schuhen fortschleppt, von denen einer zwei bis drei Pfund wiegt, die Nägel mit inbegriffen."

Zu Allem dem kann man hinzufügen den trägen und langsamen Schritt und die glänzenden Uniformen der in Madrid so zahlreichen Militärpersonen, die noch zahlreicheren Mönche aller Orden, die abgerissenen Kleider der ärmsten Klassen, die vielen Mantillas, schwarz und weiß, die noch jede Frau jedes Alters und jeden Standes auf der Straße trägt; die Mütter, langsam einherschreitend, die Töchter, unabänderlich einige Schritte vor ihnen gehend, um von ihnen besser beobachtet zu werden, was sie aber nicht verhindert, jeden vorübergehenden Cavalier zu bemerken, und wenn sie Lust haben, sich mit ihm Zeichen des Einverständnisses zu geben mit Hülfe ihres Fächers. Das Pflaster ist an vielen Orten mit Früchten zum Verkauf bedeckt, und Alle, die kein Haus oder keinen Laden besitzen, treiben ihren Handel auf offener Straße.

Die Calle de Alcala ist schön und prächtig; es ist die einzige schöne Straße in Madrid, und fast eine Meile lang. Wir geben ein kleines Pröbchen der Bilder, welche diese Straße bietet, und welche im Stande sind, zu unterhalten.

„Die Straße von Alcala ist gleich berühmt wegen ihrer Gasthäuser oder Osterias, wo ganze Banden Maulthiertreiber, Arrieros, und Ordinarios, Karrenführer, einkehren, welche regelmäßig von einer Stadt zur andern den Weg zurücklegen. Hier tritt man aus einem Palaste, und wird durch den Duft eines Düngerhaufens vor der nachbarlichen Thür regalirt; hier hört man den malerischen und kräftigen Accent der oben angeführten Leute; das Klingeln der Glocken am Halse der Maulthiere, das aus den Ställen schallt; zwei oder drei fürchterliche Hunde, deren Halsband mit Nägeln beschlagen ist, um sie gegen die Bisse der Wölfe zu schützen, liegen auf der Schwelle und scheinen zu schlafen, warten aber nur, bis man vorbei geht, um wüthend aufzuspringen. Der starke Geruch gut verpichter Weinschläuche vermehrt das Vergnügen des Vorübergehenden, der endlich sich gerettet glaubt, wenn er bei gut aussehenden Häusern und eleganten Boutiquen angekommen ist. Hier aber wird er von einem Trupp niedlicher Hunde aufgehalten, die sich vor einer Schenke, Despacho de vino, herumtreiben; hierauf kommt ein Juwelier, daneben una tienda de comes-

tibles, wo man die beleibte Verkäuferin oder ihren schmutzigen Gemahl eingerahmt sehen kann, in Guirlanden von Chorisos (Würsten), Pyramiden aus Rico tocino (gut gesalzenem Speck), Pfeilern von Chokolade, Käse, Lamms- oder Ziegenvierteln, je nach der Jahreszeit. Die Straße, von der wir sprechen, ist, wie Jedermann weiß, ein wenig abhängig, so daß wenn man beim Zoll angelangt ist, man auf der einen Seite den Prado, auf der andern die Puerta del Sol, das Sonnenthor erblickt. In dieser günstigen Lage zeigen sich beständig ganze Banden starker Kerle, in Mäntel gewickelt, Einige bis an die Augen verhüllt, Andere mit geschickter Hand breite Falten unter den rechten Arm werfend, bald rauchend, bald plaudernd, aber Alle das obere und untere Ende der Straße nicht aus den Augen verlierend. Würde man nach ihren stolzen Gesichtern urtheilen, oder nach ihren schönen Schnurrbärten, oder nach den spitzen Hüten, mit einer Quaste von schwarzer Seide geziert und dem aufgeschlagenen Rande und der dicken Cigarre, die in dem einen Mundwinkel steckt, so könnte man daraus schließen, es seyen Haciendos (Pächter) aus Andalusien, die zum Vergnügen nach Madrid gekommen sind, oder Chalanes (Pferdehändler) aus Cordova, die unvergleichliche Renner nach der Hauptstadt gebracht haben; ihre Weste und Jacke, die reich gestickt sind, blitzen durch eine Oeffnung der Capa; das schöne seidene Halstuch, das vorn durch einen Ring zusammen gehalten wird, könnte sogar glauben machen, daß sie zur Grandezza gehören, wenn ihre athletischen Formen dieser entarteten Race angehören würden; aber alle diese Vermuthungen trügen; es sind ganz einfach junge Leute von stolzem Charakter, welche den Trabujo und den Säbel jedem andern Werkzeuge vorziehen; sie versammeln sich Morgens und Abends zur gewöhnlichen Stunde der Abreise und Ankunft der Fremden, nehmen genaue Notizen von ihnen und finden dann die Mittel, sich ihrer weltlichen Schätze zu versichern; mit einem Worte: es sind Caballeros ladrones (Diebsritter), welche ihre ehrbare Industrie, so gut sie es im Stande sind, exerciren."

Die Calle de la Montera, welche in Madrid das ist, was die rue Vivienne in Paris und Bond-street in London, weicht in vieler Hinsicht von jener Straße ab; „denn hier findet man die größten und glänzendsten Boutiken der Stadt; hier sieht man auch immer eine Menge Damen, welche die Kaufleute in Verzweiflung setzen, Alles um und um wühlen und nur wenig kaufen, und dabei nur Waaren von geringem Werth." Wir würden jedoch schweigen, wenn sonst keine Verschiedenheit zwischen dieser Straße und ihren Rivalen in Frankreich und England herrschte; aber keine der letzteren zeigt das Schauspiel

eines flinken Ladendieners, der über den Tisch setzt, um eine naseweise Henne zu verjagen, die sich mit ihren Jungen auf dem Ladentisch installirt hat; das ist aber noch nicht Alles.

„Es ist gar nicht selten, daß Damen, welche eben in einem Laden voll reicher Stoffe und kostbarer Bänder einen schwierigen Handel abgeschlossen haben, plötzlich durch einen tüchtigen Hieb in ihren kleinen Fuß erschreckt werden, den der Schnabel eines kalikutischen Hahns gewagt hat, welcher aus der Posada de la gallega so eben entwischte, und die Schleife auf dem Schuh der Dame für etwas Gutes zu essen angesehen hat.“

Wir wollen diese Auszüge mit einer Anekdote schließen, welche den rachsüchtigen Charakter der Spanier schildert.

„Man erzählt eine Geschichte, welche ein merkwürdiges Beispiel einer wohl überlegten Rache eines jungen Andalusiers darbietet. Zwei unzertrennliche Freunde gingen zusammen nach ihrer Gewohnheit zu einem Stiergefecht. Während des Schauspiels entspann sich zwischen ihnen ein Streit darüber, welcher von den beiden Gegnern sich besser gehalten habe; Schläge wurden ausgetheilt und empfangen; Manuel blieb jedoch im Vortheil. Vicente nahm sein Bedauern und Entschuldigen mit guthmüthiger Miene hin, schwur aber in seiner Seele, sich zu rächen. Einige Tage hierauf lud Vicente Manuel ein, ihn zu dem Cortijo seines Onkels zu begleiten, um eine schöne Heerde junger Stiere in Augenschein zu nehmen, welche so eben von der Sommerweide angekommen war. Nach dem Essen gingen die beiden Freunde, und besahen die Ställe und die Thiere. — „Komm einmal hieher,“ sagte Vicente, „in diese geschlossene Hütte, ich will Dir einen prächtigen Stier sehen lassen, den man hier bewahrt, um ihn zu verkaufen. Es ist der wildeste von allen; die Treiber selbst fürchten ihn.“ Die Thür wurde vorsichtig aufgemacht, der Raum war niedrig und sehr dunkel. — „Du kannst noch etwas weiter vorgehen, Manuel, ohne Gefahr.“ Manuel machte einen Schritt, aber sobald er in der Hütte war, schlug der Verräther Vicente die Thür mit Heftigkeit zu und warf den Schlüssel weit weg, damit das Verbrechen nicht sogleich entdeckt werden konnte. Manuel hatte nur wenige Minuten, um seinen Plan zu machen. Der Stier, von dem Geräusche erschreckt, erhob sich, schlug die Erde mit seinen Füßen, und richtete seine glühenden Augen auf sein Schlachtopfer, das nicht einmal einen Mantel bei sich hatte, um das Thier zu ermüden und Zeit zu gewinnen. Das Gewölbe wurde von einem starken Steinpfeiler getragen; der Stier beugte sich schon nieder, um seinen Satz zu machen; Manuel lehnt sich mit dem Rücken gegen den Pfeiler, und fordert seinen Feind

mit Geſchrei und Händen und Füßen heraus. Der Angriff beginnt, das ſcharfe Auge des Andaluſiers erſpäht den günſtigen Augenblick; ſo wie die Hörner des Stiers ſeinen Körper ſtreifen, ſpringt er ſeitwärts, und ſogleich ſtürzt der Stier todt zu ſeinen Füßen; der gewaltige Stoß gegen den Pfeiler hatte ihm den Hirnſchädel zerſchellt. Manuels Geſchrei zog Hülfe herbei und er ſah ſich befreit; das Gerücht von dieſem Abenteuer verbreitete ſich ſchnell; Vicente war indeß nach Hauſe gegangen. Manuel ſteigt zu Pferde, nachdem er ſeinen Trabujo geladen und ſprengt zu ſeinem Mörder. „Vicente!“ ruft er ihm von Weitem zu. „Esperate! (Warte!) Ich bin Dir die Vuetta (Münze) ſchuldig!“ Vicente in Todesangſt, ſpornt ſein Pferd, aber Manuel war beſſer beritten; Vicente bittet um Gnade, wie er ſeinen Gegner ſich ſo nahe ſieht; bald darauf hört man eine Exploſion; Vicente wurde begraben, ohne daß die Gerichte eine Unterſuchung anſtellten. Manuel verließ Haus und Hof, und ſchiffte ſich ein. Man glaubte nach Amerika. Seine Freunde tadelten ſeine Flucht; denn Alle betrachteten ſeine That, wie einen Mord, der gerechtfertigt werden konnte.

Geschichte eines Adjutanten.

(Aus dem kürzlich erschienenen Werke: Grandeur et Servitude militaires, von dem Grafen Alfred de Vigny, dem Verfasser von Stello, Chatterton u. s. w.)

Ich erhielt meine Erziehung im Dorfe Montreuil vom Pfarrer des Ortes. Zur glücklichsten Zeit meines Lebens hatte er mich einige Noten für den Choral gelehrt, zur Zeit, da ich noch Chorknabe war mit dicken, frischen, vollen Backen, die alle Welt im Vorübergehen betastete, mit einer klaren Stimme und blonden gepuderten Haaren, mit einer Blouse und Holzschuhen. Ich betrachte mich nicht sehr häufig, aber ich bilde mir ein, daß ich dieser Zeichnung nicht mehr gleiche. So war ich aber. Ich konnte mich nicht von einem Clavier trennen, welches so verstimmt war und so schneidende Töne von sich gab, daß man es kaum noch Clavier nennen konnte. Dem Gehör nach spielte ich das Instrument ziemlich richtig, und der gute Vater, der einst bei Notre-Dame im Singen und Unterrichten in den Psalmen berühmt gewesen war, brachte mir ein altes Solfeggio bei. War er zufrieden, so kniff er mich in die Wangen, daß sie blau wurden, und sprach: „Höre Mathurin, Du bist zwar nur der Sohn eines Bauern und einer Bäuerin, aber lernst Du Deinen Catechismus und Dein Solfeggio gut, und spielst nicht mehr mit dem rostigen Gewehre des Hauses, so kannst Du noch Musikmeister werden. Immer vorwärts.“ Das gab mir guten Muth; ich schlug mit beiden Fäusten auf die beiden Claviere, deren Tasten beinahe alle stumm waren.

Zu gewissen Stunden hatte ich die Erlaubniß, spazieren zu gehen und umherzulaufen; meine liebste Lust war es aber, mich am Ende des Parkes von Montreuil niederzusetzen und mit den Maurern und Arbeitern mein Brod zu verzehren, welche an der Allee von Versailles, hundert Schritte von der Barrière, auf Befehl der Königin einen kleinen Pavillon für musikalische Unterhaltungen errichteten.

Es war ein reizender Ort, rechts von der Straße nach illes gelegen, wenn man hingeht. Bemerken Sie einen Pavillon, der einer Moſchee und einer Bonbonniere gleicht, inmitten eines weiten Raſenplatzes, umgeben von hohen Bäumen, am äußerſten Ende des Parkes von Montreuil? — Hier pflegte ich dem Bauweſen zuzuſehen.

An der Hand führte ich ein kleines Mädchen von meinem Alter, mit Namen Pierrette, welche der Herr Pfarrer ihrer ſchönen Stimme wegen ebenfalls ſingen ließ. Sie brachte ein großes Stück Kuchen mit, das ihr ihre Mutter, des Pfarrers Haushälterin, ſchenkte, und wir betrachteten den Bau des kleinen Hauſes, welches die Königin errichten ließ, um es Madame zu geben.

Pierrette und ich, wir zählten Beide etwa dreizehn Jahre. Sie war ſchon ſo reizend, daß man ſie auf dem Wege anhielt, um ihr Artigkeiten zu ſagen, und nicht ſelten ſah ich prächtige Damen aus dem Wagen ſteigen, um mit ihr zu plaudern und ſie zu umarmen. Man gewahrte ſchon, welche Schönheit aus ihr werden würde, ſie aber dachte nicht daran, und liebte mich, wie ihren Bruder.

Seit der früheſten Kindheit führten wir uns an der Hand, wenn wir ausgingen, und dieſe Gewohnheit ſtellte ſich ſo feſt, daß ich ihr nie im ganzen Leben den Arm gegeben habe. Bei unſern täglichen Beſuchen bei den Arbeitern machten wir die Bekanntſchaft eines Steinſchneiders, der etwa acht bis zehn Jahre älter ſeyn mochte, als wir. Er ließ uns auf einen Bruchſtein oder auf den Boden neben ſich ſetzen, und wenn er ein großes Stück zu durchſchneiden hatte, ſo goß Pierrette Waſſer auf die Säge, und ich faßte das andere Ende; das war auch mein beſter Freund auf dieſer Welt. Er war von äußerſt friedlichem, ſanftem Charakter, manchmal luſtig, doch nur ſelten. Er hatte auch ein kleines, ſehr ergötzliches Lied mit vielen Wortſpielen auf Pierrette gemacht. Das war ein großer, noch im Wachſen begriffener, blaſſer, lendenlahmer Junge mit langen Armen und langen Beinen, der häufig gar nicht an Das zu denken ſchien, was er that. Er liebe ſein Handwerk, ſagte er, weil er ſein tägliches Brod damit auf ehrliche Weiſe verdienen und dabei bis Sonnen-Untergang anderen Gedanken nachhängen könne. Sein Vater, ein Baumeiſter, hatte ſich ſo vollkommen zu Grund gerichtet, daß der Sohn von Anfang dieſes Handwerk ergreifen mußte, worin er ſich auch friedlich ergab. Während er einen großen Block zerſchnitt oder der Länge nach durchſägte, fing er immer ein kleines Lied an, welches eine ganze Geſchichte enthielt, die nach Maßgabe des Verlaufes in zwanzig bis dreißig Couplets entwickelt wurde.

Zuweilen hieß er mich mit Pierrette vor sich hergehen, und ließ uns zusammen singen, indem er uns im Wechselgesange unterrichtete; dann mußte ich zu seiner Unterhaltung vor Pierrette niederknien, und dazu verfaßte er die Worte einer gewissen Scene, die wir ihm nachzusprechen hatten. Das hinderte ihn nicht, sein Handwerk tüchtig zu treiben, denn kaum ein Jahr später wurde er Meister. Mit Winkelmaß und Hammer hatte er eine arme Mutter und zwei kleine Brüder zu ernähren, die zuweilen hinzukamen, um der Arbeit zuzuschauen. Es gab ihm Muth und Heiterkeit, seine kleine Welt um sich versammelt zu sehen. Wir nannten ihn Michel, er hieß aber, um Alles herauszusagen, Michel Jean Sedaine.

Der Herr Pfarrer von Montreuil liebte mich zärtlich; er behandelte mich mit so vieler väterlicher Freundschaft, daß ich, obwohl er mir diesen Umstand stets in das Gedächtniß zurückzurufen bemüht war, ganz meine Abstammung von armen Bauersleuten vergaß, die ich freilich kaum gesehen hatte, da sie um die Zeit meiner Geburt von den Pocken weggerafft wurden. Mit dem sechszehnten Jahre war ich noch roh und dumm; aber ich verstand etwas Latei.isch, viel Musik und Alles, was zur Gärtnerei gehört. Mein Leben floß sanft und glücklich hin, denn Pierrette war immer dabei, und während der Arbeit schaute ich sie fortwährend an, ohne gerade viel mit ihr zu sprechen.

Als ich einst die Zweige einer Buche im Parke beschnitt und ein kleines Bündel daraus machte, sprach Pierrette:

„Ach! Mathurin, mir wird bange. Dort kommen zwei schöne Damen vom Ende der Allee auf uns zu. Was wollen wir beginnen?“

Ich sah hin und gewahrte in der That zwei junge Frauen, welche rasch auf den trockenen Blättern einherkamen, ohne sich den Arm zu geben. Die Eine in rosaseidenem Kleide war etwas größer als die Andere. Sie lief mehr, als sie ging, und die Andere, welche sie begleitete, wanderte hinter ihr her. Instinktmäßig ergriff mich, einen kleinen Bauerjungen, wie ich eben war, jäher Schrecken, und ich sagte zu Pierrette: „Laß uns fliehen!“

Doch nein! Wir hatten keine Zeit mehr und meine Angst vermehrte sich noch dadurch, daß die Rosadame Pierrette ein Zeichen gab, welche über und über roth wurde, sich nicht von der Stelle zu bewegen wagte und mich geschwinde an der Hand faßte, um sich daran festzuhalten. Ich nahm meine Mütze ab, und lehnte mich ganz zitternd mit dem Rücken an einen Baum.

Als uns die Rosadame ganz nahe gekommen war, trat sie gerade auf Pierrette zu, ergriff diese ohne Umstände beim Kinn, um sie der andern Dame zu zeigen, und sprach:

„Nun! Ich sagte es ja wohl, das ist ganz das Costüme des Milchmädchens für nächsten Donnerstag. Was für ein hübsches Kind. Meine Kleine, Du wirst alle Kleider, wie Du sie hier trägst, den Leuten geben, die sie in meinem Namen von Dir verlangen werden, nicht wahr? Dafür schicke ich Dir dann meinen Anzug.“

„Oh! Madame,“ sagte Pierrette zurückweichend.

Die andere Dame lächelte dazu mit feiner, zarter, schwermüthiger Miene, deren rührender Ausdruck meinem Gedächtniß unauslöschlich bleiben wird. Den Kopf gebeugt, ging sie zu Pierrette, nahm sie sanft beim bloßen Arme, sagte, sie möge näher kommen, alle Welt müsse den Willen dieser Dame erfüllen.

„Laß an Deiner Kleidung ja nichts ändern, meine schöne Kleine,“ fuhr die Rosadame fort, indem sie mit einem dünnen Stöckchen drohte, an dessen Ende ein goldener Knopf in Apfelform befestigt war. „Der große Junge da soll Soldat werden, und ich will ihn dann mit Dir verheirathen.“

Sie war so schön, so schön, daß ich mich der unglaublichen Versuchung, vor ihr niederzuknien, wohl noch erinnere, die ich damals empfand. Sie werden lachen, ich habe seitdem selbst oft darüber gelacht; aber hätten Sie sie gesehen, so möchten Sie eher verstehen, was ich sage. Sie hatte das Aussehen einer kleinen guten Fee.

Sie sprach schnell und heiter, klopfte Pierrette einmal auf die Wangen und ließ uns ganz verdutzt stehen. Wir sahen die Damen die Allee auf der Seite von Montreuil hinwandeln; dann verschwanden sie im Parke hinter dem kleinen Gehölze.

Wir blickten uns gegenseitig an, und gingen, stets uns bei der Hand führend, zu dem Herrn Pfarrer zurück. Wir sprachen nichts, aber wir waren sehr glücklich.

Pierrette war feuerroth und ich schlug die Augen nieder. Er fragte, was uns wäre, und ich antwortete mit großem Ernste:

„Herr Pfarrer, ich will Soldat werden.“

Er glaubte, umsinken zu müssen, er, der mich in der Tonleiter unterrichtet hatte.

„Wie, mein liebes Kind, Du willst mich verlassen?“ sprach er. „Ach, mein Gott! Was hat man ihm denn gethan, Pierrette, daß er Soldat werden will? Liebst Du mich nicht mehr, Mathurin? — Liebst Du Pierrette auch nicht mehr? Was haben wir Dir denn gethan, sprich? Was soll aus der schönen Erziehung werden, die ich Dir gegeben habe? Das war doch in der That verlorene Zeit. Antworte doch, ungerathenes Geschöpf!“ fügte er bei und drückte mir den Arm.

Ich kratzte mir am Kopfe, und sagte, den Blick stets nach meinen Holzschuhen gerichtet:

„Ich will Soldat werden.“

Der Pierrette Mutter brachte ein Glas kaltes Wasser für den Herrn Pfarrer, der ganz erhitzt worden war und zu weinen begann. Pierrette weinte auch und wagte nicht zu sprechen, aber sie war mir nicht böse, denn sie wußte, daß ich nur fort wollte, um sie heirathen zu können.

In diesem Augenblicke traten zwei lange gepuderte Bedienten mit einer Kammerfrau ein, die sich das Ansehen einer vornehmen Dame gab, und fragten, ob die Kleine die Kleidungsstücke bereitet habe, welche die Königin und die Prinzessin von Lamballe von ihr verlangt.

Der Herr Pfarrer erhob sich so bewegt, daß er nicht eine Minute aufrecht stehen konnte; Pierrette und ihre Mutter zitterten dergestalt, daß sie nicht den Muth hatten, ein Kästchen zu öffnen, welches man ihnen für Kleid und Haube schickte, und sie schritten zur Toilette, als ginge es zum Blutgerüste.

Als der Herr Pfarrer mit mir allein war, fragte er, was vorgegangen sey, und ich erzählte ihm die Geschichte, wie ich sie Ihnen erzählt, nur ein wenig kürzer.

„Darum willst Du abreisen?“ sagte er, und nahm mich bei beiden Händen. „Aber bedenke doch, mein Sohn, daß die größte Dame Europa's zu einem Bauerburschen deinesgleichen nur in der Zerstreuung so gesprochen haben kann, und nicht mehr weiß, was sie Dir gesagt hat. Würde man ihr erzählen, daß Du das für einen Befehl oder ein Horoskop genommen hast, so müßte sie äußern, Du seyst ein großer Narr, und Du könntest Dein Leben lang Gärtner bleiben, das sey ihr gleichgültig. Was Du durch Gärtnerei und Vocalmusik-Unterricht gewinnst, gehört Dein, mein Freund, während Das, was Du beim Regimente gewinnst, nicht Dein gehört, und Du tausendfach Gelegenheit finden wirst, es in Vergnügungen zu vergeuden, die von der Religion und der Moral verboten sind; alle die vortrefflichen Grundsätze, die ich Dir beigebracht, werden verloren gehen, und ich muß noch über Dich erröthen. Kehrst Du je zurück, so kehrst Du mit einem andern Charakter zurück, als dem, den Du mit der Geburt empfangen hast. Du warst sanft, bescheiden, gelehrig, Du wirst als roher, unwissender Wirthshausbruder heimkommen. Pierrette wird sich keiner Verbindung mit einem liederlichen Taugenichts unterziehen wollen, und wenn sie auch möchte, so wird sie ihre Mutter davon abhalten — und was kann ich denn noch für Dich thun, wenn Du

die Vorsehung ganz vergessen hast? Du wirst die Vorsehung vergessen, siehst Du, so weit wird es kommen!“

Ich schaute immer noch auf meine Holzschuhe, runzelte die Stirne, verzog den Mund, kratzte mir den Kopf und sprach: -

„Ich will aber dennoch Soldat werden!“

Der gute Geistliche bestand nicht länger auf seinen Einwendungen, machte die Thür weit auf, und wies mit traurigem Gesichte nach der Landstraße. Ich verstand die Pantomime und ging. An seiner Stelle möchte ich wohl dasselbe gethan haben. So denke ich jetzt, damals aber dachte ich nicht so. Ich setzte meine baumwollene Mütze auf das rechte Ohr, schlug den Kragen der Blouse in die Höhe, ergriff meinen Stock, und begab mich in eine Schenke an der Allee von Versailles, ohne von Jemand Abschied zu nehmen.

In der Schenke traf ich drei Brave mit goldenen Galonen an den Hüten, rosenfarbenem Revers an der weißen Uniform, schwarzen gewichsten Schnurrbärten und dick gepuderten Haaren. Die drei Braven waren ehrliche Werber und sprachen so hastig, wie die Marktschreier. Sie sagten, ich dürfe mich nur mit ihnen zur Tafel setzen, um einen richtigen Begriff von der Vollkommenheit des Glückes zu bekommen, welches man unaufhörlich beim Regimente Royal-Auvergne genieße. Sie gaben mir Rehbraten und Rebhuhn zu essen, ließen mich Bordeaux, Champagner und vortrefflichen Kaffee trinken, und schwuren bei ihrer Ehre, daß ich bei Royal-Auvergne nie etwas Anderes bekommen werde.

Ich habe seitdem wohl eingesehen, daß sie nicht die Wahrheit sprachen.

Auch schwuren sie — denn das Schwören nahm kein Ende — daß man bei Royal-Auvergne die süßeste Freiheit genieße, daß bei diesem Regimente die Soldaten unvergleichbar glücklicher seyen, als die Kapitäne bei den andern Corps, daß man sich einer äußerst angenehmen Gesellschaft sowohl von Männern als Frauen zu erfreuen habe, daß man dort viel Musik mache, und besonders Diejenigen zu schätzen wisse, welche das Piano spielen. Dieser letztere Umstand entschied.

Den andern Morgen hatte ich die Ehre, Soldat bei Royal-Auvergne zu seyn. Es war in der That ein schönes Corps, aber ich sah weder Pierrette mehr, noch den Herrn Pfarrer. Ich verlangte ein Huhn und man reichte mir jene angenehme Mischung von Kartoffeln, Schöpsenfleisch und Brod, welche man damals la Ratoutillo nannte und wahrscheinlich noch nennt. Man lehrte mich die Stellung eines Soldaten ohne Waffen so vollkommen, daß ich seitdem dem

Zeichner zum Modell diente, der die Platten der Ordonnanz von 1791 machte. Man lehrte mich die Soldatenschule und die Zugschule, das Laden in zwölf Tempi und das Geschwindladen, man lehrte mich die Bewegungen mit und ohne Abstufung so vollkommen, als der strengste Corporal des Königs von Preußen, Friedrichs des Großen, dessen sich die Alten mit jener Zärtlichkeit von Leuten erinnerten, die denen zugethan sind, welche sie schlagen. Man beehrte mich mit dem Versprechen, daß ich bei gutem Verhalten am Ende bei der ersten Grenadier-Compagnie zugelassen werden würde. Bald hatte ich einen wohlgepuderten Zopf, der auf eine noble Manier über meinen weißen Rücken herabfiel; aber ich sah weder Pierrette mehr, noch ihre Mutter, noch den Herrn Pfarrer von Montreuil, auch machte ich keine Musik. —

Als ich eines Morgens wegen dreier Fehler in Handhabung der Waffen in unsere Kaserne consignirt war, mußte ich die Stellung der Schützen des vordersten Gliedes annehmen: ein Knie auf dem Pflaster; vor mir eine prachtvolle, blendende Sonne, auf welche ich, ohne mich rühren zu dürfen, anschlagen mußte, bis mir der Arm vor Müdigkeit hinabsank; ein ehrlicher Corporal ermuthigte mich, mein Gewehr zu halten, indem er von Zeit zu Zeit die Bajonette mit seinem Stocke hob, wenn sie sank. Das war eine kleine Strafe von der Erfindung des Herrn von Saint-Germain.

Ich mochte in dieser Stellung etwa zwanzig Minuten lang den höchsten Grad von Anstrengung ausgehalten haben, als ich am Ende meines Gewehres die sanfte, friedliche Gestalt meines Freundes Michel, des Steinschneiders, erblickte.

„Du kommst mir zu gelegner Zeit," sagte ich zu ihm, „und Du würdest mir einen großen Dienst leisten, wenn Du Dein Stöckchen, ohne daß man es bemerkte, einen Augenblick unter meine Bajonette stellen wolltest. Meine Arme würden sich besser, Dein Stöckchen würde sich nicht schlechter dabei befinden.

„Ah! Mathurin, mein Freund," entgegnete er, „Du bist hart bestraft, daß Du Montreuil verlassen hast; Du genießest die Rathschläge und Vorlesungen des guten Pfarrers nicht mehr, und vergissest die Musik, die Du sonst so sehr geliebt hast, und die Parademärsche werden sie Dir gewiß nicht ersetzen."

„Gleichviel," sprach ich, hob den Flintenlauf in die Höhe, und entwand ihm damit im Zorne sein Stöckchen, „gleichviel, man hat seine eigenen Ansichten."

„Du wirst die Spaliere und Fischereien von Montreuil nicht mehr mit Deiner schmucken Pierrette besorgen."

„Gleichviel, man hat seine Ansicht.“

„Du wirst lange, um nach Nichts zu schießen, mit Deinem hölzernen Flintensteine auf den Knien liegen müssen, ohne nur Corporal zu werden.“

„Gleichviel, rücke ich auch langsam vorwärts, so rücke ich doch vorwärts; gut Ding braucht lange Weile, sagt das Sprichwort. — Bin ich einmal Sergeant, so bin ich etwas Rechtes und werde Pierrette heirathen. — Ein Sergeant ist ein Herr, Respect vor jedem Herrn!“ —

Michel seufzte.

„Ach! Mathurin, Du bist nicht klug!“ sprach er. „Du bist zu stolz und ehrgeizig, mein Freund; würdest Du Dir nicht einen Stellvertreter gefallen lassen, wenn Dir Jemand einen bezahlen wollte, und dann Deine kleine Pierrette heirathen?“

„Michel! Michel!“ erwiderte ich, „Du hast Dich von der Welt arg verderben lassen. Ich weiß nicht, was Du hier machst; Du siehst auch gar nicht mehr aus, wie ein Maurer, denn statt einer Weste trägst Du ein schwarzes Taffetkleid, auch hättest Du mir Das in der Zeit nicht vorgeschlagen, als Du immer wiederholtest: man muß sich sein Glück selbst schaffen. Ich will sie nicht mit anderer Leute Geld heirathen; ich gründe mir mein Glück selbst, wie Du siehst. Ueberdieß hat mir die Königin diese Sache in den Kopf gesetzt, und die Königin kann sich in Dem, was dem Menschen frommt, nicht täuschen. Sie hat selbst gesagt: er soll Soldat werden, und ich will sie verheirathen; sie hat nicht gesagt: er wird zurückkehren, nachdem er Soldat gewesen ist.“

„Wenn Dir die Königin aber zufällig die Mittel geben wollte, um Pierrette heirathen zu können, würdest Du das Geschenk annehmen?“

„Nein, Michel, ich würde ihr Geld nicht annehmen, gesetzt, sie wollte, was indessen unmöglich ist.“

„Und wenn Pierrette selbst ihre Mitgift gewinnen würde?“ fuhr er fort.

„Ja, Michel, dann würde ich sie sogleich heirathen.“

Der gute Mann sah ganz gerührt aus.

„Wohl denn,“ sprach er, „ich will das der Königin sagen.“

„Bist Du ein Narr,“ entgegnete ich, „oder Bedienter in ihrem Hause?“

„Weder das Eine, noch das Andere, Mathurin, obgleich ich nicht mehr Steine schneide.“

„Was schneidest Du denn?“

„He! Ich ſchneide Stücke, Papier und Federn.“

„Bah! Iſt das möglich?“

„Ja, mein Kind, ich mache kleine, ganz einfache, leicht faßliche Stücke. Ich werde Dir das Alles zeigen.“

„Wohl! Deſto beſſer; ich ſehe Dich eben ſo gerne daran, als an Deinen geſchnittenen Steinen arbeiten.“

„Ach! Was ich damals baute, war mehr werth, als was ich jetzt baue. Das war keiner Mode unterworfen, blieb länger ſtehen. Wenn es indeſſen fiel, konnte es Einen zermalmen, während, was jetzt von meiner Arbeit fällt, Niemand zermalmt.“

„Gleich viel, ich bin immer zufrieden,“ ſagte ich.

„Das heißt,“ wollte ich beifügen, aber der Corporal verſetzte dem Stöckchen meines Freundes einen ſolchen Schlag, daß es weit hinaus flog und ordnete zugleich ſechs Tage ſtrengen Arreſt für die Schildwache an, die einen Bürger eingelaſſen hatte.

Sedaine ſah wohl ein, daß er gehen müßte, holte gelaſſen ſein Stöckchen und ſagte zu mir, indem er zur Seite abging:

„Ich verſichere Dich, Mathurin, daß ich Alles der Königin erzählen werde.“

Meine kleine Pierrette war ein ſchönes Mädchen von entſchiedenem, ruhigem, rechtlichem Charakter. Sie gerieth nicht ſo leicht außer Faſſung, und ſeitdem ſie mit der Königin geſprochen hatte, ließ ſie ſich nicht mehr unbedingt leiten; ſie ſagte dem Herrn Pfarrer und ſeiner Haushälterin ganz unverholen, daß ſie Mathurin heirathen wolle, und ſtand in der Nacht auf, um an ihrer Ausſteuer zu arbeiten, gar nicht, als wäre ich für lange Zeit, oder wohl gar für mein ganzes Leben vor die Thür geſetzt.

Eines Tags (es war eben Oſtermontag, deſſen erinnerte ſie ſich ſtets und erzählte mir oft davon), eines Tags, als ſie vor dem Hauſe des Herrn Pfarrers ſaß, arbeitete und gedankenlos ſang, ſah ſie einen prächtigen Wagen mit ſechs Pferden, mit glänzendem Geſchirr, mit zwei kleinen, roſafarbenen Poſtillons, in raſchem Trabe einherfahren; die Poſtillons waren ſo niedlich und klein, daß man aus der Ferne nur ihre Reiter-Stiefel erblickte; ſie trugen dicke Sträuße an der Bruſt und die Pferde waren an den Ohren ebenfalls mit Sträußen geſchmückt.

Und ſiehe da, der Stallmeiſter, der vorausreitet, hält gerade vor der Thür des Herrn Pfarrers an, und der Wagen hat ebenfalls die Güte, hier anzuhalten und ſich weit zu öffnen; aber es ſitzt Niemand darin. Pierrette reißt die Augen weit auf, der Stallmeiſter aber nimmt höflich den Hut ab, und bittet ſie, in den Wagen zu ſteigen.

Sie meinen vielleicht, Pierrette habe sich gesträubt; durchaus nicht; dazu hatte sie zu viel Verstand. Sie zog nur ihre Holzschuhe aus, ließ sie auf der Thürschwelle stehen, zog Schuhe mit silbernen Schnallen an, wickelte ihre Arbeit sorgfältig ein, und stieg in den Wagen, wobei sie sich auf den Arm des Bedienten stützte, als hätte sie ihrer Lebtage nichts Anderes gethan, denn seit sie mit der Königin die Kleider gewechselt, war sie über nichts mehr in Zweifel.

Sie hat mir oft gesagt, daß sie zweimal im Wagen großen Schrecken gehabt: das erste Mal, weil es so schnell ging, daß die Bäume in der Allee von Montreuil wie die Narren hinter einander herzulaufen schienen; das zweite Mal, als sie sich auf die weißen Kissen im Wagen setzte, weil es ihr vorkam, sie lasse einen blau und gelben Fleck von der Farbe ihres Rockes darauf zurück. Sie hob ihn an den Taschen in die Höhe und blieb ganz gerade am Ende des Kissens sitzen, durchaus nicht gequält von ihrem Abenteuer, indem sie wohl errieth, daß man unter solchen Verhältnissen ohne Zögern thun müsse, was alle Welt verlange.

Nach einem so richtigen Gefühle ihrer Lage, das ihr eine glückliche, sanfte, zum Guten und Wahren stets geneigte Natur eingab, ließ sie sich von dem Stallmeister den Arm geben und in die vergoldeten Gemächer von Trianon führen, wo sie nur bemüht war, auf den Fußspitzen zu gehen, aus Furcht, sie möchte die Parquets von Citronenholz und indischem Holze mit ihren Nägeln ritzen.

Als sie zum letzten Zimmer kam, vernahm sie ein leises, lustiges Lachen zweier weichen Stimmen, was sie so einschüchterte, daß ihr Herz lebhaft zu schlagen begann; da sie aber eingetreten war, wurde sie alsbald wieder ruhig: es war nur ihre Freundin, die Königin.

Frau von Lamballe war bei ihr. Diese saß aber in einer Fenstervertiefung vor einem Miniatur-Maler-Pulte. Auf dem grünen Teppiche des Pultes lagen Pinsel und Elfenbein bereit, daneben stand ein Glas Wasser.

„Ah! hier ist sie," rief die Königin mit feierlicher Miene, und sprang auf, um sie an den Händen zu nehmen.

„Wie frisch, wie hübsch sieht sie aus! Welch' schönes Modell für Sie. Nun, treffen Sie gut, Frau von Lamballe! Setze Dich, mein Kind."

Und die reizende Marie Antoinette nöthigte sie auf einen Stuhl. Pierrette war ganz verblüfft; ihre kleinen Füße hingen balancirend vom hohen Sitze herab.

„Aber sehen Sie, wie sie sich gut hält," fuhr die Königin fort, „sie läßt sich nicht zweimal sagen, was man von ihr will. Ich wette,

sie hat Verstand. Halte Dich gerade, und höre mich, mein Kind. Es werden zwei Herren hieher kommen. Ob Du sie kennst, oder nicht kennst, das thut nichts, und geht Dich auch nichts an. Du wirst Alles thun, was sie Dir auftragen. Ich weiß, daß Du singst und Du wirst singen. Wenn sie Dich eintreten und abtreten, gehen und kommen heißen, so wirst Du eintreten und abtreten, gehen und kommen, ganz genau, hörst Du? Alles gereicht zu Deinem Besten. Madame und ich werden ihnen helfen, Dich Etwas zu lehren, was ich wohl weiß, und für unsere Mühe verlangen wir nichts, als daß Du jeden Tag eine Stunde vor dieser Dame sitzest; das ist Dir nicht zu beschwerlich, nicht wahr?"

Pierrettes Antwort bestand nur darin, daß sie bei jedem Worte roth und blaß wurde; aber sie war so glücklich, daß sie gern die kleine Königin wie eine Kamerädin umarmt hätte.

Als sie die Augen gegen die Thüre wandte, sah sie zwei Männer, einen dicken und einen großen eintreten. Wie sie den großen erblickte, konnte sie sich des Ausrufs nicht erwehren: „Halt! das ist ...."

Aber sie biß auf den Finger, um still zu bleiben.

„Nun, wie finden Sie sie, meine Herren," sprach die Königin, „habe ich mich getäuscht?"

„Ist das nicht Rose selbst?" sagte Sedaine.

„Eine einzige Note, Madame," sprach der dickere von Beiden, „und ich werde erkennen, ob es die Rose von Monsigny, wie die von Sedaine ist."

„Wohlan, meine Kleine, wiederhole diese Tonleiter," fügte Gretry, ut, re, mi, fa, sol singend bei.

Pierrette wiederholte.

„Sie hat eine göttliche Stimme, Madame," sprach er.

Die Königin schlug in die Hände und sprang freudig auf.

„Sie wird ihre Mitgift gewinnen," rief sie aus.

Seit dem Tage, da mich mein armer Michel in Vincennes besucht und in der Stellung des ersten Gliedes gefunden hatte, magerte ich auf lächerliche Weise ab, denn ich hörte nicht mehr von meiner kleinen Familie in Montreuil sprechen, und glaubte schon, Pierrette habe mich ganz vergessen. Das Regiment Auvergne lag seit drei Monaten in Orleans und das Heimweh fing an, mich zu packen. Ich wurde augenscheinlich elend und konnte mein Gewehr nicht mehr halten. Bei meinen Kameraden fiel ich in Verachtung, man weiß ja, wie jede Krankheit hier Verachtung auf sich zieht.

Die Einen glaubten mich geringschätzen zu müssen, weil sie mich wirklich für sehr krank hielten, die Andern, weil sie meinten, ich

ſtelle mich nur ſo; in letzterem Falle blieb mir nichts übrig, als zu ſterben, um zu beweiſen, daß ich Wahrheit ſprach; aber ich konnte weder ſogleich geſund, noch ſo krank werden, um mich niederlegen zu müſſen — traurige Lage!

Eines Tags ſuchte mich ein Officier meiner Kompagnie auf, und ſagte zu mir:

„Mathurin, Du, der Du leſen kannſt, lies das ein wenig.“

Und er führte mich auf den Jeanne d'Arc Platz, einen mir theuern Platz, wo ich einen großen Theaterzettel las, auf welchem Folgendes gedruckt war:

Auf Befehl.

„Nächſten Montag außerordentliche Vorſtellung von Irene, „neues Stück von Herrn von Voltaire und von Roſe und Colas „von H. Sedaine, Muſik von Monſigny, zum Benefiz von Mademoi„ſelle Colombe, berühmter Sängerin der italieniſchen Komödie, welche „im zweiten Stücke erſcheinen wird. Ihro Majeſtät die Königin „hat die Vorſtellung mit ihrer Gegenwart verherrlichen zu wollen „gnädigſt verſprochen.“

„Nun,“ ſagte ich, „mein Kapitän, was geht das mich an?“

„Du biſt ein guter Menſch,“ entgegnete er, „ein hübſcher Junge, ich werde Dich pudern und friſiren laſſen, damit Du beſſer ausſiehſt, und man wird Dich dann als Schildwache an die Thür der Loge der Königin ſtellen.“

Geſagt, gethan. Als die Stunde zum Theater geſchlagen hatte, ſtand ich in großer Uniform des Regimentes Auvergne in der Flur auf blauem Teppich, in der Mitte von Guirlanden und Feſtons, die man überall vertheilt hatte. Blumen waren auf jede Stufe der Theatertreppe geſtreut. Der Direktor lief mit entzückter, freudiger Miene überall umher. Er war ein kleiner, gedrängter, dicker, rothnaſiger Mann, in himmelblauem ſeidenem Kleide, mit großem radförmigem Jabot. Er bewegte ſich unaufhörlich, lehnte ſich alle Augenblicke an das Fenſter und rief aus:

„Das iſt die Livree der Frau Herzogin von Montmorency; das der Läufer des Herrn Herzogs von Lauzun; der Prinz von Guéménée langt ſo eben an; hinter ihm Herr von Lambese! Haben Sie geſehen? Sie wiſſen ſchon? Was die Königin gut iſt! Was ſie gut iſt!“

Er lief ganz außer ſich hin und her und ſuchte Grétry; gerade vor mir ſtieß er mit der Naſe auf ihn.

„Sagen Sie mir, Herr Gretry, mein lieber Herr Gretry, sagen Sie mir, ich bitte Sie, ist es denn nicht möglich, mit der berühmten Sängerin zu sprechen, die Sie mir bringen. Wohl mag es einem Unwissenden und Nichtliteraten nicht gestattet seyn, den leisesten Zweifel an ihrem Talente zu erheben, aber ich möchte doch gern von Ihnen erfahren, ob die Königin nicht unzufrieden seyn dürfte. Man hat keine Probe gehalten."

„He! He!" antwortete Gretry mit spöttischer Miene; „darüber kann ich Ihnen nicht Auskunft geben; ich darf Sie aber versichern, daß Sie sie nicht sehen werden. Eine Sängerin dieser Art ist ein verzogenes Kind, mein Herr. Aber Sie werden Sie sehen, wenn sie die Bühne betritt. Ist es indessen auch eine Andere, als Mademoiselle Colombe, was thut das Ihnen?"

„Wie, mein Herr, ich Direktor des Theater von Orleans, ich sollte nicht das Recht haben?" erwiederte er, die Backen aufblasend.

„Kein Recht, mein braver Direktor!" sprach Gretry. „Wie können Sie einen Augenblick an einem Talente zweifeln, für das sich Sedaine und ich verbürgt haben?" fuhr er ernster fort.

Es war mir sehr lieb, diesen Namen mit Bedeutung nennen zu hören; ich wurde aufmerksamer.

Der Direktor, ein Mann, der sich auf sein Gewerbe verstand, wollte von den Umständen Nutzen ziehen.

„Man rechnet mich also für Nichts? Wie sehe ich denn aus? Ich habe mein Theater mit unendlichem Vergnügen geliehen — allzu glücklich, die erhabene Fürstin zu sehen, die ...."

— „A propos, sprach Gretry, Sie wissen, daß ich beauftragt bin, Sie zu benachrichtigen, daß die Königin Ihnen eine der halben Einnahme gleiche Summe zustellen lassen wird?"

Mit tiefer Entrüstung grüßte der Direktor zurücktretend und zeigte dadurch die Freude an, die er bei dieser Nachricht empfand.

„Pfui! mein Herr, pfui! Ich spreche nicht davon, trotz der Ehrfurcht, mit der ich diese Gnade annehmen werde; aber Sie haben mir keine Hoffnung auf Etwas gemacht, was aus Ihrem Genie ..."

„Sie wissen auch, daß es sich darum handelt, Sie zum Direktor der italienischen Komödie in Paris zu ernennen?"

„Ah! Herr Gretry."

„Bei Hofe spricht man nur von Ihrem Verdienste; alle Welt liebt Sie, darum wollte die Königin Ihr Theater sehen. Der Direktor ist die Seele des Ganzen; ihm entströmt das Genie der Schriftsteller, der Komponisten, der Dekorateurs, der Zeichner, der Anzünder und der Auskehrer; er ist der Ursprung und das Ende von Allem;

das weiß die Königin wohl. Sie haben die Preiſe der Plätze um das Dreifache erhöht, hoffe ich?“

„Mehr noch, mein Herr Gretry, ſie koſten einen Louis; ohne die Achtung zu verletzen, die ich dem Hofe ſchuldig bin, konnte ich ſie nicht niedriger ſtellen.“

In dieſem Augenblick entſtand ein gewaltiges Getöſe von Pferden und ein lautes Freudengeſchrei, und die Königin trat ſo ſchnell ein, daß ich und die Wache vor mir kaum Zeit hatten, das Gewehr zu präſentiren. Es folgten ihr zwei ſtattliche, wohl parfumirte Herren und eine junge Dame, die ich als ihre Begleiterin in Montreuil wieder erkannte.

Das Schauſpiel begann ſogleich. Le Kain und fünf andere Künſtler von der Komödie Française waren gekommen, um das Trauerſpiel Irene darzuſtellen, und ich bemerkte wohl, daß das Stück ſeinen ununterbrochenen Fortgang nahm, denn die Königin plauderte und lachte fortwährend, ſo lange es dauerte.

Da vernahm ich eine mächtige weibliche Stimme, die ſich von der Scene erhob und mir tief in das Innere drang; ich zitterte und mußte mich auf mein Gewehr ſtützen. Es gab in der Welt nur eine ſolche Stimme, eine Stimme, die aus dem Herzen kam, und in der Bruſt wie eine Harfe wiedertönte, eine Stimme voll Leidenſchaft.

Als ich mein Ohr an die Thür legte, und durch die Oeffnung am Gaze-Vorhang der Loge ſah, konnte ich die Schauſpieler und das Stück beobachten, das ſie ſpielten; eine kleine Perſon ſang:

„Ein graues Vögelein
Bauet ein Neſtchen fein,
Traulich und warm und klein,
Legt ſeine Jungen d'rein.“

Und ſprach zu ihrem Geliebten:

„Lieb mich fein, lieb mich fein, mein Königlein!“

Und als er auf dem Fenſter ſaß, fürchtete ſie, ihr ſchlafender Vater möchte aufwachen und Colas ſehen, und änderte den Refrain ihres Liedes und ſprach:

„Zieh' Dich zurück, man kann Dich ſehen.“

Es durchſchauderte meinen ganzen Körper, als ich ſah, wie dieſe Roſe Pierrette glich; das war ihr Wuchs, ihr Kleid, ihr roth und blauer Bund, ihr weißes Röckchen, das waren ihre offenen naiven Züge, ihr wohlgeformtes Bein, ihre Schuhe mit ſilbernen Schnallen, ihre roth und blauen Strümpfe.

„Mein Gott,“ ſagte ich zu mir, „wie müſſen doch die Schauſpielerinnen geſchickt ſeyn, ſogleich anderer Leute Geſichtszüge anzu-

nehmen! Das ist die berühmte Mademoiselle Colombe, die ein prächtiges Hotel bewohnt, die mit der Post hieher gekommen ist, die mehre Lackaien hat, die in Paris wie eine Herzogin gekleidet geht, und gleicht doch eben so sehr Pierretten. Man sieht aber doch, daß es nicht sie ist. Meine arme Pierrette sang nicht so gut, obgleich ihre Stimme wenigstens eben so schön ist.

Ich mußte indessen immer durch die Oeffnung schauen und blieb da stehen, bis man mir die Thüre heftig an das Gesicht schlug. Der Königin war zu heiß, sie wollte ihre Loge geöffnet haben. Ich hörte ihre Stimme; sie sprach schnell und laut.

„Ich bin ganz zufrieden, der König wird sich über unser Abenteuer sehr belustigen. Der Fürst Kammerjunker mag Mademoiselle Colombe sagen, sie möge es nicht bereuen, mir die Ehre ihres Namens überlassen zu haben. Wie köstlich unterhält mich dieser Abend!“ —

„Meine liebe Prinzessin,“ sprach sie zu Frau von Lamballe, „wir haben viel Zuschauer hier getroffen. Alle, die da sind, thun ein gutes Werk, ohne es zu vermuthen. Sehen Sie die Bewohner der guten Stadt Orleans, entzückt über die große Sängerin, und den ganzen Hof, der gern Beifall klatschen möchte; beginnen wir!“

Zu gleicher Zeit gab sie das Zeichen zum Klatschen, und der ganze Saal, als würden die Hände entfesselt, ließ kein Wort von Rose mehr ohne rauschenden Beifall vorübergehen. Die reizende Königin war entzückt.

„Es sind hier,“ sprach sie zu Herrn von Biron, „drei tausend Verliebte, aber dießmal glühen sie für Rose und nicht für mich.“

Das Stück ging zu Ende und die Damen warfen ihre Bouquets auf Rose.

„Wo ist aber der wahre Liebhaber?“ sagte die Königin zu dem Herrn von Lauzun. Er ging aus der Loge und gab meinem Kapitän, der auf der Flur umherspazierte, ein Zeichen.

Abermals ergriff mich ein Zittern, ich ahnete, daß mir Etwas widerfahren würde, ohne zu verstehen, was, oder nur zu überlegen. —

Mein Kapitän verbeugte sich tief und sprach leise mit Herrn von Lauzun. Die Königin schaute mich an; ich lehnte mich an die Mauer, um nicht umzusinken. Man ging die Treppe hinab, und ich sah Michel Sedaine, dem Gretry und der Direktor mit der albernen Wichtigkeitsmiene folgten; sie führten Pierrette, die leibhaftige Pierrette, meine Pierrette, meine Schwester, mein Weib, meine Pierrette von Montreuil.

Der Direktor ſchrie von Weitem: „ein herrlicher Abend von achtzehntauſend Franken!“

Die Königin kam wieder und ſprach vor ihrer Loge mit ungeſchminkter Heiterkeit und wohlthuender Zartheit, indem ſie Pierrette bei der Hand faßte:

„Komme, mein Kind, es gibt keinen andern Stand, bei dem man ſeine Mitgift in einer Stunde Zeit ohne Sünde gewinnen kann. Ich werde morgen meinen Zögling zu dem Herrn Pfarrer von Montreuil führen, der uns hoffentlich beide abſolviren wird. Er wird Dir vergeben, daß Du einmal in Deinem Leben Komödie geſpielt, das iſt das Geringſte, was ein ehrliches Mädchen begehen kann.

Dann grüßte ſie mich. Mich grüßen! mich, der ich mehr als halbtodt war, welche Grauſamkeit.

„Ich hoffe,“ ſagte ſie, „daß Herr Mathurin jetzt nicht anſtehen wird, das Vermögen von Pierrette anzunehmen; ich füge nichts bei, ſie hat es ſelbſt gewonnen.“ — —

— — Da erhob ſich der gute Adjutant, nahm Pierrettes Porträt und ließ es von Hand zu Hand gehen.

„Das iſt ſie,“ ſprach er, „in demſelben Anzug, mit dieſem Kopfputz, dieſes Tuch um den Hals, das iſt ſie, wie ſie die Frau Prinzeſſin von Lamballe malen wollte. „Es iſt Deine Mutter, mein Kind,“ ſagte er zu einem niedlichen Mädchen, das er auf ſeine Kniee ſitzen ließ. Sie ſpielte nie mehr Komödie, denn ſie kannte nur die einzige Rolle in Roſe und Colas, die ſie von der Königin gelernt hatte.“ —

Er war bewegt. Der alte weiße Schnurrbart zitterte und eine Thräne rann darüber.

Wie man sich in Paris vor dreißig Jahren amusirte.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, unsere Zeit ist traurig geworden, selbst das lustigste Volk der Erde, die Franzosen, sind ernst, schwerfällig, mürrisch; man lacht nicht mehr, man amusirt sich nicht mehr in Paris. Ich werde mich hier nicht darauf einlassen, eine gelehrte Abhandlung über dieses Verfinstern des alten französischen Charakters zu schreiben. Ich denke, man wird mir glauben, wenn ich meinen Lesern einen retrospectiven Blick auf die Pariser Vergangenheit werfen lasse. Ich will nicht einmal der Saturnalien unter dem Regenten, noch der Orgien unter dem Direktorium Erwähnung thun; ich finde eine viel nähere Vergangenheit für meinen Zweck geeignet, nämlich die ruhmvolle Periode des Consulats und der ersten Tage des Kaiserreichs.

Wie war damals Paris so voll Freude und Lustigkeit! Wie die Unterhaltungen sich drängten und die Vergnügungen sich der ganzen Bevölkerung mittheilten. — Alles genoß, Einheimische und Fremde, Militärische und Bürgerliche; Paris war ein ungeheures Fest; jeder Tag ein Feiertag, jeder Abend, jede Nacht für die den Revolutions-Stürmen kaum entronnenen Seelen. — Man hatte es aber auch nöthig, solch ein Leben zu fühlen, dieses Glück zu athmen, nach den entsetzlichen Schrecken während der blutigen Bacchanalien der Revolution.

Die nationale Stimmung war so glänzend colorirt, man war so glücklich in der Gegenwart und vertrauend auf die Zukunft, so voll von gloriösen Wundern, daß man wohl den Kopf dabei verlieren

konnte. Der erste Consul hatte endlich allem Unwesen gesteuert, den politischen Sturm beschworen und die Ruhe herbeigeführt. Der Friede von Luneville gab unsern Waffen eine ehrenvolle Ruhe; der Friede von Amiens hatte uns die momentane Freundschaft von England zugewendet. Bonaparte, der Sieger und Schützer von Italien, war zum Präsidenten der cisalpinischen Republik ernannt worden; er hatte die Liste der Ausgewanderten abgeschafft, das Concordat proclamirt, die Senatoren gegründet, den ruhmumstrahlten Orden der Ehrenlegion gestiftet; was fehlte noch der Exaltation, dem Rausche des Volkes? Und sie ergossen sich und glänzten nach allen Seiten.

So wie bei allen Bedürfnissen des Volkes, so bezieht sich auch hierin Alles aufeinander; Unternehmungen, die auf Volksfreude sich gründen, entstehen und gedeihen mit derselben. Deßhalb sah man in der Hauptstadt Theater, öffentliche Gärten, Bälle, kurz alle jene Anstalten, welche dem öffentlichen Vergnügen gewidmet waren, in Menge entstehen. Und wahrlich, man amusirte sich gut um das Jahr XII. in Paris.

Wir wollen mit den Theatern anfangen, diesen untrüglichen Thermometern der Zufriedenheit und des Reichthums der Völker. Acht und zwanzig Theater waren geöffnet; jedes Stadtviertel besaß seine Bretter und sein Parterre. Dieß dauerte so lange, bis im Jahr 1807 ein kaiserliches Dekret dieser dramatischen Wuth Schranken setzte, mit einem Schlage zwölf Theater tödtete, und neue zu öffnen verbot.

Das Théatre des Arts, welches die frühere Oper war, entfaltete seine Wunder in der damaligen Rue de la Loi, welches die heutige Rue de Richelieu ist. Als am 8. Juni das Feuer das Theater im Palais royal zerstört hatte, erbaute der Architekt Lenoir, mit dem Beinamen Le Romain, das Theater an der Porte St. Martin in dem Zeitraum von zwei Monaten. Man betrachtete dieß wie ein Wunder der Baukunst. Um den Pariser Damen zu gefallen, erfanden die Modisten damals einen Stoff von Opern-Feuerfarbe (couleur feu d'Opéra).

Im Anfange des Jahrs 1793 hatte Mlle. Montansier, die große dramatische Spekulantin, die noch zu achtzig Jahren Theater verschacherte, einen Saal in der Rue de la Loi eröffnet. Dieser wurde von den Künstlern der Oper, nachdem sie die Porte St. Martin verlassen hatten, in Beschlag genommen und Theatre des Arts getauft. Hier entzückte Gardel das Publikum mit seinen Balleten: Paris, Tele-

magne, Psyché, der Deserteur und der erste Schiffer. Hier wurden die Tänzer Vestris, Nivellon, Goyon, Deshayes, Divestris, Millière bewundert, aber vor allem jene Mad. Gardel, von der ein Schriftsteller mit der damals gebräuchlichen mythologischen Emphase sagte: „Man stelle sich Terpsichore vor, umgeben von den Nymphen ihres Hofstaats, Venus in der Mitte der Grazien, von Spielen, Reizen und Amoretten umgeben, und man wird das Bild dieser berühmten Tänzerin haben.“

Hier auch applaudirten die Dilettanten von damals, Laisnez als Achill, Lais, Cheron als Oedip, Mad. Cheron als Iphigenie, Mad. Maillard Clytemnestra. Hier gab man Gluck, Piccini, Sacchini, Gretry, Lemoine, Gossec, Mehul. Das Orchester dirigirte der Bürger Rey. Dreimal wöchentlich wurde Oper gegeben: Dienstag, Freitag und Sonntag. Wie heute, so versammelte sich damals die vornehmste Gesellschaft zu diesen Vorstellungen.

Die Comédie française war in ihrem jetzigen Theater in der Rue de Richelieu. Dieser Saal wurde im Jahr 1737 zu bauen angefangen und den 15. Mai 1790 dem Publikum geöffnet. Die Schauspieler, die hier agirten, gaben diesem Theater den Titel der Variétés amusantes; Bordier, Volange, Beaulieu waren Komiker, die Alles entzückten. Die Gesellschaft der Comédie française hatte sich hier installirt, nachdem Sageret seine durch politische Passionen zerstreuten Mitglieder in Louvois und Feydeau wieder vereinigt hatte. Jetzt sah man im Théatre français den glänzenden Bund der Contat, Devienne, Mezeray, Desbrosses, Petit, Mars und Molé, Talma, Fleury, Dazincourt, Monvel, Baptiste aîné Michaud, Dugazon, Vanhove, St. Prix, Naudet und Belmont. Die schönen Tage der Comédie waren zurückgekehrt.

Der Saal der komischen Oper, ein zu jener Zeit der Militärs und fröhlichen Liebeshändel besonders beliebtes Genre, war 1791 geöffnet worden; hier wurde italienische und französische Oper zugleich geboten. Hier sang man Lesueur, Cherubini, Dalayrac, Mehul; das war, denke ich, genug, wenn man nun noch die Talente der Sänger dazu zählt, um den Geschmack hieran zu rechtfertigen. Es waren wahrlich die schönen Tage der komischen Oper.

Die Opera buffa war zum Theater Favart zurückgekehrt, nach dem Exil, welches ihr die Strenge der republikanischen Sitten auferlegt hatte. Sie war dahin zurückgekehrt zur großen Freude der Pariser Gesellschaft. Mlle. Montansier hatte hier auch ihre Hand im

Spiele. Man fing zuerst mit Cimarosa, Paesiello, Sarti, Bianchi an. Raffanelli, Parlamagni, Martinelli, Binaghi, den man als Basil im Barbier lange nicht vergessen konnte, Mad. Strinasacchi, die man die Sängerin der Leidenschaften nannte, die Parlamagni, Bolla, Pellegrini, Sevesti waren die geliebten Künstler der damaligen Dilettanti und Incroyables. Schon damals weissagte man, daß diese große musikalische Schule, welche unter dem besonderen Schutze des ersten Consuls in Frankreich eingeführt wurde, sowohl in der Composition, als in der Ausführung und dem Gesange eine große Revolution hervorbringen werde. — Die Prophezeihung ist wirklich eingetroffen.

Das Odeon, dieses Theater, welches der Einsamkeit oder dem Feuer gewidmet scheint, brannte damals zum ersten Mal zum großen Leidwesen der Pariser ab. Ein Schriftsteller jener Zeit nannte es in der Bitterkeit seiner Gefühle über den Verlust desselben, den prächtigsten Tempel Thaliens und Melpomenens und das schönste moderne Theater.

Man erzeigt dem Vaudeville die Ehre, der letzte und unverbrüchlichste Zufluchtsort der französischen Heiterkeit zu seyn. Und in der That, man hat selbst 1792 und 1793 dort gelacht. Es war stets das Theater nach der Mode. Kein pikantes Abenteuer, keine geistreiche Bosheit entgingen den Barré, Radet, Armand Gouffé, Chazet, de Jouy, Dieulafoi, Philippon de la Madelaine, Segur, Bourgueil u. s. w. Damals nannte man das Vaudeville-Theater: „La boîte à l'esprit.“ Oft rechtfertigte es dieses Epitheton.

Das Variétés-Theater, welches früher das Theater Montansier hieß und nun das Theater des Palais royal ist, hatte zuerst den Schauspielern gehört, die sich de Beaujolais nannten; diese behaupteten es, von 1780 an, zehn Jahre lang. Zuerst ließen sie Marionetten sehen, dann Kinder, und da nichts so fortschreitet, als die dramatische Industrie, so ließen sie endlich große Schauspieler spielen oder lebende Marionetten, welche die Pantomime ausführten, während die andern in der Coulisse das Stück hersagten. Dieses seltsame Schauspiel zog die Menge an. Nach diesen erschienen hier Schauspieler, welche zu Folge der dramatischen Licenz während der Republik Oper Drama, Comödie und Tragödie, kurz Alles spielten. Endlich, am 18. Germinal im Jahr IV., wurde das eigentliche Theater des Variétés gegründet. Hier war Brunet der Liebling der Menge durch seine Calembourgs, seine geistreiche Niaiserie und sein

komiſches Talent. Dorvigny und Aude, der noch jetzt manchmal ſchüchtern ſich ein Billet zu dem Theater ſeiner früheren Triumphe erbittet, lieferten für Brunet den Canevas ſeiner Thorheiten. Er füllte dann den Dialog aus.

Eines der verführeriſchſten Anziehungsmittel dieſes Theaters war ſein Foyer, das Rendezvous der ſchönen Weiber, der Incroyables, der Spaßmacher und der Abenteurer, die Reſidenz des Vergnügens und der Thorheit, die ſich nicht bloß im Gedächtniß der Zeitgenoſſen erhalten, ſondern auch in den Zeichnungen der Karrikaturiſten. —

Picard der Aeltere dirigirte das Theater Louvois, welches vordem von den Troubadours occupirt wurde, ſpäter von Forioſo, dem Seiltänzer. Die Künſtler des eingeäſcherten Odeons verpflanzten hieher ihr Repertoir, von dem ſich Picard ein Drittheil zueignen konnte. Seine einſichtsvolle Direction, ſo wie das Talent der Acteurs hatte ihm die Gunſt des Publikums zugewendet.

Das Ambigu comique, von Corſe erbaut, hatte ſich bald zu großem Glanze erhoben, und gab den ökonomiſchen Liebhabern des Boulevards Melodrama, Comödie, Pantomime und Oper. Hier ſah man damals das Melodrama „Salomo's Urtheil“, welches ſich auch über Deutſchland verbreitete.

Die Gaité, das älteſte Boulevard-Theater, war lange von Seiltänzern und Aequilibriſten eingenommen worden, und fing nun unter der Direction von Coffin-Rosny und Martin an, auch Melodramen und Pantomimen zu geben. Letztere ſah man überall, ſo groß war die Luſt, die das Publikum daran fand.

Die Theater-Speculation artete in Manie aus. Das Haus an der Porte St. Martin, welches proviſoriſch der Oper dienen ſollte, und nun lange leer ſtand, wurde jetzt ebenfalls von einer Truppe geöffnet, die Pantomimen und Melodramen gab. Auch aus der alten Theatiner-Kirche, auf dem Quai Voltaire, die vor ein Paar Jahren erſt abgeriſſen wurde, hatte man ein Schauſpielhaus gemacht. —

Noch gab es die Variétés amusantes, das Théatre des Jeunes Artistes, das Théatre sans prétention mit der Deviſe: „Wenig verſprechen und es halten,“ dem es zwar nicht immer nachkam, aber doch ſehr wohlfeile Plätze hatte. In das Theater lyri-comique ging man, um Racine entſtellen zu ſehen und über Corneille's verhunzte Verſe zu lachen. Auf dem Zettel dieſes Theaters konnte man Ephi-

genie ſtatt Iphigénie leſen und dergleichen mehr. In dem Theater du Marais, ſo wie in dem Theater de Bienfaisance ſpielte man zum Beſten der Armen; in dem letzteren ſpielten ſogar Blinde für die Blindenanſtalt. Ein gewiſſer Mareux hatte ein Theater errichtet, welches den pomphaften Namen führte „des jeunes Eléves dramatiques et lyriques.“ Noch ein anderes Theater war in der Rue du Bac, und das Theater de la Société-Olympique war ſehr klein und lag in der Rue Chanteraine. Das Theater Molière, welches ſeit der Zeit mehrmals wieder geöffnet und zugemacht wurde, hieß des Variétés Nationales et Etrangères. Es war allen großen dramatiſchen Werken Europa's gewidmet. Auf dem Platze der alten Kirche St. Barthélémy, wo König Robert, Sohn Hugo Capets oft das Pluvial umhing, und im Chore ſang, erbaute man 1793 ein Theater, welches den Namen führte de la Cité-Variétés et de la Pantomime-Nationale. Wie man ſieht immer Pantomime! Dies war einer der ſchönſten und höchſten Säle von Paris. Um dieſes lange Verzeichniß von Theatern zu complettiren, nennen wir noch das der Patagonier, welches nichts Rieſenmäßiges hatte, und das der Liliputer, wo Marionnetten ſpielten. Der bucklige Seraphin zeigte ſchon damals, wie heute, ſeine Ombres Chinoises im Palais royal Nro. 121. Robertſon gab in der Rue de Capucins im Jardin d'Apollon ſeine hydrauliſchen und galvaniſchen Mirakel und Phantasmagorien. Der Bürger Pierre ſah viele Leute in ſeinem pittoresken und mechaniſchen Theater; der Bürger l'Olive bei ſeinen hydrauliſchen Experimenten im Palais royal; das Stiergefecht zog damals wie heute die Fleiſcher und Hundebeſitzer nach der Barriere von Belleville, und der berüchtigte Tuſſaud-Curtius etalirte in ſeinem zum Sprichwort gewordenen Kabinet die Bildniſſe der Konſuln der Republik und das Hemd, welches Heinrich IV. getragen hatte, als er ermordet wurde.

Zum Schluſſe dieſer ſceniſchen Unterhaltungen in dieſer an Unterhaltungen ſo reichen Zeit nennen wir noch das prächtige Amphitheater, welches Franconi, der erſte dieſes Namens, deſſen Ruf als Stallmeiſter ſchon ehrenvoll bekannt war, auf dem Vendome-Platz eröffnete.

War das nicht ein Ueberfluß an Ergötzlichkeiten? und wie wird das Verzeichniß erſt wachſen, wenn wir noch die öffentlichen Gärten hinzufügen, wo Bälle und Unterhaltungen aller Art dem Heißhunger der gierigen Menge vorgeſetzt wurden.

Sieben oder acht öffentliche Gärten öffneten ihre wollüſtigen Boskets und ſtillen Alleen einem Jeden; hier waren Bälle um ganz

Paris, die Armee, die Konsulargarde, ganz Europa tanzen zu lassen. Der erste Garten dieser Art, der in Paris eröffnet wurde, war Tivoli in der Rue de Clichy, der jetzt zerstört ist, um projectirte Straßen dort abstecken zu lassen. Man zahlte 2 Fr. für den Eintritt und hatte Tanz, Wasserfahrt und andere Spiele im Ueberflusse frei. Der Park von Mousseaux, der Philipp von Orleans gehört hatte, war gleichfalls öffentlich geworden; im Garten des Hotel Byron tanzten die Ueberbleibsel der eleganten Gesellschaft des Faubourg St. Germain. Aus dem Elysée-Bourbon hatte ein geschickter Spekulant das Dörfchen von Chantilly gemacht. Diesen Namen hatte es deshalb erhalten, weil die Kabinete mit Stroh gedeckt waren und an jenes Dorf erinnerten, welches der Prinz von Condé in seinem Park von Chantilly hatte erbauen lassen. Wasserfahrten, Ringelspiele, Schaukeln, Koncerte, Luftballons, Feuerwerke, Déjeunés, Erfrischungen aller Art, Tanz im Freien oder in den Zimmern, das waren die Unterhaltungen im Dörfchen von Chantilly, vormals Elysée-Bourbon, später eine Residenz Napoleons. Damals hatte man den Eintritt für 24 Sous, wovon man 15 für Lebensmittel berechnete, und Jeder konnte in dem Palais meublirte Zimmer miethen, welche den Genuß des Gartens für den Miether einschlossen.

Der Garten Marboeuf, von dem Engländer Jansen angelegt, nach dem Muster der Gärten seines Vaterlandes, gab alle Sonntage Feste. Endlich Frascati — und wenn man Frascati sagte, so hatte man Alles gesagt — denn hier war der Mittelpunkt von Paris, der Moden und der Vergnügungen, der Thorheit und des lustigsten Lebens. — Der Zulauf in Frascati war ungeheuer, und kann mit nichts in unsern Tagen verglichen werden; das ganze elegante Paris drängte sich in dem kleinen Garten von Frascati, wo sich jetzt die kolossalen und einförmigen Häuser des Boulevard Montmartre und der rue Neuve Vivienne erheben, und noch unter dem brillanten Namen Frascati das traurige Spielhaus der rue Richelieu liegt. —

Die sinnlichen Republikaner des Konsulats tanzten aber nicht nur in den Gärten, in Tivoli, in dem prinzlichen Pallast Elysée, im königlichen Park von Mousseaux, in Marboeuf, in Frascati, sondern man tanzte überall. Die Bälle fehlten nirgend, ganz Paris wiederhallte von Orchestern. Die Soirées-Amusantes, der bal d'Aligre, wo ein berühmter Bauchredner den Gesang der Mönche und die Orgel nachahmte; die Gesellschaft der Flora in einem der schönsten Aristokraten-Hotels, in der rue du Bac, wo der Bürger Berton, der

Komponiſt der Aline, das Orcheſter dirigirte; der Ball von Paphos und wohl noch dreißig andere von geringerem Belang, dies waren die Bälle, auf denen im Jahr XII. die luſtige Bevölkerung von Paris ſich herum tummelte.

Ich muß hier noch, um dieſe große Gallerie zu vollenden, eines Etabliſſements Erwähnung thun, welches den unerſättlichen Pariſern von damals ein prächtiges Pantheon der Vergnügungen ſeyn ſollte.

Dieſes Etabliſſement hieß: la Veillée, eine Art von Pariſer Eden en miniature. Auf dem Platze, wo ſonſt die Kirche St. Pierre des Arcis geſtanden hatte, baute Lenoir, der Schöpfer der proviſoriſchen Oper an der Porte St. Martin, dieſes excentriſche Ding. Die Veillée zeigte nicht eine gleichgültige Reihe von ſymmetriſch angelegten Zimmern; der Anblick des Bildes, die Anordnung der Localitäten, Alles wechſelte bei jedem Schritt. Von dem Erdgeſchoße zum Giebel des Gebäudes führten unmerkliche Abhänge durch mannigfaltige Schluchten und Gänge, die von maleriſch geordneten Felſen gebildet wurden. Zwei Orcheſter riefen die Jugend zu üppigen Tänzen; Kinder fanden die ihnen geziemenden Spiele; in zwei mit Geſchmack verzierten Sälen hatte man Lectüre, Unterhaltung, Spiele, Sehenswürdigkeiten, phyſikaliſche Experimente. Auf zwei Theatern ſtellte man Sprichwörter und Vaudevilles vor; man gab Florian und Berquin. In einer Hütte, hinter den Ruinen eines Tempels, verkaufte eine Bäuerin Milch und ländliche Erfriſchungen. Zwiſchen lachenden Gebüſchen und zierlichen Pavillons und Grotten präſentirte ein Limonadier ſtädtiſchere Erfriſchungen; über eine ſanfte Rampe ſtieg man zu dem Reſtaurateur im Erdgeſchoße hinab. Am Ende einer Allee zwiſchen Felſen, die mit Volièren verziert waren, fand man ein Theater. In dieſer Allee waren acht Boutiquen, wo man die entgegengeſetzteſten Dinge kaufen konnte: Waffen und Moden, Bücher und Kinderſpielzeug waren hier zu haben. So war das Etabliſſement der Veillée, welches jedoch bald nur an außerordentlichen Feſten geöffnet wurde, und dann zur Zeit der Winterbälle. Ein gleichzeitiger Schriftſteller ſagt davon: „Es zeigte den Anblick der üppigſten Vegetation, der lachendſten Frühlingslandſchaft mitten unter dem Schnee und Eis des Nivoſe.

Selbſt bis zu den armen Mariniers der Rapée und des Gros-Caillou wollte Alles von dieſem Strome der Luſtbarkeiten, der ſo viel Geld in Umlauf brachte, Nutzen ziehen. Sie gaben Fiſcherſtechen während des Sommers, alle Sonntage vor dem Invaliden-Hotel, und den Beſchluß machte ein Feuerwerk. Das war die Hauptſache bei Allem; kein Feſt ging ohne Feuerwerk vorüber; Paris war ganz

närriſch verliebt in Schwärmer und Raketen; es war das goldene Zeitalter der Feuerwerker.

Was denken nun wohl die Leſer von dem damaligen Paris? Wie verſchwinden unſere farbloſen und lauen Unterhaltungen, wenn man ſie mit jenen ewigen Feſten vergleicht, und fügt man nun zu dieſem ganzen Regiſter noch die herrlichen Promenaden hinzu, die Tuilerien, die Boulevards mit Spaziergängern und herumziehenden Schauſpielen aller Art, die Soiréen, die Privatbälle, das Leben auf den Schlöſſern, welches wieder aufkam, die Reunionen der guten Geſellſchaft, die ſich wieder belebte, dann wird man einſehen, welche Reize dieſe Hauptſtadt bot, als die Siege Bonaparte's, der Ruhm der franzöſiſchen Armee und inſonders die Rückkehr zu dem normalen Zuſtande der Geſellſchaft Alles in einen Rauſch des wahren Glücks verſetzt hatte. Ja, man amüſirte ſich herrlich in Paris vor dreißig Jahren!

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

St. Petersburg, 4. Nov.

Nachdem mehre Tage Eisgang auf der Newa war, ging sie endlich den letzten Oktober gänzlich zu, und gestern, Sonntag den 3., wurde die Kommunikation beider Ufer durch die Isaaksbrücke wieder hergestellt.

Riga, 24 Oktober.

— Der erste Schnee fiel hier vom 20. auf den 21. d. M. Am 22. hatten wir 11 Grad Kälte; am 23. begann der Eisgang auf der Düna, die heute bei einer Kälte von 10 Graden zuging. Noch an demselben Vormittag ging man zu Fuß hinüber. Fast 90 Schiffe müssen hier überwintern.

Literarische Uebersichten.

AESTHETISCHES LEXICON.

Von

Jg. Jeitteles.

Wien. Bei Carl Gerold. 1835.

• Dieses Werk zeichnet sich vor allen seiner Art durch Klarheit der Begriffs-Bestimmungen und Gedrängtheit aus. Der Verfasser hat sich vor allem überflüssigen Wortkrame gehütet, und allein auf Deutlichkeit hingearbeitet, wodurch alle Verwirrung verhütet wird, die in der Regel dadurch entsteht, daß die Lexicographen sehr unwissende Leser voraussetzen, denen sie wie den Schulknaben doctren und immer noch eine Erklärung der Erklärung geben zu müssen glauben, weil sie sich selbst nicht klar sind. Kein Zweig der Kunst ist von Jeitteles unberücksichtigt geblieben oder stiefmütterlich behandelt worden, am vollständigsten jedoch sind die Ausdrücke der Tonkunst entwickelt, und zwar so vollständig, daß der Musiker keines anderen musikalischen Lexicons bedarf, wenn er sich zum Nachschlagen dieses Hülfsbuch anschafft. Aus allen einzelnen Theilen leuchten Verständniß der Sache und wissenschaftliche Kenntnisse, neben einem ehrenvollen, deutschen Fleiße. Jede kleine Handbibliothek sollte dieses nützliche Buch zählen.

LUSTSPIELE

von

Johannes Miksch.

Dresden und Leipzig, in der Arnold'schen Buchhandlung. 1835.

— • Miksch ist nicht der Verfasser dieser Lustspiele, sondern der Uebersetzer oder Bearbeiter, denn »der Ehestifter« und »die Mitgift« sind nach Goldoni, »die Neben-

buhler« nach Sheridan geschrieben. Die Wahl war glücklicher bei den beiden italienischen Komödien, ihre Uebertragung hat sich durch häufige Darstellung auf den deutschen Bühnen gerechtfertigt; unläugbar ist auch Mikſch hier mehr zu Hause gewesen; er verstand es besser, mit dem Stoffe umzuspringen und das Original für uns Mund- und Bühnenrecht zu machen. Bei weitem minder gelungen ist die Bearbeitung der Rivals, die sich in dieser Form durchaus nicht zur Aufführung auf dem deutschen Theater eignen. Mikſch hat vergessen, daß Sheridan sein Lustspiel für jene Klasse des Publikums geschrieben, die um Mitternacht für den halben Preis in Drury-lane erscheint, wenn die Tragödie schon gespielt ist; es muß da eine derbere Kost gegeben werden, die in unsern, von allen Klassen der Gesellschaft gemischten, Sälen anstößig wird. Die ewigen Schimpfworte eckeln uns an, und die Flüche so originell sie auch sind, so sehr sie ein schallendes Gelächter bei den Punsch glühenden Seeleuten hervorbringen, sind für unsere zarteren Nerven beleidigend. Mikſch hätte sollen bloß die Anlage benützen und den Dialog ganz umschaffen, dann wären die alberne Mistreß Malapropos und die sentimentale Lidia, der feigherzige Ackerland und der hungrige Irländer recht ergötzliche Figuren geworden. Aus einigen Stellen leuchtet auch hervor, daß der Bearbeiter der englischen Sprache nicht ganz mächtig ist, was ihm eben keine große Erleichterung bei der Arbeit gewährt haben mag.

Musik.

Fetis gibt in diesem Augenblicke zu Brüssel eine „Universal-Biographie der Musiker“ heraus, von welcher die beiden ersten Lieferungen erschienen sind.

Theater.

Das Stuttgarter Hoftheater brachte uns neu die Oper Ludovic von Herold und Halevy; wir haben Norma zu erwarten, dann wird die Oper Agnes von dem Kapellmeister Krebs in Hamburg folgen, und Lindpaintner's neueste Oper: die Macht der Tonkunst, Text von Castelli, für diesen Winter den Beschluß machen. Das Schauspiel brachte uns nach Herrn Marr's Abgang: die Vorleserin, nach dem Französischen, und Corona von Saluzzo von Raupach; nach dem neuen Jahre erwarten wir Lear, durch Seydelmann dargestellt.

— Die neue Oper von Halevy, die so eben in Paris probirt wird, heißt nicht, wie man früher verbreitete, „Leone,“ noch „die Frau des Blinden,“ sondern sie wird unter dem originellen Titel: „der Blitzstrahl“ angekündigt werden.

Das schwediche Theater.

Schon gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts gab man in Schweden theatralische Vorstellungen. Joh. Messenius, der die Idee hatte, in fünfzig Lust- und Trauerspielen die ganze schwedische Geschichte darzustellen, ließ von den Studenten zu Upsala Trauerspiele, wie z. B. im Jahr 1612 das Trauerspiel: „Herzog Ragnar und Prinzessin Svanvhita, aufführen. Unter der für Künste und Wissenschaften so berühmten Regierung der Königin Christine gab Stjernhjelm Ballete mit Couplets vermischt, fast alle in französischer Sprache, heraus. — Später führte eine herumziehende Truppe, unter der Direction eines Deutschen, Namens Seyerling, mehre in's Schwedische übersetzte Comödien von Holberg auf, und im Jahr 1737 begann das von dem Grafen v. Höpken errichtete National-Theater seine Vorstellungen mit Dalin's Lustspiel: „Der schwedische Stutzer“ (Svenska Sprätthöken). Viel Aufsehen erregte sein Trauerspiel „Brynhilde“, das als Nationalstück mit so großer Begeisterung aufgenommen wurde, daß es damals zum guten Ton gehörte, es auswendig zu wissen. Gustav III.,

leidenschaftlich für das Theater eingenommen, sparte nichts, um demselben Glanz zu geben. Die besten Werke der französischen Bühne wurden in's Schwedische übertragen, und der König ließ sogar 1781 eine ausgezeichnete französische Truppe nach Stockholm kommen. Da Gustav selbst Dramen für das National-Theater verfasst hatte, so beeiferte sich Jedermann, den Wünschen des Monarchen mit neuen Stücken und Uebersetzungen zuvorzukommen. Freiherr v. Mauderström versuchte zuerst, komische Opern in's Schwedische zu übersetzen, und bediente sich hiebei des französischen Metrums, um die Musik beizubehalten. Von Wellander erschien die erste schwedische Original-Oper: „Thetis und Peleus", in Musik gesetzt von Uttini. Die Parodie wurde von Hallmann und Andern an den geschätztesten Stücken mit vielem Glück versucht. Sein Vaudeville: „Gelegenheit macht Diebe", ist ein kleines niedliches Stück, voll Witz, das stets dem Publikum gefallen wird. Das Repertorium des schwedischen Theaters bereicherte sich nunmehr mit vielen schätzbaren Werken, von denen wir namentlich die Trauerspiele: „Gustav Wasa" und „Gustav Adolph", von Kellgorn, und die „Königin Blanka", von Kapitän Andres Lindenberg hervorheben, welches 1821 zu Stockholm erschien, und von der schwedischen Akademie gekrönt wurde. Der erklärte Günstling Thaliens in Schweden ist Lars Hjortsberg, dessen natürliches und unnachahmliches Spiel den einstimmigen Beifall des Publikums erhält, das ihn den schwedischen Garrik nennt, und n den Rollen des Juden, des Kapitains Puff und des Charlatans in „Gelegenheit macht Diebe" unübertrefflich findet. Die schwedische Akademie ertheilte diesem, auch durch merkwürdige Schicksale ausgezeichneten Künstler im Jahr 1834 den Preis der Beredsamkeit.

(Freischütz.)

Rossini und Bellini.

Wenn Rossini gleich auf seinen Lorbeeren ausruht, so interessirt er sich doch lebhaft für jedes neue aufstrebende Talent, dem er gewöhnlich Muster und Stütze zugleich ist. So war auch Bellini stets um ihn, und unterwarf die Partitur der „Puritaner", so bald sie beendigt war, dem Urtheile des großen Meisters. Rossini liebte Bellini wie seinen Schüler. Der Vater desselben schreibt ihm jetzt einen Brief, um ihm dafür zu danken, dessen wörtliche Uebersetzung wir unsern Lesern mittheilen wollen. Wir verbürgen die Authenticität dieses Schreibens.

„Mein Herr, der Verlust meines geliebten Sohnes Vincenz, den ich so eben erlitten habe, hat mich zur Verzweiflung gebracht; dies Ereigniß hat zugleich die Mutter und meine Familie so untröstlich gemacht, daß wir das Leben nur wie eine Last betrachten. Es gibt keinen unglücklichern Vater, als ich bin! Ich kann nur bitterlich weinen die wenigen Tage, die mir noch unter den Menschen zu leben gestattet sind, und doch gibt es unter den letzteren so große, wohlthätige, tugendhafte, die unsere Ergebenheit und unsere Dankbarkeit verdienen. Sind Sie nicht Einer davon, den die Welt bewundert und verehrt, und dem die Familie Bellini in ihrem Herzen ein Denkmal ewiger Dankbarkeit und Liebe errichtet

hat? — Sie haben immer ihn, den ich ewig beweine, in seinen Arbeiten ermuthigt; Sie haben ihn beschützt und Alles gethan, um seinen Ruhm zu vergrößern. Und nach dem Tode meines Sohnes, wie besorgt waren Sie nicht, sein Gedächtniß zu ehren, und es der Nachwelt theuer zu machen! Die Zeitungen haben es mir gemeldet, und ich fühle mich durchdrungen von solcher großen Güte, und von den gleichen Bestrebungen einer Menge von ausgezeichneten Künstlern, für welche gleichfalls meine Dankbarkeit ohne Gränzen seyn wird. — Seyen Sie, mein Herr, mein Dollmetscher, und versichern Sie diesen Künstlern, daß das Haupt der Familie Bellini, so wie unsere Mitbürger von Catanea, ein unauslöschliches Andenken dieser großmüthigen Handlung bewahren werden; ich werde nie aufhören, daran zu denken, wie viel sie Alle für meinen Sohn gethan haben; ich will es laut ausrufen mitten unter Thränen: wie liebevoll das Herz des großen Rossini und wie gut, gefühlvoll und gastfrei die französischen Künstler seyen. —

Rosario Bellini.

Aus der Gesellschaft.

Am Tage Aller Seelen, der auch dieses Jahr sich, wie alle Jahre, in Weihrauchdämpfe und Nebel hüllte, gab der Prinz von Wagram eine große Jagd in seinem Park zu Grosbois. Der Herzog von Nemours, der Prinz von Labanoff, Lord Münster und der Graf von Cambis waren Gäste. Der Sand der Alleen von Grosbois knisterte unter den Rädern der glänzenden Equipagen, die mit den schönsten Damen besetzt waren.

— Zu derselben Zeit gab Mad. de Semonville einen Blumenball zu Versailles in einem ächten spanischen Paseo, durchduftet von Blumen, Gesträuchen und reizenden Tänzerinnen.

— So hat denn auch der trübe regnerische November, weit entfernt, die Administrationen der Theater zu entmuthigen, dem Publikum manches Interessante gebracht. Es gab in der letzten Woche nicht weniger als 4 neue Vorstellungen: im Gymnase: la Pensionnaire mariée; in den Variétes: le Jugement de Salomon; im Théatre Français: un Mariage raisonnable und im Palais royal: la Tirelire. Der Regen, der diese Stücke auf die Theater niederströmte, machte zugleich, daß man ihnen nicht entrinnen konnte; man war gezwungen, im Theater zu bleiben.

— Herr von Appony wird in seinem Gesandtschafts-Hotel vertraute Matinées geben, wobei man Musik machen wird. — Lady Stuart, die vergangenen Winter sehr interessante Bälle gab, hat sich dieses Jahr auf das Land zurückgezogen, d. h. sie wohnt im Bois de Boulogne. Man spricht jedoch von wunderbaren Soiréen, die sie dort veranstalten wird, und macht sich darauf gefaßt, in seidenen Strümpfen bei 25 Grad Kälte nach ihrer Retraite zu wallfahrten. — Man fürchtet nur, daß die englischen Kutscher, die eigentlich die Herren sind, das sehr übel nehmen werden.

— Herr von Talleyrand empfängt viele Herren von der hohen Diplomatie; die Gesandten von Rußland und Oestreich sind die stehenden Besucher seiner Salons.

Herr von St. Cricq.

Seit einiger Zeit macht der Graf Julius von St. Cricq durch seine Seltsamkeiten ein ziemliches Aufsehen in Paris. Abends kommt er zu Tortoni und fordert drei Gläser Gefrorenes; das erste ißt er, die beiden andern schüttet er in seine Stiefel. Auch hatte er die Gewohnheit, sich der Salzdose zu bedienen, um seinen Thee zu zuckern, und wunderte sich dann, daß der Thee einen so sonderbaren Geschmack habe. Nach einem heftigen Wortwechsel stülpte er sich einst die Salatschüssel auf den Kopf, daß ihm die weichen Eier über das Gesicht liefen. Noch vor einem Monat konnte man im Café anglais gegen zwei Uhr des Morgens einen großen Lärm mit Tellern, Gabeln und Messern hören. Dieß war derselbe Herr von St. Cricq, der sein Souper arrangirte. Er war immer in einen ungeheuren blauen Mantel, gleich Agamemnon, drappirt. Nie, selbst in den Hundstagen, legte er ihn ab; doch öffnete er stets alle Fenster und Thüren des Caffeehauses, weil er sehr heiß hatte. Er war mäßig, trank wenig und sprach viel von Napoleon. Sein Gespräch war geistreich, oft aber paradox. Das Theater der Porte St. Martin nahm er vorzüglich in Schutz, und wehe dem, der es gewagt hätte, den Direktor oder die Schauspieler desselben anzugreifen. Jeden Abend saß er in einer Loge des Prosceniums auf drei Stühlen und hörte aufmerksam zu oder schwatzte mit den Schauspielern, während sie auf dem Theater waren. Oft folgten zwölf bis fünfzehn Fiaker nach einander dem guten Herrn von St. Cricq, der ihr Vater und Ernährer war. Manchmal nahm er siebzehn, wenn er schnell ein Geschäft zu Ende bringen wollte. Nach einem unangenehmen Vorfall, den er im englischen Caffeehaus hatte, ging er an Krücken, die er jedoch einmal aus Zerstreuung bei dem Polizei-Präfekten selbst stehen ließ. Er führte eben Klage, daß er nach einem Kampfe in jenem Caffeehause hinken müsse, und dabei sprang er ganz lustig die Treppen hinunter. — Bei der großen Promenade von Longchamps, wo sich ganz Paris im Frühlingsschmucke zeigt, sprengte er durch die Champs Elysées in drei Mänteln und Pelzstiefeln, trotz der Hitze, und mit einem aufgespannten Regenschirm in der Hand. Dabei ist Herr von St. Cricq, wir wiederholen es, ein sehr geistreicher Mann voll Witz und Geschmack. Als ihn zuletzt der Wirth des englischen Caffeehauses nicht mehr einlassen wollte und seine Thür vor ihm verschloß, ließ er sich Dietriche machen und öffnete die Thür mit Gewalt. Dabei schrie er: „Ich bin hier herein gekommen mit dem Willen meines Vaters und des Herrn Gisquet, und nur die Gewalt der Bajonette soll mich vertreiben. — Jetzt, da Herrn von St. Cricq im englischen Caffeehause nicht mehr servirt wird, ißt er mit den Beduinen zu Mittag, die in Paris ihre Künste zeigen.

Lacenaire.

Ein neuer Kriminal-Prozeß hat in diesen Tagen die Pariser wieder in Athem erhalten. Ein Mensch wurde verurtheilt, der seiner Bildung nach eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft hätte einnehmen können, und jetzt durch eine Reihe von Schandthaten und mehre Ermordungen sich

den Weg zum Schaffott gebahnt hat. Er war seinem Stande nach Handlungsreisender, und erschien vor Gericht in einem schönen blauen Kleide mit glänzenden Haaren und einem schwarzen Schnurrbart. Sein Gesicht ist bleich und interessant. Er gibt vor, mit Herrn Scribe ein Vaudeville in Gemeinschaft verfaßt zu haben. Scribe hat so viele Mitarbeiter, daß einige Mörder und Spitzbuben mit unterlaufen können. In den türkischen Bädern war er auf den Monat abonnirt. Hier wusch er auch sein mit Blut gefärbtes Pantalon nach dem Morde rein. Dann ging er noch denselben Abend in's Schauspiel, und noch dazu in die Variétés, das lustigste Theater in Paris. Wie konnte dieser Mensch lachen, nachdem er die ganze Nacht hindurch gemordet, des Morgens sein Pantalon in den türkischen Bädern gewaschen hatte, und Abends seine Contremarke für das Variété-Theater kaufte. Diese entsetzliche Kaltblütigkeit kann man nur in Paris finden; Blut des Morgens und Schauspiel des Abends; ein so niederträchtiges Lachen herrscht nur in Paris; außer Paris flieht der Mörder in das Dickicht der Wälder, hier schaut er Madélon Friquet von seinem gesperrten Sitze zu. — Es wird die Leser wahrscheinlich, so wie uns, in Erstaunen setzen, daß er sich Carl Moor an die Seite setzt, und aus Schiller's „Räubern“ sich zu seinen Gräuelthaten exaltirt haben will. —

Pariser Witze.

Die in Paris anwesenden Beduinen haben unter Andern zu einem Briefwechsel in einem Witzblatte Veranlassung gegeben, von denen wir den ersten hier mittheilen:

Ben Ibrahim I.

Araber von Geburt, Springer durch Zufall, Schauspieler aus Geschmack,

an seinen Freund

Mohamed Effendi,

Eigenthümer der großen Wüste Sahara, Corporal der Nationalgarde von Oran.

Mein Gott, was ist Frankreich doch für ein spaßhaftes Land, mein lieber Mohamed, und wie froh bin ich, hingereist zu seyn, wenn auch nur aus Rücksicht für die Kenntnisse, die ich dort schöpfe, ohne der 30 Fr. und einiger Cent. zu gedenken, die ich mir dort verdiene, — und die Nahrung noch dazu!

Ich muß Dir sagen, daß ich mich sogleich mit allen ausgezeichneten Männern des Tages in Verbindung gesetzt habe; ich habe einen intimen Freund an einem Comparsen des Theaters der Porte St. Martin gefunden, der das erste Genie der Welt und der beste Schauspieler der Erde ist.

Seit vierzig Jahren stellt dieses zweifüßige Wunderthier die entgegengesetztesten Personen mit einem Talent, einer Seelenruhe und einer Gleichgültigkeit dar, die Niemand aus dem Gleichgewicht bringen kann. Bald ist er Bauer, bald großer Herr, Soldat oder Prinz, im Nothfall Großsultan, und wenn der Augenblick es befiehlt, auch Beduine. Er ist jung und alt auf's Commando; — er hat weder Haare, noch Zähne, noch Waden, weil er eigentlich gar kein Alter hat; dafür besitzt er viele Perücken, viele Elfenbeinzähne, viele Waden, klein und dick, muskulös oder schlaff. — Sieht man diesen Mann von nahebei, so zweifelt man, ob er eine Seele

habe, denn er iſt ausgetrocknet, wie Pergament, kalt wie Marmor, runzlich wie Chagrin und ſtill wie ein Sandkorn. Aber auf der Scene, dem Publikum gegenüber, wird er ein ganz Anderer: er lacht, er weint, er müht ſich ab, er droht, wird zornig, bittet, befiehlt, ſchlägt ſich, bleibt Sieger, wird beſiegt, und heult nach Herzensluſt: „Singt! tanzt! — Laßt uns fechten und ſterben! — Heitere Luſt, füllt die Bruſt! — Auf zum Siege! — Munter, munter, ohne Sorgen, trala la la! — Für's Vaterland in den Tod!“ Und Alles mit derſelben Stimme und mit derſelben Bewegung. Dieſe Bewegung will ich Dir näher beſchreiben, weil ſie ſehr ausdrucksvoll iſt: „Man ſtellt ſich drei Viertel vom Publikum und ſieht nach der Seite; dann führt man die rechte Hand nach dem Fleck, wo das Herz ſeyn ſoll, und drückt ſie dort heftig während anderthalb Minuten; dann nimmt man ſie weg, und ſtreckt den Arm in gerader Richtung zum Himmel. So bleibt man ſtehen.“ Mein Freund, der Comparſe, beſtätigt, daß man mit einer ſolchen Bewegung ſprechen, ſingen und tanzen kann, und dadurch, was man nur will, ausdrückt. Er ſcheint mir hierin glaubwürdig zu ſeyn, da er ſchon ein halbes Jahrhundert das Handwerk übt.

Die Converſation dieſes Individuums iſt ſehr angenehm. Er erzählt mit der einfältigſten Miene die tollſten und unglaublichſten Dinge. Ich halte ihn jedoch für einen kleinen Lügner. So verſicherte er mir neulich, daß, ehe er auf dem Theater der Porte St. Martin figurirte, er in einer andern Welt lebte, die man Opera nennt. Hier war er nach und nach eine Welle des rothen Meeres, ein weißer Bär, erſt ein Vorderfuß, dann ein Hinterfuß eines Cameels, ein Teufel, eine Säule, ein Sylphe, ein Candelaber und ein Wind geweſen. Ich vergaß, ihn zu fragen, ob er nicht auch Kohl, Zwiebel und gelbe Rübe geweſen ſey. Das wäre doch drollig. Ich will mich darnach erkundigen.

Die Schauſpielerinnen ſcheinen mir im Ganzen recht gute Mädchen zu ſeyn. Sie plaudern mit uns, und unterſuchen uns vom Kopf bis zu den Füßen, als wenn wir ſeltene Thiere wären. Sie nehmen uns bei den Händen, befühlen unſere Schultern und fragen nach tauſend Dingen, von denen Eines lächerlicher als das Andere iſt, von denen wir jedoch nichts verſtehen. Das darf aber Niemand wundern, denn ſie haben eine Sprache, die man gründlich kennen muß, um den Sinn zu errathen. Neulich hörte ich eine, die in ihrem Ankleidezimmer zu ihrem Mädchen ſagte, und das, ohne zu lachen: „Kleine, ſtelle meine Beine auf den Kamin, thue meine Zähne in's Waſſer, verſchließe aber mein Roth in den Schrank; Hüften und Waden kannſt Du auf's Canapee legen, doch nimm Dich in Acht, daß Du ſie nicht platt drückſt!“

Verſtehſt Du Etwas davon? — Mir ſind es Räthſel. Leb wohl!

Vermiſchtes.

Viele Zeitungen melden aus Neapel, nach Trieſtiner Berichten, daß eine Sängerin Gambrici aus Eiferſucht einer Sängerin Marina durch eine an den Kopf geworfene Krone von Bronce oder Gußeiſen tödten ließ; allein wir können verſichern, daß das Ganze eine jener loſen Er-

findungen ist, womit so manche Zeitungsschreiber ihre Leser mystificiren, und daß in diesem Augenblick in ganz Italien keine Sängerinnen von Bedeutung leben, die Gambrici und Marina heißen.

— Die ersten eilf Vorstellungen der Beduinen haben eine Totalsumme von 38,902 Fr. eingetragen.

— Ein junger Mensch stürzte sich vor ein Paar Tagen um halb drei Uhr Nachmittags von der Vendome-Säule herunter. Er gab kein Zeichen des Lebens mehr von sich; sein Kopf war zerschellt. — Da er gerade die Stunde gewählt hatte, wo die Tuilerien-Promenade den Vendome-Platz sehr belebt machte, so drängte sich ein solcher Haufe um den schrecklich verstümmelten Leichnam, daß die Wache einschreiten mußte, um Ordnung zu erhalten.

— In den Souterrains des Invaliden-Doms werden große Räume eingerichtet, um die Särge der Opfer des letzten Julifestes aufzunehmen.

— General Allard erzählt von seinem Souverän, dem König Runjet Sing von Lahore, daß dieser alle Jahre an einem bestimmten Tage sich wägen lasse. Als Gegengewicht werden Rupien in die andere Schale gelegt, die dann unter die Armen vertheilt werden. Man kann diesem indischen Potentaten wenigstens nicht vorwerfen, daß er auf Kosten seines Volkes dick werde.

Nekrolog.

Den 23. November starb in Hamburg Erwin Spekter, nach dem Zeugnisse bewährtester Kenner, einer der seelen- und lebenvollsten Maler neuester Zeit, in seinem 30. Jahre.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Eine Abbildung der Schlußscene des neuen Trauerspiels von Delavigne, Don Juan von Oestreich, welches bereits 25mal auf dem Theater Français gegeben wurde, und noch fortwährend gegeben wird. Viele deutsche Blätter haben eine Analyse des Inhalts, auch wird es wohl bald auf unsern Bühnen erscheinen. Der Mönch in der Mitte des Bildes ist Carl V. von dem großen Künstler Ligier dargestellt. Er hat sein Kloster verlassen, um vor dem versammelten Hofe die königliche Geburt seines natürlichen Sohnes Don Juan zu entdecken. Letzterer wird von Firmin gespielt. Carl befiehlt ihm, das Knie zu beugen, und Treu' und Ergebenheit seinem Bruder, Philipp II. (Geoffroy), zu schwören. Der Greis zu Don Juans Rechten ist sein Erzieher, Don Quezada, den Samson unübertrefflich gibt. Der kleine Novize daneben ist Peblo, den Dem. Anais sehr liebenswürdig ausstattet. Neben Philipp II. weint die Jüdin Sara über ihre verlorene Hoffnung bei der enthüllten hohen Abstammung ihres Verlobten. Dies ist die berühmte Leontine Fay, jetzige Volnys.

2) Ein Modebild, enthaltend: eine Dame in einem Ueberrocke von Gros de Tours Payettes, und einem Atlashute mit Blumen. Ein Kinderanzug von Alepine mit Woll-Litzen gestickt. Eine Dame in einem Kleide von Satin Rachel, und einem Sammthute mit Federn.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 11. 9. December. 1835.

Musik in Prag.

Nichts zeugt wohl mehr für die den Böhmen angeborne Liebe zur Musik, als die Menge musikalischer Bildungsanstalten und Bildungsmittel, welche sich in der Hauptstadt des Landes zusammengedrängt finden. Während sich seit langen Jahren eines rühmlichen Wirkens das hiesige Conservatorium als eine musikalische Gesammtbildungs-Anstalt (Universität) erwiesen hat, und zu erweisen fortfährt, gründete Herr Jos. Prokisch eine musikalische Elementar-Schule, welche nach dem Prinzipe eines gemeinsamen und progressiven Unterrichtes schon in Kindern von sechs bis sieben Jahren den ersten Grund musikalischer Bildung legt. Einem Vereine von patriotisch gesinnten Männern gelang es, eine Anstalt in's Leben zu rufen, deren besonderes Wirken auf eine Verherrlichung des Gottesdienstes durch Kirchengesang und Orgelspiel hingeht. Dabei sucht dieser Verein dem Nutzen einer von ihm eingerichteten und unterhaltenen Sing- und Orgelschule durch wohlfeile Ausgaben von Kirchengesängen, Kompositionen für die Orgel und theoretischen Schriften mehr Ausdehnung zu geben. Daß sich ein gründlicher Orgelunterricht ohne den rein theoretischen Theil der Musik nicht geben läßt, versteht sich von selbst. Wer aber einen ausführlichen, alle Zweige der Theorie umfassenden Unterricht genießen will, ohne ein Schüler des Conservatoriums zu seyn, findet in den Vorträgen, welche der würdige Compositeur und Musikgelehrte, Hr. Wenzel Tomaschek, einem Vereine von Schülern gibt, Aufschluß über alle Lehrsätze und Probleme der Harmonie und der Compositionslehre (des sogenannten Contra-Punktes). An Hrn. Tomaschek hat sich nun auch der Schüler desselben, Herr Regens-Chori Janusch angeschlossen, welcher seine Befähigung in dem ihm anvertrauten Amte schon durch eigene größere Compositionen bewährt hat, und nun mit Benützung der neuesten Werke einzelnen Individuen Unterricht in der Harmonie und im Contrapunkte gibt. Abgesehen davon, daß jeder Chordirektor in seiner Sphäre zugleich als Lehrer wirkt, geben mehre derselben auch außer Hause Unterricht.

Nicht minder zugänglich ist für die Zöglinge der Musik, die nicht Schüler des Conservatoriums sind, der Unterricht in der Behandlung einzelner Instrumente. Nicht leicht dürfte eine Stadt von 100,000 Einwohnern mehr tüchtige Clavierlehrer aufzuweisen haben, als Prag.

(Bohemia).

— Herr Musik-Direktor Lachner von Mannheim ist in gleicher Eigenschaft bei der K. Hofbühne zu München engagirt. Der verdienstvolle Direktor Moralt soll in Pension treten.

Neuere Dichter.

(Fortsetzung.)

Logogryph.

Aus München:

Kennst nicht das Land,
Sehr wohl bekannt
Durch deutsche Redlichkeit und Treu?
Es sind der Sylben ja nur zwei.
Ein Zeichen fort
Erscheint das Wort,
Das dir den großen Künstler nennt,
Der in der Tonkunst eminent
Uns stets entzückt,
Sich Lorbeer pflückt.
Auch ist des ersten wahrer Sohn,
Der Vaterland und Königs Thron
Recht herzlich liebt,
Sich gern hingibt. (!)

(Tagblatt.)

Aus der Berliner Vossischen Zeitung:

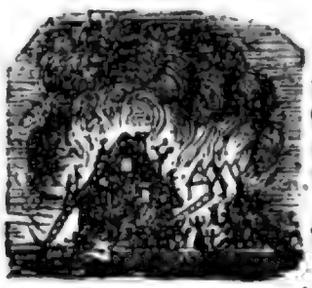
Dem Königl. General-Musikdirektor Dr. Ritter Spontini.

Der 14. Nov. 1835.

Es grüße Dich, in seinem schönsten Lichte,
Der heut'ge Tag, Dein Lebensfest er weiht.
Nimm diesen Wunsch hin für ein lang Gedichte:
Gott sey mit Dir in Deiner Lebenszeit!
Nicht ich allein, nein, alle Guten, Treuen,
Sich heut mit Dir in Deiner Freude freuen.

— — — r.

Feuersbrunst.



In Christiania ist am 6. d. das Schauspielhaus abgebrannt. Es kam um 9 Uhr, während der Aufführung eines Stückes: „der Einzug," Feuer in der Garderobe aus, wo die Statisten sich angekleidet hatten; die Schauspieler und die Zuschauer (etwas über 100), hatten kaum Zeit zu entfliehen, und das Gebäude brannte bis auf die äußern Mauern ab, nebst allem Inventar, wovon besonders die Musikalien viel gekostet hatten.

Originelle Danksagung.

In dem Chemnitzer Anzeiger v. 3. Okt. d. J. steht buchstäblich folgende merkwürdige Danksagung: Mit dem tiefsten, ehrfurchtsvollsten und zugleich erfreulichsten Gefühle sage ich heute, bei der von mir am gestrigen Tage erfolgten Hinrichtung der Mörderin Beyer, verehlicht gewesenen Seltner, meinen schuldigsten und aufrichtigsten Dank für die große Achtung, Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit, welche nicht nur von Seiten E. wohllöbl. Justizamtes zu Sachsenburg, der verehrungswürdigen Geistlichkeit, als auch der achtungswerthen Communalgarde, der sämmtlichen hiesigen, mir schätzbaren Einwohner und andern auswärtigen Fremden nicht nur mir, sondern auch meinen Beiständen, Hrn. Joh. Conr. Oette aus Meißen, Hrn. Joh. Andr. Körtzinger aus Lommatzsch und Hrn. Friedr. Louis Otto aus Dresden, zu Theil wurde und ich fühle mich bei meinen Empfindungen um so mehr verpflichtet, bei dieser von mir vollzogenen ersten Exekution meinen aufrichtigsten und herzlichsten Dank allen den verehrungswürdigen Behörden des weltlichen und geistlichen Gerichts, noch mehr aber für den Beweis der Liebe und Achtung, welche uns von der hiesigen Kommunalgarde bei dem Eintritt auf den Exekutionsplatz erwiesen wurde, zu sagen und die Gefühle meines Herzens sind so bewegt, daß ich sowohl, als meine Herren Beistände, nicht unterlassen können, hiermit öffentlich unsern Dank abzustatten, welchen ich jederzeit auf alle nur mögliche Art zu beweisen suchen werde.

Frankenberg, am 30. Sept. 1835.

Carl Friedrich Fischer,
Scharfrichter.

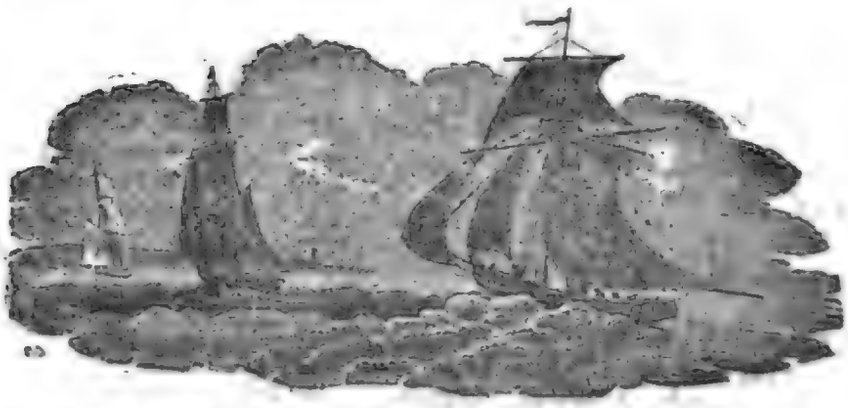
Stylprobe.

Das Münchner Tagblatt gibt wörtlich: Derjenige Herr wo in der königl. Landwöhrstraßen mich schon das öfteremalen fast mit seinen steifen Rabben hätte fast beinahe zusammengerütten ist ein vrevelhafte Person und vermuthlich ein Mensch der noch nicht durchgehauet woren ist, waß ich aber bestimmt thue, wenn er noch einmal so imfam auf mir fast reitet. Ich bitt dieß in's Tagblatt zu setzen damit man es weiß, was das für kecker Sonderling ist.

Selbstmord.

Unter die Dienstmägde in München ist seit einiger Zeit eine besondere Wuth gekommen, sich mit Vitriol zu vergiften. Am verflossenen Sonnabend ereignete sich wieder ein solcher Fall, ein 21jähriges Dienstmädchen nahm eine bedeutende Quantität Vitriol zu sich, wurde aber dadurch nicht getödtet und befindet sich jetzt im allgemeinen Krankenhaus.

Seeräuberei.



Privatmittheilungen zu Folge, wurde auf der Rückfahrt von Ostindien ein dänisches Schiff, „Matador," Kapitain Schildknecht, von einem Raubschiffe bedroht und mit 2 Kanonenkugeln zum Beilegen aufgefordert. Ehe die Räuber zum Entern kamen, hielt der Kapitain mit seinen Leuten Rath: Ob sie wollten entern lassen, oder sich vertheidigen? Die Antwort war: „Vertheidigung — bis auf den letzten Mann!" Das Raubschiff wurde durch 5 Kanonenschüsse zum Sinken gebracht und ging, mit Ausnahme des Kapitains, der als Gefangener nach England gebracht wurde, in Grund.

Mordthat.

In der Nacht vom 28. z. 29. Nov. wurde der Praktikant bei dem Münchner Kreis- und Stadtgericht E..., in der Josephspitalgasse, ohne vorher gegangenen Wortwechsel von einem Bekannten desselben durch einen Messerstich in den Unterleib tödtlich verwundet.

Aus Darmstadt.

Wenn nicht der durch die Machtvollkommenheit etlicher Zeitungs-Korrespondenten in den Fürsten- und Heldenstand erhobene „Walzerkönig, Walzerfürst und Walzerheros," Herr Joh. Strauß von Wien, gegenwärtig in unsrer Mitte sich befände, so wüßte ich in der That nicht, was ich Ihnen heute schreiben sollte, da unsere materiellen Tagsinteressen bei seiner Ankunft sich ausschließlich um die Nützlichkeit der Runkelrüben, der die Zoll-Intraden bedrohenden Kaffeesurrogate und endlich um die mordbrennerischen Reibzündhölzer zu drehen schienen. Schon die bloße Ankunft des Herrn Strauß als Reisender war ein Ereigniß, welches Aufmerksamkeit erregte. Vor dem Gasthaus zur Traube, wo er abstieg, standen erwartungsvoll viele Neugierige, die schon in den Blicken oder der Physiognomie des anspruchslosen Reisenden die begeisternden Kompositionen zu lesen glaubten, womit er auf seiner musikalischen Reise schon so manche tanzlustige Seele bis zum Wonnetaumel entzückt hatte. In dem Saale des erwähnten Gasthauses ist er mit seinem Orchester bereits zweimal aufgetreten und hat durch seine ausgezeichneten Produktionen den Erwartungen entsprochen, welche die zahlreiche Zuhörerschaft von ihm und seinen tüchtigen Kunstgenossen im Voraus hegen zu dürfen glaubte. Morgen Abend wird Hr. Strauß bei einem in dem Gesellschaftshaus veranstalteten Festballe erscheinen und durch die Macht seiner Töne ein Vergnügen verherrlichen, welches die Tanzlustigen in jenem Saale in der Art gewiß noch nicht genossen haben. Bei unsern jungen Damen und Herren ist daher jetzt Strauß das Losungswort, welches von Mund zu Munde geht und morgen Abend um 7 Uhr sich in die schönsten Harmonien auflösen wird.

(Didascalia.)

Anekdote.

In Domergues „Erinnerungen aus Rußland während des Krieges mit Frankreich" heißt es: „Ein Pole aus Moskau war mit seiner Familie bis zur Beresine gekommen. Aber bei einem der häufigen Kosaken-Hurrahs wurde er gefangen von seiner Familie und unter den

remarked. Einige Gattin gelang es jetzt, in mehreren, über 24 Stunden dauernden Anfällen Anfall ihres Mannes zu verhindern, daß er sich in dieser Zeit nicht legte, sondern, wenn auch noch so müde, immer wieder aufstand und sich bewegte. Sie sagte ihm dann, daß sie ihn sonst für tot ansehen würde.

Mehrung.

In der Nacht auf den 1. November hatte man in Paris die Leiche des reichen Kaufmanns und Bankiers Bonnet-Duverdier, der sich in der Seine ertränkt hat und 3 Millionen Frs. seinen Erben hinterließ, gefunden.

Allerlei.

Minden. Im Minden Lande wurden in diesem Jahre 1,200,000 Zentner Kartoffeln geerntet, das ist ein Durchschnittsertrag von 100 Zentner auf den Morgen. Die Kartoffelernte wird meist durch Dampfpflüge bestellt. Auch Dampfdreschmaschinen sind in Minden Land in Gebrauch. Der Morgen Land kostet 1200 Mk. Morgen, Dienstag, morgen Donnerstag.

Von Hexen und Hexern. Wie aus Ostbayern wird aus Niederösterreich berichtet, daß dort ein Bauer, der sich für einen Hexenmeister ausgab, und der sich durch den Verkauf Amuletten, als Schutzmittel gegen Hexen, sowie durch allerhand Hexenkünste, wie durch Anbohren von Bäumen, um aus diesen Blut fließen zu lassen, ein gutes Stück Geld verdient hatte, vom Gericht freigesprochen wurde. Der Richter sagte in seiner Urteilsbegründung, daß es ihm nicht möglich sei, einen Menschen zu bestrafen, der sich für einen Hexenmeister ausgebe, da es solche Leute nicht gebe. Auch Hexen gebe es keine mehr.

Ein Wunder erlebte man neulich in Wien. Ein Mann, der seit 20 Jahren taub war, hörte plötzlich wieder vollkommen gut. Ein Arzt hatte ihm Einspritzungen gemacht.

Zu Mindens erfahren wir neben der Kartoffelernte, daß auch die Obsternte eine ganz gute war. Die Preise waren verschiedene gewesen. Für Äpfel wurden 3 Mk. für den Zentner bezahlt, für Birnen 4 Mk. und für Pflaumen 5 Mk. Der Zentner Äpfel gab 3 Mk. Ausbeute. Der Ertrag der Obsternte ist ein Durchschnittsertrag.

Der Tod im Ozean. Ein Dampfer, der in Amerika gelandet ist, hatte die Leiche eines Passagiers an Bord, der auf der Überfahrt gestorben war. Der Kapitän ließ den Toten in einen Sack nähen, an den Füßen ein Gewicht binden und in den Ozean werfen. Der Sack mit der Leiche sank nicht, sondern trieb auf dem Wasser. Der Kapitän ließ Kanonenschüsse abfeuern, um den Sack zu versenken, was jedoch mit der Leiche, durch die Luft, die sich im Sack befand, nicht gelang. Der Kapitän ließ dann den Sack mit Kugeln durchlöchern. Nun sank der Sack mit der Leiche. Der Kapitän ließ dann, als er in Amerika gelandet war, den Sack wieder heben und ließ dem guten Mann ein ordentliches Begräbnis geben. Das ist doch wenigstens etwas.

Um 1. Dez. war in Berlin ein Mann gestorben, der hat beinahe 1 Jahrhundert gelebt. Dieser Mann, Namens Gottlieb Hoffmann, war 99 Jahre alt geworden. Er erlebte den Regierungsantritt des großen Kurfürsten bis zu dem des jetzigen Kaisers. Er hatte 6 Kinder, 30 Enkel, 40 Urenkel und 4 Ururenkel. Der ist ja bald weltberühmt geworden. Der hätte sein Geburtstagsfest schreiben müssen, wie Goethe und Schiller.

In einer Schulstadt war ein Mann Lehrer. Verheiratung zu heiraten. Er hatte sich eine Frau gewählt, die ihm 3 Kinder gebar. Und als Mutter ungenommen.

Das Hospiz der Geisteskranken in Gent.

Mit Recht rühmt man die Polizei- und Wohlthätigkeits-Anstalten in Gent. Zwei Institute ziehen unter andern die Aufmerksamkeit der Reisenden und die Betrachtungen derer auf sich, welche solchen Materien ein besonderes Studium widmen; das eine gehört der allgemeinen Civilisation des Landes an, dessen zweite Stadt Gent bildet, das andere gereicht dieser großen Stadt allein zur Ehre. Das erste ist die Central-Strafanstalt, das zweite das Hospiz für geistes-kranke Frauen. Es handelt sich um Elend und Verbrechen, wie man sieht; aber wo wird der Reisende die Civilisation mit angenehmerem Gefühle bewundern, als an Orten, wo das Elend verstanden und erleichtert, das Verbrechen nur bestraft und nicht gerächt wird. Ich führe Sie zuerst in das Hospiz der geisteskranken Weiber; hier finden sich Leiden einer Art, welche oft den Verbrechen der Central-Anstalt zur Erklärung dienen; tritt denn nicht hier, wie dort Verstandes-Zerrüttung hervor, hier für einen Augenblick dort für immer! Wohl ist ein Mörder nicht immer ein Verrückter, wer aber den Einen am selben Tage sieht, wie den Andern, der trägt unwillkührlich auf den ersten ein wenig von dem Mitleide über, das ihm der zweite eingeflößt hat.

Wir klopften an eine ungestalte Thüre, an der kein äußeres Zeichen die Bestimmung der Anstalt verkündete. Die Stadt wollte ihre Wunden nicht vor dem Fremden enthüllen, der stoß auf einen Verstand vorübergeht, welcher von einem Fieber oder einem Geldverluste abhängt. Eine betagte Schwester mit der Brille auf der Nase öffnete. Sie führte uns in einen niedrigen Saal, an dessen Wänden Phiolen und Trinkgeschirre mit Apotheker-Etiquetten aufgestellt waren.

Diefer Chef ist in der That auch der Vorsteher der Armen. Alles Geld, was ihnen freiwillig Barmherzigkeit spendet, muß an ihn abgeliefert werden, der es dann nach seinem Gutdünken austheilt. Es ist nur Verwaltung derselben. Da ist es nun natürlich, daß er sich selbst die Ehre, die er verdient, nicht versagt, wie das Beispiel lehrt. Wenn er nicht einen Wagen und Pferde hat, so muß er sich doch wenigstens einen Esel halten, damit er, wie es scheint, auch nach der Ehrsame christlicher Gemeinde, die ihm ihre Armen anvertraut hat, einherreiten kann, wie Christ nach Jerusalem.

Obgleich sich anderen Gliedern im Hofstaat, durch die Eigenschaft eines Vorstehers, nur eine Stufe weiter emporreichen, mich dünkt sie höchst, wie der beiden Vorgesetzten der Hofstaat einer christlichen Jurisdiction sehr bedeutend sein, da sie ihnen Gelegenheit, sich mit Ehren auch hinter ihren großen Vorgesetzten zu stellen, wie auch Gelegenheit, sich mit ihnen zu vergleichen, wie sie es verstehen, und sie ihnen gleichen können. Aber besonders kann der Vorsteher der Armen sich sehr vortheilhaft hervortun, wenn er sich mit seinem Esel, der ihm ebenfalls zu Ehren und Würden gehört, vergleicht. Ein Esel ist ein starkes Thier, das viel tragen kann, und ist geduldig. Deshalb ist auch der Vorsteher einer geistlichen Jurisdiction, damit er standesmäßig, seinen Vorgesetzten gleich, einherreiten könne, ein Esel, der viel tragen kann, und geduldig ist. Er ist ein starkes Thier, das viel Geld, und geduldig ist. Er ist ein starkes Thier, das viel Geld, und geduldig ist. Er ist ein starkes Thier, das viel Geld

welche schöne Zähne sehen ließen; Wangen, deren Jugend die klösterliche Strenge noch nicht zu zerstören vermocht hatte, an denen jedoch von Tag zu Tage einige Rosen verwelkten, die im Hauche der Welt wohl bald wieder in neuer Blüthe erstanden wären; ihr graziöser, obwohl vernachläßigter, gleichgültiger Gang; ihre durch die unförmliche Weite der Kloster-Kleidung dem Anblicke geflissentlich entzogene Gestalt; ihre zarte, obwohl der Schwingung entbehrende Stimme, die an der Seele hinstreifte, wie ihr Auge an den Gegenständen; ihre weißen, zarten Hände, die aus weiten Aermeln von demselben Leichentuchstoffe, wie der Brustschleier, hervortraten und die dicken Schlüssel am Bunde mit der Sorglosigkeit eines Pförtners handhabten, alle diese Schönheiten, die sich ihrer selbst nicht bewußt waren, machten die junge Nonne zum vollkommenen Musterbilde der Frauen, die zwischen Himmel und Erde leben, die der Erde durch die Barmherzigkeit und dem Himmel durch den geistlichen Tod des Körpers angehören; zum Musterbilde der Geschöpfe, die hier ihre Reinigung vornehmen, ehe sie zum Paradiese gelangen und nur die Sünde ihrer Entstehung zu sühnen haben; der weiblichen Wesen, die weder krank noch gesund, weder jung noch alt sind, die über die Jahre hinschreiten, ohne es zu fühlen, die da sterben, ohne gelebt zu haben.

Sobald ich sie mit dem Schlüsselbunde uns nahen sah, und sie mit mattem Lächeln und abgewandtem Blicke ein Zeichen gab, daß wir ihr folgen sollten, empörte sich mein ganzes Herz. Es durchkreuzten meinen Kopf Gedanken an Tyrannei, gezwungenes Gelübde, schwachmüthige Verwandte; und es erfaßte mich ein wenig der philosophische Ingrimm des achtzehnten Jahrhunderts gegen Religions-Gelübde. Ich bildete einen Roman, entriß das liebreizende Geschöpf der Finsterniß des Hospizes, gab es der Welt zurück; es wurde Gattin und Mutter; es machte das Glück zweier Familien aus; es erbaute uns durch seine Tugenden; es entzückte uns durch seine Eigenschaften; ich stellte mich so auf den unrichtigsten Gesichtspunkt, um die Lage der jungen Schwester zu erforschen, und lief Gefahr, an dieser süßen Blume vorüberzugehen, ohne ihren Geruch eingeathmet zu haben. Als ich sie näher betrachtete, stürzte mein ganzer Roman zusammen. Ich setzte bei dieser von den Menschen getrennten Seele eine entfernte reuige Sehnsucht nach der Welt, einige Unruhe, ein wenig den Ansichten unserer Zeit entströmende Empörung gegen alle Bande der Convenienz und Pflicht, voraus; wer sollte auch glauben wollen, eine so reizende Frau wolle nur ein Schatten seyn. Bei ihren ersten Worten leuchtete mir aber ein, daß sie begriffen und nicht beklagt

sein wolle. Ich mußte mich über diese Stufe romanhafter Ideen erheben, die nach Allem nur die Rhetorik unserer Epoche ist; ich mußte wenigstens für einen Augenblick besser werden, um dieses jungfräuliche Leben zu verstehen, wo selbst das Opfer etwas Maschinenmäßiges hat, wo selbst die erhabenste Hingebung keine Rechenschaft von sich zu geben vermag. Ich ging an ihrer Seite und richtete viele Fragen an sie, anfangs mit der albernen Neugierde eines Ungläubigen, der mit aller Gewalt hinter dieser entsagenden Jugend eine Spur von Sehnsucht nach der Welt entdecken wollte, dann aber mit zarter, verständiger Achtung und einem Mitgefühle, das mein Herz nicht beunruhigte und das ihrige nicht in Verlegenheit brachte. Alle ihre Antworten waren richtig, genau und durchaus nicht ängstlich; ich durfte sie oft und frei bei jeder Frage anschauen, ohne daß sie das Gesicht zurückzog, von dem sie wohl glauben mochte, es sey keine andere Schönheit daran zu bemerken, als die der alten Schwester Apothekerin. Ehe sich noch Leidenschaften regten, in der frühesten Jugend hatte sich die Religion dieser Seele bemächtigt; die inneren Uebungen hatten diesen Schlummer verlängert, und schon seit einigen Jahren war, wie es scheint, von dieser Lethargie der Tod herbeigeführt worden. Hätte ich den höllischen Gedanken gehabt, sie zu ihrer, in einem Irrenhause begrabenen, Schönheit zurückkehren zu lassen, sie würde mich wohl nicht verstanden haben. Kein Wort der Versuchung hätte der sanften Nachtviole, die sich des Tageslichts entwöhnt, den Kelch erschließen können, der geschlossen bleiben sollte, bis zum Aufgange der Sonne des ewigen Lebens. Das Herz, dieses zarte, leicht verwundbare Ding, in dem jedes zufällig hingeworfene Korn wüthende Leidenschaften keimen läßt, dieses Herz hatte bei der jungen Religiösen noch nie gesprochen; sie hatte es wie ein weltliches, noch nie entfaltetes Gewand, unter allen ihren Mädchen-Anzügen, Festkleidern, unter dem Geschmeide und den der Scheere verfallenen schwarzen Haaren ihren Verwandten gelassen.

Zuerst zeigte sie uns die verschiedenen Abtheilungen des Gebäudes, die Schlafgemächer, die inneren Säle, die Küche, das Krankenzimmer. Alle diese Zimmer sind bewunderungswürdig reinlich gehalten. Die Betten in den Schlafgemächern sind gut, weich, geräumig; viele arme Weiber, die, so lange sie noch ihren Verstand besaßen, kaum ein ärmliches Strohlager hatten, fanden wenigstens, als sie ihn verloren, ein Bett, um sorglos darauf zu schlafen; wunderbare Barmherzigkeit, die schon auf Erden eine Wiedervergeltung voraus reicht, wie sie das Christenthum im Himmel verheißt! In materieller Beziehung erfreut sich dieses Hospiz aller Schönheit (erscheint dieses Wort nicht als eine

bittere Ironie), welche mit einer Anstalt dieser Art verträglich ist. Alle diese Lebensgeister, die ihren Kompaß verloren haben, werden so sorgfältig bewahrt, als gehörten sie Kindern, denen der Kompaß noch gar nicht zu Theil geworden ist. Die Irren genießen Luft und Licht und Freiheit der Glieder, wenigstens diejenigen, welche an einer unschädlichen Narrheit leiden; im Ueberflusse empfangen sie dieselbe Nahrung, wie die frommen Jungfrauen, von denen sie ihnen bereitet und verabreicht wird. Ein geschickter, auf der Höhe der Wissenschaft stehender Arzt, ein Mann, der es begriffen, daß bei solchen Krankheiten die Kunst vorzüglich in verständiger Güte besteht, besucht sie jeden Tag, um die Geisteslichter zu erforschen, die bei denen durchbrechen, deren Uebel heilbar ist, und durch stufenweise Behandlung die Rückkehr zu unterstützen, um Diejenigen zu besänftigen, die in Verzweiflung gerathen sind, um Allen freundliche Worte zu sagen, um die abzuhalten, aber nicht zu bestrafen, welche Uebles thun, mein Gott! weil sie nicht wissen, was sie thun. Sie haben auch einen Geistlichen und eine abgesonderte Kapelle, wo selbst die Ausschweifendsten, wie uns die Schwester erzählte, sich sammeln und mit vieler Andacht beten. Seltsame Parodie oder seltsame Bestätigung der Worte des Evangeliums: „Selig sind die geistig Armen.“

Es ergriff mich eine Ungeduld, sie zu sehen. Die Schwester führte uns auf die Flur im ersten Stockwerke, gegen die sich weiße gedielte Zellen mit einem Bette und einigen kleinen Geräthschaften öffnen. Hier sind die Schlafzimmer der Irren, welche mehr Freiheit haben, weil ihre Krankheit keine strenge Aufsicht erfordert. Wir sahen zwei, die unser Interesse auf verschiedene Weise in Anspruch nahmen. Die erste von diesen Verrückten war eine glückliche Närrin. Außer einem beträchtlichen Einkommen und viel mehr Mitteln, als Bedürfnissen, gewährt ihr ihre Narrheit größere Freuden, als den Meisten unter uns unsere Vernunft. Wir traten in die Zelle ein, wo wir sie sitzend und mit weiblicher Arbeit beschäftigt fanden. Sie erhob sich und sprach lachend tausend gewöhnliche Dinge, die sich von der Conversation einer Hausfrau nur durch den Mangel an Zusammenhang unterscheiden. Das arme Weib mochte etwa fünfzig Jahre zählen. Zwanzig Jahre hat sie in diesem Hause zugebracht, stets heiter, stets glücklich, vollkommen gesund, zufrieden mit der Freiheit, die man ihr gestattet; nie führt sie eine Klage; die Schwestern empfängt sie mit freudigem Lachen, und macht ihnen zum Vorwurfe, daß dieselben sie nicht häufig genug besuchen, als müßte die arme Frau ihren Ueberfluß an Glück mit einer zarten Seele theilen. Sie leidet am Irrsinn der Zufriedenheit und ist dazu vielleicht durch große

Leiden gelangt. Es ist ein glückliches Wesen, aber nur, weil es seinen Zustand nicht kennt. Im Momente, wo sich diese Verrückte in der Nacht ihres armen Geistes erschaute, würde sie sterben. Nichts ist so sanft, so blühend heiter, als dieses gutmüthige flamändische Gesicht; es schien uns so viel Gutes zu wünschen, und doch ließ uns die Unglückliche gehen, ohne ein Wort zu sagen, um uns aufzuhalten, und nahm ihr Strickzeug zur Hand, mit dem sie ihr Gespräch fortsetzte, wie mit einer redenden Person unserer Art. Ich betrachtete sie von außen durch das Fenster; sie lachte noch immer, aber augenscheinlich, ohne sich derer zu erinnern, die sie so eben gesehen hatte. Nichts drückte in ihren Zügen die Narrheit aus, wenn nicht ein ewiges Lachen das sicherste Zeichen der Verrücktheit auf einem menschlichen Gesichte ist.

Die andere Geisteskranke war ein Mädchen von etwa dreißig Jahren, häßlich, aber mit gescheiten, Charakter-Festigkeit bezeichnenden Zügen. Mit großen Schritten, stolz und schweigend, mit der Miene eines Weibes, die dem Mißgeschicke Trotz zu bieten vermöchte, ging sie auf der Flur umher. Sie wurde verrückt, weil sie über ihrem Stande liebte. Der Gegenstand ihrer Neigung ist der Gouverneur der Provinz, den sie nie gesehen, der auch, soll ich glauben, was man mir gesagt hat, nichts weniger, als ein Romanheld ist. Ihre Narrheit besteht in der bedauernswürdigsten Leidenschaft, in einer doppelt ungleichen Liebe eines Mädchens von untergeordneten Verhältnissen und eines häßlichen Mädchens. Wer vermag zu sagen, was die arme Närrin gelitten hat, ehe ihr Verstand ein Opfer der Krankheit geworden ist, ob es nicht die Unmöglichkeit war, die Gattin eines heimlich geliebten jungen Mannes von ihrem Stande zu werden und der täglich erneuerte Schmerz, daß sie seine Seele nicht zum Sprechen auf seinem Gesichte bringen konnte, was sie in den Wahnsinn dieser ehrgeizigen Liebe für einen öffentlichen Beamten versetzte. Welche traurige Widersprüche im Geschicke! Dieses Weib besitzt alle Schönheiten des Körpers und läßt alle der Seele vermuthen; aber sie ist ohne alle Herzensgüte; jene verbirgt in sich unaussprechliche Schätze an Zärtlichkeit, Liebe, Hingebung; aber ihr Gesicht ist abstoßend. Diese Reichthümer müssen aber Gelegenheit finden, sich zu ergießen, oder sie werden das arme Geschöpf zerstören, in das sie Gott gelegt hat. Ist ihr Kopf nicht stark genug, so wird der Verstand entweichen und mit ihrem Verstande die wirkliche Welt, in der sie zu einem Leben ohne Liebe verdammt war; sie wird sich in einer eingebildeten Welt bewegen, und darin schön zu seyn und zu lieben und jeden Tag die Ankunft des Geliebten zu erwarten wagen. Widersteht ihr Kopf

allen Qualen einer verfehlten Bestimmung, so wird sie einige Zeit ihre schwache Vernunft nach sich schleppen, und in ihren einsamen Nächten mit dem Schicksale kämpfen; schwächt sich ihr Leben, so wird die Welt um sie her bald glauben, es sey ein Gebrechen der physischen Organisation, denn wie sie häßlich geboren ist, so konnte sie auch schwächlich, hinfällig geboren werden. Der Arzt wird Mittel verordnen, aber eines Abends wird diese arme Seele, beruhigt, glücklich, dem Körper entfliehen, der sie niedergedrückt hat, mit gerechtem Anspruche auf unermeßliche Entschädigung, denn, mein Gott, welche Qual war schmerzlicher, unnützer, als die ihrige!

Des Gouverneur von Gent unbekannte Geliebte träumt vom Ehrenplatze im Palaste des Gouvernements, von hohen Titeln, von Carrossen, Livreen, und trägt den Kopf sehr hoch. Alle ihre Tage sind von Hoffnung belebt; ihr Gefängniß betrachtet sie wie das letzte Hinderniß von Seiten der Verwandten, und jeden Morgen erwartet sie, daß man kommen und sie mit großem Ehren-Cortege nach dem Hause ihres Verlobten führen werde. Sie fühlt ihre Häßlichkeit nicht mehr, sie beschaut sich in ihrer Narrheit, dem einzigen Spiegel, der ihr schmeichelt, und darin findet sie sich so schön, so prächtig, wie eine große Dame mit mehr vornehmen, als hübschen Zügen und majestätischem Wuchse; Romane und Narrheit theilen sich in Vollendung des Porträts. Sie betrachtete uns mit einer gewissen Geringschätzung, denn ohne Zweifel erwartete sie den Cortege, der sie zu ihrer glänzenden Vermählung abholen sollte, und da sie uns ohne Degen und Epaulettes erblickte, so schien sie zu sagen: das sind nicht die Leute, auf die ich harre. Es erfaßte mich ein lebhaftes Verlangen, sie zum Sprechen zu bringen, und ich bat die Schwester, sie herbei zu rufen. Sie trat mit unzufriedenem, verdrießlichem Gesichte und hochmüthigem Blicke herzu. »Diese Herren möchten mit Ihnen reden,« sprach die Schwester mit sanftem Tone, und wir näherten uns begierig. »Mit mir?« entgegnete sie. »Ja, mit Ihnen.« Sie zuckte leicht mit den Achseln und wandte uns den Rücken, wie Leuten, die sich getäuscht haben. So glaubte ich wenigstens nach Allem, was ich von ihr sah; aber bald entstand ein Zweifel in mir und ich fragte mich mit blutendem Herzen, ob unsere Neugierde sie nicht von ihrem Zustande unterrichtet haben könnte, und ob sie sich nicht vielleicht aus Schaam von uns entfernt habe!

Die Schwester führte uns in den Saal, in welchem sich die unschädlichen Närrinnen aufhalten, die, welche Geschei sind, sagte sie uns mit ihrer schönen Stimme. Sie sind an keine Arbeit gebunden. Mehre stricken, denn das beschäftigt ihre Einbildung, die Einen ver-

Lieutenant Colonel Commandant Sir Charles Ross Inglis, Bart., Royal Artillery, to be Colonel Commandant, vice Major General Sir Thomas Fraser, K.C.B., K.C.M.G., C.V.O., C.I.E., D.S.O., Royal Artillery, deceased.

Lieutenant Colonel Commandant Sir Charles Ross Inglis, Bart., Royal Artillery, to be Colonel Commandant, vice Major General Sir Thomas Fraser, K.C.B., K.C.M.G., C.V.O., C.I.E., D.S.O., Royal Artillery, deceased.

Seele geschieden ist, ehe der Todeskampf anbrach. — Als ich diese Todten betrachtete, die noch athmeten, fragte ich mich, warum der Sensenmann so lange vor den Betten zögere, auf denen sie schon kalt und eingetrocknet wie die Leichname liegen, während er vielleicht an ein Nachbarhaus klopft, und ein junges Mädchen in der Blüthe der Jahre, der Schönheit und der Hoffnungen, die einzige Freude seiner Mutter, heimsucht. Diejenigen, welche man mit Gewalt auf dem Bette hielt, waren jünger. Die Arme durch das Kamisol gebunden, das Auge heiß und naß, das Gesicht feucht, mit einer gewissen aus den zerrissenen Zügen sprechenden Demüthigung, als wären sie im ungleichen Kampfe unterlegen, waren sie mehr ausgestreckt als liegend, während ihr zerbrechliches Gehirn nur ein Gedanke durchkreuzte, der, sich ihrer Bande zu entledigen. „Betrachten Sie diese hier," sprach die Schwester, „drei Männer könnten kaum mit ihr fertig werden, wenn sie frei wäre." Ich ging ganz nahe zu dem Bette. Es war ein junges, schrecklich abgemagertes Weib, mit hohlen entzündeten Wangen, mit einer Art von Wuth Athem holend, aber von außerordentlich edler, interessanter Gesichtsbildung; sie mußte nicht in Folge gewöhnlicher Leiden hieher gebracht worden seyn, und ihr Wahnsinn entsproßte vielleicht nur einer zu starken Seele, die mit allzuschwachen Organen ausgerüstet war. Ich fragte nach ihrer Geschichte; man wußte sie nicht. Die Familien, welche eines ihrer Glieder in das Hospiz schicken, theilen nicht immer das Geheimniß dieser fürchterlichen Trennung mit; denn es könnte dieses Geheimniß oft eine Schande für sie und ihre Opfer seyn. Ich hatte nicht hinreichend kaltes Blut, um Romane über diese wüthende Physiognomie zu schaffen; aber, als wir vorübergingen, glaubte ich an der Bewegung ihrer Lippen eine verwundete Intelligenz und jene Art von Schaam eines Narren zu bemerken, dem eine dunkle Erinnerung an seinen verlornen Verstand geblieben ist. Im Augenblick, da ich dieses schreibe, ist die Unglückliche vielleicht todt. Ihr Wahnsinn bestand nicht allein in einer Desorganisation des Gehirnes; ihr ganzes Wesen wurde zu gleicher Zeit von demselben Uebel erfaßt, und ein langsames Feuer verzehrte die Arme in ihrem Bette, wo die aufmerksame Liebe der Schwestern vergebens auf ihre Belebung bedacht war. „Sie kann kaum mehr gehen", sagte die junge Schwester, schon bereit, mit den blassen Händen Diejenige zu begraben, welche der Tod ihrer sanften Pflege zu entreißen im Begriffe stand. Das kalte, absprechende Wort wurde mit so himmlischem Tone gesprochen, daß ich den guten Engel, den die Religion Jedem von uns gibt, vor mir zu sehen glaubte, wie er den sterbenden irdischen Gefährten mit dem milden Kummer eines Wäch-

ters betrachtet, der weiß, wo beim Austritte aus dem Leben das Wesen hingeht, das ihm anvertraut worden.

„Wir werden jetzt Einige sehen, die wüthend sind, ohne krank zu seyn," sagte sie, indem sie uns zum oberen Stockwerke hinaufführte. „Diese Weiber hier würden uns mit ihren Zähnen und Nägeln zerreißen, wenn wir ihnen die Freiheit ließen."

Wie schrecklich ist es, in solchen Ausdrücken von Geschöpfen sprechen hören zu müssen, die uns ähnlich sind, und — wie wir — der Mutter Milch gesaugt haben!

In diesem Augenblicke waren nur zwei da. Man hält sie in wohl verschlossenen, mit Balken befestigten Zellen in Käfigform. Die Eine stand aufrecht, den Kopf gegen den Balken gestemmt, an den sie sich krampfhaft mit ihren Händen anklammerte. Die Einbildungskraft entwirft zum Voraus das Porträt, welches wir erblicken sollen. Ich hatte wilde Gesichter, blutgierige Augen geträumt; ich wollte die Züge mit den Instinkten in Einklang bringen. Diese Unglückliche führte mich zu der Wirklichkeit zurück. Es war ein altes, runzeliges, trauriges Weib, mit ausdrucksloser, obwohl mehr harter als sanfter Physiognomie; auf ihre Miene hin hätte man um ihre Freiheit bitten mögen. Sie sagte uns einige Beleidigungen, kalt, mit monotoner Stimme, als wäre ihr armes Gedächtniß allein bösartig gewesen; vielleicht wollte sie uns nur schmeicheln. Ich weiß indessen gewiß, daß ich nicht mit meiner Einbildungskraft, sondern mit meinen Augen unter ihren welken Lippen die langen weißen Zähne, das einzige Ding gesehen habe, das sie mit den wilden Thieren gemein hat, deren Loos sie vermöge der Natur ihres Wahnsinns theilt. Das reichte hin, die Balken zu rechtfertigen. In Freiheit gesetzt, würde sie die Hände ihrer Wohlthäterinnen zerfleischt haben. Mußte da nicht unwillkürlich das Mitleiden in mir erkalten. Diese Unglückliche ekelte mich an, wie ein monstruoses Naturspiel, das die Seele eines Thieres in den Körper eines Weibes geworfen. Vielleicht leitete mich die wahre oder falsche Ansicht mehr aus Instinkt als aus Erfahrung, daß bösartige Narren bösartig gewesen seyn müssen, ehe sie Narren wurden. —

Das Mitleid regte sich wieder bei dem unglücklichen Wesen, das im nächsten Käfig röchelte, obgleich sein Wahnsinn schrecklicher war, als der des alten Weibes mit den langen Zähnen. Man hatte eine Fallthüre an den Balken des Käfigs angebracht, so daß sie Luft und Licht nur durch ein Loch erhielt; Tageshelle hätte sie außer sich gebracht. Sorgfältiger verwahrt, als die wilden Thiere, in engerer

Haft, als die gräßlichſten Mörder, gehaßt von Licht und Luft, die nur wie ſpitze Pfeile zu ihr drangen, die ſie in ihrem Käfig toben machten, wenn man ſie ihr nicht ſpärlich zumaß, ein Ding ohne Namen, halb nackt, düſter, formlos, zuſammengekauert, ein furchtbares Geheimniß ſelbſt für die beſondere Kunſt, welche unabläſſig die Krankheiten der Seele analyſirt und erforſcht, hörte ich ſie im Dunkel ſtöhnen, wo man kaum ihr Geſicht ſehen konnte, das ſie unter den gefeſſelten Armen vorſtreckte, als wollte ſie ſich gegen das Wenige von Luft und Tag vertheidigen, das man ihr nothwendig hatte laſſen müſſen. Man könnte ein Narr werden, wollte man dieſe Dinge zu ſehr in der Nähe und mit zu viel Sympathie betrachten. Was geht im Innern dieſes Weſens vor? Wer kann ſagen, daß eine Behandlung, die ſo ſehr der Rache gleicht, am Geeignetſten ſey, das Uebel zu hemmen, oder wenigſtens dem Tode ſein ſchmerzhafteſtes Herannahen zu entziehen? Iſt die Kunſt zuweilen verdammt, ſich des mächtigen Beiſtands des Mitleids zu berauben? Iſt ſie denn nicht eine Parodie auf das Mitleid dieſer ſanften, liebevollen Schweſter, wie ſie einem gefeſſelten menſchlichen Geſchöpfe in ein Käfig kaum von ſeiner Länge durch ein Loch Nahrung reicht? Mein Kopf gerieth in der That in Verwirrung. Man muß auch ſeine Vernunft nicht durch ſolche Feuerproben führen; ſie würde aus dem Geleiſe gerathen, ſähe ſie, was an ihr iſt, und wie wenig Mittel ihr gegeben ſind, um damit ihren eigenen Krankheiten entgegenzutreten. Sie iſt ſo ſchwach, ſelbſt, wo ſie am ſtärkſten iſt. Ich verlangte wieder nach dem Hofe hinabgeführt zu werden. Dieſe ſtöhnende, hinten im Käfige ſich bewegende Maſſe belaſtete meine Seele wie ein Alp; im Sonnenlichte wollte ich ſie vergeſſen.

Aber in dieſem Hofe fand ich andere Närrinnen, etwa zwanzig an der Zahl. Die Einen lagen auf dem Boden, die Andern ſtierten, an die Mauern gelehnt, gen Himmel, aber mit einem Blicke, in dem man keine Spur von Anrufung oder Hoffnung ſuchen mußte, nein, mit einem albernen Blicke, für den das Azur des Himmels nicht mehr Licht hat, als die Finſterniß. Alle Attituden vom inneren Saale fand ich hier wieder. Mehre kamen zu uns, um ihre Freiheit zu erbitten; Alle hatten Beſchwerden gegen die junge Schweſter. Ein altes Weib mit Brillen, mit dem emphatiſchen Tone und den Geberden eines Marktſchreiers, drohte uns, ſie werde dem Könige ſchreiben, wenn man ihr die Thore nicht öffne. Eine Andere im Zwangskamiſole, ein dickes rauhes Weib, mit ſtarkem Barte, männlicher Stimme, wüthendem Auge, verfolgte die Schweſter mit Schimpfreden, wie dieß Weiber aus der Hefe des Volkes untereinander mit einer Auswahl

verworfener Worte zuweilen thun. Die Nonne erröthete nicht einmal, viele von den beleidigenden Aeußerungen hatten gar keinen Sinn für sie; sie konnte sie öfter vernehmen, ohne sie zu hören; ihr Gedächtniß war so keusch, als ihre Seele. Nie werde ich vergessen, mit welcher Anmuth sie die Unglückliche zu besänftigen suchte, indem sie ihr mit milden Worten zuredete und mit ihrer schönen Hand leichte Schläge auf die Schulter gab. Die Närrin stimmte jedoch keinen geschmeidigeren Ton und hörte nicht auf, uns Beleidigungen nachzurufen. Da kam ein anderes, im Zustande vollkommener Schwäche befindliches, abschreckend häßliches Weib mit herabhängenden Lippen und blödem Auge, überdieß taubstumm, ergriff sie mit schmeichelnder Miene beim Arme und zog sie nach der entgegengesetzten Seite hin. Die Närrin folgte der Blödsinnigen, wie ein Kind seiner Mutter folgt. Von Allem, was ich an diesem traurigen Orte gesehen hatte, erschien mir dieses am sonderbarsten und unerklärlichsten: eine Freundschaft zwischen der Vernunft beraubten Wesen, ein Herzensschimmer in der Nacht zweier zerstörter Geister.

Es war Zeit, zu gehen. Es ist eine starke Prüfung, eine Stunde mit Beschauung geisteskranker Weiber hinzubringen. Ich betastete meinen erschütterten Verstand, als befürchtete ich, nur die Hälfte zurückzubringen. Wir gingen durch einen der Corridors im Erdgeschoße, wo sich die Zimmer der Nonnen befinden. Die Eine saß am Piano und spielte die Melodie einer Kirchenmusik. Das Wenige, was ich vernahm, ging mir zu Herzen und dämpfte die unaussprechliche Unruhe, in die mich all' diese Schreckuisse versetzt hatten. Ein Paar harmonische Noten in einem Winkel dieses Hauses der Leiden, wo die menschliche Stimme ihren natürlichen Ausdruck verloren hat, und nur noch ein langer artikulirter Seufzer ist, war etwas so Unerwartetes, Besänftigendes. Und dann dieses Zeichen seiner Bildung, an der die Musik ihren Theil genommen, erhöhte noch so sehr den Preis des Opfers dieser heiligen Jungfrauen! Auf eine, vielleicht nicht ganz discrete Weise bezeugte ich der jungen Schwester, wie es mir verständig erscheine, daß die Strenge der Anstalt ihnen diese angenehme Erholung, die einzige Erinnerung, die ihnen von der Welt bleibe, nicht versage, und daß die Religion, die von ihrer Seite so viele Hingebung genieße, ihnen eine Erquickung durch die Musik, das keuscheste und religiöseste aller Vergnügen, gestatte.

Als wir dankend von ihr Abschied nahmen, spürte ich, daß Etwas sich in meine Beine verwickelte. Unglückselige Mutter, die das Kind an das Licht der Welt gebracht hat, welches ich mit verknoteten Gliedern, mit geifferndem Munde, mit einem Auge ohne Blick auf der

Platte kriechen ſah; ein ſo abſtoßendes Weſen, daß ihm die eigene Mutter nicht hätte liebkoſen können! Es war hier unnützer, als ein Thier. Die Civiliſation der Alten hätte es in den Abgrund geſchleudert; die moderne Civiliſation wird es nähren, zu Bette legen, kleiden, bis zu ſeinem Tode. Auf welcher Seite iſt das Mitleid?

Man rühmt in Gent auch das Hoſpiz der geiſteskranken Männer; ich ſprach davon, daß ich es ebenfalls beſuchen wolle.

„Ich werde Sie um Erlaubniß bitten, Sie nicht dahin begleiten zu dürfen,“ ſagte mir eine von den Perſonen, welche die Güte hatten, mich zu dem Hoſpize der Weiber zu führen, und ſeine Stimme klang ſo verändert, daß ich meine Bitte bereute, wie eine Beleidigung, die ich einem Freunde geſagt.

Der Mann, der auf den Brief eines alten Bekannten mich mit ſo vieler Zuvorkommenheit empfangen, der ernſte, in ſeinen Gewohnheiten methodiſche Greis, der auf eine ſo verbindliche Weiſe die Ordnung ſeines Lebens unterbrochen, um mir die Honneurs ſeiner Stadt zu machen, wollte ſich durch ſeine Worte nicht einem neuen Frohndienſte der Gaſtfreundſchaft entziehen:

Er hatte einen Sohn in dieſem Irrenhauſe.

Die todte Schiffsmannschaft.

Ein Seeabenteuer.

Erzählt von

A. Patersi de Fossombroni.

Es war im Juni 1813, als die Kriegsbrigg, le Cuiraſſier, den franzöſiſchen Conſul in der Levante mit ſeiner ganzen Familie nach Smyrna führte. Ich ſelbſt war mit einer Privat-Miſſion beauftragt worden, und hatte den Befehl erhalten, mich an denſelben Bord zu begeben.

Der Cuiraſſier war ein ſchönes, zierliches Fahrzeug von gutem Anſehen, wenn es unter Segel war, und ein Schnellſegler dabei; dieß war nöthig, denn das Meer war mit engliſchen Schiffen bedeckt. Da der Commandant im Voraus wußte, daß Damen an Bord ſeyn würden, ſo hatte er ſein Schiff mit vielen Gegenſtänden des Luxus und der Bequemlichkeit verſehen. In dem Zimmer, welches mit auserwähltem Geſchmack möblirt war, ſah man einen herrlichen Flügel von Pezold und andere muſikaliſche Inſtrumente, die einen angenehmen Contraſt mit den Trophäen aus Säbeln und Piſtolen bildeten, welche die gewöhnliche Decoration dieſes Gemaches ſind. Unſere Mahlzeit, wozu der Capitän jedes Mal einen ſeiner Offiziere einlud, war eben ſo ausgeſucht, als man ſie in Paris nur wünſchen konnte. War ſchönes Wetter, ſo brachten wir den Abend plaudernd oder ſpazierend auf dem Decke zu, den Himmel betrachtend oder die Wellen, und die wohlduftende Luft des mittelländiſchen Meeres einathmend. War es finſter und kalt, ſo blieb man in dem Zimmer; dann muſicirten die Damen; man ſetzte ſich um den Commandanten, der uns von ſeinen

Abenteuern und von seinen Kämpfen gegen die Engländer erzählte. Diese Abende hatten für mich einen unnennbaren Reiz, der diese Reise, die erste und angenehmste, die ich zur See gemacht, mir für immer in's Gedächtniß geprägt hat. Ein merkwürdiger Vorfall, der sich ereignete, nachdem wir vierzehn Tage von Toulon abgesegelt waren, wird überdieß verhindern, daß ich diese Tage je vergessen werde.

Das französische Reich kriegte damals gegen ganz Europa, und obgleich der Cuirassier gut ausgerüstet war und eine treffliche Mannschaft hatte, so durfte doch der Commandant, zu Folge der Instructionen des Marine-Ministers, Herzogs von Decrés, mit keinem Feinde anbinden, und sich nur im äußersten Falle vertheidigen, bis daß er den Consul in Smyrna abgesetzt haben würde. Wir begegneten einigen englischen und russischen Kriegsschiffen, denen wir jedoch auf großen Umwegen glücklich entkamen. Endlich schien das Meer mehre Tage hindurch freier zu seyn, und wir hofften, durch unsere Geschwindigkeit das zu gewinnen, was wir an Zeit verloren hatten.

Den 20. Juni Abends neun Uhr waren wir unter dem zweiten Grade der Länge und dem sieben und dreißigsten der nördlichen Breite, ungefähr auf der Höhe von Algier; das Wetter war hell und ziemlich schön, aber ein starker Wind, der aus Westen blies, hatte die Damen genöthigt, Nachmittag in dem Zimmer zu bleiben. Das Schiff ging mit allen Segeln, und Alles war in der besten Ordnung; der Commandant erzählte uns von seiner ersten Schlacht, der von Trafalgar. Er war eben bei dem Tode Lord Nelsons, als wir oben ein verwirrtes Geräusch von Tritten und Stimmen vernahmen; in demselben Augenblick trat ein Unterlieutenant ein und meldete dem Capitän, daß die Wache ein großes Schiff signalisirt habe. Der Capitän unterbrach seine Geschichte, um auf das Deck zu steigen und durch das Glas nach dem Schiffe zu sehen. Es war in der That ein großes Fahrzeug, welches gegen den Wind gerade auf uns zukam.

Der Commandant setzte das Sprachrohr an:

„Alle Mannschaft oben!“

Das war schon geschehen.

„Alle Hangmatten herunter!“

Das war in einem Augenblick geschehen.

Nun wurden die Reffen eingenommen; sogleich schwankte das Schiff gewaltig der Länge nach, als wollte es die Wellen spalten und in den Abgrund sinken, dann aber richtete es sich wieder ganz anmuthig zurecht und fing den Wind mit einer bewundernswerthen Schnelligkeit; wir rißen förmlich aus.

Nachdem Alles so angeordnet war und das fremde Schiff jeden Vortheil über uns verloren zu haben schien, stieg der Commandant wieder hinab und schickte sich an, seine Erzählung zu vollenden; aber er konnte daran nicht denken.

Die Damen erzählten sich schreckliche Geschichten von algierischen Corsaren.

Der Commandant, der daran keinen Geschmack fand, ging ruhig fort, um sich, angekleidet, wie er war, auf seine Matratze zu legen, nachdem er vorher Befehl gegeben hatte, ihn sogleich zu erwecken, wenn sich etwas Außerordentliches zeigen sollte.

Was mich betraf, so blieb ich bei den Damen, um ihnen Gesellschaft zu leisten, da sie nicht schlafen gehen wollten. Ich muß gestehen, daß ich nicht sehr ruhig war; nicht etwa, daß ich die Barbaresken fürchtete, denn diese pflegten zu sagen: „Allah beschütze uns, etwas anzugreifen, das seinem Sohne, dem großen Napoleon, gehört“; aber nicht ganz so ruhig befand ich mich in Hinsicht der spanischen und englischen Kriegsfahrzeuge.

Beim Anbrechen des Tages stieg der Commandant auf das Verdeck; der Cuirassier segelte noch immer mit gleicher Schnelligkeit, und das andere Fahrzeug schwamm am Horizonte, dieselbe Straße, als wir, verfolgend.

Gegen acht Uhr wurde der Wind so frisch, daß die Masten sich bogen; ihr Krachen erregte die Besorgniß, daß sie brechen könnten. Man war genöthigt, einige Segel einzuziehen. Nun gewann das andere Fahrzeug einen nicht geringen Vortheil über uns, und zwar so, daß es um eilf in unserem Fahrwasser war. Es war ein großes Schiff, schwarz angestrichen, von gutem Bau, und hatte ganz das Aussehen eines Piraten; jedoch bemerkte man an seinem Tauwerk, von dem Einiges zerrissen war, eine solche Unordnung, die bei dieser Art von Schiffen nicht gewöhnlich ist. Auch erschien Niemand; die Stückpforten waren zu. Die Fahrzeuge segelten einige Zeit hinter einander. Als nun der Commandant einsah, daß es zu spät sey, den Kampf zu vermeiden, ließ er so manövriren, daß wir auf einen Flintenschuß, Bord an Bord, mit dem Fremden kamen. Nun schloß er selbst die Damen in das Zimmer ein, und stieg hinauf in großer Uniform, den Säbel in der einen Hand und das Sprachrohr in der andern; der Trommelschläger wirbelte, und Jeder begab sich auf seinen Posten. — Dann trat tiefe Stille ein, und man erwartete das Weitere.

Der Commandant stieg auf den Hackbord, und rief den Fremden an:

„Ho! Schiff, ho!“

Keine Antwort.

„Ho! Schiff, ho!“

Keine Antwort, und Niemand erſchien.

„Zum Henker,“ ſagte der Commandant, „ſpotten ſie Unſerer; zieht die franzöſiſche Flagge auf, und gebt eine Salve.“

Alsbald entfaltete ſich ein prächtiger dreifarbiger Pavillon, und der Donner verhallte in der Unendlichkeit.

Aber keine Flagge erſchien am Bord des ſtillen Fahrzeugs.

„Das iſt doch ſeltſam,“ ſagte der Commandant; „jetzt ſchießet einmal ſcharf.“

Ein zweiter Kanonenſchuß verhallte, und eine Kugel fiel auf die Lehne des Verdecks an dem fremden Schiffe, zertrümmerte eine Luke, und riß ein Stück des großen Segels weg; der Feind verlor hiedurch an Schnelligkeit, und wir legten etwas bei, um mit ihm gleich zu ſegeln. —

Der Schuß blieb ohne Erwiderung. Der Commandant richtete ſein Glas auf die Oeffnung in der Verdecklehne . . . . . Mit einem Mal zeigte ſich ein Erſtaunen auf ſeinen Zügen.

„Seht doch!“ rief er, „ſollten ſie todt ſeyn? Dort am Fuße des Hauptmaſtes.“

Und er reichte ſein Glas ſeinem Lieutenant.

„Commandant,“ ſagte dieſer, „ich ſehe zwei oder drei Menſchen auf der Erde liegen, und einen Andern ſtehend an dem großen Maſte lehnen, aber Keiner rührt ſich.“

Es wurde noch einmal das Fahrzeug angerufen, ohne Antwort zu erhalten. Jetzt ergriff der Commandant ein Gewehr, zielte nach dem ſtehenden Mann und ſchoß. Der Menſch ſchien eine leichte Bewegung nach vorn zu machen, blieb jedoch ſtehen.

„Jetzt, meine Herren,“ ſagte der Commandant, indem er ſein Gewehr niederlegte, „müſſen wir das Ding doch in der Nähe betrachten; hollah, zwölf Mann und ein Unterlieutenant in's Boot.“

Die Matroſen zauderten; abergläubiſche Erinnerungen hatten ſich ihres Geiſtes bemächtigt. Ein alter Schiffmann brummte faſt unverſtändlich Etwas in den Bart, das wie „fliehender Holländer“ klang.

„Haltet Ihr mich zum Beſten, dummes Volk,“ ſchrie der Commandant; „wißt Ihr nicht etwa ſo gut wie ich, daß der fliehende Holländer nur beim Cap der guten Hoffnung angetroffen wird.“

„Das iſt wahr,“ riefen jetzt Alle aus einem Tone.

„Alſo vorwärts! Hollah in's Boot, und zwar noch ſchneller, als ich dieſe Worte hier geſprochen habe.“

Ich verlangte, mit von der Expedition zu seyn, und sprang mit Allen in das Boot. Unsere Ruderer schwammen kräftig gegen das unbekannte Fahrzeug hin, und in fünf Minuten waren wir unter der Puppe, um seinen Namen zu lesen.

Er war in großen weißen Buchstaben geschrieben: La Anunciacion.

Wir stiegen hinauf ganz bewaffnet durch die Stückpforten des Zimmers; Alles war zerbrochen und in Unordnung. Die Kasten waren geöffnet und einige Goldstücke, die in den Winkeln lagen, ließen uns vermuthen, daß das Schiff geplündert worden sey; die große Flagge, blau, gelb und roth und schwere Ketten daneben brachten uns auf den Gedanken, daß wir uns auf einem columbischen Sklavenschiffe befinden.

In dem ganzen Schiffe herrschte dieselbe Zerstörung; wir untersuchten den Raum und die Zwischendecke, ehe wir hinaufstiegen. — Schießpulver, Lebensmittel, Waffen lagen durchnäßt im Raume, und nicht ein einziges lebendiges Wesen zeigte sich unsern Blicken. Jedoch hörten wir über unsern Häuptern ein verworrenes und seltsames Geräusch. Die Luken waren offen, und wir stiegen hinauf, die Pistole in der einen, den Säbel in der andern Hand; aber sobald wir den Fuß auf das Verdeck gesetzt hatten, benahm uns ein Pestgestank den Athem, und das gräßlichste Schauspiel stellte sich unsern Blicken dar. Ungefähr 80 Unglückliche lagen ausgestreckt auf dem Boden, an den Füßen und Händen angenagelt; ihre Leichname, auffallend abgemagert, und in einem Zustande vollkommener Fäulniß und zum Theil aufgefressen von einer unzähligen Menge von Würmern und großen Ratten, die eben jenes seltsame Geräusch machten, welches wir unten gehört hatten. Eine dieser Leichen, die uns der Capitän des Schiffes gewesen zu seyn schien, war längs dem Hauptmaste angenagelt, und unweit von ihm hatte man gleichsam aus wildem Spott eine Tonne mit Zwieback und eine andere mit süßem Wasser hingestellt; der Körper, dessen Brust von der Kugel unseres Capitäns durchbohrt war, war nach vorn gebeugt, als hätte er die Hände losreißen wollen, um nach dem Inhalt der Tonnen zu greifen. Nach der Magerkeit aller Leichname zu schließen, war es wahrscheinlich, daß die Mannschaft lebendig angenagelt worden war, und dann vor Hunger gestorben ist; die Beine des Capitäns waren von den Ratten bis an die Knie abgefressen, und die Knochen entblößt.

Von Schrecken ergriffen, wußten wir nicht, wen wir dieser abscheulichen Grausamkeit anklagen sollten, als ein Matrose, der unten geblieben war, uns eine Flasche brachte, die er in einer Schublade

gefunden hatte. Wir zogen ein Papier heraus, worauf in englischer Sprache Folgendes stand:

„Den 27. December 1812 in den Gewässern von Puerta mayor de las Esmangas begegnete der Capitän W....z, Commandant der Fregatte Sr. großbritannischen Majestät Hamlet dem columbischen Sklavenschiff La Annunciacion. Zu Folge der englischen Gesetze über den Sklavenhandel befahl der Commandant des Hamlet, die ganze Mannschaft gefangen zu nehmen, welche sich in einem Zustande völliger Trunkenheit befand. Als er jedoch in dem Raume des Sklavenschiffes die Leichname zweier Engländer fand, die man nicht Zeit gehabt hatte, in's Meer zu werfen, und daneben viele Waaren, welche dieser Nation geraubt waren, so hat der Commandant des Hamlet Vergeltungsrecht geübt. Er ließ die Mannschaft auf ihr Deck nageln, und übergab sie den Winden mit offenen Segeln.

In See, den 27. December 1812.

Der Capitän,
Commandant der Fregatte Sr. großbritannischen Majestät Hamlet,
W....z."

So hatten die Unglücklichen, ein Spielzeug der Winde und des Sturmes, auf offener See herumgeirrt, und ein seltsamer Zufall sie durch die Meerenge von Gibraltar treiben lassen.

Auf Befehl unseres Commandanten wurden die Leichname losgenagelt und in altes Segeltuch gewickelt. Den Capitän nähte man in seine columbische Flagge ein, und bei Sonnenuntergang senkte man Alle unter Kanonendonner in's Meer.

Die Annunciacion wurde angezündet und brannte die ganze Nacht; beim Anbruch des Tages begruben sie die Wellen.

Einige Tage hierauf lief die Brigg le Cuirassier in den Hafen von Smyrna ein.

Die Sage von Gudrun

Kampf um Gudrun

Als Hagen Gudrun gefunden hatte, da ging er zu Hilde und sprach: „Nun ist Gudrun gefunden, und ich will sie mit mir nehmen in meine Heimat. Du aber bleibe hier und sei Hagen eine treue Gattin!“ Hilde aber sprach: „Ich will dir folgen, wohin du gehst, und will dir eine treue Gattin sein.“ Da ging Hagen zu Gudrun und sprach: „Nun ist Hilde gefunden, und ich will sie mit mir nehmen in meine Heimat. Du aber bleibe hier und sei Gudrun eine treue Gattin!“ Gudrun aber sprach: „Ich will dir folgen, wohin du gehst, und will dir eine treue Gattin sein.“ Da ging Hagen

war glücklich, oder sie besaß doch mindestens den Schein des Glücks, und während einiger Monate, vielleicht einiger Jahre fand sie sich mit dem Unglück ab. Es ist aber ein unerbittlicher Gläubiger, und seine Stunde kommt gewiß. Der Graf von *** erfuhr das arge Geheimniß, und diese Beleidigung konnte er nicht vergeben. Zwei Schlachtopfer erkor sich seine Rache: das eine blieb in dem Duell, wozu der Graf es gefordert hatte; die Bestrafung des andern sollte schrecklicher, als der Tod seyn. Indem die Gräfin den Tod eines Wesens erfuhr, welches ihr Daseyn verschönt und sie erst zu leben gelehrt hatte, dachte sie zuerst daran, ihm zu folgen; aber sie war wirklich schuldig, und Gott erlaubte es daher, daß sie gestraft werde.

Bald sah man die Gräfin nicht mehr öffentlich; sie sey krank, hieß es; sie nahm keinen Besuch an, und kurze Zeit darauf verschwand sie gänzlich aus der Welt. Man gab vor, daß sie zu ihrer Genesung auf einem der Schlösser ihres Gatten wohne; einige Tage sprach man davon, dann dachte Niemand mehr daran. Und doch war sie schön und jung, und die Welt liebte sie; aber die Welt liebt nur die, welche sie unterhalten und bei ihren Festen gegenwärtig sind.

Während man sie so vergaß, lebte diese unglückliche Frau, um ein Daseyn mit glühenden Dornen zu empfinden. Eines Morgens war sie im Narrenhause erwacht. Zuerst glaubte sie, unter dem Einflusse eines höllischen Traumes zu seyn. Sie kniete nieder und betete. Sie glaubte, daß Gott ihr eine noch stärkere Last auferlegt habe, und doch hatte der Tod schon die größte Hälfte der Strafe auf sich geladen. Arme junge Frau! war es denn nicht genug, den zu beweinen, den Du liebtest, den seine Liebe am Morgenroth seiner Tage in den Sarg gebettet hatte. Mußtest Du ihn noch beweinen an diesem abscheulichen Orte, wo das Wuthgeschrei der Wahnsinnigen der sanften Klage Stillschweigen auferlegte, die sich aus dem gebrochenen Herzen der jungen Frau hervordrängte. Sie war todt für die Welt. Ihr eigenes Gespenst vor der entsetzlichen Perspective einer Zukunft ohne Sonne und ohne Freude. So sah diese unglückliche Frau zehn Jahre dahin fließen. Sie beklagte sich nicht mehr; was hätte die Klage ihr genützt? Schon lange hatte sie die Gewißheit, daß eine solche Klage nur ein leerer Schall war, der sich an den Wänden ihres Kerkers brach. Auf die rührenden Worte, welche sie an ihren Wächter richtete, antwortete er mit einem spöttischen Lächeln, dessen Kälte ihr Herz still stehen machte, er sagte zu ihr: Sprich nicht so, Du bist ja wahnsinnig; schweig still!

Und die Unglückliche schwieg! Manchmal gingen Neugierige an ihrer Zelle vorüber, und sprachen laut von ihrem schönen Wuchs, von

to the Bill of Rights, Declaration, Writ of Habeas Corpus, Trial by Jury, Freedom of Speech, Press, Religion, Petition, Assembly, Bail, Excessive Fines, Cruel and Unusual Punishments, Search and Seizure, Self-Incrimination, Double Jeopardy, Due Process, Eminent Domain, Quartering of Troops, Ex Post Facto Laws, Bills of Attainder, Titles of Nobility, Religious Tests, Establishment of Religion, Militia, Right to Keep and Bear Arms, Suffrage, Slavery, Involuntary Servitude, Poll Taxes, Income Taxes, Direct Taxes, Duties, Imposts, Excises, Uniformity, Capitation, Apportionment, Census, Representation, Impeachment, Treason, Habeas Corpus, Bills of Credit, Tender, Contracts, Commerce, Navigation, Ports, Preferences, Appropriations, Accounts, Expenditures, Emoluments, Presents, Offices, Titles, Foreign States, Alliances, Confederations, Letters of Marque and Reprisal, Coin, Weights, Measures, Counterfeiting, Bankruptcies, Post Offices, Post Roads, Patents, Copyrights, Tribunals, Piracies, Felonies, Offenses, Captures, Rules, Regulations, Territory, Property, Claims, Guarantees, Invasion, Insurrection, Domestic Violence, Republican Government, Amendments, Ratification, Supremacy, Oaths, Affirmations, Qualifications, Vacancies, Disqualifications, Debts, Engagements, Indictments, Presentments, Juries, Venue, Vicinage, Compulsory Process, Public Trial, Confrontation, Cross-Examination, Witnesses, Counsel, Assistance, Impartial Jury, Speedy Trial, Notice, Nature, Cause, Accusation, Information, Grand Jury, Capital Crimes, Infamous Crimes, Felonies, Misdemeanors, Petty Offenses, Serious Offenses, Trial, Punishment, Fines, Penalties, Forfeitures, Disabilities, Duties, Rights, Responsibilities, Liberties, Freedoms, Powers, Functions, Jurisdiction, Courts, Judges, Justices, Clerks, Marshals, Reporters, Prosecutors, Juries, Juries, Juries

„Frau Gräfin, ich bin zu Ihren Dienſten; Sie können Alles von mir erwarten. Was verlangen Sie, um die Kränkung gut zu machen, die Sie erduldet haben?“

Die Gräfin ſenkte die Augen, und antwortete nicht.

„Sprechen Sie es aus, Madame, ich werde Ihnen nichts abſchlagen. Wollen Sie eine Gnade, ſo ſind Ihr Monarch und ſeine Räthe erbötig, ihre Unwiſſenheit dadurch gut zu machen. Wollen Sie Vermögen, ſo ſoll das, was ich perſönlich beſitze, Ihrem Wunſche entſprechen; denn es wäre nicht gerecht, daß der Staat meinen Fehler gut mache. Alſo ſprechen Sie frei, Madame, was wünſchen Sie?“

„Einen Paß in's Ausland, Ew. Majeſtät.“

Der Kaiſer rieb ſich die Stirn.

„Ich habe Ihnen geſagt, Madame, daß Sie mit mir ſchalten können; alſo noch einmal: was wünſchen Sie?“

„Einen Paß, Ew. Majeſtät.“

„Ich ſehe, Sie ſind grauſam, Sie wollen nicht mehr in den Staaten eines Monarchen wohnen, der eine Ungerechtigkeit, ein Verbrechen, wie das an Ihnen verübte, ungeſtraft begehen läßt. Aber ich wußte es nicht, und Niemand wußte es von denen, die mir nahe ſtehen. Seyn Sie nicht ſo hart gegen mich, und überlaſſen Sie mich nicht Gewiſſensbiſſen, die nichts beruhigen kann, wenn Sie mein Reich verlaſſen haben. Sagen Sie mir, was Sie wünſchen.“

„Einen Paß, Sire!“

Und bei dieſem dritten Male lag in der Stimme der Gräfin ein ſo beſtimmter Entſchluß, daß der Kaiſer nachgab.

„Nun wohl,“ ſprach er, indem er aufſtand und tief ſeufzte. „Sie ſollen Ihren Paß haben. Aber Sie beſtrafen mich grauſam, Madame.“

Man erneuerte die Verſuche bei der Gräfin, ohne damit glücklicher zu ſeyn. Sie wollte das niemals annehmen, was ſie den Preis der Thränen nannte.

Ich will, daß mir das Recht bleibe, mich zu beklagen, ſprach ſie in der gereizten Bitterkeit ihres Herzens, denn dieſe Frau, die gut und ſanft vor ihrem Unglück geweſen war, wurde nun grämlich und finſter, und vielleicht ſelbſt ungerecht gegen Alles, was ſie umgab. Sie ſeufzte und weinte über ihr jung dahin gemähtes Leben, das den Wächtern eines Narrenhauſes als Beute gefallen war. Der gute Kaiſer konnte nichts mehr gut machen, obgleich er eben ſo wenig davon gewußt, als Graf Stadion, ſein erſter Miniſter.

Die Gräfin von *** verkaufte ihre Güter, und verließ Oeſtreich, um ſich in einem neuen Vaterlande niederzulaſſen.

Three Stories and Ten

PREFACE

I HAVE not written many stories, and I have published fewer. Those that I have published have been printed in magazines, and I have never collected them in a book. Why I have done so now is a question that I have asked myself many times, and I am not sure that I can answer it satisfactorily. Perhaps it is because I have come to the age when a man looks back on his life and wonders what it has been worth, and he is glad to find that he has done something that may last a little while after he is dead. Perhaps it is because I have grown tired of writing novels, which are long and laborious, and I have wanted to try my hand at something shorter and more concentrated. Perhaps it is because I have had a sudden impulse to show the world that I can write stories as well as anyone else, and that I am not afraid of the challenge.

blond und einige Locken flatterten losgegangen im Winde unter einem breitkrämpigen Hut von grauem Filz. Das jugendliche, bleiche Geſicht erhielt von blauen, glänzenden Augen einen tief lebhaften Ausdruck; aber dieſer Lebhaftigkeit miſchte ſich ein Schatten von Schmerz und Entſetzen bei.

Der Andere, jünger als dieſer, ſchien ungefähr fünf und zwanzig Jahre alt zu ſeyn; er war faſt auf dieſelbe Art gekleidet, jedoch von brauner galligter Geſichtsfarbe, den Ausdruck von Härte in allen Zügen. Es zeigte ſich in dem ganzen Weſen Beider, daß ſie nicht zu der niedrigen Klaſſe der Geſellſchaft gehörten, und in ihrem Benehmen ſprach ſich zu viel Vorſicht und Klugheit aus, als daß ſie nicht ein Vorhaben beabſichtigen ſollten, deſſen Folgen Beſorgniſſe erregen könnten. — Nach drei oder vier Minuten nahm der Erſte wieder das Wort:

„Und wenn der Marquis von Clunay uns begegnete? Du weißt, daß er das Schloß eine Viertelſtunde vor uns verließ.“

„Biſt Du närriſch, Arthur? Wann hätte Dein Vormund ſich wohl jemals das Vergnügen gemacht, Deine Schritte zu belauern?“

Er ſprach nicht weiter, das Wort erſtickte auf ſeinen Lippen; er hielt den Zügel ſeines Pferdes an, und gab ſeinem Freunde ein Zeichen, daſſelbe zu thun.

„Anſelm,“ murmelte er leiſe.

Und mit der Hand zeigte er auf etwas Schwarzes, das ſich nur wenige Schritte von ihnen an einem Kreuzwege fortbewegte. Es war ein Mann, den auch Arthur erkannt haben mußte, denn er ſchien zu fürchten, ihm zu begegnen. Als er ſich im Schatten verloren hatte, ſprach Anſelm lachend:

„Zum Henker! das war Dein ehrenwerther Vormund.“

„Und weißt Du, daß er unſern Weg genommen hat?“

„So müſſen wir einen andern ſuchen; wir durchſchneiden die Ebene in gerader Linie, und in weniger als fünf Minuten werden wir dort ſeyn.“

Arthur antwortete nichts, aber ſein Pferd ſetzte über die Wieſe, ſeinem Freunde nach, und beide junge Leute ſetzten ihr Geſpräch, trotz der Eile ihres Rittes, fort.

„Wo geht der Marquis hin?“ fragte Anſelm.

„Das iſt mir gleich, ich werde ihn nicht mehr wiederſehen! Meine Zukunft trennt mich von ihm. Ich entferne mich von ſeiner Wohnung, um nie wieder dahin zurück zu kehren. Allein werde ich meine Louiſe beſitzen; wir fliehen, und morgen ſind wir nicht mehr in der Nieder-Bretagne; in acht Tagen werden wir Frankreichs Süden

erreicht haben, und in drei Wochen werden wir nicht mehr in Frankreich seyn.“

„Um nie wieder dahin zurück zu kehren.“

Jetzt entstand eine augenblickliche Pause. Die Pferde ließen vom scharfen Trabe nach, und Anselm knüpfte die Unterhaltung wieder an.

„Du liebst sie wohl recht sehr?“

„Wer sollte sie nicht lieben?“ erwiderte Arthur mit tief bewegter Stimme. „Ist sie nicht schön, arm, treu, die sittsame Tochter eines Fischers, die nur noch eine Mutter hat, deren Vater im Sturm umkam, deren Hoffnung und Glück nur in meiner Liebe ruht?“

„Aber diese Liebe wird von der Welt verdammt.“

„Die Welt! Ich kümmere mich nicht um ihren Ausspruch, denke stets daran, daß ich ihr entfliehe, und daß ich mich in einer Wüste verbergen will.“

Hier brach die Unterredung ab. Sie waren bei einer elenden Hütte angelangt, die unter Gebüschen versteckt lag. Arthur stieg ab, und sagte zu seinem Freunde:

„Führe die Pferde hinter das Haus, dort sollst Du auf mich warten. Ich komme nicht allein; denn sie versprach mir, zu folgen.“

Anselm ging stillschweigend seitab.

Arthur stieß leise die Thür der Hütte auf, und befand sich in einem Zimmer, das von einer Lampe mäßig erhellt war. Auf einem Stuhl, neben einem ärmlichen Bette, schlummerte eine Frau, deren gefurchtes Gesicht Schmerzen und Kummer verrieth; neben ihr stand nachdenklich ein junges Mädchen, das jetzt plötzlich den Kopf erhob, denn eine Stimme flüsterte:

„Louise!“

„Arthur, ich wartete auf Dich!“ rief sie, ihm freudig entgegen eilend und mit beiden Armen seinen Nacken umschlingend.

II.

Der Graf von Rainsy war nur zwanzig Jahre alt in dem Augenblicke, wo diese Begebenheit sich zutrug; es war drei Jahre vor dem Zeitpunkte, daß er in die glänzende große Welt geschleudert, in den Kreis aller ihrer Reizungen trat, welche die Schritte eines jungen Menschen bei seinem ersten Erscheinen in der Gesellschaft nach allen Seiten hin beengen. Dem Scheine nach schwach, aber mit einer starken und reinen Seele begabt, überließ er sich dem Hange zur Melancholie, die jedoch nur in einem ersten und unbestimmten Gefühl der

Liebe ihre Quelle hatte; ein immerwährendes Hinneigen seines Herzens zu einem andern Herzen verzehrte sein Daseyn, und wuchs von Tag zu Tag so sehr, daß dadurch der Marquis von Clunay, sein einziger und wahrer Freund auf der Welt, beunruhigt wurde. Arthur war eine Waise, ohne Familie, und hatte in ihm nicht nur einen Vormund, sondern einen Vater gefunden. Der Marquis war stolz ohne Gränzen, streng bis zur Unmäßigkeit; die einzigen Fehler, die man ihm vorwerfen konnte. Sein Mündel war zu jung und zu exaltirt, um ihn zu verstehen, und empörte sich daher gegen eine Vormundschaft, welche ihm drückend und ungerecht schien; deßhalb war ihm seine ganze Umgebung trüb, langweilig, farblos; er hatte alle seine Illusionen mit sich in die Welt genommen, und mußte einige scheitern sehen an Hindernissen, die so gewöhnlich im Leben sind, die ihm aber wie ein verhängnißvolles Geschick erschienen. In dieser moralischen Stimmung verließ er die Welt mit Verachtung, und schwur, sein Leben fortan ungekannt in Ruhe hinzubringen. Er floh daher in sein altes väterliches Schloß auf der Halbinsel von Quiberon. Dorthin folgte ihm nur einer seiner Freunde, Namens Anselm, ein junger Mensch, von dem wir hier nichts mehr sagen wollen, als daß seine unordentliche Lebensweise ihn aus den Salons der Hauptstadt verbannt hatte. — Deßhalb zog sich auch der Marquis von Clunay nach diesem entfernten Besitzthum zurück, um seinen Mündel nicht aus dem Gesichte zu verlieren.

Arthur ritt oft auf der Halbinsel spazieren. Eines Abends fand er auf dem Wege ein junges Mädchen, dessen Schönheit ihn lebhaft ergriff; er fragte sie um ihren Namen, den sie ihm verbergen wollte. Er folgte ihr in ihre Wohnung, und erfuhr dort, daß sie Louise heiße und die Tochter der Wittwe Mulson sey; sie schien ihm krank und arm, und seine Börse gleitete in die Hand dieser Unglücklichen.

Er kam oft hieher, von der sanften und reinen Schönheit des Mädchens angezogen; er liebte sie, wie er bis dahin noch nicht geliebt hatte.

Noch blutete sein Herz von allen Täuschungen, die er in der Welt erfahren, und es beglückte ihn, seine Seele an dieser stillen Leidenschaft erheben zu können, die wachsen und gedeihen sollte, wie jeder einzige, einsame Gedanke, der nur in sich selbst Nahrung findet. Er verehrte Louise bis zur Verachtung der übrigen Welt, bis zum Vergessen seiner Pflicht, der Freundschaft und Religion, um sich ganz allein ihr hinzugeben; er schwur, daß sie sein Weib werden sollte, und das demüthige Geschöpf dankte ihm mit gefalteten Händen und betete zum Himmel. Er begriff jedoch, daß die Gesellschaft, die er verfluchte,

[illegible] [illegible] [illegible] [

„Nein, laß mich, laß mich hier!“ schrie sie, indem sie Arthur zurückstieß. „Ich kann meine Mutter nicht verlassen.“

„Es ist spät, wir müssen fort!“ rief der junge Mensch, indem er das laut schluchzende Mädchen aufheben wollte, das auf die Kniee gestürzt war.

— In diesem Augenblicke erwachte die alte Frau wie aus einem schweren Traume.

„Seyd Ihr es, Herr,“ seufzte sie, indem sie Arthur erkannte....„Ich habe einen fürchterlichen Traum gehabt; mir träumte, daß ich meine Louise, mein armes Kind, verloren hätte. Es hatte sich ertränkt!“

Sie hielt inne, durch ein leises Geräusch außerhalb der Hütte aufmerksam gemacht. Die Thür wurde aufgestoßen, und ein Mann trat ein; es war der Marquis von Clunay. Arthur bebte und ließ den Kopf sinken. Der Marquis stellte sich vor ihn und maß ihn mit drohendem Blicke. Kein Wort entschlüpfte seinen Lippen; er drückte Louisens Hand und gab ihr ein Zeichen. Frau Mulson und ihre Tochter gingen in ein anderes Zimmer. Arthur blickte auf und zitterte, denn er war allein mit dem Marquis: „Ich weiß Alles, junger Unbesonnener,“ sprach dieser.

„Und wer konnte Sie so gut unterrichten, mein Herr?“ erwiderte Arthur mit bitterer Ironie.

„Was geht das Dich an? Ich habe nur zwei Dinge Dir zu sagen: das erste, daß ich schon lange von Deiner Liebe Kenntniß habe; das zweite, daß ich von Dir verlange, nie mehr bei Louisen zu erscheinen.“

„Verlangen Sie nichts, ich werde nicht gehorchen.“

„Sie werden gehorchen, mein Herr Graf, oder ich lasse Sie frei für immer.“

Der Marquis machte hier eine heftige Bewegung. Er zog eine Pistole aus seinem Kleide hervor und richtete es nach seiner Brust.

„Sie wollen sich für mich tödten,“ schrie der junge Mensch, indem er ihm in den Arm fiel. „Bin ich Ihnen denn so theuer?“

„Unbesonnener! Hat man mir nicht Dein Leben anvertraut, und könnte ich es gleichgültig entehren sehen? Nein, Arthur, das wird, das kann nicht seyn.“

„Aber ich liebe Louise, ich will sie zu meiner Gattin machen.“

„Höre mich an: ich will Dir mein Herz öffnen. Louise ist schön und sanft; ist das aber wohl genug? Wird man Deine Frau nicht verachten, weil sie von dunkler Herkunft ist; Du wirst sie der Welt verbergen müssen um jeden Preis.“

„Ich entsagte der Welt; ich habe ihrer nicht nöthig.“

„Sie aber kann Deiner nöthig haben: Du willst fliehen, Du suchst ein Weib und die Einsamkeit einer Wüste; o über den Egois-

mus eines jungen Menschen! Und Deine Talente sollen vergraben seyn? Will Gott, daß man allein lebe, nur sich, und seiner Brüder vergesse? Es wäre Dir besser, wenn Dir der Tod Deine Geliebte raubte."

„Ich bin überdrüssig der Menschen, und will sie fliehen!"

„Das werden wir sehen."

Der Marquis schien dieses Gespräch nicht fortsetzen zu wollen und entfernte sich von Arthur, um nach dem Zimmer zu gehen, wo Luise und ihre Mutter sich befanden.

Arthur war allein. Die Sprache des Marquis hatte ihn gereizt. Nach einigen Minuten glaubte er draußen verworrene Stimmen zu hören und zu gleicher Zeit entsetzte ihn ein Pistolenschuß. Dann ward Alles still; nur die Seitenthür wurde aufgerissen und Louisens Mutter trat allein zu ihm.

„Sie wollten meine Tochter entführen?" schrie sie drohend und weinend vor Wuth.

„Wo ist sie jetzt?" fragte der arme Arthur voll Schrecken.

„Jetzt ist sie in Sicherheit, Herr Graf."

Und der junge Mensch, der befürchtete, daß Louise das Opfer einer schrecklichen Katastrophe geworden war, stürzte verzweifelnd in das Nebenzimmer, aber er fand es leer: er rief nach Anselm; er lief hinaus. Sein Fuß stolperte über Etwas, das am Boden lag; von Angst getrieben, bückte er sich darnach; es war das Gesicht eines Menschen von Blut überströmt, ein Leichnam! Der ermordete Anselm! Ein Schrei des Entsetzens entfuhr seiner Brust; er ward wahnsinnig. Wer hatte diesen Mord begangen? Wer hatte die Pferde fortgeführt? Und Louise, war sie wirklich entführt worden? Der Verdacht richtete sich nach dem Marquis; er eilte dem Schlosse zu, das er kaum vor einer Stunde erst verlassen hatte.

Keuchend und elend erreichte er seine Wohnung. Er dachte, daß, wenn der Marquis Louise bis hieher geschleppt haben würde, er auch jede Spur, ihren Aufenthalt zu erforschen, vereiteln würde; daher beschloß er, mit Vorsicht zu handeln. In dem Hof des Schlosses waren die Ställe. Hier fand er die beiden Pferde, die man ihm bei der Hütte genommen hatte. Nun blieb es ihm nicht mehr zweifelhaft, daß Louise hier sey.

In dem Augenblick, da er eine Thür öffnen wollte, vernahm er dahinter zwei deutliche Stimmen, und erkannte Louise und den Marquis von Clunay; er zitterte vor Zorn und Entsetzen; er wollte zu ihnen hinein stürzen, als er aber bemerkte, daß die Thür verschlossen sey, so blieb ihm nichts übrig, als zu horchen. Ungeduldig, die Projecte des Marquis zu erfahren, verlor er nicht ein Wort von der Unterredung.

„Ach," weinte das junge Mädchen, „was wird er von mir denken?"

„Was liegt daran!" erwiderte streng der Marquis. „Arthur ist ein Thor, den ich heute von Dir entfernen mußte. Jetzt irrtest Du schon mit ihm auf irgend einem einsamen Pfade, und weintest um Deine Mutter."

„Und wenn ich denke, daß Sie um meinetwillen einen armen jungen Menschen getödtet haben! Hätten Sie sein Leben nicht erhalten können!"

„Und warst Du nicht Zeuge des Kampfes? Wollte er Dich nicht meinen Armen entreißen? Zuckte er nicht einen Dolch auf mich, ich hatte nichts als ein Pistol, mein Kind! Was hätte ich thun sollen?"

Louise verbarg ihr Gesicht in ihre Hände und weinte.

„Bald wirst Du nach meinen Gütern in der Normandie gebracht werden; Deine Mutter soll Dich begleiten, und wenn ich Dich einstweilen hier verbarg, so geschah es, um Arthur von Dir entfernt zu halten."

Nach diesen Worten verließ der Marquis das Mädchen, um die Befehle zur nahen Abreise zu geben. Louise, voll unterwürfiger Entsagung, gehorchte dem Willen des Marquis, in dem sie nur den Beschützer ihrer Mutter sah. Ein Strom trüber Gedanken umfluthete ihre Seele. — Plötzlich hörte sie ein leises Klopfen an der Tapetenthür und ihren Namen.

„Louise!"

„Arthur," rief das Mädchen aufspringend.

„Oeffne!"

„Großer Gott, Arthur!" schrie sie verwirrt, und durchlief das Zimmer, als wenn sie fliehen wollte.

„Oeffne!"

Louise antwortete nicht; sie war fast nicht mehr bei Sinnen.

„Oeffne mir, oder ich tödte mich," fuhr der junge Mensch wüthend fort.

Louise sprang zur Treppe, betäubt und zitternd vor Liebe und Angst. Er trat ein, bleich, aufgelöst, mit glühenden Blicken; so stand er ihr gegenüber.

„Louise, armes Kind!"

Sie warf sich halbtodt in seine Arme.

„Warum kommst Du?" fragte sie. „Willst Du uns verderben!"

„Ich hätte mich getödtet, hätte ich Dich nicht sehen dürfen."

„O mein Arthur! Fliehe jetzt, da Du mich gesehen hast," rief das Mädchen mit verstelltem Lächeln. „Fliehe, denn ich habe geschworen, Dich zu verlassen."

Art. 19. Nous avons vu, dans l'article précédent, que la force d'inertie d'un point matériel est égale et directement opposée à la force qui produit son mouvement. Il en est de même de la force d'inertie d'un système de points matériels, et de la force qui produit son mouvement. Car, si l'on considère un point quelconque du système, la force d'inertie de ce point est égale et directement opposée à la force qui produit son mouvement, et, par conséquent, la force d'inertie du système, qui est la résultante de toutes les forces d'inertie des points du système, est égale et directement opposée à la résultante de toutes les forces qui produisent le mouvement du système.

Art. 20. Nous avons vu, dans l'article 17, que la force d'inertie d'un point matériel est égale à la force qui produit son mouvement, multipliée par le temps pendant lequel elle agit. Il en est de même de la force d'inertie d'un système de points matériels, et de la force qui produit son mouvement. Car, si l'on considère un point quelconque du système, la force d'inertie de ce point est égale à la force qui produit son mouvement, multipliée par le temps pendant lequel elle agit, et, par conséquent, la force d'inertie du système, qui est la résultante de toutes les forces d'inertie des points du système, est égale à la résultante de toutes les forces qui produisent le mouvement du système, multipliée par le temps pendant lequel elle agit.

Aus Mainz.

(Fortsetzung.)

Messen, Handel und Gewerbfleiss

Schon manche Jeremiaden sind über unsere Messen geklagt worden! Wie kömmt's, hat man sich gefragt, daß an einem Orte, den die Natur für den Großhandel geschaffen zu haben scheint, sowohl durch seine Lage an zweien europäischen Flüssen, als auch wegen der glückseligen Gegend, die ihn umgibt, besonders aber wegen des großartigen Unternehmungsgeistes und des bedeutenden Reichthums seiner Bewohner, daß an diesem Orte die Messen in allen Zeitläuften so äußerst unwichtig bleiben? darauf ist immer Verschiedenes geantwortet worden. Die Einen sagten, ein Meßplatz vertrage sich nicht mit einem Festungsplatze; die Andern sagten, die reiche Nebenbuhlerin Frankfurt läge uns zu nah auf dem Halse; die Dritten endlich behaupteten: Eine Messe in Mainz sey ein Unding; die Natur habe unsern Handel auf den Bedarf der Gegend, und auf einige Zweige des Geschäftslebens beschränkt, die, im Fall wir sie zu benutzen wüßten, für immer commerzielle Thätigkeit nach Mainz bringen müßten. Unser Heil ruht in Frucht und Wein, den vollsaftigen Ergebnissen unseres Bodens und unseres Klima's! Diese haben unleugbar Recht! Jedoch würde heutzutage unsere Festung gerade nicht im Widerspruche mit einem Meßplatze stehen; denn es ist bekannt, daß Kriege in Zukunft bei dem so sehr sich befestigenden Gleichgewichte im politischen Staatenbunde, bei dem sich täglich mehr consolidirenden großen Handelsvereine und andern, mannigfachen, großen Unternehmungen für das materielle

Wohl der Menschen, welche Unternehmungen sämmtlich zu ihrem Gedeihen den tiefsten Frieden nöthig haben, daß unter diesen Umständen Kriege Seltenheiten seyn werden, und, wenn sie ausbrächen, weniger störend auf Künste, Handel und Fabriken seyn müßten. Daß aber die Nähe Frankfurts unserer Messe nichts schaden könnte, haben wir in neuerer Zeit an Offenbach gesehen. Wie leicht hätte Mainz das werden können, was Offenbach geworden ist! — Unsere Messen also sind und bleiben große Märkte, berechnet für hiesige und nachbarliche Consumtion. Sie sind erst in der letztern Zeit, durch den Beitritt Nassaus zum großen Zollvereine, um etwas bedeutender geworden, weil nun auch der Rheingau seine Bedürfnisse hier kaufen kann. So unwichtig aber auch unsere Messen in merkantilischer Beziehung, so interessant sind sie in Bezug auf die vielen Sehenswürdigkeiten, die sich jedesmal hier einfinden, und eine Art Satyre auf den nichtsbedeutenden Meßhandel bilden. In der dießjährigen Mainzer Herbst-Messe waren wir namentlich reichlich damit versehn, und mit Vergnügen erinnern wir uns noch der Menagerie des Hrn. Martin, des berühmten Thierbändigers, der gerade hier mit seinen Löwen koste, während ihn englische Journale von Tiegern zerreißen ließen, so wie des herrlichen Wachsfiguren-Kabinetts des Hrn. Brandenburger aus Berlin. — —

Nur in drei Gegenständen ist der Handel zu Mainz höchst bedeutend und hat die Konkurrenz keines Orts zu fürchten. Ich meine den Frucht-, Wein- und Kolonialwaaren-Handel. — Den Fruchthandel anlangend, so wird diese ergiebige Nahrungsquelle für immer an den Hafen von Mainz gefesselt seyn; denn die Umgebung des getreidereichen Landes, die leichte Zufuhr auf dem Maine, Rheine und den herrlichen Kunststraßen, der außerordentliche Absatz nach allen Richtungen Deutschlands und des Auslands, stempeln Mainz zur Fruchtkammer der Nachbarn. Ja, es traf sich vor einigen Jahren, daß ein einziges hiesiges Handelshaus mehre französische Departements mit seinem Fruchtbedarf aus dem Ueberflusse von Franken und Hessen versorgte, und dadurch selbst bis in die ärmsten Klassen Nahrung verbreitete. In der That kann man in so fern unserem Fruchtmarkte eine europäische Bedeutung geben, als in Amsterdam, London, Marseille eben so sehr nach den Fruchtpreisen des Mainzer Markts gefragt wird, wie in kleinern Handelsstädten der Standpunkt der Course zu Paris und London Richtschnur ihrer papiernen Spekulationen wird. Dazu kommt, daß man so eben hier im Begriffe ist, eine kolossale Fruchthalle und Fruchtkeller zu erbauen, wodurch die Waare und die Verkäufer, die uns so schön mit Brod versorgen, geschützt,

und nicht allen Stürmen der Witterung Preis gegeben seyn werden. Bereits hat unser, für alle patriotischen Zwecke beseelter, Stadtvorstand eine große Summe zu diesem Unternehmen bewilligt, und die Genehmigung der Regierung, die eben so wohlwollend als väterlich gegen uns Rheinhessen handelt, wird auch nicht fehlen. — Die zweite, reiche Erwerbsquelle bietet der Weinhandel den Mainzern. Dreißig große Weinhandlungen stehen hier in voller Blüthe. Wie wäre es möglich, daß diese alle Konkurrenz anderer Rheinwein-Handlungen zu Boden drückten, wenn sie nicht den Consumenten bedeutende Vortheile gewährten? Und in der That sind die Verbindungen erstaunenswerth, welche diese Handlungen angeknüpft haben; nach allen Richtungen Europas gehn die Versendungen; die Waare ist rein und vorzüglich und meist billiger, als von andern Orten her. Letzteres namentlich ist leicht zu begreifen. Mainz liegt im Mittelpunkte des Rheingaus und der Pfalz; die hiesigen Handlungen kennen die Momente genau, wann und wo sie kaufen, und es trifft sich gar nicht selten, daß der Winzer den Erlös der Erndte schon lange im Voraus in der Tasche hat, denn der Spekulant wartet die Reife der Trauben nicht ab, ihm genügt schon die Blüthe. Jedes Plätzchen, wo ein guter Tropfen wächst, kennt der Mainzer, und weiß diese Kenntniß zu seinem und seiner Abnehmer Vortheil zu nützen. — Den Kolonial-Waarenhandel betreffend, so leuchtet ein, daß dieser von Belang seyn muß. Außer Cöln und Mannheim befindet sich auf Weit und Breit kein Freihafen zum Depot dieser ausländischen Produkte, und die kleinern Vereinsstaaten der Nähe waren und sind bis jetzt, zumal so lange Frankfurt dem Vereine nicht einverleibt ist, genöthigt, ihre Vorräthe aus dem hiesigen Freihafen zu beziehen. Wir waren Zeugen von den großartigsten Geschäften, welche in allen Mauthen mit diesen Waaren hier gemacht worden sind; am auffallendsten aber war die Regsamkeit in diesen Geschäftszweigen, als unlängst Nassau wirklich, Frankfurt nur in der Meinung der Menge, dem großen, preußisch-hessischen Handelsvereine beitrat. Unsere über und über angefüllten Magazine waren plötzlich geleert, man zahlte die Waaren gern mit höhern Preisen, wenn sie nur noch schnell genug nach Nassau und Frankfurt eingeführt werden konnten. Ungeheure Summen sind zu dieser Zeit hier gewonnen worden! — Auf diese drei Produktenzweige beschränkt sich der Großhandel zu Mainz; es sind die reellsten Zweige des ganzen Geschäftslebens. Für Papier-Spekulation sind unsere Kaufleute zu solid, und viel zu vernünftig, um ihr Hab und Gut auf die Lauer eines Moments zu setzen! Der Manufaktur-

Waarenhandel ist aber bei uns in der That nur auf Mainz berechnet, und von keinem großen Belang. — —

Für Industrie und Fabrikation wird in Mainz zwar nicht sehr viel gethan; doch zeichnet sich Manches in der Beziehung aus. Die Kunstschreinerei z. B. hat im Auslande einen großen Ruf. Die Möbel der Mainzer Schreiner empfehlen sich durch Stärke und Schönheit der Formen; bedeutende Versendungen davon gehen nach England und Holland. Unsere inländischen Bäume, Rüster, Nuß- und andere Obstbäume, und die gemaserten Wurzeln einiger Waldbäume liefern dazu das vorzügliche Material. — Zwei bedeutende Chaisen-Fabriken blühen unter der Leitung der Herren Gastoll und Bordello. Höchst geschmackvoll und dauerhaft sind ihre Arbeiten; sie werden sehr gesucht. — Viele große Gerbereien existiren hier; denn die Nähe der Eichenwälder kommt diesen sehr zu statten, und wir haben hier mehre Leder- und Saffian-Fabrikationen, die viele hundert Arbeiter beschäftigen. Der Absatz ist meist nach Norddeutschland. — Schotts Musikalien-Handlung, verbunden mit einer Fabrikation musikalischer Instrumente ist bis nach Amerika wohl bekannt; dieß Geschäft hat eine seltene Ausdehnung, die Waaren dieser Leute werden sehr gepriesen. — Sogar Schuh-Fabrikationen von großer Bedeutung haben wir hier; alle Messen werden damit versehen, und ganze Schiffsladungen nach der neuen Welt versendet. Die Werkstätten unserer Meister vom Leisten sind übervölkert, sie verdienen Fabriken genannt zu werden. — In Oel und Fabrikaten ähnlicher Bedürfnisse wird Unglaubliches in Mainz gethan, und es gab hier eine Zeit, wo die Geschäfte in Oel die umfangreichsten waren. Man sieht aus dieser nur oberflächlichen Skizze, daß auch außer dem Großhandel noch reiche Quellen des Erwerbs und des Wohlstandes für Mainz vorhanden sind, aus denen seine fleißigen Bewohner schöpfen können. —

Am Schlusse dieses Bildes darf ich nicht vergessen, noch zwei Hauptquellen unseres Wohlstandes anzuführen. Ich meine den Zusammenfluß der Rhein-Reisenden, und die Garnison unserer Bundesfestung. Wer sich einen Begriff machen will von den zahlreichen Fremden, die fast das ganze Jahr hindurch, besonders aber zur Sommerszeit unsere Gasthöfe wahrhaft belagern, der muß selbst das alte Maguntium, diese neue und vorzügliche Station der Rheinreise, besuchen. Ungeheuer ist der Andrang, und zwar nicht allein von Engländern, wie man behauptet hat, obwohl die Bewohner Albions fleißige Gäste in Mainz sind! Vieles vereinigt sich, um diesen

Zusammenfluß von Fremden zu begründen. Der Rheingau, die Taunusbäder, die so wichtigen und zahlreichen Merkwürdigkeiten aus alter und neuer Zeit, und besonders das Gesammtbild unserer schönen Gegend, dieses Edens von Deutschland, alles das sind Magnete, die die Fremden anziehen und fesseln. Der Rheinreisende kann nicht im Fluge aus unserer lebensfrohen Rheinstadt kommen; vieles ladet ihn ein, einige Tage hier zu verweilen. Die Dampfschifffahrt hat diesen Zudrang von Fremden noch vielfach verstärkt; man muß reisen, man kann dieser guten Gelegenheit nicht widerstehen! Da bringen uns denn täglich die Dampfböte des Ober- und Niederrheins eine Fülle von Fremden; unsere großen Gasthöfe am Rheine (rheinischer Hof, holländischer Hof, Rheinberg) vermögen nicht, diesen Segen ganz zu fassen; sie sind genöthigt, die Fremden in Wohnungen der Stadt unterzubringen, und verschaffen dadurch auch Andern Nahrung. Die großen Gasthöfe in der Stadt selbst (Kaiser, drei Kronen, englischer Hof, weißes Roß ꝛc.) sind nicht weniger zahlreich besucht; doch jetzt mehr von Städtern als von Fremden. — Von unserer Garnison nur ein Wort. Jeder sieht ein, wie wichtig eine Truppenmasse von 15,000 Soldaten für den commerziellen Verkehr aller Klassen der Einwohner einer Stadt, wie die unsrige ist, seyn muß. Viele Millionen strömen von auswärts, durch diese östreichische und preußische Besatzung, in unsere Pforten ein; dieß Verhältniß begründet den Wohlstand unserer Mittelklasse, und theilweise auch unserer Umgegend, welche die Erzeugnisse des Bodens an diese Consumenten absetzt. Unsere Festung ist uns im Augenblicke eine Goldgrube; die Julirevolution hat in der Beziehung indirekt vortheilhaft auf uns gewirkt, indem durch sie unsere Garnison sich so sehr steigerte. Möge dieß Verhältniß ein dauerndes seyn! Das ist ein kurzes Bild unserer commerziellen und industriösen Lage. Jedem Unbefangenen muß einleuchten, daß wir Mainzer Ursache haben, mit dieser Lage zufrieden zu seyn! —

[illegible] [illegible] [illegible] [

so gute Wille der Männervereine, und wir könnten gar belehrende Beispiele von aufrecht gehaltener, moralischer Kraft und Tugend durch passend eingeleitete Hülfe von Seiten unseres Frauenvereins erzählen, wäre es uns darum zu thun, dem bescheiden-stillen Wirken dieser Anstalt den Schleier des Geheimen und Verborgenen zu nehmen, der das Wohlthun so reizend macht! —

Die Mitglieder des Vereins, mehre Hunderte, theilen sich in Befördernde und Wirkende. Erstere sind die Unverheiratheten und Diejenigen, welche bloß mit den Erzeugnissen ihrer Hand- und Kunstarbeit beitragen; Letztere sind Frauen und Wittwen, welche in jeder Beziehung für die Zwecke des Vereins wirken, und denen namentlich die persönliche Sorge für wirkliche Arme und Kranke übertragen ist. Ein edler Wettstreit herrscht zwischen diesen beiden Klassen uneigennütziger Wohlthäterinnen. Wie Jene nämlich sich beeifern, die kostbarsten Erzeugnisse ihres Kunstfleißes um die möglichst höchsten Preise im Vortheil der Anstalt an den Käufer zu bringen, so bemühen sich die Andern, ihre Pflege für die Armen und Kranken möglichst labend, lindernd, tröstend werden zu lassen, damit die Unglücklichen wenigstens von dieser Seite das Leben liebgewinnen mögen. — Die Central-Armen-Commission ernennt für jedes der sechs Stadtviertel eine den Bedürfnissen angemessene Anzahl von Pflegerinnen aus den Mitgliedern des Frauenvereins. Diese bilden in jeder Section das weibliche Pflegeamt, unter Assistenz eines männlichen Pflegers oder eines andern, mit dem Geschäftsgange der Central-Commission vertrauten Mannes. In jeder Section übernimmt eine Pflegerin vorzugsweise die Sorge für arme Kindbetterinnen, die zweite für sonstige weibliche Kranke und unmündige Kinder, die dritte die Aufsicht auf die in den Frei- und Nähschulen sich befindlichen Kinder ihrer Section. — Die Vorsteherinnen der sechs weiblichen Pflegeämter bilden den allgemeinen Vereinsvorstand unter Assistenz eines Consulenten der Central-Armen-Commission und unter Direction einer Obervorsteherin, welcher ein Sekretär der Central-Commission zur Abfassung der Protokolle und der Correspondenz des Vereins beigegeben ist. — Die Versammlungen finden sowohl bei den Sections-Pflegeämtern, als auch bei dem allgemeinen Vereinsvorstand zweimal in jedem Monate so statt, daß die letzteren den ersteren einige Tage nachfolgen, wodurch die Uebersicht der Wirksamkeit erleichtert wird.

Die Fonds dieses Vereins sind reichlich bedacht; es fließen in dieselben gewisse Summen aus der Central-Armen-Commission, dann die Geldbeiträge der befördernden Mitglieder, endlich die Einnahmen, welche durch den Verkauf und die Verlosung der Handarbeiten, durch

Pantheon.

Price Sixpence.

Mr. Pitt's Speech.

Mr. Pitt's Speech on the Motion for the Repeal of the Corn Laws, delivered in the House of Commons, on Thursday, the 15th of May, 1834.

Mr. Pitt said, that he rose to move for the repeal of the Corn Laws. He was aware that the House would expect him to state the grounds on which he proposed this measure, and he would endeavour to do so briefly. He was aware that the House would expect him to state the grounds on which he proposed this measure, and he would endeavour to do so briefly. He was aware that the House would expect him to state the grounds on which he proposed this measure, and he would endeavour to do so briefly.

sprüngen, in Contrastrichen der mannigfachsten Nuancirung, in Doppelgriffen, selbst in einer ganz eigenthümlichen Art von Harpeggien, mit springender staccatoartiger Bogenführung auf und ab, stets bleibt der Ton rund und voll, wird niemals ungleich, schrillend, pfeifend oder ponticellartig, wobei er dennoch nach Maßgabe des Ausdrucks verschiedene Färbung erhält. — Musterhaft ist die Tonbildung auf der äußersten Gränze der Höhe bis in's 4 gestrichene e hinauf, auf welchem der Künstler noch ein in Gesangsweise ganz vollkommenes messa di voce zu bilden weiß. — Ueberhaupt ist er ein so vollkommener Sänger, wie man ihn selten findet; alles gewinnt Leben und Ausdruck unter seinem Bogen, überall tritt Sprache und Deklamation hervor. Daher bleibt auch die Aufmerksamkeit des Hörers dauernd gefesselt und wird zu stets wachsender, regerer Theilnahme gezwungen. — Man kann sich kaum etwas Vollkommeneres vorstellen, als des Künstler's Adagio, und begreift aus ihm, wie groß er als Quartettist seyn muß. — Nicht minder geistreich ist sein Allegro: der bekanntesten Form weiß er durch ganz eigene Accente und Stricharten eine neue Seite abzugewinnen, ihr einen ungewöhnten Ausdruck zu geben, ohne dabei nur im Geringsten den Charakter des Ganzen aus den Augen zu verlieren. — Piquant und keck und dennoch voll Anmuth und Grazie ist sein Rondo; in der allbekannten Mayseder'schen Polonaise traten die dürftigsten Gedanken sprechend und prägnant hervor, und von der größten Festigkeit und Stetigkeit im Halten des Charakters zeugten die Veränderungen über Beethoven's Sehnsuchtswalzer, die, immer üppiger in fortgesetztem Kampfe mit immer größern Schwierigkeiten sich entwickelnd, bis zu dem brillantesten Schlusse nicht einen Augenblick des schwermüthigen Ausdrucks entbehrten. —

Aus diesen Andeutungen erhellt, daß unser Künstler nichts Auffallendes der Art wie Boucher oder Paganini an sich hat; wäre ein Vergleich statthaft, so könnte uns Müller durch seine Genialität der Auffassung, große Correctheit der Ausführung und durch gänzliche Vermeidung aller kleinen Effektmacherei an Lipinsky erinnern, obschon jener uns mehr einen auf italischer Melodie fußenden deutschen Charakter, dieser auf französischer Viotti-Rhodescher Schule fußende Hinneigung zum italischen zu entwickeln scheint. — Wenn die Wiederholung des Ausdrucks eines leider zu früh verstorbenen genialen Mannes erlaubt ist, könnten beide als lebendig gewordenes Geigenthum bezeichnet werden. Von Müller, wie von Lipinsky, kann jeder Künstler lernen, nicht nur jeder Geiger, jeder Musiker; hauptsächlich ist er unsern an guten Mustern so armen Sängern auf's Nachdrücklichste als Vorbild im charakteristischen Beleben der Melodien zu empfehlen. — Wer jemals die trefflichen Haydn'schen oder Mozart'schen Quartette gespielt hat, versuche es, die angedeuteten Melodien, vorzüglich die der Adagios, nach Müller's Art aus eigener Geistesfülle reproduzirend zu formen, und er wird erstaunen, welch eine Quelle goldhaltiger Schätze vielleicht oft unbeachtet an ihm vorüber geflossen ist. — Jede Tonschrift ist durchaus eine unzulängliche, sie kann nur Höhe und Tiefe, Länge und Kürze, Stärke und Schwäche bestimmt bezeichnen, mit einem Worte, nur das Tonwerk in seinen äußeren Formen dem Auge darstellen. Wer nicht zwischen den Zeilen zu lesen, wer diese nicht zu beleben versteht, dem bleibt sein Inhalt stets verschlossen, und es ist leider nur zu wahr, daß die Tonkunst immer mehr in einen leeren Mechanismus ausgeartet ist, seitdem die Componisten jeden Ausdruck, jede Nuance durch ein Zeichen andeuten wollen, und dadurch das Schaffen des Lebendigen nur verhindern. Wohl müssen wir bei der Trefflichkeit unseres Künstlers auf die Quartett-Aufführungen in Gemeinschaft mit seinen drei Brüdern lüstern werden, und gewinnen durch ihn wohl eine Ahnung jener durch ganz Deutschland berühmt gewordenen Kunstleistungen.

Mosewius.

Literarische Uebersichten.

ESSAI STATISTIQUE
sur les
Bibliothèques de Vienne.

Par Adrien Balbi.

Vienne. Chez Frédéric Volke. 1835.

Ein werthvolles Werk, dem wir eine sehr genaue Zusammenstellung der in Wien vorhandenen literarischen Schätze verdanken. Es finden sich überall in dieser Schrift nützliche statistische Vergleichungen mit den Sammlungen im übrigen Europa, wozu der Verf. theils seine eigenen Nachforschungen, theils die vorzüglichsten Schriftsteller über den gegebenen Gegenstand benützt. In einem umfassenden Anhange gibt Balbi die Statistik der Archive von Venedig und der technologischen Sammlung, deren Gründung und Ausbildung ein Verdienst Kaiser Ferdinand I. ist, ferner einen Ueberblick über die Fortschritte der Civilisation, der Industrie, des Handels, der Bevölkerung in der österreichischen Monarchie, und endlich ein statistisches Gemälde seiner großen administrativen Divisionen. Auch bei diesem Anhange sieht man sorgfältig gesammelte Vergleichungen eingestreut. Der Reisende, der Bibliotheken im Allgemeinen oder einzelner Materien und Studien wegen auf-

sucht, erhält ein bequemes Handbuch, und der gewöhnliche Leser wird sich überzeugen, wie weit die Ansichten von der Wahrheit abgehen, die man über Oestreich zu verbreiten gesucht hat. Die Wiener, denen man so oft zum Vorwurf gemacht, daß sie sich einzig und allein um ihre schönen Pferde, um ihre treffliche Küche und Staberliaden bekümmern, besitzen nicht weniger als 45 öffentliche oder Privat-Bibliotheken, 15 mineralogische Sammlungen, 20 für Zoologie und Anatomie, 23 für Antiquitäten, physikalische Instrumente, Astronomie, Technologie und Heraldik, und 20 Medaillen-Cabinette. Alle diese Sammlungen sind reich ausgestattet. Die kaiserliche Bibliothek allein enthält nach Balbi 24 Seltenheiten, 16,016 Manuscripte, 12,000 Incunabeln, ungefähr 230,000 gedruckte Bücher, ferner die reichste Kupferstich-Sammlung, die es gibt, und endlich 6000 Bände musikalischer Werke.

MENSCHEN und GEGENDEN

von

Karoline v. Woltmann.

Zwei Bände. Breslau, bei Jos. Max u. Comp.

— Frau v. Woltmann, welche vor Kurzem den Sitzungen der Naturforscher in Bonn beigewohnt hat, um gelegentlich ihre geognostischen Kenntnisse zu entwickeln, spricht auch in diesem Werke davon, daß ihr Hauptstädte Nebensache seyen, das Bild des Landes sey ihr am Herzen gelegen; die Dame hält sich aber darum doch gehörige Zeit in den Städten auf, und schenkt ihnen alle erdenkliche Aufmerksamkeit auf ihrer Reise vom Rheine nach Italien. Das Urtheil der Frau von Woltmann ist nicht nur oberflächlich, sondern höchst inconsequent, was sie auf der ersten Zeile behauptet, das stoßt sie auf der dritten wieder um. Die Dame will es mit keiner Partei verderben, darum heuchelt sie hier einen so heftigen Liberalismus, daß sie von den Fürsten als Despoten spricht, und von der Schweiz rühmt, daß man da selbst den Hunden die Freiheit ansehe, während sie an einer andern Stelle erzählt, sie habe die Ehre gehabt, in einem italienischen Wirthshause in dem Bette zu schlafen, in welchem kurz vorher ein König übernachtet hatte. — Von poetischer Begeisterung muß das Werk durchweht seyn: ein Eselstreiber, dessen Thier nicht mehr vorwärts will, schreit: animo! animo! »Glücklich das Land, wo auch die Esel animo haben!« ruft Frau v. Woltmann aus. — Frau v. Woltmann kann nicht umhin, uns oft genug darzuthun, daß sie vier Sprachen spreche. Gut für sie, sie kann ihr Werk selbst in andere Sprachen übersetzen, wenn die Franzosen, Engländer und Italiener so unhöflich seyn sollten, es nicht zu thun!

ANSELMO.

Von

Charles Didier.

Aus dem Französischen übersetzt von

Dr. Karl Andree.

Braunschweig. Bei G. C. L. Maier sen. 1835.

— Die Verschwörungen der Carbonari in unserer Zeit liegen diesem Romane zu Grunde. Der Ort der Handlung ist hauptsächlich Rom. Was hier vom Carbonarismus enthüllt wird, ist nicht gerade mehr, als was bereits zur allgemeinen Kenntniß gekommen ist, nur finden sich die Erscheinungen schärfer ausgeprägt, in klareres Licht gestellt, als in den Mittheilungen, die wir den Zeitungen zu verdanken haben. — Das Wesen des großen Bundes ist näher zusammengerückt, die Wirksamkeit, die sich auf verborgenen Wegen entwickelte, zu deutlicher Anschauung gebracht. — Die Novelle selbst dürfte einen rascheren Gang nehmen, und sich nicht so oft durch überflüssige Zwischenwürfe im Fortschreiten hemmen lassen. Der beschreibende Theil, die Schilderungen der Landschaften namentlich, sind äußerst lebendig in einem wirklich poetischen Geiste gehalten; auch die Zeichnungen der Figuren sind kräftig und bestimmt. Der Verfasser ist auf diesem Boden und unter diesen Menschen zu Hause, und bewegt sich unter ihnen als treuer, kenntnißreicher Beobachter. Durch die Uebersetzung hat der Ernst des Stoffes noch an Werth gewonnen. —

RUSSLAND,

POLEN und FINNLAND.

Statistisch-geographisch-historisches Tableau aller Theile der russischen Monarchie.

1. Band. 8. 270 S. mit 3 lithogr. Planen, bei J. Brieff in St. Petersburg.

— Herr Schnitzler hat dem russischen Publikum den Plan seines Werkes in einem großen prospectus vorgelegt. Sein Werk ist unpartheiisch und mit großer Umsicht entworfen, und bietet dem Fremden eben so interessante als merkwürdige Notizen. Er verdient das gerechteste Lob für die Mühe, die er sich gab, Irrthümer zu widerlegen, welche viele Reisende über Rußland in Umlauf gesetzt haben. —

Theater.

Man glaubt, daß die neue Oper von Meyerbeer in der ersten Hälfte des Januar in Paris aufgeführt werden wird.

— Als Mlle. Mars neulich ihren Wieder-Auftritt auf dem Theater Français feierte, betrug die Einnahme 4400 Franken.

— Nach Meyerbeer's Oper kommt Notre Dame de Paris von Mlle. Bertin an die Reihe; dann folgt Stradella von Niedermaier; hierauf Graf Julian von Gomis und eine fantastische Oper von Berlioz.

— Der ältere Baptiste ist im 76sten Jahr gestorben. Er war einer der ältesten Mitglieder des Theater Français, wo er fast alle Fächer nach und nach ausgefüllt hatte.

Napoleons Hut.

Der Nachlaß des berühmten Malers Gros wird in Paris versteigert. Am 2. d. M. kam auch Napoleons Hut an die Reihe, welchen derselbe bei Eylau getragen. Dies Ereigniß war früher angezeigt worden, und die Menge drängte sich hinzu, als gelte es, ein Monument anzustaunen. Und es ist ein Monument, dieser Hut von Eylau.

Der öffentliche Ausrufer intonirte mit offizieller Stimme: „Hundert Thaler für den Hut Napoleons!“ Nun rückten die Kaufliebhaber an. Der Erste war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit feinen Zügen und grauen Haaren, im Aeußern Herrn von Chateaubriand nachäffend.

„Schon wohne ich in der rue de la Victoire,“ fing er an, „in dem Hause des ersten Konsuls, damit die Nachwelt einst sagen könne, daß die beiden größten Genies des Jahrhunderts unter demselben Dache gewohnt haben; nun will ich noch diesen Hut erstehen, den Hut des Mannes, der im Kriege das war, was ich in der Literatur bin. Ich gebe mit Freuden das Honorar meines letzten Romans für diese Reliquie hin. Vier hundert Franken für den kleinen Hut.“

„Ich bin großmüthiger, als Sie,“ rief ein hagerer Herr in einem grünen Ueberrocke. „Ich biete für den Hut den Werth meiner jetons de présence, der Akademie während des letzten halben Jahres. Fünf hundert Franken für den kleinen Hut.“

„Ich werde nicht dulden, daß diese militärische Reliquie in die Hände eines Federfuchsers fällt, eines sogenannten Literators,“ rief nun mit einer barschen Stimme ein Mann, der wie zwei Tropfen Wasser den Bildern glich, die wir von Cincinnatus besitzen. „Ich habe schnell meinen Landsitz verlassen, dieser kleine Hut gehört also mir von Rechtswegen; als einziger Erbe der militärischen Talente und des kriegerischen Genie's Napoleons ist auch mein Kopf der einzige in Europa, den dieser kleine Hut bedecken darf. Also sechs hundert Franken für diesen kleinen Hut.“

„General,“ rief lächelnd ein junger Mensch von 17 Jahren, weiß und roth von Gesicht, und kokett gekleidet, „General, Sie haben Recht, Sie sind der Einzige in Europa, dem dieser Hut gut stehen würde; aber in Asien ist noch Einer, dem er besser stünde. Gott bewahre mich, daß ich diesen Hut für mich wollte; ich bin ein Dilettant, ich liebe die Künste, und beherrsche sie im Louvre; ein jeder andere Hut ist mir recht; aber ich bin beauftragt, diesen hier für den General Allard zu kaufen, Connetable des Königreichs Lahore. Sieben hundert Franken für den kleinen Hut.“

„Goddam! ich bin Wellingtons Vetter, und will ihm dieſen Hut zu Weihnachten ſchenken. Acht hundert Franken für den kleinen Hut.“

„Zum Henker die Engländer!“ ſchrie ein alter vernarbter Schnurrbart, „links um, Mylord! Wir ſind eine ganze Hetze alter Haſen, die ſich am Fuße der Vendomeſäule zuſammen gefunden haben, um eine Subſcription zu machen, damit wir den alten Hut kaufen können, den wir Alle einſt im Feuer geſehen haben; denn wir waren auch bei Eylau, und ich habe zwei Wunden dort bekommen. Alſo neun hundert Franken für den kleinen Hut.“

So weit war man mit der Verſteigerung, als ein Greis einher wankte, den zwei Lakaien unterſtützten. Sein Blick war erloſchen, und um den Mund ſchwebte ein feines ſardoniſches Lächeln. Er betrachtete einen Augenblick den Hut, indem ſich ein diaboliſches Lächeln auf ſeinem Geſichte entwickelte, und murmelte dann zwiſchen den zahnloſen Kiefern:

„Eylau! was nützten ihm ſeine Siege, die von meinen Intriguen aufgewogen wurden. Auch ich ſah ihn mit dieſem kleinen Hut bedeckt und mit ſeiner Krone; ich blies hin, und er ſtand mit bloßem Kopfe.“

Hierauf nahm dieſe myſteriöſe Perſon ein gleichgültiges Geſicht an und ſprach: „Tauſend Franken für den kleinen Hut!“

Aber alle dieſe Liebhaber trieb ihre Luſt nicht weiter; der alte Soldat allein würde wohl Stand gehalten haben, doch ſeine Börſe erlaubte es ihm nicht; die Andern gaben bald die Partie auf.

Den kleinen Hut erhielt aber auch weder der Vicomte von Arlincourt, noch Herr Viennet, noch Bugeaud, noch der Herzog von Choiſeul, noch der Prinz von Talleyrand. — Nur zwei trieben ihn weiter in die Höhe; Herr Clary *) ging bis auf 1920 Fr. und der Doctor Delacroix bis 1950. Dieſer Letztere erhielt ihn. Nachdem der Hut ihm zugeſchlagen war, wollte die Verſammlung wiſſen, wer der glückliche Beſitzer ſey.

„Es iſt ein Franzoſe!“ rief der Doctor Delacroix, und ein einſtimmiger Bravoruf erſcholl.

Uebrigens war es ſchmerzlich zu ſehen, daß kein Name, der unter dem Kaiſerthum groß wurde, keiner der Emporkömmlinge, die Napoleon mit Gunſtbezeigungen überhäufte, ſich eingefunden hatte, um dieſe ruhmvolle Reliquie zu erlangen. Dieſe Herzoge, Marſchälle und Pairs ſchienen ſich zu fürchten, daß der kleine Hut ihnen vorwerfen könnte, ſie ſeyen undankbar und Verräther geweſen.

Die Beduinen auf der Pariſer Bibliothek.

Die Beduinen haben die Pariſer Bibliothek beſucht, wo man ihnen einige arabiſche Manuſcripte zeigte. Sie ſchienen nichts davon zu verſtehen, nur Sidi Mohammed, ein Mann von 50 Jahren, ſetzte ſeine Brille auf, und war im Stande, einige Worte zuſammen zu leſen. Dies beweiſt, daß die jetzt in Paris anweſenden Beduinen zu der unterſten Klaſſe arabiſcher Völkerſchaften gehören.

*) Anmerkung. Irrthümlich meldeten einige Blätter Armand Carrel. — Herr Clary iſt der Schwager des Königs von Schweden.

Die französischen Blätter lassen sich diese Gelegenheit nicht entschlüpfen, ihre Witze zu machen. Sie berichten, daß die Beduinen die Bibliothek nur deshalb besuchten, um sich den gelehrten Orientalisten vorzustellen. Zuerst wurden sie an Herrn Reinaud, Königl. Adjunct gewiesen, allein es war derselbe Fall, wie einst mit den wirklichen Chinesen und Herrn Abel Remusat, dem berühmten Pariser Chinesen. — Umsonst breitete Herr Reinaud Alles vor ihnen aus, was er in seinem Kopfe an orientalischen Schätzen besitzt, und eben so brachten die armen Orientalen Alles vor, was sie von ihrer eigenen Sprache besitzen; Keiner verstand den Andern! Endlich standen beide Theile einander gegenüber, mit offenem Munde und den gräulichsten Kopfschmerzen von der unerhörten Anstrengung. Die Pariser Araber erklärten hierauf, daß wenn die Araber der Wüste wirklich arabisch sprechen sollten, sie zu den untersten Volksklassen gehören müßten, während sie selbst das Arabische der besten Gesellschaften der Wüste Sahra sprechen.

Als die Beduinen in der Bibliothek die vielen Menschen sahen, die ihnen dahin gefolgt waren, so glaubten sie, es handle sich hier wieder um eine Vorstellung für den Director des Porte St. Martin-Theaters, nur an einem andern Orte. Wie man ihnen ein prächtiges Exemplar des Koran zeigte, hielten sie es für das Vaudeville, woraus der Souffleur souffliren sollte. Und da man ihnen mehre Manuscripte vor die Nase hielt, fingen sie an, ihre kleineren Exercitien zu machen, lasen aber kein Wort. Da kamen die gelehrten Araber der Bibliothek darin überein, daß die Beduinen wichtige Gründe haben müßten, nicht zu lesen, und zwar zuerst: weil Keiner von ihnen lesen könne.

Die gelehrten Araber der Bibliothek wollen über diesen wichtigen Besuch der Akademie einen Bericht abstatten.

Shawl und Holzschuhe.

Die Königin von Belgien hatte vor ungefähr sechs Wochen viele kostbare Stoffe und Kleider nach Paris an das Haus Gagelin beordert. Die Kiste, welche diese Gegenstände enthielt, ist aber von Lille nach Mons verloren gegangen, ohne daß man eine Spur davon entdeckte.

Am letzten Sonntag erschien jedoch in der Kirche von Pierre-Bois, einem kleinen Dorfe bei Valenciennes, eine junge Bäuerin, die durch ihren seltsamen Aufzug alle Blicke auf sich lenkte. Sie war in einen prächtigen Mantel gewickelt, über den sie einen Shawl geworfen hatte, der 15,000 Franken werth seyn konnte, und dabei hatte sie Holzschuhe an. Als man sie befragte, ward sie verlegen. Der Maire begab sich sogleich in ihre Wohnung, wo man eine Kiste fand, worin Sammt, seidene Kleider, Mäntel von hohem Werth und sechs Shawls von feinster Gattung sich befanden. Hier gestand nun die Bäuerin weinend: „Zum Henker! ich hab's auf der Landstraße gefunden, und da es Kleider sind, so hab' ich sie angelegt; da ist nichts Böses daran. Warum haben's die nicht zurückgefordert, die's verloren haben." Die Kiste wurde sogleich nach Paris gesandt, und das arme Mädchen für ihre schönen Illusionen, die sie nun verlor, durch andern passenderen Schmuck entschädigt.

Englische Militärstrafen.

Obgleich die periodische Presse und die Redner des Unterhauses beständig gegen den barbarischen Gebrauch eifern, die Soldaten mit der Peitsche, Cat of nine tails, zu züchtigen, so besteht sie immer noch in der englischen Armee. Erst kürzlich trug sich wieder ein trauriger Fall zu, den eine solche Bestrafung herbei führte. Die Times enthalten dagegen einen fulminirenden Artikel, der in einige deutsche Zeitungen übergegangen ist. Wir erzählen hier die Thatsache.

Thomas Ramsby, Soldat der königlichen Marine, der in Woolwich in Garnison lag, war ein schlechtes Subject, der bald im Gefängniß, bald im Spital lag. Während des letzten Jahres war er dreimal in dem letzteren, wo er sich stets gegen die Krankenwärterinnen verging, die äußerst schätzenswerthe und tugendhafte Frauen sind. An dem Abende, ehe er das letzte Mal das Spital verließ, war ihm die Arzenei, die man ihm reichte, zu kalt oder zu warm, und er wurde darüber so böse, daß er die Wärterin schimpfte und ihr das Gefäß an den Kopf werfen wollte. Nach seiner Genesung wurde er von einem Kriegsgericht zu 150 Peitschenstreichen verurtheilt. Er hatte aber kaum die Hälfte seiner Strafe erlitten, als er unter den Händen des Trommelschlägers Sanderson, an dem die Reihe zu schlagen war, ohnmächtig ward und in das Spital von Woolwich gebracht wurde. Nach drei Wochen ergriff ihn ein heftiges Fieber; sein Kopf schwoll auf, und er starb am Kinnbackenkrampf (locked jaw), den die Kunst der Aerzte nicht besiegen konnte. Der Coroner und eine Jury von 17 Notabeln der Gegend untersuchten die Sache. David Buchanan, der in demselben Regiment diente, erklärte, daß Ramsby mit blutendem Rücken in's Spital gebracht worden war, und daß die Haut aufgehauen war; im Uebrigen aber wich sein Zustand in keinem Punkte von den Andern ab, welche dieselbe Strafe erlitten hatten. Der Doctor Billings sagt aus, Soldaten curirt zu haben, die 500 Peitschenhiebe bekommen hatten. Der Trommelschläger Sanderson erklärt, in seinem Leben mehr als hundert Soldaten gepeitscht zu haben, die sich gar nicht übel darauf befanden. „Vier Kameraden," fügt er hinzu, „schlugen vor mir den unglücklichen Ramsby; ich schonte ihn so viel ich konnte, und nachdem er umgefallen war, erhielt ich sogleich den Befehl, aufzuhören." Die Jury sprach nach zehn Minuten langer Berathung: „Thomas Ramsby starb in Folge eines Nervenfiebers und Kinnbackenkrampfs, welche durch die harte Züchtigung herbeigeführt wurden, wozu das Kriegsgericht ihn verurtheilte." Lautes Applaudiren und Beifalljauchzen erschallte im Saale, der mit Militärpersonen und Bürgern angefüllt war, wovon jedoch mehre eben dieses Beifalls wegen verhaftet wurden. Der Coroner sagte: „Meine Herren Geschworenen, es stand Ihnen frei, Ihre Meinung auszusprechen. Dieser Ausspruch hätte aber in kunstgemäßern Ausdrücken und nach dem Gebrauche abgefaßt seyn sollen." Hierauf erwiderte der erste Geschworene: „Wir haben gesucht, so energisch als möglich und mit aller Achtung, die wir den Gesetzen schuldig sind, unsere Meinung über eine eben so schändliche als grausame Züchtigung abzugeben, die schon längst hätte abgeschafft werden sollen.

Wir hoffen, das die höchste Behörde, durch dieses Beispiel veranlaßt, geeignete Maßregeln ergreifen werde, um die Nothwendigkeit der militärischen Disciplin mit den Rechten und Pflichten der Menschheit zu vereinbaren."

So weit ist man noch bei dem hochgepriesenen Volke der Britten in gewissen Dingen zurück.

Vermischtes.

Der Triumphbogen de l'Etoile ist nun fertig; der letzte Stein wurde an demselben eingefügt den 25. Nov., in dem Augenblick, als der König eben durch die Barriere nach Neuilly fuhr.

— Das neue preußische Staatshandbuch nennt unter den Capitularen des restaurirten Domkapitels zu Brandenburg auch den Bischof der evangelischen Kirche, Dr. Eylert.

— Aus Wien wird gemeldet: Es steht nicht nur dem Kärntherthor-, sondern auch dem Hofburgtheater eine Aenderung bevor. Man sagt, der Director desselben, Herr Regierungsrath Deinhardstein, würde sein Amt niederlegen und eine Professur übernehmen. Man nennt Herrn von Zedlitz als künftigen Leiter dieser großartigen Kunstanstalt. — Um das Kärntherthortheater bewirbt sich auch der Pächter des ständischen Theaters zu Prag und des Theaters in der Josephstadt, Herr Stöger.

Nekrolog.

J. K. H. die Frau Fürstin von Montfort, Schwester Sr. Maj. des Königs von Würtemberg, ist am 28. v. M. im Alter von 52 Jahren zu Lausanne gestorben, wohin sie sich seit einigen Monaten aus Italien zurückgezogen hatte. — Sie hinterläßt drei Kinder. Durch ihre treue und liebevolle Anhänglichkeit an ihren Gatten rechtfertigte sie glänzend jenen Ausspruch des großen Verbannten von St. Helena: „Das schönste Zeugniß für meinen Bruder Jerome ist die Liebe, die er seiner Gattin eingeflößt hat. Ihr Benehmen, als nach meinem Sturze, der König, ihr Vater, die Scheidung verlangte, ist bewundernswerth, und hiedurch schrieb diese Fürstin mit eigenen Händen ihren Namen in die Tafeln der Geschichte ein." Seit zwanzig Jahren ist dieß der fünfte Todesfall in der Familie Napoleons.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Das wohlgetroffene Bildniß des ehemaligen französischen Generals Allard, der in Diensten des Königs Runjet-Sing von Lahore steht, und in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit der Pariser in hohem Grade auf sich zieht.
2) Die Canzonette Nizza von Rossini.

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 12. 16. December. 1835.

Rüge.

Die Lüge des E. M. Oettinger im Berliner Figaro:

„daß das periodische Werk „Europa“ mit dem neuen Jahre aufhören werde,“

muß hier im Interesse des Verlegers und der zahlreichen Abonnenten widerrufen werden. Andere Lügen, die Niemanden als ihrem Urheber schaden können, bedürfen keiner Widerlegung.

Theater.

Im November wurde auf dem städtischen Theater in Prag das erste dramatische Werk eines jungen — noch nicht 20 Jahre alten — Dichters gegeben, das zu großen Erwartungen von diesem ausgezeichneten Talente berechtigt. Es ist dieß: Horimir, Trauerspiel in fünf Akten von Uffo Horn. Mit überraschender Bühnenkenntniß war der hoffnungsvolle junge Mann über den ziemlich magern Stoff Herr geworden, und eine blühende bilderreiche Sprache entschädigte reichlich für die unvermeidlichen Mängel dieses ersten Versuches. Das Haus war sehr gefüllt und die Aufnahme so günstig, daß das befriedigte Publikum den Dichter mehremale stürmisch hervorrief.

— In Leipzig geht man dem Theater-Unternehmer Herrn Ringelhardt stark zu Leibe. Mehre Aufsätze mit und ohne Namensunterzeichnung greifen seine Geschäftsführung an, und da er nicht leidenschaftlos darauf erwiederte, hat er das Uebel nur ärger, und die ihm feindlichen Federn nur regsamer gemacht. Gewiß scheint es zu seyn, daß das Leipziger Theater gesunken ist, denn Herr Ringelhardt selbst muß zu seiner Vertheidigung die leidigen Verhältnisse zu Hilfe rufen. Das Erheben der gesunkenen deutschen Bühne kann aber wahrlich von einem armen Privatdirektor, der selbst gesteht: „er wolle bei seiner Führung etwas Erkleckliches aufstecken,“ nicht ausgehen.

— In Breslau gibt man eine neue Oper: der Edelknecht, oder der Gang nach dem Eisenhammer. Den Text hat Herr Carl Fischer geliefert, von dem bereits einige gelungene Bearbeitungen für die Bühne besorgt wurden, die Musik ist von Herrn Franz Mejo, einem beliebten Lieder- und Tanz-Komponisten. Beide sind Mitglieder des Breslauer Theaters.

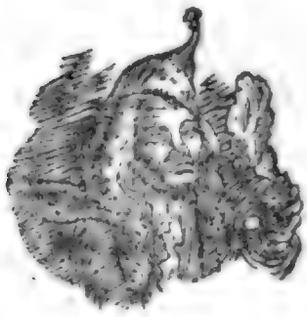
Die Brüder Eichhorn.

Hamburg. Der älteste der Brüder ist 13, der jüngste 11 Jahre alt. Beide, und vor Allem der kleinste, haben noch vollauf zu thun, ihre kleinen Instrumente so zu richten, daß volle Freiheit für schönste Ausführung sich nicht versage, aber auch diese Schwierigkeit wird mit allem Glück besiegt. Ernst Eichhorn, der ältere, (der kleine Mann ist bereits Kammer-Virtuos) trug vor: Variationen von Beriot, und das mit wahrer Meisterschaft. Glockenreine Intonation, eine Bogenführung, die auf den Meister Spohr hinweist, ein warmer, weicher, milder Ton, dem dabei nichts von Schwächlichkeit abzumerken ist, und der sich, namentlich in dem Andante, auf treffliche Weise geltend machte. Herrliches Staccato, runde und gewölbte Arpeggien, wie sie wohl selten noch ein 13jähriger Arm zu Gehör brachte, und in den Geschwind-Passagien eine Fertigkeit und Deutlichkeit, die zum Erstaunen und Entzücken hinreißt. Konnte da enthusiastischer Beifall fehlen? Dann spielten beide Brüder ein Duett für zwei Violinen von Paganini und hier mußte man erstaunen, wie Ernst sich Paganini's springenden Bogen, dessen piangendo und glissato, beide Brüder sein Pizzicato, sein herrliches Flageolet sich zu eigen ge-

Ordnung, Verwaltung und Sicherheit der Gemeinde, Bezirks- und Landesstraßen, Wasserläufe und Bauten, Bezirks- und Landesbauten, Bezirks- und Landesanstalten, Bezirks- und Landesfonde, Bezirks- und Landesabgaben, Bezirks- und Landesvermögen, Bezirks- und Landesschulden, Bezirks- und Landesbeamte, Bezirks- und Landesvertretung, Bezirks- und Landesausschuß, Bezirks- und Landesrat, Bezirks- und Landeshauptmann, Bezirks- und Landesgericht, Bezirks- und Landesgefängnis, Bezirks- und Landesarrest, Bezirks- und Landesstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungshauptmann, Bezirks- und Landesverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsgefängnis, Bezirks- und Landesverwaltungsarrest, Bezirks- und Landesverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsstrafen, Bezirks- und Landesverwaltungsgericht, Bezirks- und Landesverwaltungsbehörde, Bezirks- und Landesverwaltungsbeamte, Bezirks- und Landesverwaltungsvertretung, Bezirks- und Landesverwaltungsausschuß, Bezirks- und Landesverwaltungsrat, Bezirks- und Landesverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwaltungsverwalt

ungeachtet so ruhig, willig und meisterhaft, daß man einen einfachen Flügel zu spielen glaubt.

Rath für schlechte Dichter.

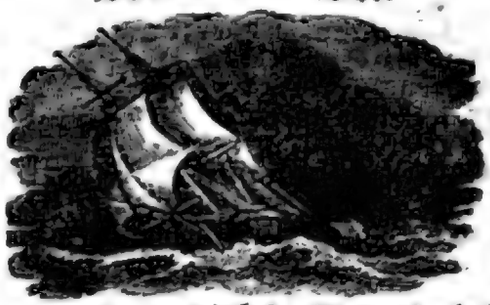


Ich kann mich nicht enthalten, heißt's in den Osterländischen Blättern, schlechten Dichtern einen guten Rath zu geben, da ich die Sache, aus meiner eigenen Erfahrung, sehr probat gefunden habe; ich rathe nämlich jedem schlechten Dichter, Taback zu rauchen. Erstens, hat er dann doch sicher einen Kopf, wenn auch nur einen Pfeifenkopf; und man kann nicht sagen: er schreibe ohne Kopf. Zweitens kommen ihm die Gedanken wie aus den Wolken; und dürfen daher schon etwas wässerig seyn. Will die Kritik ihm den Mund stopfen, stopft er gelassen seinen Kopf und macht der Welt einen blauen Dunst vor: und ist er selbst Kritiker, so wird ihm das Tabackrauchen besonders dienlich seyn, denn der Taback ist eine Giftpflanze. Schreibt er eine Geistergeschichte, kann er nach Herzenslust dabei spucken; schreibt er einen Roman, so rauche er Damentaback; schreibt er eine Satyre, nehme er Stötteritzer, der beißt. Schreibt er ein Schauspiel, so zeigen ihm die Pfeifen schon sein Schicksal. Schreibt er etwas Wissenschaftliches, so kann er wenigstens sagen, er habe die Wissenschaften — beräuchert. Selbst der arme Poet kann doch immer einen gefüllten Beutel haben. Vor dem Schreiben muß der schlechte Dichter jedoch überlegen, ob er den Kiel nicht besser verwenden würde — im Pfeifenrohr; nach dem Schreiben aber muß er wieder überlegen, ob das beschriebene Papier nicht am verwendbarsten sey — zu Fidibus.

Vandalismus.

Die „Zeitung des Ober- und Nieder-Rheins“ vom 25. Nov. drückt — mit großem Recht —. ihre tiefe Entrüstung darüber aus, daß man den neuen Blitzableiter des Münsters zu Straßburg gerade in das Grab Erwins von Steinbach, des Erbauers dieses erhabenen religiösen Monumentes geleitet habe, so daß die Arbeiter beim Graben des Loches auf die Gebeine des großen Baumeisters stießen, und sie unter den Koth warfen, der weggeführt wurde (?). — Noch zur Stunde seyen die Gebeine Erwins nicht wieder bestattet, wohl aber hätten Alterthumsliebhaber Knochen des Mannes weggeholt, dem Europa eines seiner schönsten Bauwerke verdankt. Diese Schmach, ruft die „Zeitung des Ober- und Nieder-Rheins“ aus, vollende den Vandalismus der „Münster-Commission,“ die erst vor Kurzem „zur Verschönerung“ des alten ehrwürdigen Domes denselben ganz neu und durchgängig weiß anpinseln ließ. Das erwähnte Blatt fordert „glänzende Genugthuung für die entweihten Gebeine Erwins von Steinbach.“

Aus der See.



Zu Anfang dieses Monats hat es in See gestürmt, zwei Kauffahrteischiffe, von Sturzsee befallen, liefen mit Haverie in den Hamburger Hafen ein; dem einen war Alles vom Deck und zwei Mann, dem andern der am Ruder befindliche Steuermann hinweggespült.

Nekrolog.

Am 19. Nov., Nachmittags vier Uhr, verschied zu Düsseldorf in der Blüthe seiner Jahre, an den Folgen der Schwindsucht, der Maler Ernst Wiskemann aus Hannover.

Mr. Ellis, Mr. Lyall, and Mr. Ellis, Mr. Lyall, and
Mr. Ellis, Mr. Lyall, and Mr. Ellis, Mr. Lyall, and

Chronologische Uebersicht

der Monate

September, Oktober und November.

Von Dr. C. A. M.

Wer den politischen Horizont vor drei bis vier Monaten beobachtet hat und Wer denselben heute beobachtet, kann nicht in Abrede stellen, daß damals Wolken aufgestiegen waren, die inzwischen wieder verschwunden sind. Das Zusammenziehen ungewöhnlicher Streitmassen von Seiten zweier der ersten Militärmächte, die bedeutenden Winke von Orten her, wo man die Leute für unterrichtet halten durfte, die Ankündigung eines Congresses mit der muthmaßlichen Absicht, die Coalitionen wieder aufleben zu lassen — was brauchte es mehr, um sich der Erwartung hinzugeben, daß der Schauplatz des Principienstreites endlich auf das Schlachtfeld verlegt werden solle? Niemand konnte sich den Aufwand so großer Mittel denken ohne einen größen Zweck. Jeder wollte so klug seyn, das Geheimniß zu errathen. Schon rechneten die Börsenmänner ängstlicher, die Garnisonen, im Vorgefühl künftiger Triumphe, puzten ihre Waffen, die Ordnung erblickte ihren Erbfeind, die Revolution, zu ihren Füßen.

Wie? Wenn die Höllenmaschine um einige Zoll besser gezielt, die Republik, die Propaganda der Geschicke Frankreichs sich bemächtigt hätten? Alsdann wären diese Lustlager schnell in Feldlager verwandelt gewesen, und die Freunde der Ruhe mußten sich mit einem auswärtigen Krieg befreunden, der ja allein den innern Frieden zu bewahren, die schwere Noth anarchischer Grundsätze von ihrem Vermögen, ihrer Ehre, ihrer Person abzuwenden vermochte. Millionen hätten die vorbereitete Intervention als ein Meisterstück providentieller Staatskunst gesegnet.

Die Intimidations-Gesetzgebung änderte diese Verhältnisse. Frankreich hatte sich selbst besiegt. Mit seinem Einlenken auf die Bahn der Conservativpolitik hörten die Besorgnisse, die Vorwände zur Einmischung auf. Ludwig Philipp hatte bewiesen, daß er die Auswüchse verderblicher Volksleidenschaften zu bemeistern wisse wie Keiner. Das Juste-Milieu gewährte jezt fast mehr Bürgschaft als eine Restauration. Man durfte, man wollte das glücklich begonnene Werk nicht stören.

Noch erhob in Spanien die Revolution ihr Haupt. Mächtige Sympathien sprachen für Don Carlos. Allein es war nicht mehr die Zeit von Verona. Die Legitimität, so sehr ihr der Schiffbruch dieser Monarchie nahe gehen mußte, der einen Augenblick unvermeidlich schien, befand sich hier in ähnlicher Lage, wie die Propaganda gegenüber der polnischen Insurrektion. Es gab keinen Luftballon, um ein trojanisches Pferd über die Pyrenäen zu schaffen. Denn wie anders konnte Etwas geschehen, als durch einen Bruch mit der Quadrupel-Allianz? Dieß war der europäische Krieg, auf die Gefahr hin unternommen, die kaum vernarbten Wunden, welche die Revolution dem europäischen Staatskörper geschlagen, wieder aufbrechen zu sehen! Von so überwiegend allgemeinem Interesse erschien aber doch die Frage nicht: ob auf der Halbinsel das salische Gesetz regiere, oder die unschuldige Isabella mit den Cortes, und waren es selbst die alten Constituirenden von Cadix. Da wäre der Einsatz größer gewesen, als der zu hoffende Gewinnst. So blieb, wenn ein unmittelbares materielles Eingreifen nicht rathsam war, nur die moralische Intervention übrig — das feierliche Zeugniß einer Theilnahme, welches den Anhängern der royalistischen Sache Muth einflößen, sie zur Ausdauer begeistern konnte. Aber Wer weiß nicht, daß die Politik lieber Thatsachen anerkennt, als Rechte, so lange diesen nicht der Stempel der Macht aufgedrückt ist? War sie nicht gesonnen, diesen Stempel nöthigen Falls selbst aufzudrücken, so durfte sie auch nicht die Rücksicht auf den Prätendenten allein walten lassen, sondern sie mußte, ehe sie einen öffentlichen Schritt that, den wahrscheinlichen Eindruck auf das übrige Europa mit erwägen. Sie mußte sich gestehen, daß eine bloße Gesinnungs-Aeußerung den Anschein der Schwäche, eine Drohung überall die Gegenwirkung feindseliger Elemente hervorgerufen hätte.

Ist nun deßwegen Spanien in den revolutionären Wirbeln untergegangen? Keineswegs. Es ringt mühsam gegen sein Verhängniß. Oder ist Don Carlos verlassen? Auch nicht. Mit dem Geld der armen Basken allein, die für das Vorrecht wohlfeiler Regierung fechten, könnte er so lange nicht wirthschaften. Wer sein Banquier ist, weiß man nicht. Aber derselbe muß noch reicher und freigebiger seyn,

als Rothschild, da er monatlich 20 Millionen Realen liefert und keine Zinsen nimmt.

Der spanische Charakter ist hartnäckig und die dortigen Uebel sind auch hartnäckig. Trotz Gefängniß und Verbannung betreten die Männer von 1812 und von 1820 immer von Neuem die Bühne, zwar etwas gemäßigt in Ansichten und gereift durch die Jahre und die Erfahrungen fremder Länder, leider aber weniger mit politischen Talenten, als im Grund ihrer Seele noch mit dem alten verlezten Stolz, dem der Gedanke unerträglich ist, daß ihr Vaterland von einer Stufe der Unmacht und Erniedrigung zur andern herabsinke, während so viele Nationen, wetteifernd in Wohlfahrt und Bildung, voraneilen. Ist der gesellschaftliche Organismus kräftig genug, so wird die Natur den Krankheitsstoff ausstoßen, wenn man ihr Zeit läßt, zu wirken. Sonst wird freilich nur aus einer völligen Zersetzung der veralteten Zustände das junge Leben geboren werden. Dieß wäre ein Aeußerstes, was kein Theil wünscht. Aber bereits ist es dahin gekommen, daß Spanien gleichsam fast nur die Wahl hat zwischen einer Besonnenheit, welche die geeigneten energischen Mittel versäumt oder einem Radicalismus, der die Besonnenheit verliert. Die mehr ihre als seine Lage berücksichtigenden auswärtigen Rathgeber, deren Einflüssen es hauptsächlich diese traurige Alternative verdankt, sollten bedenken, daß sie auf solche Weise gerade Das herbeiführen können, was sie vermeiden wollen. Die südamerikanische Revolutionsgeschichte zeigt an einem warnenden Beispiel den Abgrund der Rache und der Wuth spanischer Bürgerkriege, und zugleich die Unfähigkeit dieses Volkes, sich aus seinen Verlegenheiten herauszuhelfen, und nicht vielmehr immer tiefer in den Sumpf hineinzugerathen. Eine ungeschickte Reaktion — und die jezt aufgelösten Junten würden bald wieder beisammen seyn, würden vielleicht das Mutterland mit Aufzügen aus dem noch nicht ausgespielten Drama der Unitarier und Föderalisten der Pampas beschenken!

Bisher ist es der Weisheit der Staatenlenker gelungen, selbst die, wie es scheint, bösartigsten Schäden der alten europäischen Republik auszubessern oder zu verdecken. Die alten Formen haben eine größere Kraft der Beharrlichkeit bewährt, als man ihnen insgemein zugetraut hatte. Völker hatten sich unterfangen, sie abzuschütteln, und Männer der Revolution, zur Gewalt erhoben, haben sich daran angeklammert. Europa, das man voll kriegerischer oder revolutionärer Reizbarkeit glaubte, hat beiderlei Versuchungen glücklich widerstanden. Wird es immer widerstehen? Ist man versichert, daß der Strom der Zeit nicht wieder die Ufer überfluthen werde, in denen er jezt so geräuschlos dahinfließt? Finster und ungewiß ist die Zukunft. Wie die

Schöpfung, so feiert der Weltgeist seine Pausen. Wohl Denen, die sie benützen, um ihr Haus zu bestellen!

Indeß kreist eine mannigfaltige Bewegung durch das europäische Staatenleben, bei einigen Völkern als feste, klar gedachte Willensrichtung, bei andern als träumerisches Schwanken zwischen Gegenwart und Vergangenheit, wiederum bei andern dem Somnambulismus gleich, der durch den Magen liest.

Werfen wir einen Blick über die Scene.

Rußland — fährt fort, seine Heere zu verstärken, seine Arsenale zu füllen, seine Flotten des schwarzen und des baltischen Meeres zu üben, damit sie schlagfertig sind in der Stunde der Entscheidung. Der Kaiser, so huldvoll gegen seine Freunde, hat ein Wort zu seinen polnischen Unterthanen gesprochen — es war offen und männlich, aber streng wie das Schicksal, welches das unauflösliche Band zwischen Polen und dem moskowitischen Coloß geschlungen hat. Der Abgesandte eines andern Weltreichs befindet sich in Petersburg. Diese beiden Reiche sind Antipoden durch Charakter, Sitten und Verfassung. Als Rußland in Kalisch den Schimmer autokratischer Herrlichkeit entfaltete, hat in Großbritannien ein Bürger im schlichten Reiserock die Hunderttausende eines freien Volks gemustert — eines Volkes, das über das mittelländische und das atlantische, das indische und das stille Meer den Dreizack schwingt, dessen Kaufherren im Reichthum mit Königen wetteifern, das ohne Soldaten regiert wird, das sich selbst Gesetzgeber, Richter und Polizei ist. Wird des edeln Lords Beredsamkeit vermögend seyn, die Ansprüche nebenbuhlerischer Größe zu versöhnen? Welche Fragen wird er machen, welche Antworten zurückbringen? Wird er England wegen der Türkei, Persiens, Indiens beruhigen? Man sagt, der Kaiser sey dem Grafen Durham gewogen, achte in ihm eine würdevolle Persönlichkeit, die Sr. Majestät selbst in so hohem Grade eigen ist.

Deutschland pflegt seine materiellen Interessen und vertheidigt sich gegen die Gefahr, die seiner Moral von Seiten des jungen Deutschlands droht. In der leztern Angelegenheit sind von mehren Regierungen Maßregeln getroffen worden, die erstere, so weit sie merkantilisch ist, geben sie gerne der Leitung Preußens anheim. Die Leitung könnte in keinen bessern Händen seyn. Preußen steht mit Nordamerika in Unterhandlung, um dem deutschen Handel die überseeischen Häfen aufzuschließen. Es will endlich das Ausland zur Anerkennung des Rechts der Gegenseitigkeit zwingen. Schon sehen gläubige Patrioten die deutsche Flagge auf den Meeren wehen. Glück auf! Aber sonderbar! Während Preußen mit sichtbarem Erfolg den Säfteumlauf einer gesunden Thätigkeit durch die Glieder des großen

Vereins fördert, nimmt in seinen östlichen Provinzen durch die Grenzsperre einer befreundeten Macht die Verarmung in bedauerlicher Progression zu. Ein Beweis, daß die Interessen der Staaten noch mächtiger sind, als die Sympathien der Höfe!

In Schweden ist tiefe Stille. Sein König gehört der neuen Generation an, aber er hat dieses Reich nicht verjüngt. Die Zeit scheint keine Spuren eingegraben zu haben, als die des Alters, so an Menschen und Dingen. Alte, kränkliche Minister, ein greiser König, eine veraltete schwerfällige Verfassung. Die Nation kann Finland nicht vergessen. Sie hofft von Oscar.

Dänemark ist im Erwachen. Hatte die Aristokratie durch ihre Mißbräuche einst das Volk genöthigt, in der unumschränkten Monarchie seine Rettung zu suchen, so scheint sie jezt sich für berufen zu halten, den Anfängen der constitutionellen Freiheit, die der wohlwollende König verliehen hat, den Hemmschuh anlegen zu wollen. Sie hat sich in den holsteinischen Ständen dem Antrag auf eine verfassungsmäßige Regulirung des Budjets widersezt. Da sie dieses Recht nicht mehr allein besitzen kann, so will sie es auch ihren Mitständen nicht gönnen.

Holland leistet noch immer die Zinsenzahlung für die gesammte niederländische Schuld. Trennung von Belgien wird allmählig auch des Nordniederländers Losung. Die Opposition in den Generalstaaten wirft dem Cabinet vor, daß es zu wenig gethan habe für Erledigung des Streites.

Belgien ist mit Leopolds Regierung zufrieden: sie scheint den französischen Doktrinärs fast ein wenig zu liberal zu seyn. Die Folgen der Revolution sind verwischt. Der Wohlstand steigt. Der Kampf der Parteien ist verstummt. Der sich kirchlich und wissenschaftlich organisirende Katholicismus macht die Kluft zwischen Belgien und dem protestantischen Holland noch schroffer, erhebt aber auch eine Scheidewand gegen das unkirchliche Frankreich. Das Volk ist für eine Handelsverbindung mit Deutschland.

Die Schweiz leidet an den Nachwehen vernachläßigter Volksbildung. Die bedeutendste Anklage gegen die abgetretenen Regierungen! Es gibt wenige Staaten, wo die Geistlichkeit nicht auf die Landes-Verfassung verpflichtet wird. In der Schweiz wähnen die unwissenden Gemeinden, der Verfassungseid sey ein Angriff auf die Religion. Die Obrigkeit muß unter militärischer Bedeckung die eidscheuen Priester vorladen.

Oesterreich denkt an Herabsetzung der Zinse seiner Staatsschuld, modernisirt sein Heer. Es fühlt sich stark genug, in Italien das System der Strenge durch ein System der Milde zu ersetzen. Sein

Bestreben, die Ruhe dieser Halbinsel zu sichern, ist so vollkommen erreicht, daß die italienischen Höfe sich, ungehindert durch einheimische Sorgen, der spanischen Sache widmen können. Sein Benehmen in Bezug auf Deutschland ist in einem Geist föderativer Selbstbeschränkung, der zwischen ihm und Preußen keine Eifersucht aufkommen läßt. Sich begnügend mit seiner politischen Hegemonie, überläßt es Preußen in den nationalökonomischen Fragen den Vortritt, und beneidet es nicht um den Einfluß und die Verdienste, die es sich dadurch erwirbt. Oesterreich, als abgeschlossener Handelsstaat, ist der merkantilischen Bewegung Deutschlands fremd geblieben, und die Hoffnungen, die schönen deutschen Länder an der Donau in die große vaterländische Genossenschaft aufgenommen zu sehen, hat sich nicht verwirklicht. Aber Deutschland erwartet, daß es ihm die Schifffahrt auf der Donau in's schwarze Meer eröffnen werde: Dieß erwartet namentlich Bayern, das sonst seinen Handelsvertrag mit Griechenland schwer zur Ausführung bringen kann, es erwartet Dieß Ungarn, das für seine reichen Erzeugnisse auswärtige Märkte haben muß, damit es nicht in seinem Fett ersticke. Ein bayrisches Dampfboot mit münchner Bier die Donau hinab durch den Bosporus und die Dardanellen nach Athen fahrend und als Austausch eine kostbare Antikenfracht ladend, wäre keine der wenigst überraschenden Erscheinungen unseres Zeitalters. Und Wer würde sich nicht freuen, wenn der erste Strom Europa's, als Wasserstraße hergestellt, das Mittel würde, die europäische Bildung über jene Gegenden zu verbreiten, die, obwohl sie des osmanischen Joches ledig sind, noch nicht für würdig gehalten werden des vollen Genusses selbstständiger Freiheit. Serbien und die beiden Hospodariate würden als aufblühende unabhängige Staaten dem Sultan nützlichere Nachbarn seyn, als unter seiner jetzigen zweideutigen Suzeränität, die sie für den nächsten Kriegswechsel dem Eroberer aufspart.

Wenn nur die Türkei sich an die Vorstellung gewöhnen könnte, daß sie mächtig war und daß sie es nicht mehr ist. Statt sich in Dem, was ihr blieb, zu concentriren, sendet sie hie und da einen Belisar in's Weite, und sucht alte Eroberungen wieder an sich zu bringen, die sie doch nicht behaupten kann, und wodurch sie ihre Kräfte zersplittert. Sie hat sich Tripoli unterworfen und den Bey von Tunis bewogen, daß er sich einen Bassa des Großherrn nennt. Aber dort beschränkt sich des Sultans Herrschaft auf eine von der arabischen Bevölkerung feindselig umlagerte Stadt, und der Tuniser gehorcht, wann er will. Die Pforte grollt mit Griechenland, weil sie weiß, daß es sie beerben möchte. Beide Staaten würden besser daran thun,

ſich als Verbündete zu betrachten gegen Gefahren, die von anderer Seite kommen.

Oder wäre Griechenlands Entwicklung ſo, daß wenn der Halbmond in Konſtantinopel fiele, ſofort König Otto ſeinen Navarchen und Strategen befehlen könnte, das Labarum auf dem Dom der Sophia aufzupflanzen? Aber die Schiffe, die in den erſten Jahren des Befreiungskriegs das ägäiſche Meer beherrſcht haben, ſind verbrannt und verfault, die Palikaren, die Vertheidiger Miſſolonghi's, ſind zerſtreut oder todt. Mit einer Hand voll Taktiker, einigen tauſend bayriſchen Miethſoldaten und der neuen Ehrenphalanx iſt Griechenland noch lange nicht furchtbar. Wenn nicht die Verträge, wenn nicht Englands und Frankreichs Flotten Griechenlands Küſten ſchützten, es ſelbſt könnte ſeine Hauptſtadt gegen Tahir-Baſſa, den türkiſchen Nelſon, nicht vertheidigen. Ohne das bald erſchöpfte Anlehen der verbündeten Mächte würden öde Rubriken genug in dem königlichen Budjet ſeyn. Das Schaffen geht in Griechenland langſam, möge das Werk deſto dauerhafter ausfallen!

Die Gegenwart iſt ein kaltes grauſames Ding: es duldet keine Illuſionen. Die idealen Phantaſiegebilde von einem wiedergeborenen Griechenland, Polen, Frankreich, all die Glorien einer veredelten Menſchheit — ſie ſind im Conflikt mit der Wirklichkeit ſchnell erloſchen. Der Traum von einem Vernunftſtaat jenſeits der Meere, von einem Aſyl für verfolgte Ueberzeugungen, von einem Kult der allgemeinen Bruderliebe — er iſt durch die Rohheiten des Lynchgeſetzes und das Gewimmer von Millionen entwürdigter intelligenter Weſen, Sklaven genannt, aufgeſchreckt worden. Doch raſten die Kämpfe des Zeitalters nicht. Trübe Erfahrungen werden den Geiſt, der ſich ſelbſt erkannt hat, nicht entmuthigen, ſie werden ihn nur belehren, daß er die Vollkommenheit nicht in den menſchlichen Erſcheinungen und Thaten, ſondern in den ewigen Geſetzen einer ſittlichen Ordnung ſuchen muß, daß nicht bloß das Erreichen eines großen Ziels, ſondern daß ſchon das Streben darnach Belohnung iſt.

---

1. *Sept.* — Anfang der großen Manöwer und Paraden in Schleſien, des Prologs zu dem als noch impoſanter angekündigten Manöwer in Kaliſch. Aus Liegnitz kann man den Glanz nicht genug rühmen, der über dieſe Stadt und die Umgegend ſich verbreitet hat. Aus Beilau ſchreibt man: „Ununterbrochene Carawanen von Schauluſtigen der Nähe und Ferne, zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß, eilen in die Leinwandſtadt der kriegeriſchen Schauſpieler. Von der Oder, der faſt trockenen, bis zu den Sudeten lauter Vergnügen und Feſttage.“ Es iſt hier ein Verein regierender Häupter, Herren und

Damen, wie man ihn selten sieht: der König von Preußen mit Gemahlin und zwölf Prinzen und Prinzessinnen, der Kaiser von Rußland mit Gemahlin, zwei Kindern und Bruder, zwei Prinzen und eine Prinzessin von Mecklenburg, zwei österreichische Erzherzoge, ein niederländischer Prinz mit Gemahlin, ein englischer Prinz, der Prinz Wasa, Prinzen und Fürsten aus den Häusern Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Hessen-Homburg, Radziwill, Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Reuß-Ebersdorf-Lobenstein. Kriegerische Musik, geistliche Musik, Tanzmusik, Diners, Theepartien im Lager unter prachtvoll mit Laubwerk dekorirten Zelten, über welchen die vereinigten Wappen von Preußen, Oesterreich und Rußland sich erheben, Pferderennen, Besuche bei Blücher's Grabmal in Krieblowitz, der Jubel des Volks, dessen Herbeiströmen die nachsichtige preußische Polizei nicht wehrt, und bei Nacht Illuminationen, Bivouakfeuer und von allen Regimentern geschlagene und geblasene Zapfenstreiche wechseln auf die genußreichste Weise. Nur das Theater fehlte, wenn man nicht etwa einen Abstecher nach Breslau machen wollte. Die hohen Herrschaften sollten für diese Entbehrung in Kalisch entschädigt werden. Die zahlreich anwesenden fremden Offiziere aus fast allen Nationen Europa's (darunter einige prachtvolle österreichische Husaren-Uniformen) bewunderten die vollendete Dressur der preußischen Krieger. Sie konnten sich überzeugen, daß Linie und Landwehr, gleichviel, ob Infanterie, Cavallerie oder Artillerie, trotz der Kürze der bloß sechswöchentlichen jährlichen Uebungen, in jeder Beziehung mit einander wetteifern. Kenner theilten der taktischen Kunst des Generallieutenant von Grolmann den Siegespreis zu. Diese ausgezeichneten Leistungen des Scheinkrieges wurden von dem fünften und dem sechsten Armeekorps aufgeführt und währten acht Tage.

Der Streit über die Abschaffung der Neger-Sklaverei in den Vereinigten Staaten dauert fort. Die Abolitionisten verbreiteten Traktätchen, deren Versendung aber die Posten neuerdings verweigerten, daher jene sie um trockene Waaren, Spezereien, Arzneien gewickelt, den Negern in die Hände zu spielen suchten. Die Sklavenbesitzer drohten mit Auflösung der Union und mit dem Lynchgesetz, d. h. mit Ermorden, Peitschen, Theeren und Befiedern, und wollten mit keinen Abolitionisten mehr Handel treiben. Es gibt gegenwärtig 11 Staaten mit Sklaverei, 13 ohne solche. Ueberhaupt wird mit der Sklaverei ganz Amerika noch seine Noth bekommen. Die Nordamerikaner können vielleicht, da sie keine Staatsschuld mehr zu verzinsen haben, den Ueberschuß der Einkünfte zu Ausführung einer ähnlichen Maßregel

verwenden, wie die Engländer in Westindien. Was soll man aber von einer Regierung denken, welche die Sklaveneinfuhr zollfrei macht? Diese Nachricht meldet man aus Peru, während zu gleicher Zeit ein anderer Staat, Venezuela, die Sklaveneinfuhr streng verpönt hat. Je länger man den Unterschied der Farbe festhält, desto weniger darf man sich wundern, wenn dann solche Auftritte sich wiederholen, wie in Para, wo um die Mitte Augusts Indianer die Stadt erstürmten und alle Weißen unbarmherzig niedermetzelten. Selbst wenn man den Sklaven allen Unterricht verbietet, um sie zu verhindern, die Menschenwürde kennen zu lernen — der Ausbruch der Rache wird einst nur um so schrecklicher seyn.

3. *Sept.* — Der englische Botschafter Graf Durham kommt auf der Fregatte Barham in Constantinopel an. Die Besatzung der Dardanellen-Schlösser hatte Befehl, während der Durchfahrt des Lords unter das Gewehr zu treten und ihn militärisch zu begrüßen. Es scheint, der Lord wollte vorerst versuchen, ob er nicht durch gefällige Manieren mehr erreiche, als durch eine drohende Sprache. Da die russischen Schiffe im Hafen von Constantinopel gerade die Thronbesteigung des Kaisers feierten, so stieg Lord Durham sogleich in eine Schaluppe, ließ sich nach dem Schiffe rudern, auf welchem der Gesandte Butenieff sich befand, und nahm an dem Feste Theil. In der Audienz beim Sultan am 11ten schloß der Lord seine Anrede mit den Worten: „Er habe die aufrichtigen Wünsche für die Wohlfahrt des türkischen Reichs auszudrücken, so wie den Entschluß Sr. brittischen Majestät, sich jedem Vorhaben zu widersetzen, welches gegen dessen Integrität gerichtet werden könnte.“ Der Sultan erwiderte: „Sie sind Zeuge der von mir gemachten Anstrengungen, den Zustand meines Reiches zu verbessern, und so schnell als möglich die Segnungen der Civilisation einzuführen. Mit Ihrem Namen war ich vertraut, ehe ich Sie noch gesehen hatte. Ihr glänzender Ruf war Ihnen sogar hieher vorangegangen. Ich weiß, daß Sie gleich sehr geschätzt werden von meinem Alliirten, dem Kaiser von Rußland, dem ich Sie meine Complimente zu überbringen bitte. Zwischen ihm und mir hoffe ich an Ihnen einen stets wirksamen Vermittler zu finden.“ Der Kapudan Bassa führte den Lord auf Befehl des Sultans überall herum, und zeigte ihm unter andern Sehenswürdigkeiten auch das neu erbaute Schiff Mahmudie, zum Beweis der Fortschritte des türkischen Seewesens. Während des Frühstücks, das der Lord an Bord des wirklich prachtvollen Schiffes einnahm, erhob er sich, brachte Tahir Bassa's Gesundheit aus, äußerte sich über die Vortheile einer Seemacht bei weit ausgedehnten Küsten, und erklärte seine Ueberzeugung, daß

künftig die Flotten Großbritanniens und der Türkei wetteifernd ihre Kraft nicht mehr gegen einander, sondern gegen den gemeinschaftlichen Feind erproben würden. Der Kapudan Bassa rief ein donnerndes Amen. Auf seiner weitern Reise speiste der Lord bei dem russischen Admiral Kasareff in Nikolajeff. Hier brachte er den Toast aus: „Ich schlage vor, auf die Ehre der russischen Flotte anzustoßen. Ich wünsche, daß dieselbe den höchsten Gipfel des Gedeihens und der Macht erlange, daß stets ein gutes Vernehmen zwischen ihr und der Flotte von Großbritannien herrsche, und daß beide Flotten nie anders zusammentreffen mögen, als in der Absicht, vereint zum allgemeinen Nutzen und zum gegenseitigen Ruhme der beiden Staaten zu handeln!“

Die spanische Regierung erläßt eine Proklamation, in welcher die Königin erklärt, sie werde sich nicht von den Grundsätzen des Estatuto Real entfernen und Maßregeln treffen, um die Aufrührer, welche auf verschiedenen Punkten des Königreichs revolutionäre Junten errichtet haben, exemplarisch zu bestrafen, falls sie nicht eilen sollten, sich zu unterwerfen und die königliche Gnade anzuflehen. Diese Worte der Strenge, etwas gemildert durch ein gleichzeitiges Dekret, welches die während der Revolution von 1820 geschehenen Verkäufe der Nationalgüter bestätigt und deren Rückgabe befiehlt — dieser Ausdruck eines unnachgiebigen Willens, während die Centralgewalt aller Communicationen mit den Provinzen, aller Hülfsquellen und Einnahmen aus denselben beraubt und in der Hauptstadt wie eingeschlossen ist — dieser Muth und diese Entschlossenheit, den von allen Seiten hereinbrechenden Stürmen zu trotzen, zeigen schon den Verehrern des Grafen Toreno diesen Minister als den neuen Cid, der die spanische Monarchie retten wird. Der Irrthum sollte von kurzer Dauer seyn. Kaum ist die Proklamation in den Provinzen bekannt, so bricht überall der verhaltene Unmuth los. Die Junta von Cadix erklärt den Grafen Toreno für einen Verräther, die von Granada erklärt nach einer dem Absolutismus während der Revolution von 1820 so bequemen politischen Formel die Königin als im Zustand der Unterdrückung (opresion) befindlich und alle ihre Verfügungen bis zur völligen Herstellung ihrer Freiheit für null und nichtig. In Cordova werden Preßfreiheit und Jury eingeführt; die Urbanos nehmen den Namen Nationalgarden an. Graf de las Navas marschirt an der Spitze der andalusischen Freiwilligen gegen Madrid. Die Truppen der Regierung unter General Latre gehen zu Jenen über. Die Junta von Saragossa ruft in einem Manifeste an die Arragonier diesen zu: „Von nun an wollen wir statt ehrfurchtsvoller Vorstellungen nur Bataillone hinstellen, und die Hymnen des Sieges und

der Freiheit sollen unter den Balkons der Paläste der stolzen Sybariten gesungen werden!“

9. *Sept.* — Ratification des unter'm 4. März zwischen Oesterreich und Griechenland abgeschlossenen Handels-Vertrags. In Art. 17 ist die Aus- und Einfuhr der Erzeugnisse beider Länder auf der Donau stipulirt. Die freie Donauschifffahrt dürfte also wohl bald eine europäische Frage werden. Will Oestreich gegen die Handels-Eifersucht Odessa's und anderer Stapelplätze des schwarzen Meeres seine Absicht gegen die etwaigen Einreden des die Mündung des Stromes beherrscheuden Rußlands durchsetzen, so kann es nicht fehlen, daß man künftig in Wien in den türkisch-russischen Angelegenheiten eine angemessene Stellung anzunehmen wissen wird.

10. *Sept.* — Erste große Parade in Kalisch. Da die russischen Gesandtschaften in ihren Paßbureau's mit äußerster Behutsamkeit verfuhren und zuletzt die Maßregel beschlossen, alle Reiselustigen geradezu abzuweisen, worüber besonders manche verspätete Engländer, die dießmal die große Tour gerne über einen so fashionablen Ort genommen hätten, sehr verblüfft gewesen seyn sollen, so fern sie nicht wie ihr Landsmann der Herzog von Gordon und andere toryistische Notabilitäten so glücklich waren, daß man ihnen eine Ausnahme zu gut kommen ließ — da ferner die Päße nur auf Einem Grenzamte abgegeben und wenn sie nicht gut getroffenen Bildnissen glichen, leicht ungültig befunden werden konnten: so hatte sich der Zudrang vielleicht mehr vermindert, als selbst in der Absicht des Kaisers gelegen zu seyn scheint, denn mehre von ihm gemiethete und fürstlich eingerichtete Wohnungen blieben leer. Um so stärker war die Aufforderung für die geschäftige Einbildungskraft, sich die Scenen an den Ufern der Prosna poetisch auszumalen und eben daher die Menge der widersprechendsten Nachrichten und die Schwierigkeit, das Wahre vom Falschen, Einseitigen und Uebertriebenen zu unterscheiden. Unverkennbar ist, daß, Wer den beiden Festen in Schlesien und Polen nach einander anwohnte, dort andere Eindrücke empfing, als hier. Dort herrschte der reine soldatische Zweck und Geist vor, hier war mehr dramatische Composition. Das Lager von Kalisch zeigte Rußland nicht bloß als einen wohlgerüsteten Militärstaat im europäischen Sinn, sondern als das Reich, das viele der kriegerischen Volksstämme der alten Großchane in sich vereinigt, vor deren wilder Tapferkeit einst die Welt gezittert hatte, freilich aber auf der jetzigen Höhe der Kriegswissenschaft Europa wenigstens nicht zittern würde. Es konnte daher bei dem halb ausgesprochenen Zweck, dem Westen durch Heeresmacht zu imponiren, fast scheinen, daß die Bericht-Erstattung die Tataren,

Kirgisen, Kosaken, Tscherkessen und das muselmännische kurdische Cavallerieregiment zu sehr in den Vordergrund gestellt habe. Eine so anziehende Erscheinung in ethnographischer Hinsicht diese Asiaten in ihrer bunten, selbst gewählten, mit silbernen und andern Zierrathen überladenen Tracht und Bewaffnung, so merkwürdig durch ihre Fremdartigkeit und das Bild morgenländischer Kampfesweise, das sie darboten, diese Reiterkünste seyn mochten, wenn die kecken Söhne der Steppe im gestreckten Galopp nach einem Bogen Papier schoßen, aus einem brennenden Strohhaufen eine Mütze herausholten, dreißig- bis vierzigmal unausgesezt auf die Erde und wieder auf's Pferd voltigirten, wenn sie den Dscherrid warfen oder gar, auf den Pferden stehend, unter furchtbarem geheulartigem Schlachtgeschrei gegen den Feind anrannten — im regelmäßigen Kriege würde diese Truppengattung doch nur einen untergeordneten Rang behaupten. Dagegen als Schauspiel fürstlicher Herrlichkeit und Größe war das Manöver von Kalisch ein außerordentliches Ereigniß, ob man nun diese Truppenbewegung aus fernen Garnisonsstädten an die Gränzen eines unermeßlichen Reichs, die Verlegung des kaiserlichen Hofes in's Lager, die Aufnahme so vieler vornehmen Gäste und ihres Gefolgs (allein gegen 500 Edelleute), bei denen der Kaiser den Wirth machte, ihre Unterhaltung durch die Künste einer improvisirten Bühne, zu welcher Petersburg, Berlin, Wien und Madrid ihre Kontingente lieferten, durch die Märsche und Zapfenstreiche von 2 — 3000 Musikern und Trommelschlägern, durch die Sängerchöre mit der Refrainbegleitung von 136 Kanonen, durch das Feuerwerk, in welchem eine im Sturm eroberte Stadt sich versinnlichte, als aus den gothischen Thürmen, Mauern und Wällen 40,000 Raketen aufschwirrten, wiederum alle Geschütze drein donnerten, jezt alle Truppen ein Heckenfeuer anfingen, und über den Ruinen des ausgebrannten Vulkans das 80 Fuß hohe Transparent mit dem colossalen Namenszug JJ. Majestäten des Königs von Preußen und der Kaiserin von Rußland im hellsten Brillantfeuer noch lange durch die stille Nacht leuchtete — ob man den ungeheuren Aufwand der jeder andern als eines gewaltigen Selbstherrschers Schatzkammer hätte lästig seyn müssen, wenn er auch die Kosten eines wirklichen Feldzugs noch nicht erreichte — oder ob man endlich das Staunen der Zeitgenossen, das Entzücken der Augenzeugen, die Vermuthungen der Politiker oder die Hyperbeln der Panegyristen in Betracht nimmt. Es war zu viel gesagt, wenn Einige in ihren Parallelen bis zur Völkerwanderung und den Kreuzzügen hinaufstiegen, Asien und Europa in Polen sich versammeln ließen. Auch wurde kein Heer von 80,000 Mann, wie anfangs die Sage ging, sondern nur 53,000 Mann gemustert. Wenn man aber

Alles in das einfache Gewand der Wahrheit überträgt, so bleibt jeden Falls die originelle Idee des gemeinschaftlichen Waffenfestes als eines Symbols der Verbrüderung zweier mächtigen Dynastien und ihrer streitbaren Heere, die Idee, welche die Loos'sche Denkmünze in der Gestalt zweier zu Schutz und Trutz neben einander stehenden Krieger in altdeutscher und altnordischer Tracht verewigt hat. Die harmonische Anordnung des Ganzen, wie der kleinsten Nebenumstände drückte diesen Sinn aus. So die Parade des ersten Tages, als Se. Majestät der König von Preußen seine Truppen an Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland, Lezterer die Seinen an dem König von Preußen, Ihre Majestät die Kaiserin, das erhabene Band beider Familien, ihr Chevalier-Regiment und die russischen und preußischen Prinzen ihre verschiedenen Corps an den beiden Monarchen vorbeiführten. Der Kaiser, an der Spitze der russischen Infanterie, hinter ihm der Fürst Paskewitsch, statt des Degens den Feldherrnstab in der Hand, die Kaiserin, mit weißer russischer Mütze geschmückt und im grünen Reitkleid, an welchem jeder Knopf ein großer Diamant war, die preußischen Prinzen in russischer, die russischen in preußischer Generalsuniform. So die Artigkeit des Kaisers, dem König den Rapport zu überreichen. So die Dekoration des großen Pavillonsaales, mit den aus Flinten, Säbeln, Bajonetten und vollständigen Armaturen errichteten Säulen, wo über jedem Tisch das Porträt eines der Mitglieder des kaiserlichen oder des königlichen Hauses hing, das Bildniß des Königs aber in der Mitte prangte. So im Theater der erste Vorhang mit der Ansicht der Pfaueninsel, des Lieblings-Aufenthaltes Sr. Majestät, geschmackvoll von Sacchetti gemalt. So das Feuerwerk, wo der gekrönte Name Friedrich Wilhelm, von einem sich drehenden grünen Lorbeerkranz umgeben, zwischen zwei mächtigen sich drehenden Obelisken über einem Altar in einer strahlenden Sonne erschien. Daß so viel Licht nicht ohne eine Schattenseite seyn konnte, ist begreiflich. Durch nachläßige Behandlung eines Pulverkarrens wäre fast ein großes Unglück geschehen. Mehre Prinzen sollen sich in der Nähe befunden haben, als es eine furchtbare Explosion gab. Doch wurden nur einige Artilleristen getödtet. Den laut gewordenen Mängeln in der Verpflegung der Soldaten, die eine Zeit lang Nichts als Brod bekamen, suchte der Kaiser durch strenge Bestrafung der pflichtvergessenen Beamten schnell abzuhelfen. Merkwürdig ist das Resultat, welches sich bei Vergleichung des Charakters der Soldaten beider Nationen ergeben zu haben scheint. In Schlesien war mehr Heiterkeit im Lager, die Mannschaften verrichteten ihren Dienst mit frohen Gesichtern. In Kalisch begegnete man in den langen Zeltgassen nur schweigenden und in sich gekehrten Soldaten. Selten hörte man

ein munteres Lied aus einem Zelt erſchallen. Bei den Ruſſen bewegt ſich Alles noch in den ſtarren Formen des paſſiven Gehorſams, bei den Preußen iſt mehr ſelbſtſtändiger Trieb und Beruf. Ein Fraterniſiren der preußiſchen und ruſſiſchen Soldaten, von dem voreilige Zeitungen gemeldet hatten, konnte bei dieſer Verſchiedenheit der Bildung, wozu noch die der Sprachen kam, nicht beabſichtigt ſeyn. Nach dem großartigen Schlußakt am 19ten — einem Sturm auf Kaliſch, in welchem das ganze Heer, die ruſſiſchen und preußiſchen Garden voran, unter fortwährendem Hurrah bis an's Schloß rückte, aber bei Erſcheinung Ihrer Majeſtät der Kaiſerin plötzlich verſtummte und die Fahnen ſenkte, eilten die hohen Herrſchaften nach Töplitz. Die Truppen traten ihren Rückmarſch an, und widerlegten damit die Befürchtungen der Politiker, nach deren Meinung ein drohendes Beobachtungsheer an den Gränzen ſtehen bleiben ſollte. Die preußiſchen Stabsoffiziere ſchieden gerührt über die Huld und Herablaſſung des Kaiſers, der Jeden zum Abſchied umarmte und küßte, auch eine Menge Orden unter ſie austheilte.

Daniel O'Connells feierlicher Einzug in Mancheſter auf ſeiner demokratiſchen Miſſionsreiſe durch England und Schottland. Er erklärt in einer langen Rede von den Huſtings an das verſammelte Volk dem Haus der Lords den Krieg. Das Zweikammerſyſtem möge bleiben, aber die erblichen Geſetzgeber taugen ſo wenig, als die erblichen Schneider. Seine Meinung iſt, daß je 200,000 Menſchen in Großbritannien und Irland auf 3 oder 5 Jahre einen Pair wählen ſollten. Dieß würde für 24 Millionen Einwohner ein Haus der Lords von 130 Mitgliedern geben. O'Connell bekennt ſich als einen Freund des großen republikaniſchen Princips, das er den hellen Stern der europäiſchen Zukunft nennt. Der Zudrang zu dem ihm zu Ehren von den Reformers veranſtalteten Gaſtmahl war ſo groß, daß die Einlaßkarten von dem urſprünglichen Preis von ½ Pfund Sterling bis zu 10 Pfund Sterling ſtiegen. Welche Veränderung im Volksurtheil — dieſer glänzende Empfang eines Freländers und Papiſten in dem proteſtantiſchen Großbritannien! Und ſo ging es fort wie im Triumph durch die großen Städte New-Caſtle, Edinburgh, Glasgow, überall Tauſende, ja Hunderttauſende (nach Verſicherung der Tories freilich lauter Pöbel) bereit, ihn willkommen zu heißen, und er, unermüdlich in Reden, zwei-, dreimal an einem Tag, mit unerſchöpflicher Fülle und jenem, alle Saiten der menſchlichen Gefühle durchlaufenden, bald patriotiſch erhabenen, bald volksthümlich derben Humor, ſeinen Lieblingstext abhandelnd: den Uebermuth und die Verkehrtheit der Ariſtokratie, und die Nothwendigkeit zu ſteuern.

14. *September.* — Töplitz belebt sich. Die russischen Staatsmänner Nesselrode, Tatischeff, Bruno, Pahlen, Schröder, mit dem Ritter Paez de la Cadena, dem spanischen oder vielmehr karlistischen Gesandten am petersburger Hof, waren die Frühesten auf dem Platze. Aber erst am 26sten wurde durch die Ankunft des Königs von Preußen der sogenannte Fürstentag vervollständigt, nachdem der österreichische Hof, dem in Töplitz die Ehre der Repräsentation zustand, schon am 19ten eingetroffen war, und die reiche Silberkammer in der kaiserlichen Burg ihre kostbarsten Tafelgeräthschaften, der kaiserliche Keller die edelsten ungarischen Weine, der kaiserliche Marstall 325 der erlesensten Pferde, die kaiserliche Wagenremise 125 Reise- und Packwagen vorausgeschickt hatte. Der Charakter der hiesigen Feste war mehr der eines schimmernden Hoflebens, und der militärische Apparat nur so weit damit verbunden, als er schlechterdings nicht entbehrt werden konnte — nämlich zu Musterungen, zum ausserordentlichen Wachtdienst und zur Assistenz bei einer Feier, die man als den Brennpunkt des Ganzen ansehen durfte, der Einweihung des russischen Denkmals bei Priesten an der Straße von Culm. Es scheint, daß noch mehr Gäste, namentlich regierende Herren, erwartet wurden, als sich wirklich einfanden. Denn es war Anfangs von 49 Kaisern, Königen, königlichen Prinzen ꝛc. die Rede, die meist noch ihre Gemahlinnen mitbringen würden. Doch auch so war das Städtchen Töplitz übervoll, dermaßen, daß manche Dame, die zu Haus über eine Reihe von Prunkgemächern zu verfügen hatte, ihre Toilette in einem Dachstübchen machte — daß die hohen Herrschaften, um nicht zu sehr überlaufen zu werden, durch strengere Etikettemaßregeln den Kreis um sich abschließen mußten. Der Zutritt in's Theater, in den Park, konnte nur durch besondere Erlaubniß des kaiserlichen Hofamts, in die im Badesaal jeden Abend Statt findenden Reunionen nur erlangt werden, wenn man vorgestellt war. Doch war das Ausschließungssystem weniger streng als in Kalisch, wo man Obristen-Rang haben mußte, um eine Eintrittskarte in's Theater zu bekommen. An der kaiserlichen Mittagstafel ward gewöhnlich zu 80 Couverts gespeist. Da saßen die regierenden Herren und ihre Familien. Hin und wieder wurden dirigirende Minister, Botschafter, kommandirende Generale eingeladen. Zwei Marschallstafeln waren für die Excellenzen, andere Tafeln für die Dienerschaft niederen Rangs. Auch hier waren es oft 250 Gedecke, alle aus der kaiserlichen Hofküche servirt. Fremde mußten sich glücklich schätzen, an den Eingängen und in den Corridors durch Bediente oder Fourire einzelne Namen dieser Illustrationen so vieler Höfe zu erfahren. Den Tag über beschäftigten sich II. Majestäten und Hoheiten mit

gegenseitigen Besuchen, mit Jagdpartien, wozu die clarysch en, die lobkowitzschen Forsten die schönste Gelegenheit darboten, mit Ausflügen in den Umgebungen. Nicht selten sah man lange Züge vergoldeter Wagen, mit von Gold starrenden Lakaien die Straße bedecken. Von dem diplomatischen Treiben war Nichts wahrzunehmen. Waren es die spanischen, die türkischen Angelegenheiten, über die man zu Rath ging? Gegen Frankreich, wenn es gleich so wenig als England seine Repräsentanten auf diesem Congreß hatte, scheint es, war man seit Ludwig Philipps legislatorischem Ankämpfen gegen die Bewegungs-Partei nicht unfreundlich gestimmt. Deutsche Fragen mochten sich vor eine so gemischte Versammlung nicht eignen. Wurden Protokolle verfaßt, für mögliche Fälle Vorkehrungen getroffen? Wollte man der westlichen Quadrupelallianz eine östliche Tripelallianz entgegen setzen? Man weiß es nicht. Umsonst war Fürst Metternich mit seiner Kanzley, waren Nesselrode und Ancillon nicht da. Aber die Coulissen waren dicht vorgezogen. Oder gedachte man mehr nur der Gegenwart, um sich ihrer zu freuen, nur der Vergangenheit, um sie zu feiern? Fand man in dieser Freude und in dieser Feier auch die Gewährschaft der Zukunft, ohne daß man sich deßhalb durch bestimmte Verpflichtungen zu binden brauchte? Das Fest am 29ten konnte diese doppelte Bedeutung haben. Fürst Metternich hatte in aller Eile Plane und Modelle verfertigen lassen, zur Ausführung des Denkmals selbst reichte aber die Zeit nicht mehr als so weit hin, daß die große viereckige Granitbasis nebst den dazu führenden drei Stufen hergestellt werden konnte. Sonst war Alles geschehen, um die Grundsteinlegung imposant zu machen. Zwei Kaiser und zwei Kaiserinnen, ein König, ein Großfürst, zwei Großfürstinnen, zwei Großherzoge, sechs Erzherzoge, vier Erzherzoginnen, sieben und dreißig Prinzen, Herzoge und Fürsten mit ihrem Gefolge von Ministern, Generalen und andern vornehmen Herren waren in der Frühe auf das Schlachtfeld von Culm hinausgefahren. Eine offene 120 Fuß lange Halle empfing die erlauchte Versammlung. Vor diesem Pavillon wehten auf 60 Fuß hohen Stangen die Fahnen von Oesterreich, Rußland und Preußen und auf der vierten Stange eine Allianzfahne. Ein Carré umschloß den Raum. Hinter dem Carré erhob sich ein Gerüste für Zuschauer von Rang. In weiterer Entfernung stand das Publikum. Nach der Einweihung des Steins durch den Dekan von Töplitz, thaten die drei Monarchen die gewöhnlichen Schläge mit dem Hammer und umarmten sich. Das Militär gab Salven, und den dazwischen donnernden Batterien antworteten die jenseits Culm bei den dortigen österreichischen und preußischen Monumenten aufgepflanzten Geschütze. Das in Erz zu gießende Denkmal

ist eine 3 Fuß hohe Nachbildung der vor einigen Jahren zu Brescia aufgefundenen Victoria. Sie hält einen Schild, den sie auf den Schenkel stützt, indem sie den 30. August 1813 eingräbt. Der Kaiser Nikolaus hatte die Feier noch besonders interessant gemacht durch die Anwesenheit von sechs Veteranen und einem Kapitän, die bei Culm unter General Ostermann-Tolstoi mitgefochten. Der Monarch überraschte diesen Offizier durch ein Obristenpatent. Am 3. Oktober endigte die Versammlung in Töplitz.

Don Juan Alvarez Mendizabal wird von der Königin Christine beauftragt, ein neues Ministerium zu bilden. Er hatte, um die Entwicklung der Dinge abzuwarten, seine Ankunft verzögert. Nachdem er noch am 2ten in Lissabon mit der Königin Donna Maria in Familie gespeist, hatte er auf dem Weg über Estremadura die Ansichten mehrer der einflußreichsten Patrioten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und kam am 5ten in Madrid in dem Augenblick an, als die insurgirten Provinzen sich aus Berathungsjunten in Regierungsjunten zu verwandeln anfingen. Eine Systemsveränderung war zur Nothwendigkeit geworden. Toreno konnte seine Drohungen nicht ausführen, um von der unfügsamen Nation sich Gehorsam zu erzwingen. Wenn man regieren wollte, mußte man sich verständigen. Diese Aufgabe übernahm Mendizabal. Nach seinem Programm soll Spanien nun eine ächt konstitutionelle Regierung bekommen: verantwortliche Minister, die sich auf die Sympathien der Nationalrepräsentation stützen, gesetzliche Bürgschaften der Freiheit und Befestigung des Kredits, wobei er an die Größe und Macht erinnert, die England den in der Carta-Magna und der Habeas-Corpusakte niedergelegten Prinzipien verdankt. Den Bürgerkrieg will er ohne andere als nationale Hülfsmittel beenden. Die Ordensgeistlichen sollen sekularisirt und als Pfarrer verwendet werden. Die von den Junten angeregte Frage einer Verfassungs-Reform, wo es sich um Beibehaltung oder Modifikation des Estatuto Real handelt, umgeht er.

18. *September.* — Die hartnäckige Insurrektion in Albanien unterwirft sich: 12000 Mann großherrliche Truppen rücken in Scutari ein. Die Pforte hat jetzt gegen den Vicekönig von Egypten freie Hand. Man glaubte, der Vicekönig schüre insgeheim überall in der Türkei das Feuer an, damit der Sultan nie zur Ruhe kommen könnte. Ein offizieller Artikel in der Zeitung von Cairo vom 19ten d. M. sucht diesen Verdacht zu widerlegen. Ein Beweis, daß die Lage Mehemed Ali's nicht glänzend ist. Ist auch in Syrien durch Unterwerfung der von ihrem eigenen Oberhaupt Emir Beschir verrathenen Drusen Ibrahim Bassa's Herrschaft vorläufig gesichert, so hat der

unglückliche Krieg in Arabien die egyptischen Finanzen gar sehr zerrüttet und muß, fortgesezt, das unter dem Druck fast erliegende Land noch mehr entvölkern. Von dem Vicekönig hat sonach der Sultan wenig mehr zu fürchten. Derselbe leistet auch gegenwärtig pflichtgetreu seine Tributzahlungen. Unglücklicher Weise gehen im türkischen Reiche die Aufstände nicht aus. Schon ist wieder einer in Samos ausgebrochen. Diese Insel hat sich an England gewandt.

20. *September.* — Mendizabal — in seiner Person ist das Kabinet personifizirt — sucht durch Beförderung populärer Männer zu Generalkapitänen Vertrauen zu gewinnen. Mina kommt nach Catalonien, Palafox nach Aragonien, Espinosa nach Andalusien, Quiroga nach Granada ꝛc. Diese Ernennungen, so wie die versöhnliche Sprache des Ministers, die Aufhebung des Dekrets gegen die Junten, des Belagerungszustandes in Madrid, die Milderung der Censur wirken günstig auf die Provinzen. Die Juntas lösen sich auf oder sind im Begriff sich aufzulösen. Nur Andalusien erregt Besorgnisse. Der Graf de las Navas ist bis Manzanares 31 Leguas von der Hauptstadt vorgerückt. Dort hat er Halt gemacht und die Regierung läßt unterhandeln. Der Graf, der als Vertreter von sieben Provinzen des Südens auftritt, verlangt Handlungen, keine Worte. Unter Handlungen versteht er die Einberufung konstituirender Cortes. Seine Freunde Quiroga und Chaco und Andere, die ihn zur Nachgiebigkeit bewegen sollten, kehren unverrichteter Dinge zurück.

26. *September.* — Die sardinische Regierung hatte den portugiesischen Geschäftsträger Rodriguez ausgewiesen, dagegen der Herzog von Palmella ein Dekret erlassen, kraft dessen binnen zwei Monaten, vom 31. August als dem Tag des Dekrets an gerechnet, die Funktionen der in den portugiesischen Besitzungen befindlichen Handelskonsuln suspendirt und der sardinischen Flagge die portugiesischen Häfen verschlossen werden. Das Kabinet von Turin erklärt nun, daß Se. Maj. zwar noch keine Repressalien brauchen wolle, einstweilen aber, um die Würde Ihrer Krone zu wahren, befohlen habe, Ihre Kriegsschiffe in gehörigen Stand zu setzen. Man berechnet die Zahl der sardinischen Schiffe, welche die portugiesischen Häfen jährlich besuchen, durchschnittlich auf 150, während die portugiesische Handelsflagge in den sardinischen Häfen kaum bekannt ist.

28. *September.* — Einberufung der Cortes auf den 16. November. Ihre Aufgabe soll seyn: ein neues Wahlgesetz zu votiren, worauf diejenigen Cortes einberufen werden sollen, welche sich mit der Revision des Estatuto Real zu beschäftigen haben werden. Zur Ausarbeitung des Wahlgesetzes wird eine Junta niedergesezt. Don

Alcala Galiano und Andere von der Partei der sogenannten Exaltados gehören zu dieser Kommission.

29. *September.* — Die mailänder Zeitung enthält das Ergebniß eines Hochverrathsprozesses gegen 20 Gutsbesitzer, Advokaten, Aerzte ꝛc. Gegen 19 derselben ist die Todesstrafe erkannt, diese Strafe jedoch von dem Kaiser in Kerkerstrafen von verschiedener Dauer, von 20 Jahren abwärts, verwandelt worden. Und dem Kerker können sie entgehen durch die Wahl der Deportation nach Amerika, die ihnen der Kaiser anbietet. Gattin und Kinder dürfen die Gefangenen begleiten und sie ihr gegenwärtiges Vermögen mitnehmen. In einem amerikanischen Hafen angelangt, werden sie in Freiheit gesezt. Gewiß ein mildes Verfahren, wenn man es mit dem französischen Deportationsgesetz vergleicht, das den Gefangenen bürgerlich todt macht und zu lebenslänglichem Kerker unter einen andern Himmelsstrich verurtheilt. Wie fern diese kaiserliche Entschließung, die schon vom März (aus der Zeit des Regierungsantritts) ist, sich auch auf die früher Verurtheilten auf dem Spielberg erstreckt, darüber ist Nichts bekannt worden. Daß sie jezt eine gelindere Behandlung genießen, scheint gewiß. Sollte dem Kaiser Ferdinand der Ruhm vorbehalten seyn, zu einer allgemeinen Amnestie für die politischen Verirrungen der lezten Jahre das Beispiel gegeben zu haben? In Italien hat dieser Gnadeakt manche Familie getröstet.

1. *Oktober.* — Eröffnung der dänischen Ständeversammlung in Roneskilde. Das konstitutionelle Leben in Dänemark bewegt sich mit einiger Aengstlichkeit. Mehre Wähler des Bezirks Kopenhagen hatten ein Umlaufschreiben erlassen, um zu einer Versammlung einzuladen, in welcher die an die Stände zu bringenden Volkswünsche besprochen werden sollten. Allein die Polizei verbot die Versammlung. Auch dürfen die Zeitungen keine Berichte über die Verhandlungen liefern. Da das Landtagsblatt nicht gleich erschien, so war das Publikum Anfangs über die Art, wie die Vertreter des Volkes ihre Pflicht erfüllten, ganz im Dunkeln gelassen. Man ist um so mehr von dem Bedürfniß der landständischen Oeffentlichkeit überzeugt, als das vorgelegte Budget (Einnahmen 13,945,000 Rthlr., Ausgaben 14,266,000 Rthlr.) ein jährliches Defizit von 300,000 Rthlr. und eine Schuldenmasse von 130 Millionen Rthlr. (einschließlich Holsteins) ausweist. Und Dänemark hat an dem Sundzoll eine Goldgrube (über eine Million jährlich) und das arme Norwegen, das bei seiner Trennung von Dänemark seinen Schuldenantheil mit hinübernahm, hat blühende Finanzen. Aber Norwegen hatte eine Repräsentativ-Verfassung! An interessanten Anträgen und an Männern, die ihre Aufgabe ernst nehmen, fehlt es in den beiden

Ständeverſammlungen von Dänemark und Holſtein nicht. So wurde z. B. in Itzehoe von Baron von Halem zur Erleichterung des Bauernſtandes auf Einführung einer allgemeinen Wehrpflichtigkeit angetragen, in Roeskilde von Graf Holſtein auf gänzliche Freigebung der Negerſklaven auf den Kolonien, da der Begriff von der Anerkennung der angeborenen Menſchenrechte in der ganzen civiliſirten Welt, ſeit der Theilnahme Friedrichs VI. an der Regierung, mit dem Namen Dänemark verknüpft ſey. Vor Allem ſcheint man ſich die Regulirung der Finanzen angelegen ſeyn zu laſſen, um zwiſchen Einnahme und Ausgabe ein richtiges Verhältniß herzuſtellen. Als Rubriken möglicher Erſparniſſe wurden von der Preſſe bezeichnet: die Civilliſte, die in Frankreich $^1/_{77}$, in Schweden $^1/_{16}$ und in Dänemark $^1/_9$ ($1^1/_2$ Millionen Rthlr.) der Staatseinkünfte beträgt; das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, welches 380,000 Rthlr. koſtet; die (im Krieg doch unzulängliche) Flotte ꝛc. Und in der Verſammlung zu Roeskilde wurden in dieſer Richtung nach einander vier Anträge geſtellt: von Tutein: „den König zu bitten, daß er einige aufgeklärte Männer aus verſchiedenen Theilen des Reichs zuſammen berufe, um den finanziellen Zuſtand Dänemarks der genaueſten Prüfung zu unterziehen;“ von dem Färber Svane von Roeskilde: „daß Se. Majeſtät geruhe, den Ständen eine detaillirte Berechnung über alle Aktiva des Staats und die Einnahme davon, wie auch über die verſchiedenen Kaſſen, deren feſte und laufende Einnahmen und deren Behalt mitzutheilen;“ von Procurator Haagen: „daß eine Prüfungskommiſſion wo möglich aus Männern außerhalb der Beamtenklaſſe genommen und ihr aufgegeben werde, Vorſchläge zu machen, wiefern Einſchränkungen und Erſparniſſe zu bewirken wären;“ von Algrin Uſſing: „daß um die Staatsſchuld von der Finanzverwaltung gänzlich zu trennen, ſie unter eine Nationalverwaltung zu ſtellen, in den verſchiedenen Zweigen des Staatshaushaltes alle nur möglichen Beſchränkungen auszumitteln und auf dieſer Grundlage ein die Einnahmen und deren Verwendung im Einzelnen nachweiſendes Budjet auszuarbeiten, eine Finanzkommiſſion niedergeſetzt werden möge.“ Ungeachtet der Abmahnung des Regierungskommiſſärs, welcher der Meinung war, dieſe Anträge würden die Befugniß berathender Provinzialſtände überſchreiten, weil dadurch die Finanzverwaltung einer Kontrolle unterworfen würde, die in einer eingeſchränkten Monarchie nicht größer ſeyn könnte, beſchloß die Kammer mit überwiegender Majorität ſämmt-

liche das Finanzwesen betreffende Anträge einer Kommission zur Begutachtung zu überweisen. Ein ähnlicher Antrag von Aubert zu Itzehoe wurde von einem Theil des Adels eifrig bekämpft.

4. *Oktober.* — Schluß des kalisch-töplitzer Festcyklus in Prag mit Ehrenpforten, Illuminationen, Musterungen, Hofbällen, Besuchen bei Karl X. und einer freudigen Ueberraschungsscene, die einigen abwesenden Mitgliedern des Erzhauses bereitet wird. Der Kaiser Nicolaus nimmt unversehens Postpferde, trifft am 9ten in Wien ein, bezeugt der Kaiserin Mutter seine Verehrung, überbringt der Fürstin Metternich einen Brief von ihrem Gemahl, läßt sich die Gruft öffnen, um an der Stätte sein Gebet zu verrichten, wo sein verewigter Freund der Kaiser Franz ruht, ist am Abend des 11ten wieder in Prag zurück, und tritt noch in derselben Nacht die Heimreise nach seinen Staaten an. Damit war das Zeichen gegeben zum allgemeinen Aufbruch.

7. *Oktober.* — Das Journal des Debats fängt an karlistische Artikel zu schreiben, für deren Verfasser General Latapie gehalten wird, der in den Diensten des Don Carlos stand. Offenbar machen Mendizabals Maßregeln den Tuilerien Unruhe. Man denkt: „Lieber Don Carlos als die Revolution!“ oder man hofft durch die Drohung, sich mit dem Prätendenten zu verbinden, die spanischen Minister zu doktrinären Ansichten zu bekehren. Die Gerüchte von einer bewaffneten Intervention erneuern sich. Dieser veränderte Ton der französischen Ministerialblätter gibt der englischen Presse (nach ihrer scharfen Polemik gegen die Intimidationsgesetze, die in zahlreichen Verurtheilungen der Journale Früchte tragen), namentlich dem Journal Lord Palmerston's, dem Morning Chronicle zu den heftigsten Angriffen auf die Minister Ludwig Philipps Anlaß, denen schnöde Verletzung der Quadrupelallianz vorgeworfen wird. Der Herzog von Broglie hält es für nothwendig, den General und die Debats zu desavouiren. Da der General gleichwohl selbst seine Autorschaft behauptet, so wird er vor Gericht gestellt und weil er nicht beweisen kann oder will, verurtheilt, ohne daß deßwegen Jedermann überzeugt ist, daß nicht doppelte Karten gemischt worden seyen.

12. *Oktober.* — König Ludwig von Baiern feiert seine silberne Hochzeit. Die Grundsteinlegung zu einer neuen Kirche in München, die dem heiligen Bonifaz gewidmet ist, die Aufrichtung der von der Stadt München dem Andenken des Königs Max gewidmeten 120 Centner schweren Bildsäule auf einem 30 Fuß hohen Piedestal, die Veränderung des bairischen Wappens und der Titulatur (Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Baiern, Franken und in Schwaben),

eine Erweiterung der Dotation des Civilverdienſtordens, dieſe und andere Feſtlichkeiten und Entſchließungen reihen ſich auf eine intereſſante Weiſe an das glänzender als je gefeierte Oktoberfeſt.

15. *Oktober.* — Der gegenwärtige ungariſche Reichstag zeichnet ſich vor ſeinen Vorgängern durch ein ernſtes Beſtreben aus, die Lage des Bauernſtandes zu verbeſſern. Oppoſitionsgeiſt gegen die Staatsgewalt, freimüthiger, feuriger Patriotismus wurden auch ſonſt nicht vermißt. Parlamentariſche Talente wurden geſchäzt, bewundert — aber Alles im Intereſſe der privilegirten Stände. Ungarn blieb das Land der Edelleute. Nachgerade iſt die Macht der öffentlichen Meinung auch nach Ungarn gedrungen, die Ueberzeugung, daß wenn die Ungarn im gebildeten Europa als eine geachtete Nation angeſehen ſeyn wollen, es nicht genug iſt, daß einzelne Stände an den Vortheilen der Civiliſation Theil nehmen, während die Maſſe des Volks in den Schmuz der Barbarei verſunken iſt — dieſe Wahrheit mußte ſich der ungariſchen Ariſtokratie aufdrängen. Sie konnte nicht länger jedem Schritt der Rechtsgleichheit ſich widerſetzen. Und ſo wurde die Aufhebung eines der unbilligſten Vorrechte, welches der Adel bisher genoß, von der Ständetafel beſchloſſen — des Rechts, Bauerngüter, die er eigenthümlich oder nuznießlich erwarb, und die in einer Menge Ortſchaften den fünften oder ſechsten Theil des Grundes und Bodens ausmachten, der Beſteurung zu entziehen.

16. *Oktober.* — Der Kaiſer Nikolaus läßt ſich eine Deputation der Stadt Warſchau vorſtellen und hält, wenn man den Gerüchten trauen darf, die berühmte Rede, über die in engliſchen und franzöſiſchen Blättern ſo viel Lärmens geweſen iſt. Se. Majeſtät ſoll nehmlich der Deputation unterſagt haben, die gebräuchliche Anrede zu halten, weil die Geſinnungen, die ſie ausſprechen würde, doch nicht ihr Ernſt wären, mit dem Beifügen: „die Polen ſollten ſich glücklich ſchäzen, dem ruſſiſchen Reich anzugehören, das, mitten unter den Erſchütterungen der Gegenwart ſtark (nach einer abweichenden Verſion: allein ſtark) daſtehe. Statt Deſſen hörten ſie nicht auf, aufrühriſche Schriften zu verbreiten. Sie ſollten ſich aber warnen laſſen: bei irgend einer Bewegung revolutionärer Art hätten die Truppen in der Citadelle Befehl, die Stadt in Aſche zu verwandeln und der Kaiſer werde dann nicht Derjenige ſeyn, der ſie wieder aufbauen laſſe. Wüßte er, daß man es aufrichtig mit ihm meine, ſo wollte er das Geſchehene gern verzeihen.“ Die Aechtheit dieſer Rede vorausgeſezt, ſo würde die angeblich bevorſtehende Herſtellung des Königreichs Polen aus Anlaß der Vermählung des Prinzen Albrecht von Preußen mit der Großfürſtin Olga, welche

ihrem Gemahl Polen als Brautschatz bringen werde, mehr als in Zweifel gesezt — eine Nachricht, der übrigens auch die zahlreichen Dotationen russischer Generale mit ansehnlichen liegenden Gütern in Polen mit dem Recht der Vererbung auf legitime Kinder der griechisch-russischen Konfession unzweideutig zu widersprechen scheinen. Wenn man sich aber wundert, das Journal des Debats fast in dem Augenblick, wo der neue russische Gesandte Graf von Pahlen in Paris ankam, an der Spitze der feindseligsten Polemik gegen Rußland auftreten zu sehen, so wollen Einige den Grund dieser Demonstration darin suchen, daß man in den Tuilerien in Erfahrung gebracht haben soll, daß die russische Politik auf die Hartnäckigkeit des Präsidenten Jackson in der Frage der Entschädigungsforderung der 25 Millionen nicht ohne Einfluß gewesen sey.

17. *Oktober.* — Abschiedsaudienz des Fürsten Milosch von Serbien in Konstantinopel. Mit Ehren überhäuft, kehrt der Fürst in seine Heimath zurück. Der Sultan sprach ihn öfters, ließ ihn bei Musterungen neben sich reiten, zeichnete ihn auf jede Art aus, und gab ihm noch zum Abschied 16 Dekorationen für sein Gefolge. Er hatte aber auch neben andern Geschenken 500,000 Piaster baar zu den Füßen des Thrones niedergelegt. Der Fürst scheint das ungezwungene Benehmen eines gewandten Staatsmannes mit der Einfachheit seines früheren Standes zu verbinden. Der österreichische Gesandte Baron Stürmer hatte ihn zu einem Gastmahl eingeladen. Da sagte er: „Auf des Großherrn Gesundheit trinke ich alle Tage, die Gesundheit Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich habe ich noch nie getrunken.“ Bei der Festlichkeit auf den russischen Kriegsschiffen, der er mit Lord Durham anwohnte, ließ er sich durch den schönen Vortrag eines Geistlichen so von seinem Gefühl hingerissen, daß ihm die hellen Thränen über die Wangen rollten. An der Zurücknahme der serbischen Verfassung ist wohl nicht länger zu zweifeln. Man scheint sie mit dem Lehensverhältniß Serbiens nicht vereinbar gefunden zu haben. Die Erhebung eines seiner Freunde auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel wird dem Fürsten trefflich zu Statten kommen, sofern es nöthig seyn sollte, das Volk deßhalb durch den Klerus beruhigen zu lassen. Doch, wie man aus Serbien schreibt, wurde die Verfassung daselbst nur als das Werk der Lateiner, d. h. ausländischer Angestellten und einiger Capitäne betrachtet. Die Serbier wollen bloß Schutz für Freiheit, Ehre und Eigenthum. Nun, wenn sie dazu keine Verfassung brauchen, so sind sie zweifach glücklich!

24. *Oktober.* — Die madrider Hofzeitung enthält ein Dekret, das alle Spanier, die unverheirathet oder Wittwer ohne Kinder

sind, im Alter von 18 bis 40 Jahren, zum Waffendienst verpflichtet. Man will, um mit dem Aufstand im Norden fertig zu werden, 100,000 Mann ausheben. Schon seit einiger Zeit hatte man Sammlungen patriotischer Beiträge veranstaltet, wobei die Königin Regentin und Mendizabal (ein Mann, den man zu 50 Millionen Realen schäzt) mit gutem Beispiel vorangingen. Die Spaltung (so nannte man durch einen Euphemismus die Unbotmäßigkeit der Junten) scheint jezt beigelegt zu seyn und in dem Rufe: nach Norden! ganz Spanien sich zu vereinigen. Es wäre allerdings hohe Zeit. Denn das englische Hilfskorps in Bilbao exerzirt, und da Evans endlich aufbricht, um zu Cordova zu stoßen, muß er, um dem Feind auszuweichen, einen Umweg von 50 Stunden machen — das portugiesische Hilfskorps (10,000 Mann), dessen Einmarsch von dem Herzog von Terceira schon am 5. Oktober angekündigt worden war, rückt nicht über die Grenzen — Cordova und die Karlisten, denen Don Carlos durch einen Tagsbefehl vom 27. Aug. die „schmerzensreiche Mutter Gottes“ zum Generalissimus gesezt hat, liefern hie und da über ein unbedeutendes Scharmützel pomphafte Siegesbulletins, aber in der Hauptsache bleibt Alles auf dem alten Fleck. In dem Ministerialdekret ist nur bedenklich, daß man sich mit 4000 Realen vom Soldatendienst loskaufen kann, Was dieser ganzen Maßregel den Anstrich einer Finanzspekulation gibt.

31. *Oktober.* — Die Königin Christine verkündet eine neue populäre Maßregel — sie stellt das Andenken Riego's her, dessen Namen noch immer den Spaniern für das reinste Symbol ihrer Freiheit gilt. Zugleich werden die Ansprüche seiner Familie anerkannt. Etwas sonderbar ist freilich der Grund: es soll durch diesen Akt die Unverletzlichkeit der Meinungen, Anträge und Abstimmungen in den allgemeinen Cortes des Königreichs sanktionirt werden. Als ob Riego bloß wegen seines Antrags auf die temporäre Absetzung Ferdinands VII. und nicht als Anführer der Revolution zum Galgen verurtheilt worden wäre. Der Canonicus Miguel del Riego in London, des Generals Bruder, ließ nachher ein Schreiben in die öffentlichen Blätter einrücken, in welchem er Ihrer Majestät für die seiner Familie bewiesene Theilnahme dankt, aber hinzufügt: „die Achtung, die ich dem Andenken meines Bruders schuldig bin, der als Opfer seiner Hingebung für die Interessen seines Landes gestorben ist und meine Grundsätze, welche dieselben sind, wie die seinigen, erlauben mir nicht, eine Gunst anzunehmen, die, so großmüthig und fähig sie auch ist, mich in meinem Unglück zu trösten, nicht aus der Nation selbst hervorgeht und meinem Bruder nicht als

ein Sühnungsakt der Nation, sondern nur als das individuelle Geschenk des großmüthigen Herzens Ihrer Majestät dargebracht ist.“

5. *November.* — Feierliche Eröffnung des Benediktinerklosters zu Augsburg durch den Minister Fürsten von Oettingen-Wallerstein. Jeder Freund des deutschen Bildungswesens, der überhaupt in dieser Uebergabe der Erziehung der Jugend in die Hände von Ordensgeistlichen ein bedenkliches Zeichen der Zeit erblicken mochte, oder Wer den verbreiteten Gerüchten Glauben beigemessen hatte, daß die Jesuitenanstalt in Freiburg zum Muster genommen werden solle, mußte sich durch die geistreiche Inaugurationsrede des durchlauchtigen Regierungskommissärs vollkommen beruhigt fühlen. Der Minister machte ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die Benediktiner nicht eine Korporation seyen, die man eines „reaktionären Standpunktes mindestens fähig halte, sondern ein Orden deutschen Wesens und deutscher Stiftung, für dessen unbedingtes Fernseyn von allen politischen Tendenzen die Geschichte voller zehn Jahrhunderte zeuge, deren tief wissenschaftliche Bildung, heitere Lebensansicht und echt veredelnde Erziehungsweise allen Konfessionen Achtung einflöße, und deren treuem Wirken zunächst die germanischen Völker ihre Civilisation und den großartigen Charakter ihrer geistigen Entwicklung verdanken!“ Gewiß wenn sie diesem Bild entsprechen, werden die verjüngten Zöglinge des Monte-Cassino auf deutschem Boden keine unwillkommene Erscheinung seyn!

12. *November.* — Erste vorbereitende Sitzung der beiden Kammern der Cortes. Die Procuradoren (es sind 116 Mitglieder anwesend) wählen einen provisorischen Präsidenten. Die Wahl fällt auf Don Xavier Isturiz. Er ist ein Exaltado und wurde noch vor wenigen Wochen von der Polizei aufgesucht, die ihn verhaften wollte. Uebrigens gilt er für einen Freund Mendizabals und auch der vorige Präsident, jezt Kriegsminister Almodovar, gab ihm seine Stimme. Die königliche Eröffnungs-Sitzung ist am 19ten. Sonst bei den Proceres, ist sie dießmal im Saal der Procuradoren. Die Königin sagt in der Thronrede: „Sie freue sich, die Cortes versammelt zu sehen, um im Einklang mit der Regierung ihrer Tochter über die für das Wohl der Nation wichtigsten Fragen zu berathen — sie freue sich um so mehr, als ein neues Zeitalter der Versöhnung und der Vaterlandsliebe begonnen, als der Volksaufschwung und die Loyalität, welche Spanien an den Tag gelegt habe, hoffen ließen, daß zum Lohn für die Opfer dieser großen Nation die Leiden des Bürgerkrieges ihr Ziel erreichen werden. Sie habe ihr Vertrauen Ministern geschenkt, welche auch das der Nation besitzen. Würden die Vertreter der spanischen

Monarchie diesen Ministern auch ihr Vertrauen gönnen, so werde man weder neue Anlehen noch eine Erhöhung der Steuern nöthig haben, nicht nur alle Bedürfnisse des Krieges bestreiten und den Verbindlichkeiten des Staats genügen, sondern auch das Loos seiner Gläubiger im In- und Auslande verbessern und den Kredit fest begründen.“ Nachdem die Königin sofort mit einiger Prunkberedsamkeit ihren hohen Verbündeten, dem König von Großbritannien für dessen großmüthige Unterstützung mit Waffen, Kriegsvorräthen und die Erlaubniß, für den spanischen Dienst in England zu werben, dem König von Frankreich für den Uebertritt der Fremdenlegion, der Königin von Portugal für die von dem portugiesischen Hilfskorps zu erwartenden Erfolge gedankt, sodann die Beweise von Freundschaft von Seiten der Monarchen von Brasilien, von Dänemark, Schweden, Belgien und Griechenland und der vereinigten Staaten von Nordamerika gerühmt, der mit den Staaten des spanischen Amerika angeknüpften Unterhandlungen, als eines Gegenstandes, bei welchem der Rath der Cortes gehört werden solle, Erwähnung gethan, in Bezug auf die andern Mächte sich aber mit der Bemerkung begnügt hat, die Verhältnisse zu denselben seyen dem politischen System ihrer Regierungen und der Würde und Unabhängigkeit der spanischen Nation gemäß — nachdem ferner der treuen Armee und der Nationalgarde das gebührende Lob gespendet und diesen Tapfern die Errichtung eines Invalidenhotels, ihren Waisen das Erziehungshaus der Eintracht in Aussicht gestellt worden ist — kommt sie endlich an die Hauptsache, die Vorlegung dreier Gesetzesentwürfe von höchster Wichtigkeit: über die Wahlen, die Grundlage des Repräsentativsystems, über die Preßfreiheit, seine Seele und über die ministerielle Verantwortlichkeit, seine Vollendung. In Spanien muß man sich über diese Thronrede etwas verwundert haben, denn Niemand erwartete anders, als daß die jetzigen Cortes bloß ausserordentlicher Weise zusammen berufen werden sollten, um ein Wahlgesetz zu votiren, damit sie hierauf einer nach der verbesserten Wahlordnung gewählten Kammer Platz machen könnten. Nun ist aber die früher versprochene Revision des königl. Statuts mit völligem Stillschweigen übergangen, und es gewinnt überhaupt den Anschein, daß die Regierung diese Cortes so ziemlich als ein ordentliches Parlament betrachtet. Denn nicht allein von jenen drei Fundamentalgesetzen ist die Rede, sondern noch von verschiedenen andern legislativen Maßregeln zur Hebung des Ackerbaues, der Gewerbe und der öffentlichen Sittlichkeit, zur Regulirung des Looses der Ordensgeistlichkeit, zur Veräusserung der Gemeindegüter, um aus dem Erlös die

Ausgaben für ein neues Straßen- und Canalsystem zu decken und zu Abänderungen in der Finanzverwaltung, als Vorarbeiten zu einem ausführlichen Budjet, welches indeß den künftigen Cortes vorbehalten bleibt. Was an der Thronrede zu loben ist, ist ein gewisser Ton von Offenheit, der in ihr hervortritt. Die Regierung bietet den Cortes an, von Allem Einsicht zu nehmen, was in der Verwaltung geschah, selbst von Dem, was erst vorbereitet wird, als da sind: neue Gesetzbücher, die Organisation der Gemeindebehörden und der Provincialstände, eine neue Organisation der Polizei, wodurch sie in die Hände der Gemeinden kommt, Verbesserungen im Unterrichtswesen, für welches der Regierung keine Ausgabe zu groß erscheint, Errichtung von Provinzialbanken zur Erleichterung des Verkaufs der zur Tilgung der Staatsschuld bestimmten Nationalgüter. Das von der Komission vorgeschlagene und von dem Ministerium genehmigte Wahlgesetz hat folgende wesentliche Bestimmungen: 1) Für je 50,000 Seelen soll ein Deputirter seyn. Dadurch würde die Mitgliederzahl der Volkskammer ungefähr verdoppelt. 2) Die Befähigung zum Wahlmann richtet sich theils nach Vermögen, theils nach Stand und Beruf. Wähler sind alle Spanier über 25 Jahren, die entweder zu den Höchstbesteuerten in einer Provinz, 100 auf jeden Deputirten gerechnet, und zu Denjenigen gehören, deren Steuerbeitrag dem geringsten unter denen der Höchstbesteuerten gleich ist, oder welche in eine der nachstehenden Kategorien fallen: Advokaten, Assessoren, Fiscalbeamte, Doktoren der Medizin und der Chirurgie und Apotheker mit offenem Laden, Doktoren des Rechts, Licentiaten oder Greffiers der königlichen Gerichte, Mitglieder der landwirthschaftlichen Gesellschaften, Professoren eines wissenschaftlichen Lehrstuhls, der Literatur (mit Ausnahme der Elementarlehrer und Sprachmeister), die verabschiedeten Offiziere der Land- und Seemacht und der Miliz, die Offiziere der Nationalgarde von dem Kapitänsgrade an und darüber, die pensionirten Staatsdiener, deren aktiver Gehalt 10,000 Realen (1250 Gulden) betrug. Die Wählerlisten werden von der Provinzialdeputation mit Zuziehung der Gemeinderäthe verfertigt und alle Jahre im Juli öffentlich aufgelegt. Die Abtheilung einer Provinz in Wahlbezirke ist gleichfalls Sache der Deputation. Den Vorsitz in der Wahlversammlung führt der Alcalde des Orts, bis sie selbst ihren Präsidenten gewählt hat. Jeder Wähler schreibt auf seinen Wahlzettel so viele Namen, als für die Provinz Deputirte zu wählen sind. Die Bedingungen der Wählbarkeit sind: das Alter wie oben, weltlicher Stand, Ansäßigkeit als Familienhaupt; ein Einkommen von 6,000 Realen (750 Gulden), oder ein Kapital-Vermögen, in Grundeigenthum, Staatsrenten oder Handels- und Industriegeschäften

von 240,000 Realen (30,000 Gulden); ein unabhängiger ehrenwerther Beruf als Advokat, Arzt, Literator, wenn das Einkommen 10,000 Realen beträgt; bei den Staatsdienern ein Besoldungs- oder Pensionsgehalt von 14,000 Realen (1750 Gulden). Wer als Deputirter eine besoldete Anstellung vom Staat annimmt, muß sich einer neuen Wahl unterwerfen. Die Eintheilung der baskischen Provinzen in Wahlbezirke wird für jezt nicht vorgenommen, die Deputirten werden in den 4 Hauptstädten gewählt. Dieses Wahlgesetz ist augenscheinlich mit Berücksichtigung der sogenannten Kapazitäten abgefaßt. Es ist von einem populären Wahlrecht weit entfernt; aber ein solches wäre in Spanien vielleicht ein gefährliches Experiment. Können die Karlisten prahlen, daß von den 100,000 Mann ein gut Theil für sie geworben werden werde — Was desto weniger zu vermeiden seyn dürfte, je mehr die Reichen sich loskaufen — hatte die Geschichte der königlichen Freiwilligen gelehrt, wie leicht die niedern Volksklassen sich als fanatische Werkzeuge des Despotismus brauchen lassen: so mußte die Gesetzgebung die Interessen der Freiheit dem Einfluß der ungebildeten Menge und der Priester entziehen, sie mußte sie in die Hände Derjenigen legen, bei denen die meiste Intelligenz ist. Nur wäre in der That Spanien zu bedauern, wenn diese Gewährschaften einer aufgeklärten Vaterlandsliebe sich nur bei 30,000 Bürgern finden sollten. So viel gäbe es nach dem neuen Gesetz Wähler. Ein Werk der Exaltados könnte man Dieß nicht nennen, oder es müßte unter einem überspannten Liberalen in Spanien etwas sehr Nüchternes verstanden werden. In der Procuradorenkammer ist seitdem Isturiz auf die Liste der Kandidaten für die wirkliche Präsidentschaft gebracht worden, und die Regierung hat ihn bestätigt. Hier scheint zwischen der Majorität und Mendizabal das beste Vernehmen zu herrschen, daher auch die Adresse nur ein matter Nachhall der Thronrede ist. Dagegen mögen die Proceres mit dem Gang der Dinge nicht so recht zufrieden seyn. In ihrer Adresse sagen sie trocken: „Eure Majestät erachten die jetzigen Minister Ihres Vertrauens würdig, der Stand der Proceres behält sich vor, ihnen seine Unterstützung zu bewilligen oder zu verweigern, wo und wie er es für angemessen halten wird.“

16. *November.* — Der Pairshof versammelt sich, um den Prozeß des Rests der Aprilangeklagten und dann gegen Fieschi vorzunehmen. Man hört nur von 4 Mitschuldigen Fieschi's, Pepin, Morey, Boireau und Beschet, welche vor den Schranken erscheinen werden. Pepin soll das Geld zu den Flintenläufen und der Hausmiethe hergegeben, Morey Pulver und Blei angeschafft, Boireau am 27. Juli Abends die Probe mit dem Vorbeireiten am Hause gemacht haben.

Von bedeutenderen Personen als Anstiftern der That verlautet Nichts. Die Aprilangeklagten scheinen ihr altes System, sich nicht zu vertheidigen, der Mehrheit nach beibehalten zu wollen. Da der Pairshof die Angeklagten in drei Kategorien abtheilt, deren jede (zuerst die Unteroffiziere von Luneville) er besonders behandelt, so fällt eben damit die Kollektivanklage weg. Das Interesse für diese beiden Prozesse ist fast gänzlich erloschen, nachdem der erstere veraltet ist, und von dem andern keine bedeutenden Aufschlüsse zu erwarten sind. Die Schrecken der Höllenmaschine, von der ministeriellen Gesellschaft in Grandvaux selbst persiflirt, (wie denn mitten unter den doktrinären Elementen der revolutionäre Teufelsspuck ist) sind vergessen und die Pariser finden bei den Scandalprozessen eines La Roncière, der die vornehme Welt auf den Bänken der Angeklagten oder der Zeugen versammelt, oder eines Lacenaire, eines Diebes und Mörders im Philosophenmantel, mehr Zerstreuung.

19. *November.* — In Portugal Auflösung des Ministerium Carvalho. Marquis von Loulé, der Damenminister genannt, wird Präsident des Ministerraths. Der Hof einer siebenzehnjährigen Königin muß ein hübsches Feld seyn für Intriken! Die unbefestigte Thronfolge scheint ehrgeizige Hoffnungen zu nähren — und zwar, wie man sagt, nicht allein bei der Prinzessin Anna, der Gemahlin des Marquis. Das Gesetz, wornach portugiesische Königinnen ihren Gatten in Portugal selbst zu wählen haben, ist zwar von den Cortes in Bezug auf Donna Maria außer Kraft gesezt, aber mehr als eine der vornehmen Familien des Landes scheint nicht uneigennützig genug zu denken, um nicht lieber eines ihrer Mitglieder auf dem Throne zu sehen. Und was könnte dem miguelistisch gesinnten Theil der Aristokratie, dessen Einfluß sich bis in die Umgebungen der Königin erstrecken soll, angenehmer seyn, als Portugal in neue Verwirrung zu stürzen — wäre es auch eine revolutionäre, wenn sie nur später zu einer Reaktion führt? Die Parteien, die sich vorzugsweise die Loyalen nennen, sind nicht immer die gewissenhaftesten. Daß es ihnen oft selbst auf gewaltsame Thronveränderungen nicht ankommt, davon ist die gegen die Orangisten in England erhobene Beschuldigung, daß sie gegen Ende der Regierung Georgs IV. sondirt haben, ob eine Ausschließung Wilhelms IV. wegen dessen angeblich radicaler Grundsätze zuläßig wäre, ein neuer schlagender Beleg. Das Haus Sachsen Coburg hat jezt die Aussicht auf einen neuen Thron. Dann muß doch Leopolds belgischer Thron gewiß sicher stehen, wenn er, der Eidam des Königs von Frankreich, in einiger Zeit eine Nichte auf dem englischen und einen Neffen auf dem portugiesischen Thron hat.

Wahrscheinlich stand die kürzliche Reise des belgischen Königspaars nach England mit Donna Maria's Heirathsplan in Verbindung. Aber auch in Wien scheint man es zu billigen, daß die Wahl der Königin auf einen in Oesterreich erzogenen Prinzen fiel. Der Brautwerber Graf Labradio ist bereits in Coburg eingetroffen. Der präsumtive Bräutigam Ferdinand ist geboren den 29. Oktober 1816.

21. *November.* — Sr. Majestät des Königs von Baiern Abreise nach Griechenland. Eine englische Fregatte wartet des Monarchen in Ancona. Der König soll längst den Lieblingsgedanken mit sich herum getragen haben, einmal das Land der klassischen Erinnerungen persönlich zu begrüßen. Schwerlich wäre aber diese Rücksicht allein stark genug gewesen, um sich über die Bedenklichkeiten hinweg zu setzen, die von der Ausführung eines solchen Entschlusses in gegenwärtiger Jahreszeit abschrecken, wenn nicht der dringende Wunsch des Königs Otto und seines Staatskanzlers, die eines hohen Raths bedürfen, und des Königs eigene Erwägung der schwierigen Lage Griechenlands hinzu gekommen wären. Wirklich scheinen dort nicht alle Hoffnungen, die man von der Verwaltung des Grafen von Armansperg gehegt hatte, in Erfüllung gegangen zu seyn, konnten es vielleicht nicht da, wo so viel ganz neu, der Staat, die Monarchie selbst geschaffen werden müssen. Es fragt sich, ob man nicht besser daran gethan hätte, die Griechen sich selbst regieren zu lassen. Wenn es wahr ist, daß dieser Staatsmann um Enthebung von seinem Posten nachgesucht habe, so waren allerdings die Umstände so, daß sie auch einen kräftigen Muth beugen konnten. In seiner Stellung stand er Jedem im Weg, als Fremdling hatte er Jeden zum Feind. Das war aber nicht genug. Bald hätte er sich gegen die feindseligen Schriften, welche Mitglieder der abgetretenen Regentschaft über ihn verbreiteten, vertheidigen sollen, bald sollte er das Journal de Smyrne besolden, damit es die griechische Regierung nicht verunglimpfe, bald sollte er beweisen, daß König Otto über Griechen und nicht über Slaven regiere. Bald wurde er als Russenfreund verschrien, bald als dem französischen oder dem englischen Interesse ergeben. Man beschuldigte ihn, daß er sich an die Phanarioten und wiederum, daß er sich an die Napisten oder Capodistrianer hänge und die Patrioten entfernt halte. Durfte er keiner der Parteien ein Uebergewicht einräumen, so konnte er es keiner recht machen. Das Interesse des Thrones war ein anderes als das jeder der Parteien. Dieses Interesse zu wahren und fest zu gründen war die ihm gewordene Aufgabe, deren Lösung wahrscheinlich nicht einmal unbedingt seinem Willen anheim gegeben war. Er brauchte Stützen und suchte sie, wo er am meisten Ergebenheit zu finden glaubte. Die

Griechen aber dachten eher an ihre so blutig erkaufte Freiheit als an den Thron. Mancherlei trug bei, das Mißvergnügen zu nähren. Man hatte sich beim Regierungsantritt des Königs eine Verfassung versprochen. Sie erschien nicht. Hatte die übereilte Residenzverlegung nach Athen vornherein nachtheilig auf die Geschäfte gewirkt, so dauerte bei der während des Sommers bis tief in das Spätjahr anhaltenden Seuche, zum Theil einer Folge der Umwühlung des alten Schutts durch die vielen Neubauten, die Störung fort, und dazu kam noch der Verlust einer geliebten Tochter, der den Vater in einem fremdgesitteten Lande, wo der Familienkreis für die übrige gesellschaftliche Isolirung allein Entschädigung gewähren kann, doppelt beugen mußte. Die Hinterlassenschaft so vieler verfehlten Gesetzgebungsexperimente war ihm geblieben, und nun, nachdem man von vielen Irrthümern zurückgekommen schien, wollte doch Nichts vorwärts. Ein organisirter Staat kann solche Stillstände der Regierungsthätigkeit ertragen, einen neuen machen sie krank. Die Ansprüche der Veteranen aus der Revolution wurden nicht befriedigt, viele Ehrgeizige durch Bevorzugung von Ausländern verletzt, die Selbstständigkeit der Kirche nicht genug geschützt. Die Unsicherheit des Eigenthums nahm überhand. Den Räuberbanden boten die türkischen Nachbarn eine bequeme Freistätte. Die militärischen Mittel zu ihrer Bekämpfung waren unzulänglich oder schlecht geleitet. Die Staatseinkünfte stockten. Die Ausbezahlung der dritten Serie der Anlehe fand Anstand. Indessen ist zwar Einiges geschehen, was wenigstens als Bestreben Etwas zu thun guten Eindruck gemacht hat. Durch Errichtung einer Elitenphalanx aus den Offizieren und durch Vertheilung von Ehrenkreuzen an Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der vormaligen irregulären Korps, wie durch Anerkennung der Marineoffiziere sollen alte Dienste belohnt werden. Durch Ernennung zu Staatsräthen will man die politischen Notabilitäten zufrieden stellen. Durch die Gründung der Bank (24 Millionen Drachmen baar, eben so viel Papier) will man dem Kredit aufhelfen. Allein diese neuen Pensionirungen werden den Staatsschatz mit einer halben Million belasten (wiewohl bei 125 neu bestätigten Marinekapitänen, Lieutenants und Fähndrichen, lauter Spezzioten, Hydrioten und Pfarioten, ausdrücklich gesagt ist, daß sie noch nicht in die betreffenden Besoldungsbezüge eintreten, sondern erst, wenn sie in Disponibilität gestellt oder zur Aktivität berufen werden) und einige Dutzend Staatsräthe mit einem Monatsgehalt von je 500 Drachmen scheinen in keinem Verhältniß zu stehen weder zu einer Bevölkerung von 700,000 Einwohnern, noch zu einem armen Budjet, das schon so viel Ministerien zu bezahlen hat. Als Surrogat für eine

Abgeordnetenkammer, welches dieses Kollegium seyn zu sollen scheint, da die Mitglieder mit Rücksicht auf die drei Provinzen, den Peloponnes, das Festland und die Inseln ernannt werden, dürfte eine solche Bojarenversammlung noch weniger den öffentlichen Wünschen entsprechen. Die am 3. d. M. bekannt gemachten Ernennungen enthalten etliche und zwanzig Namen von sehr verschiedener Schattirung, wie Peter Mauromichalis, Theodor Kolokotronis, Andreas Zaïmis, Georg Conduriotis, Notos Bozaris u. s. f. Oder sollte dieser Staatsrath nur der Vorläufer einer wirklichen Verfassung seyn? Dürfte man daraus schließen, daß auch die Mitglieder der Ständeversammlung von Epidaurus mit einem Ehrenzeichen bedacht sind? Die Ankunft des Königs Ludwig muß die Antwort auf manche Frage bringen. Se. Majestät ist begleitet von dem Staatsminister und Bundestags-Gesandten von Mieg. Nach einem unverbürgten Gerücht wäre Derselbe zum Nachfolger des Grafen Armansperg bestimmt.

30. *Nov.* — Der amerikanische Geschäftsträger Barton am französischen Hof ist im Begriff, sich in Havre nach den vereinigten Staaten einzuschiffen. Der Moniteur vom 15ten zeigte an, weil Hr. Barton die Pässe genommen, so sey auch Hr. Pageot in Washington abberufen worden. Demnach wären wegen Nichtvollziehung des Entschädigungs-Vertrags die diplomatischen Verbindungen zwischen Frankreich und Nordamerika abgebrochen. Ein Vermittlungs-Anerbieten des englischen Kabinets soll von französischer Seite abgelehnt worden seyn. Nun große Emsigkeit in den Häfen und Arsenalen von Brest und Toulon. Es sollen 15 Linienschiffe segelfertig gemacht werden. Wenn es zwischen beiden Mächten zum Krieg käme, so hätte Amerika den Vortheil einer reichgefüllten Schatzkammer. Dem Vernehmen nach haben dort die Zölle in dem zu Ende gehenden Finanzjahr 22 Millionen Dollars, 6 Millionen über den Anschlag, der Verkauf der Staats-Ländereien (statt 3½) 6 Millionen abgeworfen, und am 1. Jan. 1836 dürften dem Präsidenten 15 bis 16 Millionen zur Verfügung daliegen, ungerechnet die 8 Millionen, welche der Regierung bei der Liquidation der Bank heimbezahlt werden. Noch glaubt das Publikum so wenig an einen Krieg mit Amerika, als mit der basler Landschaft, mit welcher auch die Verbindungen abgebrochen sind, wiewohl im erstern Fall die Rechtsfrage zweifelhafter ist, als im leztern. Denn offenbar hatte Frankreich Unrecht, der Landschaft die Aufnahme eines französischen Juden anzusinnen, wenn diese Aufnahme mit ihrer Verfassung im Widerspruch steht. Je ernsthafter aber die Sache mit Amerika aussieht, desto mehr wird die berühmte Mäßigung des Justemilieu am Platz seyn. Und gewiß, wenn nicht die inneren Fragen, die gegenwärtig die vereinigten Staaten aufregen,

den amerikanischen Staatsmännern selbst einen auswärtigen Krieg als Ableiter der Volksleidenschaften wünschenswerth machen — Ludwig Philipps persönliche Gesinnung (er heißt ja der Napoleon des Friedens), die Lage von Frankreich, der republikanische Geist in der Armee (man denke nur an die vielen Verhaftungen), die Wünsche und Bedürfnisse des französischen Handels, alle Neigungen der Partei des Juste-Milieu, wenn auch die Nationaleitelkeit noch so groß ist, sind für eine gütliche Ausgleichung. Diese Seedemonstrationen können auch noch andere Absichten unterstützen oder maskiren. Der Herzog von Orleans ist seit dem 31. Oktober (über Corsica) nach Algier abgereist, wo ein Feldzug gegen Abdel-Kader und vielleicht die Unterwerfung des Bey's von Constantine und der ungebändigten Stämme in's Werk gesezt wird, welche dem Thronfolger, da man in Frankreich nicht glaubt, daß Prinzen geborene Helden seyen, Gelegenheit verschafft, Lorbeern zu pflücken, auch der Colonisation, die besonders im südlichen Frankreich Anklang zu finden scheint, insofern zur Aufmunterung dienen kann, als aus diesen Anstalten erhellt, daß die Regierung Algier als eine Frankreich für immer angehörige Colonie betrachtet, wie sich auch der Prinz bei seiner Ankunft in Algier gegen die ihm aufwartenden Deputationen öffentlich aussprach. Außerdem ist aber auch sonst im mittelländischen Meer viel Bewegung, um sich einen Theil der französischen Rüstungen aus andern Gründen als der algierischen oder amerikanischen Angelegenheit zu erklären. Die englischen Flotten verstärken sich. In den piemontesischen Häfen herrscht eine geheimnißvolle Thätigkeit, von der man nicht weiß, Wem sie gilt. Bald heißt es, König Albert werde Portugal den Krieg erklären, bald, es sey auf der Insel Sardinien ein Aufstand ausgebrochen, den er unterdrücken müsse, bald, er werde sich mit einer russischen Flotte vereinigen, um Don Carlos Hülfe zu bringen, bald, er werde Dieß im Einverständniß mit einigen italienischen Fürsten thun, und Don Sebastian, der kürzlich trotz der französischen Polizei den Weg durch Frankreich nach dem karlistischen Hauptquartier gefunden, sey sowohl der Ueberbringer ansehnlicher Wechsel von Seiten dieser Höfe, als der Nachricht von dieser bewaffneten Intervention gewesen. Einige kleinere Differenzen kommen unter diesen Umständen schwerlich in Betracht. Weder England noch Frankreich werden mit ihren Rüstungen eine Demonstration gegen die italienische Censur beabsichtigen, obgleich die Angriffe, welche dieselbe gegen diese beiden Regierungen gestattet, von Seiten Frankreichs zu Beschwerden in Neapel und von Seiten Englands zu einer Aufhebung des gesandtschaftlichen Verkehrs mit dem Herzog von Modena geführt haben.

Primitive.

By Edgar Lee Masters.

I AM the primitive man.
I am the first man.
I am the man who was before the first man.
I am the man who was before the first man was.
I am the man who was before the first man was and who will be after the last man is.
I am the man who was before the first man was and who will be after the last man is and who will be after the last man is.
I am the man who was before the first man was and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is.
I am the man who was before the first man was and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is.
I am the man who was before the first man was and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is.
I am the man who was before the first man was and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is.
I am the man who was before the first man was and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is.
I am the man who was before the first man was and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is.
I am the man who was before the first man was and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is.
I am the man who was before the first man was and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is.
I am the man who was before the first man was and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is.
I am the man who was before the first man was and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is and who will be after the last man is.

daß sie alle drei auf dem Hofburg-Theater in Wien mit Beifall gegeben worden sind. Doch wenn dies auch nicht der Fall gewesen wäre, so würde schon der Name des Verfassers, der schon so viele glückliche Arbeiten dieser Art geliefert hat, die Bühnenfreunde nach diesen Stücken greifen lassen. Das erste heißt: der Freund und die Krone, ein romantisches Schauspiel in 4 Akten nach Leonarda da Sessa. Es ist in Versen wieder gegeben, denen wir alles Lob beilegen können. Sie sind wohlklingend und legen dem Schauspieler keinen Zwang auf. Das zweite Stück, unter dem Namen: Wahn und Wahnsinn, ist eine freie Uebertragung des auch schon nach andern Uebersetzern bekannte Vaudeville »Elle est folle«. Das dritte Stück endlich ist »der Mentor« betitelt, nach einem Ref. unbekannten Vaudeville »Théophile«. Der Uebersetzer hat den Schauplatz dieser Posse nach Deutschland verlegt, und, wie es scheint, dadurch eine erhöhte Wirksamkeit für unsere Bühne erzielt.

EXOTEREN,

oder

das Neueste und Anziehendste aus der Unterhaltungs-Literatur des Auslandes, in freien Uebersetzungen

von

Theodor Hell und seinen Freunden.

Monatsschrift. Jahrgang 1835.

Dresden und Leipzig, 1835. Im Verlag der Arnold'schen Buchhandlung.

— Der fleißige Theodor Hell gibt uns hier eine interessante Zusammenstellung von Seegemälden, Sittenschilderungen, Novellen aus dem Französischen und einer Novelle aus dem Polnischen. Diese Hefte bilden den dritten Jahrgang eines ähnlichen Unternehmens, das unter dem Namen »Salmigondis« erschienen ist. Wir können an beiden sowohl die Auswahl, als auch die fleißige Uebersetzung rühmen, wodurch sie sich vor vielen ähnlichen Sammlungen auszeichnen. Wer es weiß, was für Mühe es macht, aus der Menge fremder Tageserscheinungen das Gediegene auszusondern, das sich würdig zeigt, für eine längere Dauer auch unsern Landsleuten bekannt zu werden, wird dem richtigen und feinen Takte, der sich in dieser Auswahl zeigt, seinen Beifall nicht versagen können, und das Lesepublikum, das so gern nach Pikantem greift, aber nur ungern sich die Mühe des Suchens gibt, wird dem Herausgeber der Exoteren und der Salmigondis gewiß recht dankbar seyn, daß er durch Fleiß und Aufmerksamkeit seinen Wünschen zuvorgekommen ist.

DRAMATISCHES VERGISSMEINNICHT für das Jahr 1836.

Aus den Gärten des Auslands nach Deutschland verpflanzt von

Theodor Hell.

Dresden und Leipzig, in der Arnold'schen Buchhandlung.

— Dies ist das dreizehnte Bändchen eines alle Jahr wiederkehrenden Buches, das schon manches brauchbare Stück der Bühne geliefert hat. Diesmal enthält es Caravaggio, ein Drama in 3 Aufzügen, und Geliebte oder Tod, ein Lustspiel in einem Aufzuge. Beide sind nach dem Französischen frei übersetzt. Bei dem Ersteren ist der französische Verfasser nicht angegeben, obgleich es gewichtiger und in Versen auftritt, als das Zweite. Diese Kleinigkeit ist nach Scribe und Dumanoir. Man hätte hier nicht nöthig gehabt, so sorgfältig den Mitarbeiter Scribes anzugeben, da jener doch nur die bekannte Firma in Deutschland bildet, und von seinen Mitarbeitern nur in seltenen Fällen Notiz genommen wird. Das Erstere ist ein sogenanntes Kunstdrama; doch fehlt es ihm nicht an dramatischem Interesse. Die Verse dünken uns ein unnützer Luxus, und noch dazu, wenn sie wie hier nicht eben vom schönsten Gusse sind, keine geschmackvolle Zierde zu seyn. Das Lustspiel ist leicht und angenehm übersetzt, und muß, gut gegeben, auch Wirkung auf der Bühne hervorbringen. Das Buch ist dem trefflichen Darsteller, Emil Devrient in Dresden, von dem Herausgeber in einem Sonnette zugeeignet.

Mode.

— Ueber Marmorstufen, die mit einem hochrothen Teppich bedeckt sind, den gold'ne Stäbchen befestigen, erblickt man gegen Mitternacht ein schönes Paar herabsteigen. Ein junger Mann im kurzen Mantel, der ihm bis zu den Knieen reicht, und so weit aufschlägt, um das blendend weiße Atlasfutter sehen zu lassen, erscheint uns wie ein Page am Hofe Franz I., oder wenn wir ein wenig zum Spotte geneigt sind, führt er uns einen Sganarelle von Molières oder eine ähnliche komische Maske der alten Posse in's Gedächtniß. Und doch ist an ihm nichts Historisches und nichts Komi-

sches. Sein Atlas-Gilet, mit Gold gestickt, gehört selbst nicht zu der Mode der alten Höfe. Sein Kleid, hellbraun, von kurzer Taille, mit langen Schößen, dessen eng anliegende Aermel kaum bis zu den Handgelenken reichen, ist nicht etwa ein ausgewachsenes Kleid, das der Eigenthümer noch aus den Kinderjahren besitzt. Und selbst der Hut, zerdrückt und unförmlich, würde uns betrügen, wenn wir daraus schließen wollten, daß sein Eigenthümer sich keinen neuen kaufen könne; in der That ist es nur die Weichheit des Gewebes, das jede Form beliebig annimmt. So entspricht nichts hier dem Scheine, und in diesem Allem nehmen wir nur wahr das Muster eines der elegantesten Dandy's, der aus der italienischen Oper oder aus dem glänzenden Salon Rothschild kommt; denn so kleidet sich heute ein junger Mann nach der Mode, und es bleibt uns nur übrig, den Namen seines kleinen Mantels noch hinzuzufügen, er heißt: Kasaweiska.

Aber neben diesem männlichen Modell bemerken wir eine Frau, die sich in eine Polonaise von apfelgrünem Atlas, mit Schwan garnirt, einhüllt. Manchmal öffnet sie sie, um die schöne Taille erblicken zu lassen, die in einem engen Corsage von Atlas steckt, das mit Schleifen garnirt ist. Die Aermel sind eng und der Ellenbogen verliert sich in eine Spitzen-Manschette. Erinnert dies nicht Alles an das Zeitalter Ludwig XIV.? Und diese Mütze mit langen Spitzenbärtchen, und diese großen Bandschleifen an beiden Seiten der Wangen — ist es nicht wie zu den Zeiten der Ninon? Allein die junge schöne Frau, die wir so gekleidet sehen, hat nichts gemein mit jenen galanten Damen. Es ist ein Kind reicher Aeltern, welches aus der Pension genommen wurde, um verheirathet zu werden, und um dem Geschmacke des Tages genug zu thun, seine junge Schönheit in eine alte Eleganz gehüllt hat. Wenn man in einem Jahrhundert einen Artikel über unsere heutigen Moden abfassen wird, so wird man über die Anachronismen erstaunen müssen, die in der Toilette unserer jungen Welt vereinigt erscheinen. In der That ist es für uns eine interessante Sache, junge Leute von 16 bis 20 Jahren in Accoutrements zu erblicken, wie sie unsere Großältern trugen.

Raupach.

Die Blätter für literarische Unterhaltung enthalten Folgendes über Raupach: „Wer eine Reihe von Jahren in Berlin verlebte; wer in dieser Zeit das Unglück hatte, Zeuge des Verfalls einer Bühne von so bedeutenden Mitteln zu seyn; wer Angesichts dieser übergreifenden Verschlechterung, täglich und stündlich sich in der Ueberzeugung befestigen mußte, daß an dem Verfall des Berliner Schauspiel- und Schauspieler-Wesens fast nur der Herr Hofrath Raupach Schuld ist; wer es mitangesehen hat, wie die Berliner Acteurs in die Raupach'schen Dramen, in das hohle Bretterpathos und Floskelwerk, in das hölzerne Puppenspiel, in den faden Prunk der Repräsentation eingehetzt sind, die von Raupach's Schauspielen unzertrennlich sind; wer „Wallenstein" und „Hamlet" nach Raupach's Bearbeitung gesehen hat; wer endlich das beispiellose Unglück gehabt hat, den „Nibelungenhort" und „Robert den Teufel" ex officio beurtheilen zu müssen — dem ist es unstrei-

tig zu verzeihen, wenn es ihm schwer, wenn es ihm unmöglich wird, Raupach irgend einen fruchtbringenden Einfluß auf die deutsche Bühne zuzugestehen."

Raupach trägt zwar nicht allein, aber doch größtentheils die Schuld an der Entartung der dramatischen Kunst in Deutschland, und so lange er mit seinen Enzio's, Rafaele's, Corona's uns heimsuchen wird, kann und wird sich das Theater nicht in die Höhe bringen lassen. Auch Heine führt in seinem neuesten Werke „die romantische Schule" Madame Birch-Pfeiffer und Herrn Raupach den Franzosen vor, und schildert dabei sehr wahr und richtig den jetzigen trostlosen Zustand unserer Bühnen, wenn er gleich in einigen unbedeutenden Angaben nicht eben sehr genau ist. Es wäre ein Glück, wenn jene Meteore am Theater-Himmel sich nicht mehr die Mühe geben wollten, uns mit neuen Werken zu beschenken, und wir mit einem Male so arm würden, zu alter, verlegener Waare wieder unsere Zuflucht nehmen zu müssen.

Fantastische Concerte.

Berlioz fährt fort, mit seinen genialen, aber auch zugleich bizarren Compositionen Aufsehen zu machen. Seine Symphonien heißen „Episode aus dem Leben eines Künstlers," „die Scene auf dem Felde," „der Teufels-Sabbath," „der Marsch der Pilger" u. s. w. Als Parodie soll ein Wunderkind, das noch in der Grammatical-Classe sitzt, eine phantastische Symphonie in vier Theilen geschrieben haben unter dem Titel: „Episode aus dem Leben eines Grammatical-Schülers." Erster Theil: Allegretto, welches ausdrückt, „die Grammatik ist die Kunst, richtig zu sprechen und zu schreiben." Zweiter Theil: Adagio aus neun Takten, welches die neun Redetheile vorstellen soll. Ein Violoncell-Solo versinnlicht das Substantiv, dann operirt die Bratsche und Clarinette einen glücklichen Uebergang zum Adjectiv. Eine Dissonanz bereitet den Artikel vor; zwölf einzelne Bogenstriche als eben so viele Einsylbler führen das Pronomen herbei. Das Verbum kündet sich durch Motive von zwei, drei und vier Tempi an, welche durch verschiedene Tonarten gehen. Ein Flötensolo drückt die anmuthige Präposition aus; angenehme Triolen das Adverbium und die Conjunction, denen die heftige Interjunction folgt, welche durch einen Tamtamschlag ausgedrückt wird. Dritter Theil: Complicirte Menuett, welche die Abhandlung über die Participien darstellt. Vierter Theil: Stretta mit Fugen und von der ganzen türkischen Musik begleitet, die Syntax darstellend, mit allen Regeln und Ausnahmen, mit allen Launen und Capricen des Genius der Sprache, mit der Rechtschreibung und allen ihren Bizarrerieen.

Die Hindu in London.

Eine stattliche Dame in reifen Jahren, reich auf orientalische Weise gekleidet, steigt aus einer brillanten Equipage, auf welcher hinten ein Maure steht mit braunem Gesicht, einem weißen Turban, einem breiten Säbel an Schnüren umgehängt und einem Crick *) im Gürtel. — Diese Dame tritt in das Polizei-Bureaux von Marlborough-Street in London,

*) Indianischer Dolch.

und nimmt ihren Platz als Klägerin. Man vernimmt, daß es die Frau eines indianischen Fürsten sey, der Gesandter des Nuwab von Oude, eines Nachkömmlings des Großmoguls, am Londoner Hofe ist. Der Beklagte heißt Warton und befindet sich unter den Händen der Polizei-Agenten. Er soll Kenntnisse der orientalischen Sprachen und namentlich des Persischen besitzen. Die kleine silberne Medaille, die er im Knopfloche trägt, ist ein Ehrenzeichen irgend eines orientalischen Herrschers, dem er seine Werke gewidmet hat. Dieser Warton ist nun eines schändlichen Vergehens angeklagt. Er soll einen silbernen Löffel dem Gesandten gestohlen haben, bei dem er als Dollmetscher fungirte, und zugleich zwei Pfund Sterling und fünf Schilling (ungefähr 28 Gulden), womit er einige kleine Rechnungen bezahlen sollte, unterschlagen haben.

Die Prinzessin, welche ziemlich schlecht englisch versteht und es gar nicht spricht, folgt inzwischen mit großer Aufmerksamkeit der Verhandlung, die jedoch kein großes Gewicht gegen den Beklagten herausstellt. — Warton rechtfertigt sich, indem er den Haß des Gesandten und seiner Gemahlin ganz andern Beweggründen zuschreibt. Er wollte nicht den schändlichen Vermittler machen, um dem Prinzen Frauenzimmer zuzuführen, aus denen er einen Harem *) zu bilden im Sinne hatte. Mit der Fürstin hatte ihn ein religiöser Streit entzweit. Er half der Dame die Psalmen Davids in das Persische übersetzen, worin die Prinzessin, eine glühende Anhängerin des Islamismus, eine Vorhersagung der Sendung Mahomeds fand, während er, als guter Christ, darin die Erscheinung unseres Heilandes erblickte. „Aus diesem Grunde beschloß die Frau Gesandtin," so fügte er hinzu, „mich aus dem Hotel zu entfernen, und hing mir einen „deutschen Zank" (querelle allemande) an den Hals." Hier wandte er sich mit einer höflichen Verbeugung und einigen entschuldigenden Worten zu dem Dollmetscher der Dame, der ein geborener Würtemberger war, worüber ein lautes Gelächter im Auditorium entstand.

Das Gericht sprach Warton frei. Die hindostanische Fürstin schien darüber sehr erstaunt und sagte zu ihrem Dollmetscher, daß man in ihrem Lande ihr auf's Wort geglaubt haben würde, und daß Warton wenigstens an den Schandpfahl gekommen wäre.

*) Zenanah im Mongolischen.

Englischer Gerichtshandel.

Ein junger Mensch von 24 bis 25 Jahren, gut angezogen, dessen Manieren eben keine ausgezeichnete Erziehung beurkundeten, meldete sich in London im Königlichen Palais, und verlangte, Seine Majestät in geheimen Familienangelegenheiten zu sprechen. Man antwortete ihm, daß eine Audienz nicht so leicht erlangt werde. Aber der junge Mensch erwiderte ohne Verlegenheit: „Ich bin über diese kleinen Förmlichkeiten hinweg; denn ich bin der leibhafte Neffe Seiner Majestät Wilhelm IV." Vergebens bemühte man sich, ihn fortzuschaffen; seine Hartnäckigkeit zwang die Dienerschaft, ihn arretiren zu lassen und auf die Wache zu bringen.

Als er am andern Tage verhört wurde, erwiderte er: „Ich heiße George Friedrich August Guelph, und bin der Sohn des verstorbenen Königs

Georg IV., und wenn, wie man mir gesagt hat, ich in seinem Testamente anerkannt bin, so muß ich nach dem Tode des regierenden Königs vor der Prinzessin Victoria den Thron besteigen. Ueberdies würde die Regierung dieser Prinzessin nachtheilig für das Land seyn, weil sie England von Hannover trennte, das nur von männlichen Regenten beherrscht werden kann. Sie ersehen daraus den großen Vortheil, der darin liegt, mich anzuerkennen."

Der Richter. Haben Sie einen Beweis über das, was Sie hier sagen?

Der Gefangene. Ich wurde vor einiger Zeit in Folge eines unbedeutenden Handels in das Gefängniß von Whitecross-Street gebracht. — Hier sagte mir ein Gefangener, als er den Namen aussprechen hörte, den man mir in der Welt gegeben hatte, um meine erlauchte Geburt zu bemänteln: „Ich kenne Euch lange schon und ich weiß, wo die Beweise zu finden sind, welche Eure Geburt bestätigen; ich rathe Euch, direct zum König zu gehen; das ist ein guter Fürst, der Euch das nicht übel nehmen wird, weil Ihr ja erst nach ihm zur Regierung gelangen wollt."

Man bemerkte sogleich sehr richtig, daß der arme Mensch durch die französischen Journale, die nach London kommen, den Verstand verloren hatte, worin nämlich von einem Sohn die Rede war, welchen Georg IV. noch als Prinz von Wales gehabt haben sollte.

Der Gefangene bestand darauf, vor den König selbst geführt zu werden, und versprach, wenn man ihn getäuscht hätte, sogleich seinen Irrthum förmlich zu bekennen. Durch die Nachforschungen, die man anstellte, ergab es sich, daß der junge Mensch ein Schuhmacher ist, der schon seit lange einem stillen Wahnsinne unterworfen war.

Oeffentliche Bäder in der Türkei.

Der häufige Gebrauch der Abwaschungen, wie sie Mahomed anbefohlen hat, ist die Ursache, daß an jeder Straßenecke in der Türkei Brunnen angelegt sind; und selbst auf den Landstraßen weit ab von den Städten. Das Grab Desjenigen, der diese Brunnen graben ließ, ist gewöhnlich in ihrer Nachbarschaft, von schönen Bäumen umgeben. Die Brunnen sind im maurischen Styl gebaut und mit arabischen Inschriften geschmückt.

Jedes Dorf hat seinen Hammam (öffentliches Bad), und in jedem großen Hause ist gleichfalls ein Bad enthalten. Sie werden durch unterirdische Gewölbe geheizt, die mit Holz angefüllt sind, über denen ein Kessel mit siedendem Wasser steht. Aus einer Cisterne fließt beständig kaltes Wasser nach. Jeder, der sich baden will, zahlt beim Eintritt den dafür bestimmten Preis, und wird dann in ein viereckiges Zimmer geführt, an dessen Wänden Polster befindlich sind. Hier zieht er die Kleider aus, und bindet eine große baumwollene Schürze vor, die ihm bis auf die Füße reicht. Auch zieht er Pantoffeln an, um sich auf den heißen Steinen die Füße nicht zu verbrennen. So gelangt er durch mehre Zimmer, die nach steigenden Graden erwärmt sind, in das eigentliche Bad. Dieses ist rund, mit einer Kuppel gedeckt, worin mehre Oeffnungen sind. Die Fenster sind von

dickem Glase, die Licht genug hineinlassen, aber verhindern, daß Neugierige hinein sehen können. Ein kreisförmiger Platz im Fußboden zeigt die Stelle an, wo der siedende Kessel unmittelbar darunter befindlich ist. Kleine Springbrunnen und marmorne Bassins sind in gleich weiter Entfernung an der Wand angebracht.

(The London Magazine.)

Vermischtes.

Der zum Statthalter von Ober-Canada ernannte Sir Francis Head ist der Verfasser der humoristischen Rheinreise, die unter dem Titel: „Bubbles of the Brunnens“ so bekannt worden ist.

Nekrologe.

Der Prälat und General-Superintendent, Herr v. Seubert, ist hier in Stuttgart am Nervenfieber gestorben. Während seiner Krankheit hat derselbe eigenhändig ein rührendes Gebet aufgesetzt, welches er bei seiner Beerdigung gesprochen wünschte. Diesem Wunsche des allgemein verehrten Mannes wurde zur tiefen Erbauung der zahlreichen Anwesenden nachgekommen. Es machte in der That einen sehr ergreifenden Eindruck, hier einmal die Stimme — nicht wie der Betende sich selbst ausdrückte — aus dem Grabe, sondern die Stimme eines Verklärten über demselben zu vernehmen.

— Katharine Worlée aus Westindien, Wittwe des George Francis Grant, in der Welt bekannt als Fürstin v. Talleyrand*), ist, 74 Jahre alt, in ihrem Hotel, rue de Lille, Nro. 80, zu Paris verstorben. Bei dem Begräbnisse waren zugegen: Hr. von Goussot und Charles Demon (des Prinzen Geschäftsführer). Das Gefolge bestand aus zwei Wagen; sie wurde mit Tagesanbruch beerdigt.

Druckfehler.

Im letzten Hefte, S. Feuilleton p. 572 2 Sp. 15 Z. von unten statt 17 Jahren lies 71 Jahren.

*) So wurde sie in die Register der Kirche des h. Thomas von Aquin, wo man die Trauerfeierlichkeit hielt, eingetragen.

LIBRARIA REGIA MONACENSIS.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Die Bildnisse von Victor Hugo und Alexander Dumas.

2) Die Chargen derselben nach Dantan's Gypsabgüssen. (S. Europa, S. 432.)

Herausgegeben von August Lewald.

Telegraph von Deutschland.

Beilage zur Zeitschrift Europa.

Nro. 13. 23. December. 1835.

Humoristischer Styl.

Man liest in Bäuerle's Theaterzeitung unter dem Spott-Titel: „Trockne Variationen über ein nasses Thema:" Die hochherzige, edle Bevölkerung Wiens, dieser große Anfangsbuchstabe in der Reihe aller Residenzbewohner, durch den Griffel aller Tugenden eingezeichnet in die unvergänglichen Blätter des Weltgerichts; ein in die Gewitternacht der Geschichte weit hinein leuchtendes Lichtbeispiel eines in sich concentrirten liebeskräftigen Wechselwirkens zwischen dem geliebten väterlichen Herrscherhause und dem kindlich ergebenen Unterthanenkreise, die edlen treuen Bewohner Wiens hegten den innigsten Wunsch, den feierlichen Akt der Erbhuldigung in einem würdigen Monumente der Nachwelt aufzubewahren, und so die heilige Bedeutsamkeit des vorübergehenden Momentes mit dem gebieterischen „Halt!" eines, alle Schwierigkeiten überwindenden Patriotismus, für künftige Geschlechter zu verewigen.

Theater.

Der Freimüthige schließt Angely's Nekrolog mit der richtigen Behauptung: Vollkommen überzeugt, daß Angely's Einfluß auf die deutsche Bühne ein schädlicher war, der sich noch dadurch vergrößerte, daß er den sehr einseitigen Ansichten der Schauspieler gefällig in seinen Bearbeitungen entgegen kam, müssen wir wünschen, daß er keinen Nachfolger finden möge, der seinen Weg betritt, um so bald als möglich, wenn nach Kurzem seine dramatische Hinterlassenschaft vergessen seyn wird, der deutschen dramatischen Dichtkunst, wenn auch keinen schützenden Tempel, doch wenigstens ein freies Stückchen Grund und Boden, auf dem einer erbaut werden könnte, wieder eingeräumt zu sehen.

— Die Wittwe Angely's soll daran denken, ihres Mannes sämmtliche Werke herauszugeben. Ein colossaler Gedanke!

Musik.

Frankfurt. In einem dieser Tage hier stattgehabten Concert bewunderten wir in Herrn Bärmann, aus München, einen der bedeutendsten Clarinettvirtuosen, die wir noch je gehört haben. Außer der Klarheit, Gleichheit und ausgebildeten Rundung seiner Töne, staunten wir mit seiner Fertigkeit vorzugsweise sein Piano und Pianissimo an. Dieser Maestro hat den hiesigen Kunstfreunden einen eben so seltenen, als herrlichen Genuß verschafft.

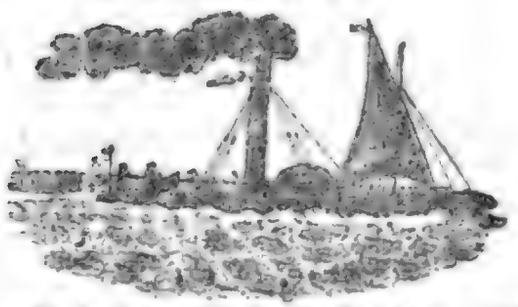
Theater-Zeitung.

Der Würtembergische Landbote enthält: In ihrer letzten Nummer berichtet die Wiener Theater-Zeitung des Herrn Bäuerle aus Stuttgart, daß Hr. Marr aus Braunschweig in allen seinen hiesigen Gastrollen, hauptsächlich aber in der Rolle des Mephistopheles, den Hern. Seydelmann weit hinter sich gelassen habe. Wenn wir wüßten, daß diese Nachricht wirklich von hier ausgegangen, so würden wir uns in die Lage setzen, den Verfasser auszukundschaften, um ihn sowohl dieser literarischen Lüge wegen vor einem Ehrengerichte der Literatur zu belangen, als auch seine Bornirtheit, der es möglich war, das genannte Urtheil zu fällen — mit der passenden Waffe zu züchtigen.

Die vielen Lügen übrigens, welche das Wiener Originalblatt auch

bei andern Gelegenheiten zu verbreiten sich bemüht, sind originell; sie tragen nämlich alle so deutlich den Charakter der Beschränktheit ihrer Erzeuger an sich, daß man sich wirklich wundern muß, wie sie allzumal in den lichtleeren Köpfen dieser Autoren Raum gewinnen können. —

Unglücksfall.



Das Dampfschiff Helvetia (auf dem Bodensee) ist am 3. Dezember untergegangen. Glücklicher Weise konnten die Passagiere und der größere Theil der Waaren gerettet werden.

Mord.

Hamburg. Vor wenigen Tagen kommt ein Wall-Arbeiter in das Haus eines wohlhabenden erbgesessenen Bürgers, eines 76jährigen Mannes im Breitengange, und verlangte von diesem eine Bettstelle zu kaufen. Er ward auf den folgenden Morgen wieder beschieden. Darauf verlangte er eine Feuerzange zu kaufen. Der Alte, der mit einer 66jährigen Haushälterin allein wohnt, gibt dieser letzteren den Auftrag, eine Feuerzange herbeizuholen. Kaum aber hat sie das Zimmer verlassen, so fällt der Arbeiter über den alten Mann her, und versetzt ihm viele Messerstiche in den Kopf, so daß der Unglückliche todt zu Boden sinkt. Darauf nach befriedigter Mordlust geht der Verbrecher aus dem Zimmer, und ruft der Haushälterin zu, es sey dem Alten da drinnen plötzlich nicht wohl geworden. Die Haushälterin stürzt in das Zimmer, findet ihren Herrn im letzten Todeskampf, und schickt sich an, Lärm zu machen. Da ergreift der Mörder auch sie und bringt ihr mehre Messerstiche bei; darauf entflieht er, läßt Mütze und Messer zurück, erreicht seine Wohnung und erschießt sich dort mit seinem Gewehre. Als Veranlassung der schrecklichen That wird angegeben, daß der Mörder vor einiger Zeit der Miether einer dem Ermordeten zugehörigen Wohnungen im Bäckerbreitengange gewesen, und von diesem, da er die Miethe nicht zahlte, ausgesetzt worden. Das sachte seine Rache an, und seit geraumer Zeit schon soll er mit diesem Mordgedanken umgegangen und dem Vermiether den Tod geschworen haben. Wie entmenscht, wie der Hölle des Verderbens geweiht, muß eine Seele seyn, die so lange einen Mordgedanken hegen und pflegen und solchen nach so vielen Tagen und Stunden mit teuflischer Besonnenheit ausführen kann! Der verruchte Mörder ist durch seine Selbstentleibung dem strafenden Arm des weltlichen Gerichts zuvorgekommen. Ein höheres Gericht wird jetzt wägen und richten.

Feuerschaden.

Durch Kinderspiel, in Abwesenheit ihrer Eltern, wurde Mittwoch, den 9. d., das Wohnhaus des Hans Kohli in der Lautermatt, Gemeinde Guggisberg (Schweiz), in Brand und in Asche gesetzt. Dasselbe war wegen vorgehabter Reparation nicht assekurirt. Der brave arme Mann sammt Frau und fünf kleinen Kindern werden nun dringend christlichen Wohlthätern zur milden Unterstützung empfohlen.

Straussomanie.

Der Hamburger Freischütz enthält: Die Strauß- und Lanner-Wuth ist eine Mode-Wuth, die ihre Zeit bald durchgelebt haben wird. Beide Musiker haben reizende, die Füße bebende Tänze componirt; beide aber noch bei weitem mehr Schofel, das da, wie es ja auch manchen Menschen geht, affectirt, in seinem Nichts etwas Rechts zu seyn. Für den Ball-Saal in eigenthümlicher Ausführung mag das Alles recht gut seyn, obgleich ich versichern kann, daß ich Walzer, vor 20 Jahren componirt, vor mir habe, die mit Lanner und Strauß einen Straus bestehen könnten, aus dem sie wohl als Sieger hervorgehen dürften; sie haben freilich nicht die Prädicate Leontinen-, Ambos-, Philomelen- und Gott weiß was für Walzer; aber es ist Musik darin, und die Motive sind so reizend und anregend, als nur irgend zu einem

Mr. Lewis Evans's Account of the Delaware Indians.

Mr. Lewis Evans's Account of the Delaware Indians.

gen ꝛc. Zwiſchen Mond und Erde: Der Poſthalter auf der Station. Couriere nach Mond, Erde. Der Schirmmeiſter der Ordinari im Monde: Paropamiſus LXXVII., Mondkaiſer Majeſtät. Paropamiſa, ſeine Tochter. Fürſt von Nieß-Nieß-Ober-Nieß. Erſter, zweiter, ſonſtige (Mondfürſten), alle von echtem Mondgeblüt; ſchlooweiß. — Oerindur, Ober-Ceremonienmeiſter und Scharfrichter. Ein Corporal. Afanasja, eine Zofe. Hauptmann Schwedenborg. Erſter Mondbürger. Kind der Liebe. Kind der Natur. Sonderling. Lafontaine's Kinder. Kotzebue's Kinder. Eulalia, eine ſtumme Perſon. Deſerteure aus Kindesliebe. Mondvolk.

— Der Hochwächter enthält folgende Mittheilung aus Dresden: Ehemals gehörte der Mord in Sachſen unter die nicht häufig vorkommenden Verbrechen, daher denn auch eine Hinrichtung ein ſeltenes Ereigniß und eben deßhalb ein ſtets um ſo ſchauerlicheres für die Gemüther des Volkes war, die es lange im Gedächtniß zu bewahren und mit Graus davon zu erzählen pflegten. In neuerer Zeit haben ſich leider dergleichen ſchwere Frevel, namentlich die Raubmorde, auf eine ſo ſchaudererregende Weiſe gemehrt, die zu den größten Beſorgniſſen Anlaſſung gibt und uns dringend auffordert, der immer mehr einreißenden Demoraliſation durch geeignete, zweckmäßige Maßregeln möglichſt Einhalt zu thun. In einem Zeitraume von wenigen Wochen wurden 10 oder 11 des Mordes ſchuldige Verbrecher geköpft, davon erſt vier vor wenigen Tagen, und ſchon iſt wieder ein Todtſchlag verübt, und es ſind die Thäter von dem Arm des Gerichts ergriffen und in Haft gebracht worden.

Ein Gaſtwirth zu Colbitz lud in der Leipziger Zeitung förmlich zu einer Hinrichtung ein, die in ſeiner Nähe vollzogen wurde, und rühmte bei dieſer Gelegenheit ſeine Zimmer an und verſprach die beſte Bewirthung, als ob es ſich um ein Freudenfeſt handelte.

Bei einer kürzlich ſtatt gehabten Hinrichtung will man einen Haufen junger Dirnen laut lachend geſehen haben bei dem ängſtlichen Benehmen einer Delinquentin.

Das Merkwürdigſte von dieſen alle Schicklichkeit höhnenden Umſtänden war jedoch, daß im Oſchatzer Wochenblatt bekannt gemacht wurde: „Das Publikum könne für 8 Groſchen Entree zuſehen, wie die Delinquenten am Tage vor ihrer Hinrichtung das Abendmahl empfangen würden.“ Zwar ſollte dieß Geld zur Unterſtützung der Hinterbleibenden jener Verurtheilten ſeyn, aber macht dieß die Sache wohl beſſer? Das Abendmahl ein Schauſpiel für 8 Groſchen! — Zieht man nun noch das im vorigen Stücke des Telegraphen mitgetheilte Dankſagungsſchreiben eines gemüthlichen Scharfrichters in Erwägung, ſo muß man geſtehen, daß das frappirende Erſcheinungen ſind.

Auflöſung der Charade im vorigen Telegraphen: Ebenholz.

Inhalt.

Allerlei, Seite 2, 7, 10, 15, 19, 23, 28, 32, 35, 39, 44, 47, 51.
Anekdoten, 2, 7, 19, 35, 43.
Anerkennung Shakespeare's, 9.
Aus Bremen, 26.
Aus Darmſtadt, 43.
Aus der See, 47.
Aus einer alten Reiſebeſchreibung, 14.
Das Bier, 23.
Brandunglück, 15.
Die Brüder Eichhorn, 45.
Das Coloſſeum in Berlin, 33.
Druckfehler, 8.
Ehrenbezeigung, 10, 13.
Erfindung, 46.
Feuersbrunſt, 42.
Feuerſchaden, 50.
Franzöſiſche Artigkeit, 35.
Gasbeleuchtung, 34.
Der Halley'ſche Komet, 30.
Homonyme, 40.
Humoriſtiſcher Styl, 49.
Hundeklugheit, 34.
Induſtrie, 13.
Journaliſtik, 1, 5, 9, 17, 26.
Der Komet, 18.
König Max, 21.
Kunſt, 13, 17, 30.
Literariſches, 21.
Malitiöſer Druckfehler, 31.
Mißgeburt, 5.
Mode, 5.
Mordthat, 43, 50.
Münchner Oktoberfeſt, 9, 15.
Muſik, 5, 10, 18, 21, 25, 41, 49.
Muth, 46.
Naſeweiſe Rede, 39.
Nekrolog, 34, 39, 44, 47.
Neuere Dichter, 29, 38, 41, 46, 51.
Nord und Süd, 31.
Oekonomiſches, 32.
Originelle Dankſagung, 42.
Rath für ſchlechte Dichter, 47.
Räthſel, 24 (Auflöſung 32) — 36 (Auflöſung 40).
Rüge, 45.
Schelmenſtreich, 38.
Schiffbruch, 23.
Das Schillerfeſt in Breslau, 37.
Schöne Handlungen, 10.
Seeräuberei, 43.
Selbſtmord, 13, 19, 42.
Straußomanie, 50.
Stylprobe, 42.
Telegraph, 1.
Theater, 2, 5, 10, 14, 17, 22, 25, 33, 37, 45, 49.
Theater-Zeitung, 30, 49.
Unglücksfälle, 38, 46, 50.
Vandalismus, 47.
Verbrechen, 15.
Von der Leipziger Meſſe, 13, 18.
Warnungstafel, 5.
Was iſt Berühmtheit? 23.
Wiener Moden, 1.
Wilddieberei, 19.
Wollmärkte, 15.
Zweiſylbige Charade, 32 (Auflöſung 36).

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

K. Luber
Buchbinderei
Heßstr. 14/o Rgb.

Digitized by Google